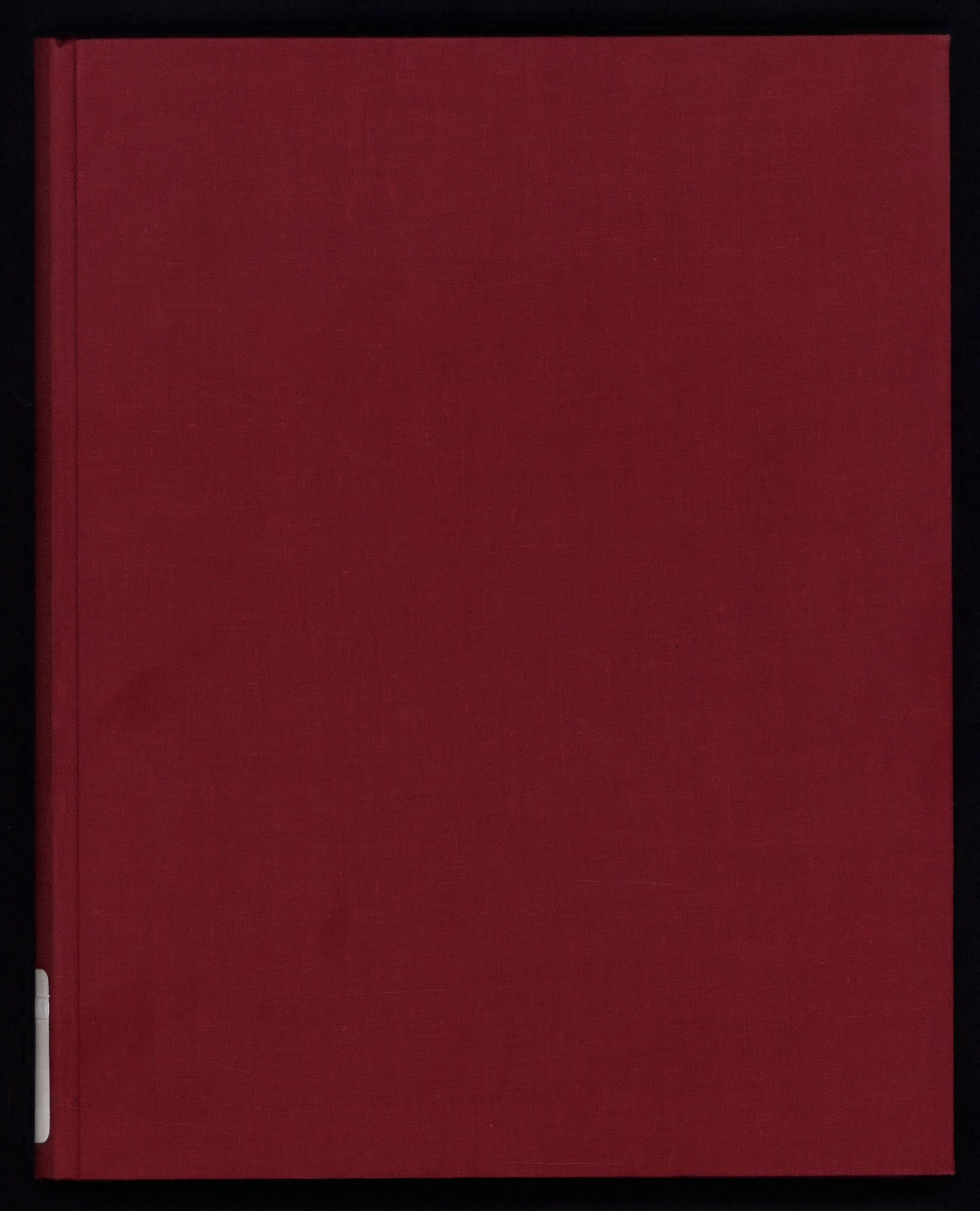
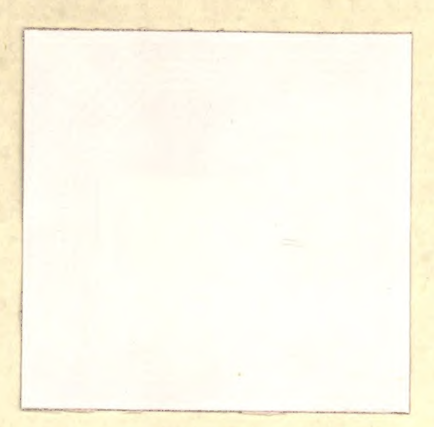
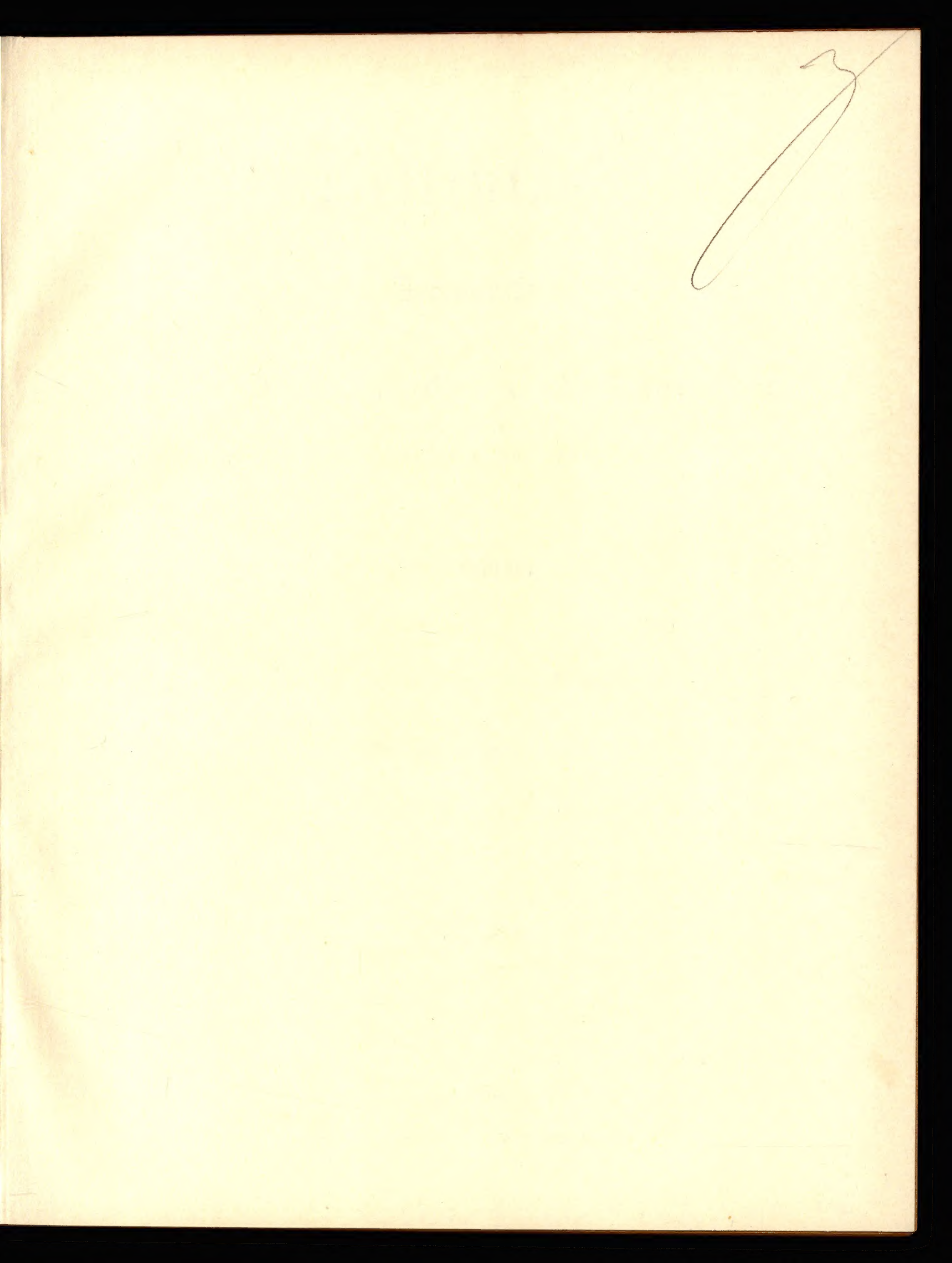
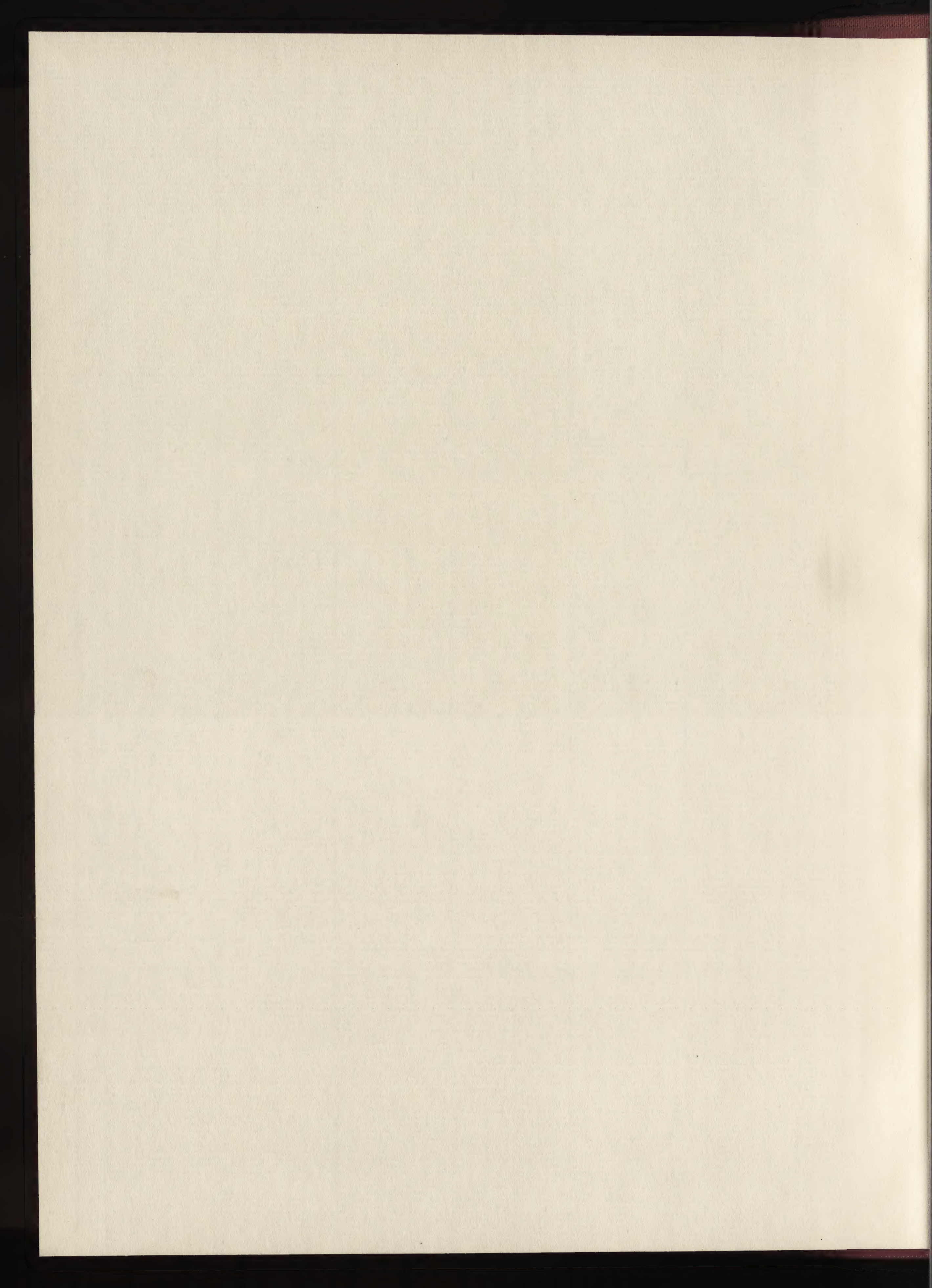


10 a. π.







Hessenland

Zeitschrift
für
hessische Geschichte und Literatur.

Begründet von F. Zwenger.

Zehnter Jahrgang.

Herausgegeben unter Redaktion von

Dr. W. Grotefend.



Kassel 1896.

Druck und Verlag von Friedr. Scheel.

THE GETTY CENTER
LIBRARY

Inhaltsverzeichniß des Jahrgangs 1896.

Geschichtliche Aufsätze.

Kulturgeschichtliches, Familiengeschichtliches, Biographisches, Literarisches.

Erzählungen.

Gedichte.

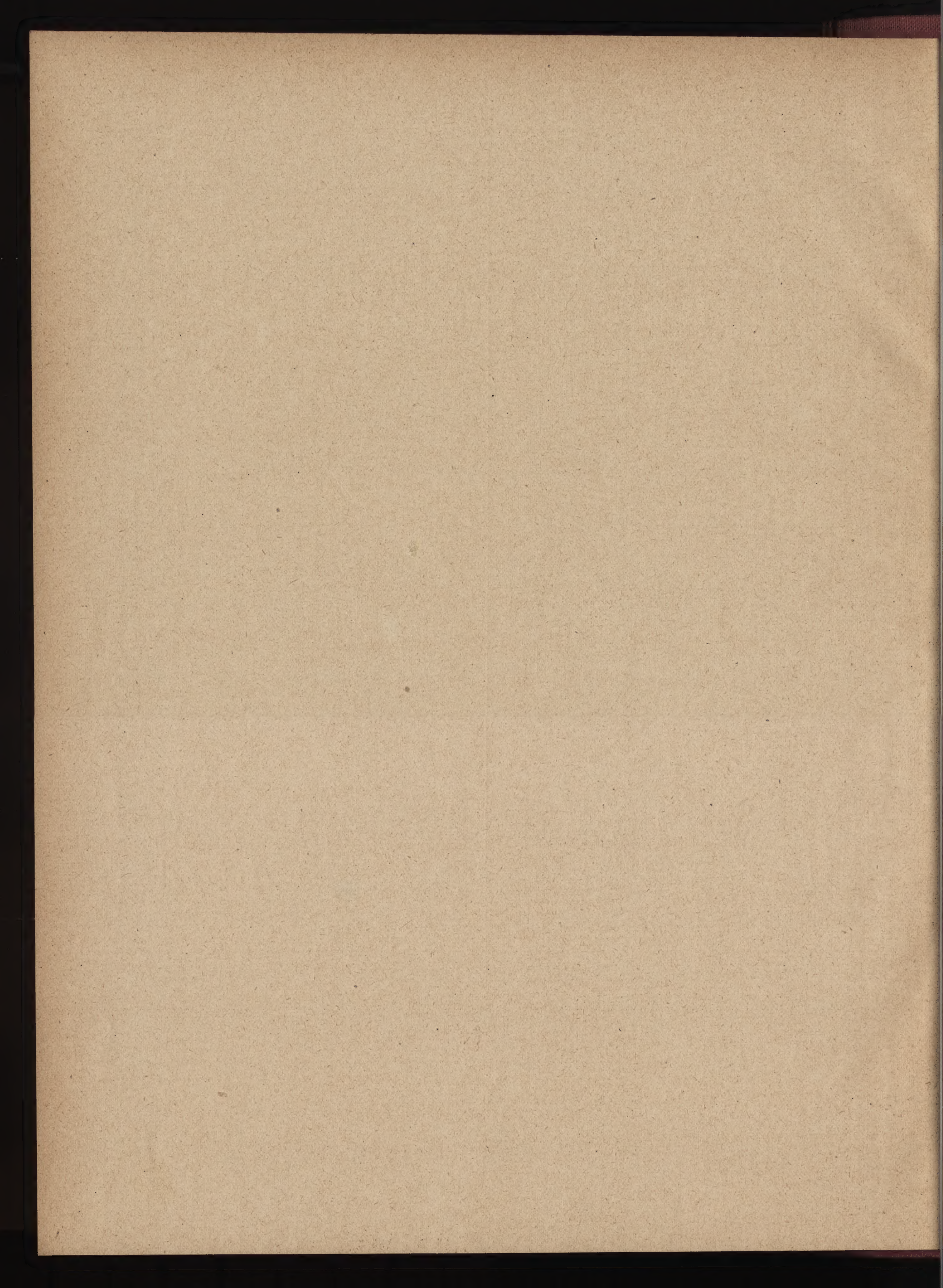
Aus alter und neuer Zeit.

Aus Heimath und Fremde.

Hessische Bücherschau.

Personalien.

Briefkasten.





№ 1. X. Jahrgang. Kassel, 2. Januar 1896.

Das neue Jahr.

Auf des Berges Gipfel, der hoch aufstrebt
Ueber Wälder und Thal und Höhen,
Wenn das nächtliche Dunkel vom Himmel schwebt,
Da mußt Du vor Mitternacht stehen!
Vergangenes rufe im Geiste zurück,
Doch nach Osten wende den suchenden Blick!

In der letzten Stunde vom sterbenden Jahr
Rauscht wundersam Flüstern und Weben,
Und weithin wallende Geisterschaar
Weckt zaubrisches Regen und Leben!
Hoch oben ertönt es wie heiliger Sang —
Im Thale der Glocken ernst mahnender Klang!

Und verklingt dann der letzte, der zwölfte Schlag,
Aufflammt es wie sprühende Garben,
Als erwachte der herrlichste Frühlingstag,
Umloh't von weitleuchtenden Farben,
Und von purpurnen Wolken ein Thron ersteht
Für des Erdeneroberers Majestät:

Für das siegende Jahr! und rings um es her
Da harren die neuen Vasallen:
Der Friede, der Krieg mit der dräuenden Wehr,
Das Glück mit dem Füllhorn vor allen!
Sie warten in Ehrfurcht, zu dienen bereit
Dem Willen des Herrschers, der ihnen gebeut!

Sieh', da nahet dem Thron im Smaragdgewand
Die Hoffnung und ihre Getreuen,
Die wieder mit flehend gehobener Hand
Ihr stetiges Bitten erneuen:
„Das entschwundene Jahr es stieß uns zurück,
Gewähre Du endlich erbetenes Glück." —

Und nun steigen empor von dem Erdenrund
All' die Wünsche, die unerfüllten,
Und die sich auf tiefinnerstem Herzensgrund
Noch niemals in Worten enthüllten, —
Doch mit heiliger Ruhe im Räthselblick
Wägt das neue Jahr unser künftig Geschick!

Jeanette Bramer.





Die Okkupation Hessen-Kassels durch die Franzosen im Jahre 1806 und die Schicksale des kurfürstlichen Haus- und Staatsschatzes.

Von Dr. Hugo Brunner,
Bibliothekar an der Landesbibliothek in Kassel.

Nachdruck verboten.

Der kurhessische Staat hat zweimal seine Selbständigkeit verloren. Daß dies beide Male der unentschlossenen Politik seiner Fürsten zu danken gewesen sei, wird kaum in Abrede gestellt werden können. Der Großvater, Kurfürst Wilhelm I., konnte es im Jahre 1806 ebenso wenig über sich gewinnen wie 60 Jahre später der Enkel, sich offen und rückhaltlos auf eine Seite zu schlagen. Daß beide Fürsten mit keiner der kriegführenden Mächte es ganz verderben wollten, daß sie wähnten, eine bewaffnete Neutralität könne den kleinen Staat in den wilden Wogen der Völkerkämpfe über Wasser halten, war ein verderblicher Irrthum.

Aber Kurfürst Wilhelm I. war bei aller verkehrten Politik doch immer noch weit staatskluger als sein Enkel. Und vor allen Dingen ließ er sich besser rathen als dieser. Waren seine Minister auch keine Politiker ersten Ranges, so durften sie doch ihre Meinung frei und unumwunden äußern, ohne auf stetes Mißtrauen und eine, wenn ihre Ansicht nicht genehm war, unwürdige Behandlung gefaßt sein zu müssen. Und vor allem: Wilhelm I. hatte nicht einen großen Theil der öffentlichen Meinung im Lande gegen sich. Er war eins mit seinem Volke, und — wenige ausgenommen — stand dieses treu zu und hinter ihm.

Dieser Treue einerseits, französischer Bestechlichkeit andererseits ist es namentlich zu danken gewesen, daß Wilhelm I. seine großen Reichthümer der Begehrlichkeit der Franzosen zu entziehen vermochte. Von jeher hat man der Rettung des kurfürstlichen Vermögens ein besonderes Interesse entgegen gebracht, wohl um deswillen, weil die Phantasie sich mächtig anregte bei der geheimniß- und gefahrvollen Bergung so gewaltiger Reichthümer, die in der Einbildungskraft noch weit größer erschienen, als sie es thatsächlich waren, und deren Entdeckung ein kleiner Zufall wie leicht hätte herbeiführen können!

Die geheimnißvolle Verbergung und Wegführung besagter Schätze aus dem Machtbereich der Franzosen hatte in erster Linie das Kapitalvermögen des Kurfürsten zum Gegenstand. Sieben Millionen Reichsthaler wurden, wie allgemein bekannt, dem kurfürstlichen Oberhofagenten Meier Amschel Rothschild anvertraut. Sie sind in der Hand dieses klugen Mannes das Mittel zu dem Erwerb der kolossalen Reichthümer seines Hauses geworden. Das übrige Kapitalvermögen, welches man auf etwa 21 Millionen Reichsthaler angiebt, worunter aber noch andere Werthgegenstände waren, ließ der Kurfürst, wie man sagt, auf den Rath des ihm treu ergebenen Burggrafen und Schloßinspektors Steitz zu Wilhelmshöhe in dem Giebel des östlichen Säulenvorsprungs des dortigen Schlosses vermauern.[1]) Das Silbergeschirr, auch mehrere Millionen an Werth begreifend, ward theils auf der Löwenburg, größtentheils aber in dem mitten im Reinhardswalde gelegenen einsamen Jagdschlosse Sababurg eingemauert.[2])

Wohl ebenso wichtig, wenn nicht noch wichtiger als die heimliche Bergung des Kapitalvermögens war es, den Franzosen die Kenntniß der bedeutenden Ausstände, welche der Kurfürst hatte, bezw. der Kapitalien, welche die öffentlichen Kassen ausgeliehen hatten, zu entziehen. In dem Titel dieser Abhandlung habe ich von dem kurfürstlichen Haus- und Landesvermögen gesprochen.

[1]) So berichtet wenigstens F. W. Hagedorn in einem Schriftchen: Die Rettung des kurfürstlichen Schatzes unter der Regierung des Königs Jérôme. Kassel (G. Klaunig) 1880. — Ich werde auf diese Schrift später noch zurückkommen.

[2]) Hierüber siehe Schwedes: Nachrichten über die Verbergung des Silbergeräthes &c. des kurfürstlichen Hofes im Jahr 1806 auf dem alten Jagdschlosse Sababurg im Reinhardswalde und den Raub dieses Schatzes vor den Franzosen. (Zeitschrift für hessische Geschichte, N. F. Bd. I, S. 251.) Von den eigentlichen Vorgängen bei dem Raube sagt der Verfasser nichts.

Hier möchte man einen Widerspruch finden, doch ist dieser nur scheinbar. Insofern als das in den Staatskassen vorhandene Vermögen zur unbedingten Verfügung des Landesherrn stand und dieser hinwiederum kein Privatvermögen besaß, was nicht auch unter Umständen zu Staatszwecken dienen konnte, darf man wohl jenen Ausdruck gebrauchen. Die reinliche Scheidung des hessischen Landesvermögens in fürstlichen Privat- und in Staatsschatz hat bekanntlich erst die Verfassung von 1831 im Gefolge gehabt.

Die Kenntniß also der einzelnen Bestandtheile des kurfürstlichen Schatzes den Späheraugen der Franzosen zu entziehen, war eine der Hauptsorgen der Regierung nach der Okkupation des Landes. Wie solches bewerkstelligt wurde, und welche Verhandlungen mit den französischen Machthabern gepflogen worden sind, darüber war bis jetzt wenig oder nichts bekannt.[1] Akten, welche kürzlich aus dem landständischen Archiv dahier der Landesbibliothek überwiesen wurden, geben interessanten Aufschluß hierüber und liefern überhaupt manchen schätzbaren Beitrag zur hessischen Geschichte in den Jahren 1806 und 1807. Sie liegen im Wesentlichen der nachfolgenden Darstellung zu Grunde.[2]

Am 1. November 1806 hatte Kurfürst Wilhelm I. Kassel verlassen, da der Kaiser Napoleon Befehl ertheilt hatte, ihn ebenso wie seinen Sohn, den Kurprinzen, als preußische Generäle zu verhaften und in Kriegsgefangenschaft abzuführen. Die Note, welche der französische Gesandtschaftssekretär St. Genest nach der Abreise des bisherigen Gesandten Bignon am 31. Oktober 1806, zwischen 11 und 12 Uhr Nachts, dem hessischen Minister von Waitz übergab, ist gerichtet an Se. Durchlaucht den Fürsten von Hessen-Kassel, „Feld-Marschall in Preußischen Diensten“. Auch der Kurprinz wird als General in eben diesen Diensten besonders namhaft gemacht. Eine positive Feindseligkeit gegen Frankreich ist Napoleon, wie es scheint, zu seinem Bedauern, nicht in der Lage, der hessischen Politik vorwerfen zu können; so muß das Verhalten Hessens gegen Frankreich in früheren Zeiten, sowie die Begrüßung der durchziehenden preußischen Truppen bei Eröffnung des Feldzuges von 1806 als hinreichender Grund für die feindselige Behandlung des Landes herhalten.

[1] Hierüber weiter unten. Einstweilen vergleiche man: Müller, Fr. Kassel seit 70 Jahren. Bd. I, S. 8. — Un Roi qui s'amusait et la Cour de Westphalie. S. 29.

[2] Die Akten tragen die Signatur: Mss. Hass. fol. 367, 374, 375 und 377.

Es war ein brutaler Gewaltakt, den Napoleon beging, als er die Neutralität Hessens aus den Augen setzte. Aber wenn der Marschall Mortier im Eingang seiner Proklamation an die Einwohner von Hessen vom 1. November 1806 sagte: „Ich komme von eurem Lande Besitz zu nehmen: das ist das einzige Mittel, um euch die Greuel des Kriegs zu ersparen“, — so hatte er nicht ganz Unrecht. An der Katastrophe von Jena würden die 20 000 Hessen, selbst wenn das ganze Kontingent mitgefochten hätte, auch nicht viel geändert haben. Die kopflose Leitung des Feldzuges von Seiten des Herzogs von Braunschweig konnte durch jenen Zuwachs an Mannschaft nicht aufgehoben und wett gemacht werden.

So hatte sich Hessen einer wesentlich besseren Behandlung zu erfreuen, als wenn es ein erobertes Land gewesen und nach Kriegsrecht behandelt worden wäre. Der neuernannte Generalgouverneur Lagrange erließ unter'm 4. November 1806 seine erste Proklamation, durch welche er sich dem Volke bekannt machte. „Der Krieg und seine Greuel werden eure Fluren nicht verheeren“, heißt es darin. „Bleibt ruhig, setzt eure Arbeiten, eure Handelsspekulationen fort, überlaßt euch eurem Fleiße und seid dann ohne Furcht für eure Gesetze, eure Gebräuche, eure Religion, eure Personen und euer Eigenthum. Dies alles wird geschützt werden. — Von Seiner Majestät dem Kaiser der Franzosen und König von Italien zum Gouverneur von Hessen ernannt, werde ich mein möglichstes thun, die Ordnung zu handhaben und das Land blühend zu machen. Dies ist mein vorgesetztes Ziel. Glücklich, wenn ich es erreichen kann!“

So lauteten die trostreichen Worte des Gouverneurs, welcher demgegenüber Gehorsam von Seiten der Einwohner gegen die Befehle und Verfügungen des Gouvernements und eine pünktliche Befolgung alles dessen verlangte, was ihnen vorgeschrieben werden würde.

Letzteres konnte nun viel oder wenig, Erträgliches und Unerträgliches sein. Zunächst war es nur die Ablieferung aller Waffen, welche bei Todesstrafe anbefohlen wurde. Die Maßregel war sehr natürlich und gerechtfertigt, da 20 000 Soldaten, im Lande zerstreut, nur auf ein Zeichen warteten, um über die Franzosen herzufallen. Eine Niederlage Napoleon's an der Oder oder Weichsel, und der Aufstand gegen ihn brach los.

Daß die Erhebung aller Einkünfte des Landes ebenso wie die Verwaltung der Rechtspflege künftighin nicht mehr im Namen des Kurfürsten, sondern in dem des Kaisers der Franzosen zu

geschehen habe, war ebenso natürlich und nur eine Konsequenz der bisherigen Behandlung des Kurstaates. Demgemäß hatten nur diejenigen Zahlungsanweisungen Gültigkeit, welche vom Gouverneur selbst vollzogen waren (Artikel 8 der Proklamation).

Man versicherte sich also zunächst der Einkünfte des Landes, indem man nach Artikel 5 der Proklamation die Abführung aller Gelder der öffentlichen Kassen, auch der aus der bisher selbständig verwalteten Grafschaft Hanau, nach Kassel anordnete. Schwieriger aber war es, auf das große Kapital- und sonstige Aktivvermögen des Kurfürsten bezw. des Staates die Hand zu legen. Mit Rücksicht hierauf ordnet Artikel 7 der Proklamation an, daß „ein Jeder, welcher Gelder oder andere Sachen, die dem Staate gehören, verhehlt und davon nicht binnen vierundzwanzig Stunden nach Bekanntmachung dieser Proklamation Anzeige thut, verhaftet und einer militärischen Kommission übergeben werden soll, um von dieser nach der Strenge gerichtet (d. h. erschossen) zu werden“. Es war anzuerkennen, daß auf den Verrath solcher Staatswerthstücke keine Belohnung gesetzt wurde. Immerhin aber war die Ankündigung der kriegsgerichtlichen Bestrafung geeignet, denjenigen, welche um den Verbleib der Schätze des Kurfürsten wußten, schwere Sorgen zu bereiten.

Wir greifen ein wenig zurück, um die Vorgänge in der Stadt Kassel nach dem Einrücken der Franzosen kurz darzulegen.

Hessen war von zwei französischen Armeecorps gleichzeitig betreten worden. Vom Norden her überschritt der König von Holland am 31. Oktober mit etwa 10 000 Mann die Grenzen des Landes, von Süden her rückte gleichzeitig der Marschall Mortier ein, der am 30. desselben Monats in Melsungen war und am 31. Oktober vor dem Walde hinter Krumbach ein Lager bezog.[1]) Er hatte ungefähr ebensoviel Truppen bei sich wie der König von Holland, sodaß am 31. Oktober circa 20 000 Mann Franzosen vor Kassel stehen mochten. Mortier war als der eigentliche Oberbefehlshaber anzusehen. Auf ihn hatte sich der bereits oben genannte St. Genest, wenn er von den hessischen Räthen über die auffallenden Truppenbewegungen im Lande befragt wurde, stets bezogen, und an ihn sandte Kurfürst Wilhelm I. darum auch am 31. Oktober Nachmittags eine Deputation, bestehend aus dem Minister von Baumbach, dem Geh. Rath von der Malsburg, dem General von Webern und dem Geh. Referendar Schmerfeld, um in seinem Namen zu versichern: seit vier Wochen nicht mehr General von Preußen, wolle der regierende Kurfürst von Hessen zur südlichen Föderation treten, sein Militär mit der kaiserlichen Armee vereinigen und nach Berlin zum Kaiser reisen. Sie zeigten das Abschiedsgesuch vor, welches der Kurfürst dem König von Preußen eingereicht, und verlangten Pässe.

Mortier aber erwiderte, er sei Soldat und habe keinen Auftrag zu diplomatischen Verhandlungen. Unverrichteter Sache kehrte also die Deputation zurück, und in selbiger Nacht überreichte St. Genest, im Reisewagen vorfahrend, die bekannte Note: Fürst, Volk und Heer waren überlistet und überrumpelt, und an Gegenwehr nicht zu denken.

Am 1. November, nachdem der Kurfürst die Stadt durch das Kölnische Thor verlassen hatte, rückte Mortier durch das Leipziger Thor hier ein. Auf dem Friedrichsplatze marschirten 6000 Mann auf und lösten alsbald die hessischen Wachen ab, deren Erbitterung groß war. Fast gleichzeitig zog der König von Holland, wenig erfreut über Mortier's Anwesenheit, durch das holländische Thor ein. Am Tage nach dem Erscheinen Mortier's traf auch der General Lagrange ein, welchen Kaiser Napoleon zum Generalgouverneur von Hessen ernannt hatte. Er bezog das kurfürstliche Residenzschloß in der Bellevue, und zwar gerade die Zimmer des Kurfürsten, wo er sich auf die nämliche Art, wie wenn jener zugegen wäre, mit Tafel und Aufwartung bedienen ließ.

Noch an demselben Tage wurden alle herrschaftlichen Kassen in Beschlag genommen; ebenso bemächtigte sich der Feind des Zeughauses und der herrschaftlichen Magazine. Alle Pferde des kurfürstlichen Marstalls wurden für gute Beute erklärt, und drei davon eignete sich der Marschall Mortier ohne Weiteres selbst an. Dieser letztere hatte Anfangs das Posthaus bezogen, dann siedelte er gegenüber in das Rotenburgische Palais am Königsplatz, das spätere Regierungsgebäude, über und verlangte hier nunmehr auch die Versehung seiner Tafel aus der Hofküche, was jedoch nur einen Tag geschah, da er am 7. November in das Hannöversche abrückte. Die holländische Armee hatte bereits am 6. November Morgens die Stadt verlassen.

Noch hatte die Proklamation des Generals Lagrange mit der Aufforderung, die dem Staat gehörigen, etwa verborgenen Werthstücke anzuzeigen, die Presse nicht verlassen, da kamen bereits dem hessischen Geheimen Ministerium, d. h. den

---

[1]) S. Strippelmann, Beiträge zur Geschichte Hessen-Kassels. Bd. II, S. 239 ff.

Staatsministern von Waitz und von Baumbach, schwere Bedenken, insbesondere wegen des in Sababurg verborgenen Silbergeschirrs. Die beiden Herren waren bis dahin vom Kurfürsten über die heimliche Bergung jenes Silbers ganz im Unklaren gelassen worden und hatten keine Ahnung von dieser Maßregel.[1]) Da überbrachte ihnen der Oberbaurath Jussow einen an ihn gerichteten Brief des Kriegszahlamtsdirektors Buderus vom 2. November, in dem es hieß, daß bereits in der ganzen Gegend von Sababurg von den dort vermauerten Effekten gesprochen werde. Zum Schutze des Silbers gegen etwaige räuberische Einbruchsdiebstähle hatte man — nicht sehr überlegter Weise — ein Jägerkommando nach dem einsamen Jagdschlosse gelegt; denn dadurch war die Sache noch auffälliger gemacht, und da die Entwaffnung der hessischen Truppen ohnehin in Aussicht stand, so konnte auch jenes Kommando diesem Schicksal nicht entgehen. Buderus bat daher[2]), den Generalmajor von Webern zu veranlassen, daß er das Jägerkommando zurückziehe, statt dessen die Förster und Forstlaufer fleißig patrouilliren sollten. Von seiner Rathlosigkeit zeugt der Rath, welchen er dem Förster Bauer in Sababurg ertheilte, er solle hier und da in der Gegend erzählen, daß alle Sachen in der Nacht bereits abgeholt worden seien; — wodurch die Franzosen erst recht auf die Fährte gebracht worden wären.

So bemächtigte sich die Angst aller Wissenden. Der Steuerrath Gottsched erschien bei den Ministern, um ihnen das Geheimniß anzuvertrauen und sich damit außer Verantwortung zu setzen. Und der Hofmarschall Graf von Bohlen gab zu vernehmen, wie er dem Gouverneur Lagrange auf dessen Nachfrage nach dem herrschaftlichen Hofkämmerei-Silber die geschehene Absendung eines Theils davon um so mehr eröffnet und ihm das vom Kriegszahlamtsdirektor Buderus unterschriebene Verzeichniß vorgezeigt habe, als dieser Defekt durch Vergleichung des wirklich vorräthigen mit dem im Inventar verzeichneten Silbergeräth sofort entdeckt sein würde. Das Geheime Ministerium sah sich daher alsbald bewogen, die fraglichen Effekten eilends und noch vor der Bekanntmachung der Proklamation ad locum unde zurückbringen zu lassen, indem ihnen so bewandten Umständen nach dies das einzige Mittel zu sein schien, die Sachen womöglich noch vor dem sonst ganz unvermeidlichen Verlust zu retten.

Der Hofmarschall Graf Bohlen erhielt deswegen die Weisung, vom Gouverneur sofort die nöthigen Päffe nebst einer Schutzwache zu verlangen, um die Silbergeräthe wieder an Ort und Stelle zu bringen.[1])

In ihrem Bericht an den Landesherrn vom 5. Dezember 1806 klagen die Minister nicht mit Unrecht darüber, daß man sie so ganz ohne Kenntniß der versteckten Sachen gelassen habe, da sie also auch außer Stande gewesen seien, zeitig geeignete Anstalten für deren Rettung zu treffen. So seien denn leider ihre Besorgnisse in Erfüllung gegangen, indem sämmtliche Verwahrungsorte den Franzosen bekannt geworden, welche nicht nur alle in Sababurg gewesenen Sachen, sondern auch die zu Wilhelmshöhe und auf der Löwenburg noch vorgefundenen etwa 30 Kisten abgeführt hätten. Das Silber wurde nach Mainz gebracht.

Dabei nahmen die Franzosen keine Rücksicht auf die Reklamationen des Privateigenthums der Kurfürstin und Kurprinzessin, noch der Frau von Schlotheim, — der bekannten Reichsgräfin von Hessenstein, — sondern konfiszirten alles. Sogar dem kaiserlich österreichischen Gesandten Herrn von Wessenberg in Kassel ließen sie eine sehr harte und sonst ungewöhnliche Behandlung widerfahren, als sie in seiner Wohnung zwei Kasten mit Rechnungen u. dgl., welche dem Hofe zustanden, entdeckten. Ohne seiner Erklärung, daß verschiedene darin befindlich gewesene Sachen noch vor dem Erscheinen der Proklamation wieder heraus genommen worden seien, Glauben zu schenken, legte Lagrange ihm mehrere Mann Wache in's Haus, wovon einer sogar sich in seinem Zimmer aufhielt und Nachts sich auf sein Bett setzte, sodaß man nur mit unsäglicher Mühe und durch Anwendung aller nur denkbaren Mittel sich aus derartigen Verlegenheiten ziehen konnte.

Dem Kurfürsten fielen diese Nachrichten sehr schwer auf's Herz. Besonders mochte es die Sorge um sein unter dem Dache des Frontispice der Säulenhalle am Wilhelmshöher Schlosse ver-

[1]) Es erklärt sich dies daraus, daß der Kurfürst ursprünglich die Absicht gehabt hatte, die Kisten mit dem Silbergeräth von Münden aus zu Schiffe die Weser hinunterbringen zu lassen. Wie aber J. S. Ruhl in seinen (im Besitze des Herrn Generalmajors von Bauer befindlichen) handschriftlichen Denkwürdigkeiten erzählt, konnte sich der sparsame Herr mit dem Schiffer über die Fracht nicht einigen; sie blieben um 50 Thaler auseinander, und so wurde das auch historisch überaus werthvolle Silbergeräth Hals über Kopf in Sababurg eingemauert.

[2]) Der Brief befindet sich bei den Akten!

[1]) Protokoll des Geh. Staatsministeriums vom 5. November 1806. Ständische Landesbibliothek, Mss. Hass. fol. 367. — Bericht an den Kurfürsten vom 1. Dezember, ebenda fol. 375.

borgenes großes Vermögen sein, die ihn schwer ängstigte. Er hielt sich damals bei seinem Bruder, dem Landgrafen Karl, dem dänischen Statthalter von Schleswig, in Gottorp auf, und von hier aus schrieb er unter'm 14. November an sein Geheimes Ministerium: im Falle sein Eigenthum noch nicht entdeckt worden sei, so solle jenes dafür sorgen, daß die mit dessen Bergung hauptsächlich vertrauten Personen, nämlich der Oberbaudirektor Jussow, die Burggrafen Steitz und Boeger zu Wilhelmshöhe im Schloß bezw. auf der Löwenburg, die Beamten zu Sababurg und der Maurermeister Feist zu Kassel, sowie alle weiteren Personen, welche Jussow namhaft machen würde, sich mit größter Vorsicht aus dem Lande entfernen und nach Altona begeben möchten, von wo aus sie dem Geh. Kriegsrath Buderus von Carlshausen behufs Regulirung ihres weiteren Fortkommens Nachricht von sich zu geben hätten. Im unverhofften Falle der Einziehung dieses Eigenthums aber soll Geheimes Ministerium vereint mit der General-Landesdirektion, — der vom Kurfürsten bei seiner Abreise eingesetzten Regierung, — dafür die strengste Sorgfalt tragen, daß alles bis zur Ertheilung weiterer genauer Nachweisungen beisammen bleibe, indem sich Unterpfänder, Papiere der Militär- und Zivilwittwenkasse und anderer milder Stiftungen, Kautionen und Sachen von Privatpersonen dabei befänden, welche Gegenstand der Wegnahme nicht sein könnten. [1])

[1]) Mss. Hass. fol. 375 der Ständischen Landesbibliothek.

(Fortsetzung folgt.)



Verschwundene Burgen und Ortschaften bei Melsungen.

Von Dr. L. Armbrust.

Nachdruck verboten.

1. Reinwerkerode.

Wenn zerstörter Burgen und verlassener Ortschaften Erwähnung geschieht, pflegt man gewöhnlich dem dreißigjährigen Kriege die Schuld an der Verwüstung zuzuschreiben. Das stimmt nur in einzelnen Fällen, in keinem Falle bei den Wüstungen, die in Melsungens Umgebung nachzuweisen sind. Wer diese kennen lernen will, der schnüre sein Bündel und wandere mit mir.

Im Kehrenbachthale machen wir Halt. Der Kehrenbach fließt an den Dörfern Kehrenbach und Kirchhof vorbei und mündet der Stadt Melsungen gegenüber in die Fulda. Er bewässert den Grund zwischen dem Schöneberge und dem Karlshagen. Dort steigt vor unserem geistigen Auge aus Feldern und Wiesen eine Ortschaft hervor — Reinwerkerode.

Die Silbe „rode" verräth uns, daß der Ort nicht zu den ältesten Ansiedelungen der Deutschen gehört, sondern daß wir den Reinwerk, der hier den Wald ausgerodet hat, erst im helleren Theile des Mittelalters, meinetwegen seit der Zeit der Karolinger, zu suchen haben.

Nun fällt uns ein Umstand sehr auf: Reinwerk ist kein hessischer Name. So sorgfältig wir auch die älteren Urkunden durchforschen, er begegnet uns nicht ein einziges Mal. Gehen wir dagegen ein Stücklein über die Nordgrenze des Hessenlandes, z. B. nach Westfalen, so wissen uns die Korveier Ueberlieferungen und andere Quellen von verschiedenen Trägern des Namens Reinwerk zu erzählen. Der Gründer von Reinwerkerode scheint also sächsischen Stammes gewesen zu sein. Wie kommt aber ein Sachse nach Hessen? Zu einer solchen Uebersiedelung war offenbar in der Ottonenzeit besondere Veranlassung. Als der Herzog Eberhard von Franken, dem auch Hessen unterthan war, als Aufrührer seinen Tod gefunden hatte, verfuhr der deutsche König Otto I. nach dem altrömischen Grundsatze: theile, so kannst du leichter herrschen, und zerschlug das Herzogthum in kleine Stücke. Bei der Vertheilung dieser Stücke berücksichtigte er ohne Zweifel seine treuen Stammesgenossen, die Sachsen vor allen anderen; und so mag auch der Sachse Reinwerk eine Centgrafschaft im Fuldagebiete erhalten haben. Um 974 finden wir einen Grafen Reinwerk, der im Gaue Nihtherse (um Korbach) waltete. Sollte dies der Gründer von Reinwerkerode sein? Eine Urkunde, die die Frage wahrscheinlich beantworten würde, ist leider nicht mehr in der Urschrift vorhanden, und die Abschriften sind gerade in der Lesart der Namen ungenau. Am 16. Juni 973 schenkte nämlich der deutsche König Otto II. in Fritzlar einer gewissen Dietrat einige Besitzungen, die ihm von dem Freigelassenen Warmunt überlassen waren.

Wenn wir der Lesart der Monumenta Germaniae folgen, so lagen diese Besitzungen in Marzhausen und (Nieder-)Elsungen im Hessengaue, in den (Cent-)Grafschaften der Grafen Gumbo und Reginwerth. So liest man wirklich in einer älteren Urkundenabschrift. Zwei andere überliefern aber Melesenga statt Elesenga und Reginverichi statt Reginwerthi, also Melsungen in der Grafschaft Reginwerk's = Reinwerk's. Die Verwaltung zweier nicht zusammenhängenden Centgrafschaften durch einen Grafen bietet wohl Schwierigkeiten, aber keine unübersteiglichen Hindernisse. Jeder, der weiß, daß Reinwerkerode nur eine Viertelstunde von Melsungen entfernt lag, wird in der erwähnten Urkunde den Lesarten Melsungen und Reinwerk den Vorzug geben. Denn der sächsische Name Reinwerkerode mitten im Hessengau findet auf diese Weise eine höchst einfache Erklärung als Gründung des sächsischen Centgrafen Reinwerk.

Die ersten urkundlichen Erwähnungen des Ortes Reinwerkerode fallen in die Jahre 1303 und 1332. Damals stattete der Melsunger Priester Konrad, Herold's Sohn, den Allerheiligen- und Marienaltar in der Stadtkirche mit den Mitteln zu einer Frühmesse aus. Unter den Gegenständen der Schenkung waren auch eine Wiese und eine halbe Hufe in Reinwerkerode, die „das Lehen" hieß. Ein halbes Jahrhundert später (1384) gehörte dieses Lehen zu den schoßpflichtigen Besitzungen Werner's von Schlutwinsdorf, wurde aber dann wieder Eigenthum der Frühmesse. Die Schlutwinsdorf hatten auch den Zehnten von Reinwerkerode als hessisches Lehen inne, nach ihrem Aussterben ging er auf die Wolfershausen über. 1375 besaß die Melsunger Burgfrau Else von Leimbach schoßpflichtige Äcker und Wiesen in Reinwerkerode und an dem Spangenbergischen Wege diesseits des Tiefenbachs. Reinwerkerode lag also nicht, wie der gelehrte Schmincke im vorigen Jahrhundert annahm, auf dem jetzigen Katzenroth, das schon 1470 unter diesem Namen (Coczinrade) vorkommt, sondern zwischen der Kaisersau und dem Abhange des Schöneberges, unter den Waldtheilen, die Tiefenbach und Kraftshecke heißen. 1415 giebt Wolf von Wolfershausen in einer Urkunde an, daß Reinwerkerode unter dem Karlshagen gelegen war, und unterscheidet darin obere und untere Wiesen. Die oberen Wiesen hatten ehemals die Herren von Schlutwinsdorf besessen. Wie wir aus einer Frühmeßurkunde von 1416 erfahren, gehörte zu dem „Lehen" auch ein Driesch, dem Walde abgerungenes und am Rande des Waldes gelegenes, noch nicht anbaufähiges Land. Zwei Kirchhöfer Bauern pachteten das „Lehen", das damals noch nicht zur Melsunger Flur gerechnet sein muß. 1449 ist wiederum von Reiwigkerode zwischen der Stadt Melsungen und dem Dorfe Kirchhof die Rede, 1463 von Wiesen und Ländereien zu Reybeckerade, bei der Wiese des Isernhenze, der Karthäuserwiese, dem Frühmesserlande und der Hospitalswiese. Die letztere befand sich nach einer Urkunde von 1400, einer Grenzbeschreibung von 1577 und liegt noch heutigen Tages auf dem linken Ufer des Kehrenbaches, zwischen Kaisersau und Tiefenbach. Also noch eine Bestätigung für unsere Angabe, daß Reinwerkerode dort lag. 1495 wird das „Gelände" Rewyckerode genannt, und das Melsunger Saalbuch von 1575 theilt mit, daß Jörge Eyserheintz, dessen Vorfahr 1463 Isernhenze hieß, Rentegeld von seinem Lande zu Rückeroda zu geben hatte. Dann ist alles still, der Name Reinwerkerode ist der Vergessenheit anheimgefallen, die Flur des Ortes nach der Grenzbeschreibung von 1577 zur Melsunger Feldmark geschlagen. Die unsichere Schreibweise des Namens seit der Mitte des 15. Jahrhunderts bereitet gewissermaßen schon auf seinen gänzlichen Untergang vor.

In allen Erwähnungen, die wir angeführt haben, ist Reinwerkerode nur noch ein Flurname, der Ort muß also wohl schon vor dem Jahre 1300 zerstört oder verlassen sein. Möglich ist es, daß die Einwohner bei der Erhebung Melsungens zur Stadt dorthin übergesiedelt sind. Wenn Schmincke in seinen Aufzeichnungen von einem Schlosse Reinwerkerode spricht, so ist das eine bloße Vermuthung, die aber viel Wahrscheinlichkeit für sich hat. Denn Graf Reinwerk wird doch zunächst ein Herrenhaus angelegt haben, in dem er zur Ausübung der Gerichtsbarkeit absteigen konnte.

2. Burg Schwarzenberg.

Steil steigt man vom Kirchhöfer Grunde, dem Thale des Kehrenbaches, den Karlshagen hinan, und abschüssig geht es auf der anderen Seite hinunter nach Schwarzenberg. Noch heute sieht der Berg, an den es sich lehnt, schwarz aus; denn bis zum Fuße bedeckt ihn Nadelholz. Er verdient eher jenen Namen als das freundliche Dorf. Dort, wo die Schule liegt, erhob sich ehemals die Burg der Herren von Schwarzenberg und spiegelte ihre Zinnen im Fuldastrome. Ein winziges Bächlein, jetzt noch Burggraben benannt, trennte sie von dem Grunde und Boden, den die Kirche und die benachbarten Häuser nun einnehmen.

Die ursprüngliche Burg Schwarzenberg kann nicht lange bestanden haben. Um's Jahr 1293 eroberte und zerstörte Heinrich I., das Kind von Hessen, nach dem Bericht des Chronisten Wigand Gerstenberg viele Schlösser im Lande. Unter den gebrochenen Burgen befand sich auch Schwarzenberg. Die Nachricht erhält ihre Bestätigung in einigen urkundlichen Zeugnissen. 1275 bezeugte noch der landgräfliche Schultheiß Gerhard in Melsungen einen Kaufbrief Eckehard's*), Hugo's, Berthold's und Widekind's von Schwarzenberg (1275—1301). Am 26. Mai untersiegelte Widekind von Schwarzenberg neben Berlepsch, Grope und anderen eine Urkunde. Da aber Berlepsch und Grope zu den guten Freunden des Landgrafen gehörten, so kann man daraus entnehmen, daß damals Schwarzenberg dem Fürsten auch noch nicht feindlich gegenüberstand. Dies Verhältniß wird sich aber schon im nächsten Jahre geändert haben, denn am 19. August 1290 schlossen Hessen und Mainz ein Landfriedensbündniß zur Unterdrückung des räuberischen Adels. Und am 28. September 1295 war die Burg schon zerstört, da Widekind und Berthold von Schwarzenberg die Hälfte von dem Grunde und Boden auf dem ihr Schloß gestanden hatte, an den Landgrafen verkauften. Bald aber erstand ein neuer Bau aus Schutt und Trümmern. Im September 1351 belehnte Heinrich II., auf Bitten seines „lieben getreuen Dieners" Johann von Schwarzenberg, dessen Gattin Katharina und die Kinder beider, Johann und Gisela, erblich mit den Gütern, die der ältere Johann bisher allein als persönliches Lehen inne gehabt hatte. Dazu gehörte auch Haus und Hof in Schwarzenberg, worin Katharina um diese Zeit wohnte. Wann dieses neue Haus wieder in Verfall gerieth, ist nicht sicher, vielleicht 1469, damals sollen Borken und Schwarzenberg (oder Schwarzenborn?) verbrannt sein. Es wird erzählt, daß zum Melsunger Schloßbaue, welchen Landgraf Wilhelm IV. in den Jahren 1550 bis 1557 unternahm, theilweise die Steine der Schwarzenberger Burg benutzt wurden. Damit stimmt überein, daß 1555 Johann von Nordeck nicht das Haus der ausgestorbenen Schwarzenberger, sondern eine Scheune auf dem Grunde und Boden der Dorfgemeinde zu seinem Burgsitze machen wollte.

Lauze und Gerstenberg melden übereinstimmend, daß Heinrich, das Kind von Hessen, eine Anzahl von Burgen um 1293 zerstörte, nicht bloß um dem Raubritterthume zu steuern, sondern auch weil verschiedene Adelige ihre Güter nicht vom Landgrafen zu Lehen nehmen wollten. Zu den letzteren haben zweifellos die Schwarzenberger gehört. Denn sie besaßen bis 1295 Allode, d. h. ganz freie Güter, und waren für andere Besitzungen Lehensleute des Grafen von Bielstein. Der Landgraf wollte sie in alleinige Abhängigkeit von sich selbst bringen und kaufte darum von zwei Mitgliedern des Geschlechtes Lehengüter und Allode, offenbar um sie ihnen nachher wieder zu Lehen zu geben. 1301 löste er auch die Ansprüche des Grafen Otto von Bielstein ab. 1351 finden sich dann ehemals Bielsteinische Lehen (in Krumbach) und ein Allod (in Körle) unter den Gütern, die Johann's Gattin und Kinder vom Landgrafen empfingen.

Aber ob Allodsbesitzer, ob Lehensmann, war gewiß nicht die einzige Streitfrage; denn fast immer gesellten sich die Herren von Schwarzenberg den Feinden der Landgrafen zu. Eine seltene Ausnahme bildete der erwähnte Johann (1336, 1351) und dessen Sohn Johann (1351, 1372). Daß unser Rittergeschlecht sonst den hessischen Fürsten nicht freundlich gesinnt war, wird wohl schon aus seiner Abstammung erklärlich. Es gehörte nicht dem Hessenvolke, sondern den Niedersachsen an. Es stammte aus dem südlich von Göttingen gelegenen Gebiete, das unter Mainzischem Einflusse stand, von Ballenhausen. Noch 1275 führte das Schwarzenberger Siegel mit den nach außen gebogenen Widderhörnern die Umschrift „von Ballenhausen".

Der Stammvater des Geschlechts scheint Unoco von Ballenhausen gewesen zu sein, den Reinhard, der erste Abt des benachbarten Klosters Reinhausen, zwischen 1110 und 1137 erwähnt. Die folgenden Mitglieder der Familie standen in nahen Beziehungen zum Mainzer Erzbischofe. 1172 bezeugte Konrad von Ballenhausen eine Urkunde des Erzbischofs Christian in der italienischen Stadt Siena, und 1189 wird Otto in einer allerdings recht verdächtigen Urkunde des Erzbischofs Konrad für das Kloster Weende bei Göttingen genannt. Möglicher Weise haben diese geistlichen Fürsten gegen das Ende des zwölften Jahrhunderts, als ihnen Melsungen noch gehörte, einen Zweig der Familie an den Fuldastrom verpflanzt. Ein anderer Zweig blieb in der Heimath. Eichsfelder Urkunden von 1262 und 1306 erwähnen Eckehard und 1262 auch dessen Sohn Helferich von Ballenhausen. Die Vornamen Eckehard und Helferich finden sich auch in dem Schwarzenberger Zweige.

*) Wenck nennt ihn wohl mit Unrecht Eberhard in der Urkunde von 1301.

1263 begegnet uns der erste Ballenhäuser, der sich nach seiner Besitzung am Fuldastrande nennt, Werner mit Namen. Auch er befindet sich nicht in hessischer Umgebung, sondern auf der Mainzischen Veste Heiligenberg, neben dem Mainzischen Lehensmanne Hugo von Heiligenberg, dem Grafen Gottfried von Reichenbach und anderen. Friedrich von Schwarzenberg, der 1308 noch lebte, war von 1275 bis 1295 gräflich Ziegenhainischer Schultheiß zu Rauschenberg. 1275 waren die Ziegenhainer mit dem Landgrafen Heinrich arg verfeindet: Gräfin Hedwig zog mit dem Erzbischofe von Mainz gegen ihn zu Felde, und Graf Gottfried verbündete sich mit Thüringen gegen das Kind von Hessen. Die vier auf ihrer Burg gebliebenen Schwarzenberger halten sich zunächst noch zu den Freunden des hessischen Fürsten. Als er aber verlangt, sie sollen ihre Güter von ihm zu Lehen nehmen, da weigern sie sich, und offene Fehde beginnt. Das Kriegsglück giebt ihnen Unrecht, ihre Burg sinkt in Trümmer.

Für ein Jahrhundert ist ihr Trotz gebrochen, sie werden hessische Lehnsleute, und nach fünfzigjähriger Bewährung erhalten sie ihre Lehen erblich. Da kommen aber unter Hermann dem Gelehrten schwere Zeiten über Hessen. Der Adel empört sich gegen den Landgrafen, die Städte werden schwierig, und schließlich fällt auch noch der Erzbischof Adolf von Mainz in's Land, und mächtige Bundesgenossen stehen ihm zur Seite, Otto der Quade, Herzog von Braunschweig, und Balthasar, Landgraf von Thüringen und Markgraf zu Meißen. Nun ergreift auch wieder ein Junker von Schwarzenberg, Helferich mit Namen, die Mainzische Partei. Er behauptet, vom Landgrafen Hermann in seinem Besitze geschädigt zu sein. Eine Schädigung war schon vor einer Reihe von Jahren erfolgt. Im Oktober 1372 bekennt Johann von Schwarzenberg, daß Landgraf Heinrich und dessen Sohn, Otto der Schütz, das Schwarzenberger Kirchlehen dem Martinsstifte in Kassel übergeben hätten. Und dieses Kirchlehen gehörte gewiß ursprünglich zu den Lehen der Schwarzenberger, wie die Kirchenhufe sich noch 1351 unter Johann's Gütern befindet. So wird Helferich in's feindliche Lager getrieben. — Der Erzbischof ernennt ihn 1385 zu seinem Burgmanne auf Bischofstein und nimmt ihm das Versprechen ab, diejenigen seiner Güter, die der Mainzer dem Landgrafen mit gewappneter Hand abnehmen oder in anderer Weise erwerben würde, Adolf zu Lehen aufzutragen. Als dann die Verbündeten Melsungen erstürmen, taucht Junker Helferich in dieser Stadt auf, wohl als Mainzischer Amtmann, und untersiegelt im Januar 1392 dort eine Urkunde. Diesmal umgiebt die Widderhörner auf dem Siegel die Umschrift „von Schwarzenberg". Länger als ein halbes Jahrzehnt dauerte die Fremdherrschaft in Melsungen, aber auch des Erzbischofs Macht war nicht im Stande, dem Schwarzenbergischen Hause neuen Glanz zu verleihen. Ruhmlos endete das Geschlecht, schon ehe es ausstarb, war es für Welt und Geschichte todt. — — —

Der Thiergarten, der sich 1414 zwischen Schwarzenberg und Melsungen befand, war ohne nachweisbare Beziehungen zum Schwarzenberger Hause und Geschlecht.

(Schluß folgt.)



Die Kirchweihe in Kleinsassen.

Von Joseph Schwank.

Nur eine ganz geringe Zahl der lieben Jugendfreunde und fröhlichen Genossen weilen noch unter den Lebenden, mit denen ich am Ende der dreißiger und Anfang der vierziger Jahre aus dem Petersthore in Fulda heiteren Sinnes auszog, um nach Kleinsassen zu wandern, wo die vierzehn Tage währende Kirchweihe im Oktober gefeiert wurde.

Es war dies ja keine Dorfkirchweihe gewöhnlichen Schlages, auf der nur die Jugend eines einzigen Dorfes sich zu Spiel und Tanz versammelt; nein, zur Kleinsassener Kirmes zogen auch aus entfernteren Orten Theilnehmer in großer Anzahl herbei, war doch deren Ruf als ein alle Anwesenden befriedigendes, durch keinen Mißton gestörtes Vergnügen ein weit verbreiteter. Namentlich gaben sich dort die in den Herbstferien in der Umgegend bei ihren Eltern weilenden Studenten von Würzburg, Jena und Marburg ihr Stelldichein. Alle waren dem erst am 19. August 1893 in seinem 84. Lebensjahre verstorbenen, allgemein beliebten, immer freundlichen Gastwirth Karl Schmitt stets willkommene Gäste, ließen sie doch all ihre mitgebrachte Baarschaft bei ihm

zurück, stand doch auch gar mancher von ihnen beim Scheiden mit größerer Summe auf dem Kerbholz, die zu tilgen erst besserer Einnahme in späteren Jahren vorbehalten blieb.

Mit ihren fröhlichen Weisen empfingen die rühmlich bekannten Eckweisbacher Musikanten die Ankommenden. Dem guten Bier, der vom Wirth selbst zubereiteten Wurst, dem mit mehr oder weniger Recht erlegten Wild, den in den benachbarten von Frohberg'schen Gewässern mit Vorsicht gefangenen Fischen wurde wacker zugesprochen, mit Frauen und Mädchen flott getanzt und an gemeinsamer langer Tafel fröhlichem Gesang gehuldigt. Dazu spielte der Frohberg'sche Aktuar Barth vom Patrimonialgericht zu Schackau unverdrossen Klavier, und der königliche Rechtspraktikant Hypothekarius Bandorff aus Hilders, ein schon in höheren Semestern stehender Herr mit großer Glatze, mächtigem Schnurrbart und unergründlichem Durste, erzählte die gelungensten Jagdgeschichten und Schnurren. Die liederkundigen, musikalischen Gäste spielten auch Guitarre und sangen dazu, wozu dann der Chorus, die anwesenden Frauen hinzugerechnet, munter einfiel.

Diese unsere Fröhlichkeit und Jugendlust übte auf die übrigen Anwesenden eine solche Anziehungskraft, daß fast alle anwesenden Herren, der Pastor loci nicht ausgenommen, sich der Tafelrunde anreihten und wacker mitsangen, während die nicht tanzenden „Frauen im schönen Kranz" um uns herum an der Wand saßen. Als nun gar eines Tages zwei von Fulda herbeigeschaffte Mensurschläger ankamen, da wurde auch eines Abends der „Landesvater" aufgeführt, wobei manchem ehrsamen Hausvater zum großen Verdruß der mitanwesenden Frau Liebsten die Mütze durchbohrt wurde. Auch der stillvergnügte Pfarrer nahm Theil, hatte sich aber zur Schonung seiner pastoralen Kopfbedeckung vom Wirth eine alte Mütze geborgt.

Morgens nach dem Frühstück, das bei manchen nicht aus Kaffee oder Milch, sondern aus Bier, Wurst und Brod bestand, wurde bei günstiger Witterung ein größerer Spaziergang oder Ausflug in die Umgegend gemacht, bei Regenwetter aber die Kegelbahn stundenlang benutzt. Es kam auch vor, daß die ganze Gesellschaft, Männlein wie Weiblein, der Schreiber dieser Zeilen als tambour battant voraus, paarweise einen Spaziergang unternahm, wobei absichtlich die unbequemsten Wege eingeschlagen wurden. Kamen dann die Spaziergänger in die gastlichen Räume des vergnügt lächelnden Herbergsvaters Schmitt zurück und war dort „die Begierde nach Speise und Trank gestillt", so wurde von den Jüngeren entweder das Tanzbein geschwungen, — wozu die seit 4 Uhr aufspielende Musik die Gelegenheit bot —, oder mit den älteren Gästen bei einem Glas Bier, das bei der ungewöhnlich großen Anzahl von Gästen auf unserem Tisch aus zwei Gießkannen in die Gläser gefüllt wurde, und einer Pfeife Tabak, die damals noch nicht durch die Zigarre verdrängt war, in trautem Gespräch verbracht. An Unterhaltung fehlte es überhaupt nie. Diese brachte schon das beständige Kommen und Gehen der verschiedenartigen Kirchweihbesucher mit sich; denn die Kleinsassener Kirchweih mußte eben jeder einigermaßen von Haus abkömmliche Angehörige der besseren Gesellschaft der Umgegend besucht haben, „anders that man es nicht", „sonst ging es nicht".

Waren dann die auf ein Nachtlager bei Schmitt angewiesenen Gäste von den Leistungen des Tages ermüdet und suchten eine Ruhestelle, so war die Auffindung einer solchen, besonders wenn auch Frauen nächtigen wollten, bei der verhältnißmäßig großen Anzahl der Ruhebedürftigen, die mit den vorhandenen Betten in keinem Verhältniß stand, mit vielerlei Schwierigkeiten verbunden. Kam es doch vor, daß einige von den Gästen ihre matten Glieder in Ermangelung anderer geeigneter Lagerplätze auf den auf dem Boden aufgespeicherten Fruchthaufen, oder auf dem Heu zum Schlafe ausstrecken mußten. „Doch was macht sich da der flotte Bursch daraus", dachten sie und legten sich dort nieder. Leider war ich bei einer derartigen Gelegenheit einmal in einer nicht geringen Verlegenheit, denn es bot sich für mich trotz alles Spähens kein Ort, an dem ich mein müdes Haupt hinlegen konnte, weil ich, mit dem vor einigen Jahren in Nordamerika verstorbenen Studiosus Karl Merz aus Fulda in anregende Unterhaltung vertieft, wie dieser die Gelegenheit versäumt hatte, eine geeignete Lagerstelle zu suchen. Während jedoch Merz mit dem Herbergsvater dessen Lager theilte, stand ich rathlos da und war eben im Begriff, zu dem mir als gastfrei bekannten Pfarrer zu gehen und um Aufnahme zu bitten, als der Wirth mehr im Scherz als im Ernst den Vorschlag machte, mich bei seiner Mutter, der „auf dem Wittwenstuhl sitzenden" Frau Schmitt, einer sehr alten Frau, bei der noch ein Kind schlief, unterzubringen. Rasch begab er sich in deren Schlafzimmer und trug ihr meine unerquickliche Lage mit der Bitte, mich aufzunehmen, vor. Es währte auch nicht lange, so kehrte Schmitt zurück und überbrachte die Antwort seiner Mutter: „Jo bann's der eß, der konn sich nebe mich geläg." Mit Befriedigung machte ich von

dieser Erlaubniß ungesäumt Gebrauch, entledigte mich meiner Fußbekleidung und legte mich auf die Decke des Bettes der alten Frau, woselbst ich die Nacht in ruhigem Schlaf verbrachte.

Die Gunst der Wirthsmutter hatte ich mir aber offenbar dadurch erworben, daß ich mich zuweilen in der Küche bei sie an den Herd setzte, wo sie, ein kurzes Pfeifchen schmauchend, ein buntes Tuch um den Kopf, auf einem Schemel zusammengekauert verweilte und mir aus ihren Jugenderlebnissen Manches erzählte, was ich zu ihrer sichtbaren Befriedigung, die Friedenspfeife mit ihr rauchend, ruhig und beifällig anhörte. Es war eine kluge alte Frau, diese Frau Schmitt, mit lebhaften Augen und einem stark hervortretenden Bart über dem großen Munde. Es läßt sich denken, daß ich am Morgen nach dieser Nacht, als meine Schlafstelle bekannt wurde, nicht wenig von den Witzeleien und Spottreden meiner Bekannten zu leiden hatte. Aber „honny soit, qui mal y pense“ antwortete ich. Jedenfalls hatte ich aber ein besseres Nachtlager gefunden, als diejenigen meiner Genossen, welche auf Frucht- oder Heuhaufen der „safranfarbigen, rosenfingerigen Eos“ entgegengeschlummert hatten. Es wäre mir ja ein Leichtes gewesen, der geschilderten unangenehmen Lage zu entgehen, wenn ich das freundliche Anerbieten des Amtmanns Frank aus Schackau, zu dem ich in verwandtschaftlicher Beziehung stand, in seiner Wohnung die Nacht zuzubringen, angenommen hätte. Aber die Gesellschaft lieber Freunde war ja so anregend, daß ich mich nicht entschließen konnte, aus deren Kreis schon früher zu scheiden und mit Herrn Amtmann Frank nach Schackau zu gehen. Nun, ich tröstete mich am Morgen mit dem Spruch: „Wer will haben ein Genieß, muß auch dulden den Verdrieß.“

Im Laufe des auf diese Nacht folgenden Tages kam unser lieber Bekannter, der gräflich Frohberg'sche Oberförster Reis aus Schackau, den auch schon längst der grüne Rasen deckt, in unsere Gesellschaft von Gersfeld zurück, woselbst er bei seinem Herren Geschäftliches zu erledigen gehabt hatte, und überbrachte uns eine Einladung des Grafen zu einem am anderen Abend stattfindenden Tanzvergnügen. Die Mehrzahl von uns war aber nicht im Stande, dieser Einladung Folge zu leisten, weil deren Garderobe, namentlich die durch das viele Tanzen schadhaft gewordene Fußbekleidung sich nicht in einer Verfassung befand, daß deren Besitzer in so vornehmer Gesellschaft sich hätten vorstellen können. Nur vier von uns erklärten sich bereit, der Einladung Folge zu eisten. Es wurde also den anderen Morgen von Kleinsassen aufgebrochen, um unter Führung des Freundes Reis über Weyhers nach dem 3 ½ Stunden entfernten Gersfeld zu ziehen und dort dem Grafen unsern Besuch abzustatten.

Als wir nach Weyhers kamen, woselbst der als strenger Herr bekannte Landrichter König seinen Gerichtssitz hatte, stellte uns auf der Straße ein königlicher Brigadier und verlangte von uns als Ausländern unsern „Vorweis“ (Reisepaß). Wir Studenten waren bereits vor unserer Abreise nach Bayern vor der dortigen Paßplackerei gewarnt worden, hatten deshalb unsere in lateinischer Sprache abgefaßten Universitätsmatrikeln mitgenommen, um uns nöthigenfalls ausweisen zu können, wer wir seien. Diese zeigten wir nun auch dem der lateinischen Sprache unkundigen Wächter des Gesetzes vor, welcher sich mit den zutreffenden Namen unserer Person und dem großen Siegel begnügte und uns die Urkunden, deren Siegel er salutirte, als genügend zurück gab. Oberförster Reis wurde als bayerischer Staatsangehöriger ohnehin nicht beanstandet. Aber nicht so der Thierarzt G. L. aus Fulda, der sich, auf dem Rückweg von Kleinsassen dahin begriffen, in unserer Gesellschaft befand und keinen „Vorweis“ bei sich führte. Er wurde, trotzdem daß wir für ihn eintraten, für verhaftet erklärt und in das Landgerichtsgefängniß abgeführt, während wir Andern uns in das Gasthaus zum Frühschoppen begaben. Während wir dort über Mittel und Wege beriethen, die geeignet wären, den Reisegefährten aus seiner Gefangenschaft zu befreien, trat der gestrenge Herr Landrichter, von allen ehrfurchtsvoll begrüßt, in das Gastzimmer, setzte sich an unsern Tisch und bestellte sich „eine Holwe“. Wir stellten ihm uns vor, und die Unterhaltung war bald im Gange. Da wurde denn des Arrestaten gedacht und der Landrichter gebeten, denselben, der doch nur wegen Uebertretung der Paßordnung verhaftet worden und dessen Person uns allen bekannt sei, zu entlassen. Da lächelte derselbe aber höhnisch und sagte: „Ja wenn's das allein wäre, dann hätte ich dem Thierarzt schon wieder die Freiheit gegeben, aber, denken Sie sich, der Mensch hat in seiner Brieftasche auch noch Galanteriewaaren bei sich geführt und dafür muß so ein Galanteriehänderln vierundzwanzig Stunden brummen unter Wegnahme der Waare.“ Wir konnten uns nicht enthalten, herzhaft zu lachen und das Verfahren gegen G. L. zu billigen. „Nun lassen Sie uns eine trinken“, forderte uns der Landrichter auf. Das wurde auch getreulich befolgt und eine angenehme Stunde in Weyhers verbracht. Als wir uns zum bereiteten Mittagessen eben niedersetzen

wollten, erschien plötzlich der Gerichtsdiener im Gastzimmer und stellte sich gerad aufgerichtet den Landrichter anblickend an die Stubenthüre. Auf die Frage des Landrichters: „Nun, was giebt's?" trat der Gerichtsdiener einen Schritt vor und sprach: „Eine Empfehlung von der königlichen Frau Landrichtern soll ich bestellen, und der königliche Herr Landrichter möchten doch zur Mittagmahlzeit kommen." Wer nicht weg ging, das war jedoch der seßhafte Herr des Gerichts, er sagte vielmehr unsere noch nicht geleerten Gläser ansehend und uns der Reihe nach betrachtend zu seinem Untergebenen: „Sagen Sie der Frau Landrichtern, olleweil hätt' i ölwe, un nu schmeckt mir dos Bier erst recht." Er trank aber doch sein Glas aus, indem er uns zurief: „Prosit, meine Herren! wir sehen uns ja heute Abend in Gersfeld" und verfügte sich auf den Ruf seiner Gattin nach Haus.

In Gersfeld angekommen, suchten wir uns vor allem in den Besitz von Handschuhen zu setzen und uns, so gut oder schlecht es ging, zur Betretung der gräflichen Räume anzukleiden. Unsere Sammtröcke mit Schnüren ließen manches sonst Mangelhafte übersehen.

In freundlichster Weise wurden wir im gräflichen Schloß empfangen und ausgezeichnet bewirthet. Durch unausgesetztes Tanzen mit den vor unserm Erscheinen um Tänzer sehr verlegenen Damen suchten wir für die Ehre der Einladung uns erkenntlich zu erzeigen, was auch, wie wir später erfuhren, von der gräflichen Familie vollkommen anerkannt wurde.

Von Gersfeld kehrten wir nach dem Tanzvergnügen in unsere Heimath zurück. Dort diente die Verhaftung des G. L. noch lange als Stoff zu munterer Unterhaltung in unserem Stammlokal, dem „Ballhaus".

Sonderbar! Die vorstehend geschilderten Bilder der Jugendzeit, welche während des Mannesalters verbleicht waren, treten im hohen Greisenalter mit frischen Farben wieder vor die Seele und tragen viel dazu bei, die geistige Frische zu erhalten. So mildert die allwaltende Vorsehung die Gebrechen des Alters und verleiht diesem einen jugendlichen, freundlichen Charakter.



Aus alter und neuer Zeit.

Trostbrief Landgraf Philipp's des Großmüthigen an den Statthalter Rudolf Schenck zu Schweinsberg in Anlaß des Todes von dessen Gemahlin Helena, geborenen von Dörnberg, 1544. (Aus den Quartalsblättern des historischen Vereins für das Großherzogthum Hessen. Neue Folge, I. 1. Band, Nr. 19.)

Von gotts gnadenn Philips Landgrave 2c. zu Hessen Grave zu Catzenelnpogenn 2c.

Rath und lieber getreuer, wir habenn verstanden, das dein freundtliche liebe hausfraw die schold der natur betzalt habenn, unnd todes verschiden sein sol, wilcher seelenn der Allmechtig geruhe, gnedig unnd Barmhertzig zusein Nun ist uns solcher schmertzlicher abgang in warheit nit allein dein und deiner kinder, sondern auch deins weibs seligenn halber leid, dan wirs fur ein erbar weib gehaltenn, tragen desen mit dir und deinen kindern ein gnedigs mitleidenn,

Unnd konnen bey uns wol ermessen, mit was betrubnus du beladenn bist

Dweil aber wider den willenn des Almechtigen, in des Hand wir aller stehen, nit zu fechten, sondern dis sach dem Almechtigen zubephelen, und sich umb unwiderpringlicher ding willen mit ubermessigem leid nit zu beladenn ist

So tun wir hiemit gnediglich erindern, das du als ein vernuftiger man zu deinem selbst und deiner kinder weitherem unheil dich mit ubermessigem bekomernus, darauß liderlich* schwere zufelh erfolgen mugen, nit beschwerest, sonder sovil moglich die sach auß dem gemuet schlagest, di gott bepheleſt, unnd im in seinem urtheil kein zil setzest

Des thun wir uns zu dir mit gnadenn gewislich verlassenn, unnd du solt dich auch des zu uns versehenn, wo wir nit allein deinen kindern sondern auch dir mit gnaden und gutem zuerscheinen wissenn, das wir uns des gewislich geneigt unnd willig erfunden werdenn wollen, Dat. Fridwalt den 6 Augusti Anno etc. xxxxiiij.

**wir wollen auch deiner tochter eyne in unnser freuntlichen lieben gemaheln frawenzymer nemen, und deiner kinder mit vatter sein, Dat. ut supra. Philips L. z. Hessen sst.

* Hier in der Bedeutung „leicht".
** Nachschrift von anderer Hand beigefügt, vermutlich gelegentlich der Unterschrift.

Friedrich Rückert in Hanau. Es war im Jahre 1812, als Hanaus damaliger Regent Karl von Dalberg, Fürstprimas des Rheinbundes und Großherzog von Frankfurt, im wohlverstandenen Interesse des höheren Schulwesens von Hanau die Vereinigung der beiden bis dahin dort bestehenden Gymnasien, des lutherischen und des reformirten, gewöhnlich Hohelandesschule genannten, beschloß. Zum Direktor des neuen Gymnasiums wurde Dr. Johannes Schulze, bis dahin Professor am Gymnasium zu Weimar ausersehen, der bekannte Pädagoge, welcher später in hervorragender Stellung im Kultusministerium zu Berlin als Organisator der höheren Schulen Preußens so Großes gewirkt hat. Zur weiteren Hebung der Anstalt wurde im November 1812 u. a. der frühere Privatdozent an der Universität Jena Dr. Friedrich Rückert als Professor berufen, doch wurde die endgültige Verleihung der Stelle von einer Probezeit abhängig gemacht. Ende Dezember des Jahres traf Friedrich Rückert in Hanau ein, doch folgte er dem Rufe nur mit Unlust und in der Erwartung, daß die Sache sich noch zerschlagen würde. Aber haltlos, wie der junge, noch nicht 26jährige Dichter damals war, änderte er nach seiner Ankunft in Hanau, sobald er die liebenswürdige und bedeutende Persönlichkeit seines Direktors Schulze näher kennen gelernt hatte, seine Entschlüsse wieder und beabsichtigte zu bleiben. Jedoch Enttäuschungen, die er bezüglich seiner dienstlichen und materiellen Stellung erfahren sollte, dazu noch der Einfluß der gewaltigen politischen Ereignisse, die sich gerade um die Zeit seines Eintreffens in Hanau in Deutschland vorbereiteten, führten einen erneuten Umschlag seiner Stimmung herbei und ließen bald den Boden, welchen er betreten, gleichsam unter seinen Füßen brennen. Noch vor dem 1. Februar 1813, dem Zeitpunkt der Eröffnung des neuen Gymnasiums, wahrscheinlich zwischen dem 21. und 25. Januar entfernte sich Rückert wieder aus der Stadt, ohne also seine Professur jemals wirklich angetreten zu haben. In den Januar 1813, welchen Friedrich Rückert erwiesener Maßen zum größten Theile in Hanau zubrachte, fällt vermuthlich der Beginn der „Geharnischten Sonette“, jenes Zyklus von patriotischen Gedichten, welche Rückert's Ruhm begründeten. Die Ansicht, daß die Gedanken einer Anzahl dieser Gedichte zu Rückerts kurzem Aufenthalt im Dienste des Rheinbundsfürsten, zu seinem Verweilen in dem geknechteten und doch so patriotischen Hanau in allernächster Beziehung stehen, wird man keine zu gewagte nennen dürfen. (Albert Duncker, Friedrich Rückert als Professor am Gymnasium zu Hanau und sein Direktor Johannes Schulze. Ein Beitrag zur Rückert-Biographie. 2. vollständig umgearbeitete Aufl. Wiesbaden 1880. S. 44.) Die Verlegenheit, in welche Rückert seinen Vorgesetzten durch seine Flucht versetzte, suchte er durch zwei Reisesonette zu entschuldigen, welche Schulze unverzüglich benutzte, um den Großherzog Karl von Dalberg für den Flüchtling freundlich zu stimmen und jeden Nachtheil von ihm abzuwehren.

Nach dem Vorausgeschickten werden wir nur freudig davon berührt sein können, daß der Hanauer Geschichtsverein, wie aus Hanau berichtet wird, den Entschluß gefaßt hat, die längst in Aussicht gestellte Gedächtnißtafel an dem kleinen Eckhause des Paradeplatzes, Rosengasse 27, in welchem Rückert dereinst in Hanau wohnte, nunmehr anbringen zu lassen. Das Häuschen, welches bedeutende bauliche Veränderungen erlitten hat, steht merkwürdiger Weise unmittelbar neben dem Hause, wo wenige Jahrzehnte vor Rückert's Aufenthalt in Hanau, zwei andere gewaltige Meister der deutschen Sprache, die Brüder Jakob und Wilhelm Grimm, das Licht der Welt erblickt haben.

Eine wahre Geschichte, deren tragischer Abschluß sich in dem Tannenwäldchen bei Kassel abspielte, bildet den Inhalt dieser Zeilen. Das Tannenwäldchen ist eine langgestreckte, gern besuchte, von herrlichen Baumschlägen gebildete Promenade zwischen der Main-Weserbahn und der Kirchditmolder Landstraße. In diesem Wäldchen hörte der Förster des nahen Dorfes Kirchditmold *an einem Frühlingsmorgen des Jahres 1812 einen* Schuß fallen. Wilderer vermuthend, eilte er der Gegend, in welcher der Schuß gefallen war, zu und fand unfern einer stattlichen Buche einen Kavallerie-Offizier, der sich in seinen Säbel gestürzt hatte und — in den gräßlichsten Schmerzen sich windend —, ihn bat, er möge ihm doch eine Kugel durch den Kopf jagen. In demselben Augenblick aber gewahrte der Forstmann auch weiter ein junges, kaum den Knabenjahren entwachsenes Herrchen, regungslos an den Stamm der Buche, halb sitzend, halb liegend, angelehnt, dem links aus der Brust das helle Herzblut über das feine Kollet rieselte. In der starren Rechte hielt es eine Reiterpistole, und eine andere lag neben ihm im Waldgrase. Der Förster ließ daher den Offizier und wandte sich jenem zu, ob hier vielleicht noch Rettung möglich wäre. Wie erstaunte er aber, als er die Knöpfe am Kollet des jungen Mannes lockerte und sich daraus die Fülle eines jungen Mädchenbusens zwängte. Damit war ihm Vieles klar. — Sofort traf er Anordnung zur Wegschaffung des Offiziers nach Kassel in die Charité und der Todten nach Kirchditmold, zu dessen Gemarkung der Thatort gehörte.

Wer die bildschöne junge Dame war, wußte Niemand zu sagen. Sie wurde in dem Gemeinde-Spritzenhaus aufgebahrt, was natürlich eine Menge Gaffer herbeilockte, so daß ein förmlicher Menschenauflauf vor dem Hause entstand. — Wie eine wunderbare Fügung des Himmels aber mußte es scheinen, daß gerade zu dieser Zeit ein junges Ehepärchen, das, auf seiner Hochzeitsreise begriffen, der Wilhelmshöhe, oder wie sie damals hieß, der Napoleonshöhe einen Besuch gemacht hatte, vorüberfuhr, des Menschenauflaufs halber Halt machte und, neugierig geworden über die allseitig gerühmte Schönheit der Unglücklichen, das Gefährt verließ und in das Spritzenhaus eintrat. Es war ein markdurchschütternder Augenblick für die junge Frau als sie, näher gekommen, in der Todten eine geliebte Jugendfreundin, Emilie Becker aus Magdeburg, erkannte! — —

Wie hatte es kommen können, daß diese jugendliche Schönheit, die einzige Tochter eines der wohlhabendsten Männer Magdeburgs, hier und in dieser Verkleidung ein so schreckliches Ende nehmen konnte? Das Räthsel löste sich bald. Der verwundete Lieutenant, ein schmucker Kavallerie-Offizier Namens Osenius, hatte erst vor Kurzem seine Garnison Magdeburg mit Kassel vertauscht. In Magdeburg hatte er die Bekanntschaft Emiliens gemacht, welche zu einer heimlichen Verlobung führte. Da aus verschiedenen Gründen die Einwilligung des Vaters zu der Verbindung nicht zu erwarten war, wußte Osenius, der eine unwiderstehliche Gewalt über das arglose Mädchen übte, Emilie zu bestimmen, das Elternhaus heimlich zu verlassen nnd ihm nach seinem Abzug von Magdeburg nach Kassel zu folgen.

Sie that das in Herrenkleidung, nahm in Kassel im „Berliner Hof“ am Gouvernementsplatz Wohnung und unterhielt auf diese Weise einen unverfänglichen Verkehr mit dem Geliebten, der um den Consens zum Heirathen bei dem König eingekommen war. Vierzehn Tage gingen darüber hin. Die Schönheit des lebensmunteren Herrchens blieb nicht unbemerkt, und Osenius wurde, wegen des Umgangs mit ihm, allgemein beneidet. Tagtäglich machten die Beiden gemeinsame Ausflüge. Das waren wohl des Mädchens seligste Stunden. Aber der Consens ließ auf sich warten, und als endlich eine Antwort auf Osenius' Gesuch einlief, war es nicht der erhoffte Consens, sondern der Bescheid, daß der König denselben verweigere.

Diese Nachricht schmetterte das Mädchen nieder. Was nun? Nach Hause zurückkehren? Dagegen bäumte sich der Mädchenstolz lange; endlich jedoch brach es mit ihm und schrieb, Verzeihung erflehend, ihrem Vater. Sie erhielt keine Antwort. Noch einmal ging ein Brief an ihn ab, und wiederum kam keine Nachricht. Da erfaßte die Verlassene wilde Verzweiflung. Die Leute des Gasthofs hörten sie in ihrem Zimmer laut schluchzen und weinen. Ja, wilde Verzweiflung hatte sie erfaßt und ward die Mutter des Gedankens, sich durch den Tod der schrecklichen Lage, der Noth und Schande, zu entziehen. Der leichtlebige Offizier wußte sie in diesem Gedanken nur noch zu bestärken, ja, er selbst wollte diesen Tod mit ihr theilen. —

Somit einig, machten sich die Beiden eines Morgens, nachdem Emilie brieflich von ihrem Vater einen herzzerreißenden Abschied genommen und das Schreiben selbst zur Post gegeben hatte, nach dem Tannenwäldchen auf und unter jener Buche Rast. Nachdem sie noch ihre verschlungenen Namenszüge*) in die glatte Rinde des Baumes eingeschnitten hatten, schritten sie zur That. Die Pistolen waren geladen mitgebracht und, der Verabredung gemäß, wollten sie auf ein bestimmtes Zeichen gleichzeitig feuern. Osenius' Geschoß traf die Geliebte in das Herz; aber auf der Pfanne von Emiliens Pistole verpuffte das Pulver, ohne daß sich die Waffe entlud. Da kein weiteres Pulver zur Stelle war, stürzte sich Osenius in seinen Säbel. So gab er später zu Protokoll. Aber die Bevölkerung Kassels, namentlich der weibliche Theil derselben, bestochen durch das Geschick, die Jugend und blendende Schönheit der Erschossenen, wollte darin nur eine Vertuschung des wahren Beweggrundes — sich des Mädchens auf alle Fälle zu entledigen, nachdem die Aussichten auf eine reiche Mitgift geschwunden waren — erblicken. Man glaubte nun einmal nicht an ein zufälliges Versagen der Waffe, wohl aber an ein absichtliches Verladen derselben, kurz, an einen vorher geplanten Mord, welcher Glaube noch dadurch neue Nahrung erhielt, daß sich herausstellte, daß die Verwundung des Lieutenants nur eine leichte und in kürzester Frist zu heilende war.

Nach seiner Genesung ward Osenius vor ein Kriegsgericht gestellt, von demselben jedoch freigesprochen und aus der Untersuchungshaft im Kastell entlassen. König Jérôme, der seine Soldaten besser brauchen konnte, schickte ihn der westfälischen Armee nach Rußland nach. Dort hat ihn die Nemesis erreicht; er kehrte aus den nordischen Eisfeldern nicht wieder. —

Indessen war Emilie auf dem Gottesacker zu Kirchditmold, dem Zeitgebrauche gemäß, zwar an dem äußersten Ende der Kirchhofsmauer, aber Dank der Jugendfreundin, welche die Kosten des Begräb-

*) Dieselben sollen noch in den vierziger Jahren zu sehen gewesen sein.

nisses bestritt, sonst in der anständigsten Weise unter dem Zudrang einer großen Menschenmenge beerdigt worden. Jahrelang wurde ihr Grab von unbekannter Hand mit Blumenstöcken ausgeputzt, und als die theilnehmende Hand die Ausputzung nicht mehr besorgte, nahm sich Mutter Natur der Stätte an und ließ ihr einen wilden Rosenstrauch entsprießen. —

Zum Schlusse sei noch bemerkt, daß das Vorstehende von Ludwig Mohr als Vorwurf zu einer Novelle, betitelt „Das Grab unter wilden Rosen“ (siehe 1. Theil von dessen Werkchen: „Altes Schrot und Korn“, Verlag Ernst Kleimenhagen, Kassel) verwerthet worden ist, und diese Novelle bildet somit einen hübschen Gedenkstein auf das Grab der unglücklichen Emilie.

vgl. S. 25

Aus Heimath und Fremde.

Hessische Todtenschau von 1895.

Mineningenieur Leo Danz in Mexiko, 1. Januar. — Geheimer Regierungsrath Wilhelm Rang zu Köln, 5. Januar, 61 Jahre alt. — Korvettenkapitän z. D. Mittler, Direktor der Marinetelegraphenschule zu Lehe, 9. Januar, 45 Jahre alt. — Geheimer Medizinalrath Professor Dr. Eduard Külz zu Marburg, 13. Januar, 49 Jahre alt. — Oberlehrer a. D. Pfarrer Johann Adam Röse in Kassel, 12. Februar, 81 Jahre alt. — Major z. D. Ottobald Friedrich Freiherr von Wangenheim-Winterstein zu Wiesbaden, 14. Februar, 54 Jahre alt. — Reichsgerichtsrath a. D. Dr. jur. Otto Bähr zu Kassel, 77 Jahre alt. — Gutsbesitzer Dr. med. Heinrich Wachs zu Hanerau in Holstein, gestorben zu Kiel am 27. Februar, 72 Jahre alt. — Sanitätsrath Dr. med. Hermann Wiegand zu Marburg, 7. März, 62 Jahre alt. — Bürgermeister Roch zu Karlshafen, 7. März. — Oberappellationsrath a. D. Heinrich Robert Martin zu Kassel, 14. März, 80 Jahre alt. — Praktischer Arzt Dr. med. Konrad Schwarzenberg zu Kassel, 25. März, 72 Jahre alt. — Buchdruckereibesitzer Heinrich Förster, Verleger der Zeitschrift „Hessenland“ zu Kassel, 28. März, 59 Jahre alt. — Provinzialsteuerdirektor Wirklicher Geheimer Oberfinanzrath Wilhelm Peine zu Kassel, 4. April, 54 Jahre alt. — Oberstlieutenant z. D. und Bezirkskommandeur Christian Mehlburger zu Limburg, 17. April, 51 Jahre alt. — Amtsgerichtsrath a. D. Wilhelm Bode zu Kassel, 18. April, 80 Jahre alt. — Hofschauspieler a. D. Friedrich Hesse zu Kassel, 19. April, 85 Jahre alt. — Oberstlieutenant z. D. Gustav Eckhardt, 19. April, 77 Jahre alt. — Geheimer Rath Professor Dr. Karl Friedrich Wilhelm Ludwig zu Leipzig, 24. April, 78 Jahre alt. — Professor Dr. Adolf Elsas zu Marburg, 13. Mai, 40 Jahre alt. — Großkaufmann Rudolf Scholl zu Wilhelmshöhe, 23. Mai, 52 Jahre alt. — Praktischer Arzt Dr. med. August Voelker zu Kassel, 24. Mai, 34 Jahre alt. — Kreisphysikus Dr. Ludwig Schulz zu Spandau, 26. Mai, 40 Jahre alt. — Ingenieur Hermann Kröschell zu Chicago, 4. Juni, 77 Jahre alt. — Pfarrer Christian Wagner zu Kassel, 6. Juni, 66 Jahre alt. — Frau Emilie Zahn, geborene Spohr, zu Kassel, 13. Juni, 88 Jahre alt. — Oberst a. D. Theodor Ritz zu Charlottenburg, 13. Juni. — Oberst a. D. Jakob Nebelthau zu Marburg, 23. Juni, 61 Jahre alt. — Major a. D. August Schroeder zu Kassel, 25. Juni, 67 Jahre alt. — Rechtsanwalt Justizrath Wilhelm Thon zu Kassel, 6. Juli, 65 Jahre alt. — Direktor der preußischen Staatsarchive, Wirklicher Geheimer Rath Professor Dr. Heinrich von Sybel zu Berlin, 9. August, gestorben zu Marburg, 77 Jahre alt. — Forstmeister und Regierungsrath a. D. Georg Theodor Homburg zu Kassel, 5. August, 71 Jahre alt. — Oberst Georg Heinrich Walther zu Milwaukee, 6. August, 66 Jahre alt. — Rechtsanwalt Justizrath Jakob Hirsch in Kassel, 7. August, 77 Jahre alt. — Garteninspektor Gustav Sennholz zu Wien, 24. August. — Oberstlieutenant z. D. Gustav von Carlshausen zu Kassel, 2. September, 65 Jahre alt. — Regierungsrath Johann Ernst Besser zu Kassel, 9. September, 42 Jahre alt. — Praktischer Arzt Geheimer Medizinalrath Dr. Wilhelm Bode zu Bad Nauheim, 12. September, 54 Jahre alt. — Amtsgerichtsrath Joseph Ducke zu Frankenberg, 23. September, 56 Jahre alt. — Regimentsthierarzt a. D. Ferdinand Berger zu Kassel, 25. September, 75 Jahre alt. — Schriftsteller Julius W. Braun zu Halensee-Berlin, 5. Oktober, 52 Jahre alt. — Kaufmann Julius Siebert zu Wilhelmshöhe, 20. Oktober, 66 Jahre alt. — Oberst z. D. Friedrich Wilhelm Freiherr von Lepel zu Kassel, 8. November, 61 Jahre alt. — Oberlandesgerichtsrath und

Geheimer Justizrath Alexander Schultze zu Kassel, 18. November, 70 Jahre alt. — Banquier Kommissionsrath Heinrich Gustav Hassencamp zu Frankenberg, 26. November, 49 Jahre alt. — Apotheker Adolf Dannenberg, zu Kassel, 5. Dezember, 51 Jahre alt. — Amtsgerichtsrath Friedrich Baist zu Rinteln, 22. Dezember, 66 Jahre alt.

Der langjährige hochverdiente Leiter des Landkrankenhauses zu Bettenhausen Sanitätsrath Dr. med. Konrad Rosenkranz zu Kassel, ehedem kurfürstlich hessischer Oberstabsarzt, beging am 23. Dezember im Kreise seiner Familie die Feier seines fünfzigjährigen Doktor-Jubiläums. — Ein hessischer Landsmann in Nordamerika Pastor August Sippel, Geistlicher der lutherischen Zionsgemeinde in Lincoln (Illinois), konnte am 13. November auf eine fünfundzwanzigjährige Amtsthätigkeit zurückblicken.

Notizen. Der frühere Landrath des Kreises Hersfeld von Wegnern, zur Zeit Kammerpräsident in Bückeburg, wurde zum Staatsminister des Fürstenthums Schaumburg-Lippe ernannt. — Auf Vorschlag des Lehrerkollegiums der Landwirthschaftlichen Hochschule zu Berlin wurde dem früheren Studierenden der Landwirthschaft, jetzigen Oekonomiekommissionsgehilfen Wagener zu Kassel ein Reisestipendium von 1500 Mk. verliehen, um das Rhöngebiet zu bereisen und die wirthschaftlichen Verhältnisse der Rhöngemeinden zu studieren. — Ein durch enge Familienbeziehungen angesehenen hessischen Familien nahe stehender Gelehrter, Professor Dr. Otto Körner zu Rostock, ist an Stelle des verstorbenen Hofrath Moos zum Direktor der Ohrenklinik in Heidelberg berufen worden.

Todesfälle. In Rinteln verschied am 22. Dezember der Amtsgerichtsrath Friedrich Baist (geboren zu Schlüchtern 1829), seit 1867 ununterbrochen in Rinteln thätig, ein hochbegabter, gerechter Richter. — In Düsseldorf verstarb am 25. Dezember der Landschaftsmaler Fritz Ebel, geboren im Jahre 1835 zu Lauterbach in Oberhessen, ursprünglich Apotheker. Seit 1861 lebte der Künstler, der seine Motive mit Vorliebe dem Walde des deutschen Mittelgebirges (Rhön, Taunus) entnahm, in Düsseldorf. Korrekte Zeichnung, Naturwahrheit, gepaart mit echter poetischer Stimmung, kennzeichnen seine Schöpfungen.

Personalien.

Verliehen: dem Regierungs- und Forstrath Krause zu Kassel der rothe Adlerorden 3. Klasse mit der Schleife und der Zahl 50; dem Oberlandesgerichtsrath Büstorff zu Kassel der Charakter als Geheimer Justizrath; den Oberlehrern Manns und Zülch am Wilhelmsgymnasium zu Kassel der Charakter als Professor; den Domänenrentmeistern Moll zu Fulda und Sostmann zu Kassel der Charakter als Domänenrath; dem Rentmeister Kiel in Hanau der Charakter als Rechnungsrath; dem Oberpostkassenrendanten Geiger zu Kassel der Charakter als Rechnungsrath; dem Katasterkontroleur Friedrich zu Biedenkopf der Charakter als Steuerinspektor.

Ernannt: der Gestütsdirektor von Goetzen im Friedrich-Wilhelmsgestüt zum Landstallmeister und Dirigent des Hofgestüts zu Beberbeck; der Oberförster von Harling in Nentershausen zum Regierungs- und Forstrath in Lüneburg; der zweite Vorstandsbeamte Bankrendant Dietz bei der Reichsbankstelle zu Kassel zum Bankassessor; der außerordentliche Pfarrer Lange zu Sooden an der Werra zum Rektor in Sontra; der Obersteuerkontroleur Bruhn in Rotenburg zum Steuerinspektor.

Ertheilt: dem Apotheker Wilhelm Lappe die Erlaubniß zur Anlegung einer Apotheke in Naboldshausen (Kreis Homberg).

Uebertragen: dem Forstassessor Volkenand in Rehhof bis auf Weiteres die kommissarische Verwaltung der Oberförsterstelle Nentershausen.

Vermählt: Gutspächter und Lieutenant der Reserve Emil Hermann von Schirp zu Hebel mit Jenny Hedwig Stahl (Kassel, Dezember).

Gestorben: Professor Dr. Ferdinand Weiffenbach (Gießen, 10. Dezember); Frau Dr. Dorothea Stiehl, geb. Leydorf, 63 Jahre alt (Kassel, 13. Dezember); Frau Sekretär Katharina Elisabeth Rode, geb. Brethauer, 38 Jahre alt (Kassel, 14. Dezember); Kaufmann Heinrich Schminke, 66 Jahre alt (Kassel, 15. Dezember); verw. Frau Hofgärtner Johanne Schmoll, geb. Schmoll, 73 Jahre alt (Fulda, 17. Dezember); Fräulein Else Lappé, 20 Jahre alt (Marburg, 18. Dezember); Kaufmann Julius Wagner, 54 Jahre alt (Kassel, 18. Dezember); Fräulein Wilhelmine Schirmer, 82 Jahre alt (Kassel, 21. Dezember); Amtsgerichtsrath Friedrich Baist, 66 Jahre alt (Rinteln, 22. Dezember); verwittwete Frau Anna Katharina Trieschmann, geb. Horn (Kassel, 22. Dezember); verwittwete Frau Anna Elisabeth Heußner, geb. Humburg, 70 Jahre alt (Rothenditmold, 23. Dezember); verwittwete Frau Kaufmann Marie Langenfeld, geb. Lauckhardt, 64 Jahre alt (Kassel, 25. Dezember); Bergfaktor a. D. Christoph Margraf, 78 Jahre alt (Kassel, 27. Dezember).

Briefkasten.

J. S. Frankfurt a. M. Das mundartliche Gedicht ist in Abschrift einem Kenner des betr. Dialektes behufs Hinzufügung der erforderlichen Erläuterungen übersandt und wird nach Rücksendung alsbald gebracht werden.

O. G. Hildesheim. Vielen Dank. Wird gern Aufnahme finden. Brief folgt.

J. F. Wolfhagen. Beides willkommen. Schönen Dank und landsmännischen Gruß.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. W. Grotefend in Kassel. Druck und Verlag von Friedr. Scheel in Kassel.



№ 2. X. Jahrgang. Kassel, 16. Januar 1896.

Das war ein Tag voll Sonnenglanz!

(Zur fünfundzwanzigsten Gedenkfeier des 18. Januar 1871.)

Das war ein Tag voll Sonnenglanz,
Den laut mit Siegesfrohlocken
Verkündet die Thürme des Vaterlands
Im Psalmengeläute der Glocken;
An welchem Kanonenhymnen dem Volk
Zuriefen, wie Donner aus Wettergewolk:
„Erstanden ist wieder ein Kaiser!
Erstanden wieder die Herrlichkeit
Des Reichs, die geschlummert unendliche Zeit
Verborgen in dem Kyffhäuser!"

Das war ein Tag nach dunkelster Nacht,
Um welchen die Väter gelitten,
Um welchen sie Tausend der Opfer gebracht
Und lange vergeblich gestritten;
Ein Tag — ein Tag, wo allmann in Eins
Die Völker vom Süden und Norden des Mains
Im Schatten der Kaiserstandarte;
An dem es von Memel bis über den Rhein
„All-Deutschland!" gejauchzt in den Morgen hinein
Zum Banner auf trutziger Warte.

Das war ein Tag, von dem noch spät
In packenden, mächtigen Weisen
— Von tiefen Schauern heilig umweht —
Die Nachwelt wird singen und preisen:
„O selig die Mutter, die schlicht und die recht
Gesäugt und erzogen ein glücklich Geschlecht,
Das ihn zum Glanze erstehen,
Das — prächtig vom Siegeslorbeer umlaubt —
Mit Szepter und Krone All-Deutschlands Haupt
Im wallenden Purpur gesehen."

Hurrah, du Tag im Sonnenglanz!
Den laut mit Siegesfrohlocken
Verkündet die Thürme des Vaterlands
Im Psalmengeläute der Glocken.
Ein Ruf sei's heut' drum, ein Ruf nur so hehr,
Herab von der Alpe, hinab bis zum Meer,
In Hütten, Palästen und Hallen:
„Wir haben nunmehr ein Vaterland!
Ein Kaiser schützt's wieder mit mächtiger Hand!
Mit Gott und Beiden vor Allen!!"

Ludwig Mohr.



Die Okkupation Hessen-Kassels durch die Franzosen im Jahre 1806 und die Schicksale des kurfürstlichen Haus- und Staatsschatzes.

Von Dr. Hugo Brunner,
Bibliothekar an der Landesbibliothek in Kassel.

(Fortsetzung).

Nachdruck verboten.

Die heimliche Entfernung jener Personen scheint nicht nöthig gewesen zu sein. Wenigstens hat man nie von einer solchen gehört. Die Antwort des Staatsministeriums[1]) auf das kurfürstliche Schreiben ist leider etwas dunkel für uns, indem sich, wie es heißt, „in Ansehung der besonders erwähnten Gegenstände auf dasjenige devotest bezogen wird, was der Geheime Kriegsrath Lennep inmittelst mündlich zu referiren die Gnade gehabt haben werde". Diese mündlichen Ausführungen kennen wir nicht. Dann heißt es weiter: „Seit dessen (Lennep's) Abgang ist alles, was Privatpersonen davon (nämlich wohl von den zu rettenden Vermögensobjekten) gehörte, ohnerachtet einer durch Verrätherei geschehenen Wegnahme unterwegs doch endlich wieder erlangt und an die Behörden abgegeben, das übrige aber nach zwei verschiedenen Richtungen außer Landes geschickt worden, und wir erwarten stündlich die Nachricht, daß alles den Ort seiner vorläufigen Bestimmung erreicht habe und in Sicherheit sei."

Halten wir einstweilen fest, daß die im Frontispice der Säulenhalle vermauerten Werthe hier bis in die ersten Regierungsjahre des Königs Jérôme gelegen haben sollen, so kann das Staatsministerium nur die für Rothschild nach Frankfurt bestimmten sieben Millionen Thaler meinen, und bezüglich der Ueberbringung dieser stimmt es mit der Zeit ganz genau.

Auch hierüber geben uns unsere Akten einigen Aufschluß.

Mit der Ueberführung der Millionen des Kurfürsten an das Haus Rothschild in Frankfurt war der hessische Hauptmann Mensing betraut. Dieser Mann hatte sich als junger Fähnrich in dem Feldzuge in den Niederlanden ausgezeichnet und seinen verwundeten Kommandeur einst aus dem Kugelregen fortgetragen, eine Szene, welche s. Z. auch durch Chodowiecki's Stift in irgend einem Almanach aus dem Ende des vorigen Jahrhunderts dargestellt und verewigt sein soll, wie mir der Sohn des Genannten, der vor einigen Jahren verstorbene Oberst Mensing, einmal mündlich mittheilte.

Von jenem Hauptmann Mensing besitzen wir nun auch eine Anzahl Briefe, welche über sein Wagniß, die Schätze vor den Späheraugen der Franzosen und nicht minder vor deutschen Verrätheraugen nach Frankfurt überzuführen, einigen Aufschluß geben. Die Briefe sind größtentheils an den Regierungsrath Schmerfeld gerichtet, einer auch an den Geheimen Kriegsrath Lennep; einige nicht von seiner Hand herrührende, die gleiche Angelegenheit betreffende Schriftstücke liegen noch bei.[2])

Am 9. November morgens 4 Uhr trat Mensing von Kassel aus seine abenteuerliche Fahrt an und traf am folgenden Tage, den 10. November, gegen 5 Uhr Nachmittags auf dem zwei Stunden östlich von Spangenberg, hinter Pfieffe, zwischen Gehau und Dankerode inmitten der Wälder gelegenen, wie es scheint herrschaftlichen Hofe Stölzingen ein. Hier wohnte ein Mann Namens Reinhard, dem gegenüber Mensing als Pächter des Gutes und der dazu gehörigen Waldungen auftrat. Er hatte durch Schmerfeld dem Manne ein Patent als Förster erwirkt mit der Einschärfung, daß er den Befehlen Mensing's pünktlich Folge leisten und namentlich, wenn es dieser verlange, Nachts gegen Ueberfälle streifender Vagabunden im Walde patrouilliren müsse.

Reinhard bekam allerdings zunächst keinen geringen Schrecken, als Mensing mit seinen Wagen

[1]) D. D. Kassel, d. 16. Dez. 1806. — Mss. Hass., fol. 377.

[2]) Mss. Hass., fol. 374.

auf dem Hofe erschien. Er schreibt händeringend an Schmerfeld:

„Heute Abend gegen 5 Uhr kam Herr Hauptmann Mensing mit vier Fuder Hausgeräth hier an und sagte mir, daß er das Gut Stölzingen in Pacht erstanden hätte, nebst einem schriftlichen Befehl von Ew. Wohlgeboren kraft Auftrages, daß ich ihm sofort das Gut auf morgen räumen solle und daß er nicht ehender sein Hausgeräth wolle abladen lassen, bis ich den Hof geräumt habe. Ich ersuche Ew. Wohlgeboren dieserhalb inständigst, mir doch durch den Ueberbringer von der Kammer den Befehl zugehen zu lassen, weil Herr Hauptmann Mensing durchaus darauf bestehet, daß ich morgen Abend den Hof geräumet haben solle. Er hat mir im Namen Sr. Excellenz des Herrn Ministers von Waitz den Befehl ertheilt. Ich sehe mich also genöthiget, dem Worte eines Offiziers Folge zu leisten, und werde deshalb morgen früh mit Tagesanbruch, wie der Herr Hauptmann verlangt, mein Hausgeräth wegfahren lassen, aber für meine Person den Hof nicht ehender verlassen, bis ich den bestimmten Befehl von der Kammer erhalten werde; von der der Herr Hauptmann Mensing den Pachtbrief wird erhalten haben."

Das Patent als Förster beruhigte den Mann, und Mensing schickte ihn am nächsten Tage sofort nach Kassel, um sich dafür zu bedanken; so war er ihn los.

„Meine Kreuz= und Querzüge zu beschreiben, *sagt er in einem gleichzeitigen Brief an Schmerfeld*, wollen Sie nicht, sondern nur wissen, ob alles bei mir ist. Ja, ich kann Ihnen und mir zur Beruhigung sagen, daß die Wagen hier in der Scheuer sind, und hoffe, in zweimal vierundzwanzig Stunden Ihnen zu melden, daß alles unsichtbar sein soll, wo kein Wind und Wetter das Geringste beschädigen soll."

Nur einen Menschen zog der Hauptmann in's Vertrauen, einen „Kontorbedienten" Namens Bartels, von dessen treuer Denkungsart er überzeugt war. Der junge Mann weilte in Morschen zu Besuch bei einem Schwager, und Mensing ließ ihn von hier aus kommen. Er ließ ihn einen in den stärksten Ausdrücken gehaltenen Eid schwören, daß er das ihm anvertraute Geheimniß bis in's Grab verschweigen wolle, und daß keine noch so gewaltsame und fürchterliche Todesstrafe vermögend sein solle, ihn zum Bekenntniß zu bringen. Wenn er diesen Eid nicht leiste, so drohte Mensing ihn sofort zu erschießen, worauf Bartels schwur und nun Tag und Nacht nicht von seiner Seite kam.

Die fünf Knechte, welche die Wagen gefahren hatten, mußten ebenfalls einen Eid ablegen, und Mensing sicherte einem jeden eine lebenslängliche Pension von vier Thalern monatlich zu, dann gab er jedem noch eine Hessenpistole mit dem hessischen Wappen zum Andenken und einen Thaler Trinkgeld, worauf sie auf andern Wegen, als wie sie gekommen, nach einander abzogen, mit der Weisung noch selbige Nacht in W. einzutreffen.[1])

Nachdem die Werthsachen nun alle versteckt waren, wurden die Wagen scheinbar wieder beladen und abgefahren; dem Großknecht wurde für Rechnung Mensing's die Besorgung der Landwirthschaft und der Schwester des Hauptmanns die innere Wirthschaft übertragen. Da erschienen zu seiner Bestürzung zwei Bauern, der eine aus Dittershausen, der andere aus Eiterhagen, welche ihm die geheimen Wege durch die Wälder gezeigt hatten, jammernd und klagend auf dem Hofe. Der eine sagte, er sei gerade in der Schmiede gewesen, als man ihn benachrichtigt habe, ein hessischer Offizier sei mit zwei Franzosen da, um ihn zu arretiren. „Rettet Euch, habe man ihm zugerufen, sie wollen Euch zwingen zu sagen, wo Ihr den Herrn mit den Sachen von W[ilhelms=] h[öhe][2]) hingebracht habt." Der Bauer entspringt und trifft unterwegs glücklicherweise den von Eiterhagen, auf den man auch gefahndet hatte. Beide kommen über Rotenburg und Spangenberg nach Stölzingen und mußten nun einstweilen dabehalten werden. Mensing räth, falls der Gouverneur bereits um die Sache wissen sollte, diesen um eine Sauvegarde für den einzeln gelegenen Hof anzugehen und so die französischen Spione mit ihren eigenen Mitteln fernzuhalten.

Aber drei Wochen blieben die Sachen ruhig und unangefochten auf dem fernen Hofe; dann schien alles genügend sicher, um an ihre weitere Fortschaffung zu gehen. Zunächst wurden zehn Kisten weg= und, wie es scheint, über Witzenhausen nach Münden geschickt. Hier sind die Aufschlüsse, welche die vorhandenen Schriftstücke geben, ziemlich ungenügend; doch läßt sich Vieles kombiniren.

(Schluß folgt.)

---

[1]) Vielleicht Wilhemshöhe?

[2]) Denn so sind doch wohl die Buchstaben Wh zu ergänzen.



Verschwundene Burgen und Ortschaften bei Melsungen.

Von Dr. L. Armbrust.

(Schluß.)

Nachdruck verboten.

3. Wendesdorf.

Von dem kleinen Hügel, der ehemals die Burg Schwarzenberg trug, führen uns wenige Schritte hinab; wir stehen am Strande der Fulda. Jenseits, am linken Ufer, dehnen sich Wiesen bis Röhrenfurt aus, diese nannte man vor Zeiten die Wendische Aue (1364). Der Hügel, der sie begrenzt, heißt Wengesberg (1332 Wendestorfer Berg); er trägt seinen Namen von dem wendischen Dorfe, das im Mittelalter auf seinem Rücken lag. Die Stätte dieses Dorfes war dort, wo die alte steile Poststraße zwischen Melsungen und Röhrenfurt die Höhe erklommen hat. Der Fußpfad nach Lobenhausen zweigte sich wohl von der Hauptstraße der Ortschaft ab. Der Giesengraben bildete die Grenze zwischen der Wendesdorfer und der Melsunger Feldmark, wie aus einer Urkunde von 1412 hervorgeht. Die Wendendörfer waren kreisrund und mit einem Erdwalle umgeben, unterschieden sich also schon in ihrem Aeußern von den offenen und langgestreckten Dörfern der Deutschen. Eine Welle der slavischen Völkerwanderung mag nach dem sechsten Jahrhundert unserer Zeitrechnung bis zum Fuldastrande [1]) gespült sein; dort sind die Wenden dann allmählich von den Hessen auf das schlechte, steinige Land des Wengesberges und auf die Fuldawiesen zwischen Wengesberg und Haar beschränkt. Ein deutscher Freier hielt sie von seinem festen Hause aus in Zucht und Ordnung. 1383 besaßen die Herren von Röhrenfurt in Wendesdorf Haus und Hof. Ob sie dies erst 1364 mit andern Wendesdorfer Gütern von dem Melsunger Bürger Hans Balhorn gekauft oder schon früher besessen haben, bleibt unsicher. Das Röhrenfurtische Haus lag jedenfalls oberhalb der neuen Kasseler Chaussee, dem Karlshagen gegenüber, an dem äußersten Ende des Berges, dessen Abhang das Kann genannt wird (1430 Kan). Gann bedeutet Burg, die hessische Aussprache wird das G zu einem K verhärtet haben. Die erwähnte alte Poststraße von Melsungen nach Röhrenfurt führt hier auf der Kante des Hügels durch eine Vertiefung, die einem Burggraben nicht unähnlich sieht. Die Flur zur Rechten des Weges heißt bis zum heutigen Tage Hobestadt (= Hofstätte, 1438 die Hobestaid); so nannte man vor Alters die Umgebung eines Herrenhauses. In Marburg, Felsberg und Melsungen hatte die Nachbarschaft des Schlosses denselben Namen. An die Hobestadt auf dem Wengesberge schließen sich die Fortländer, offenbar die früheren Ländereien der Herren von Röhrenfurt; Rorenfortländer wird die alte Bezeichnung gewesen sein. Alles dieses sind doch Beweise dafür, daß das Haus der Herren von Röhrenfurt ein burgartiger Bau war und mit Wendesdorf am Ostrande des Wengesberges lag.

Außer einem gewissen Konrad Wenemar (1392, 1412), der weiter nicht bekannt ist, gehörten alle Wendesdorfer Grundbesitzer nachweislich der Kirche oder den höheren Ständen an. Hans Balhorn (1364) stammte aus einer vornehmen Melsunger Bürgerfamilie, von der ein Mitglied 1332 Bürgermeister war. Johann von Balhorn war 1265 Vikar in Fritzlar. Die Herren von Röhrenfurt (1364, 1383) zählten zu den hervorragendsten Rittergeschlechtern im Hessenlande, ihre Erben waren die nicht minder angesehenen Riedesel. 1332 besaß der Priester Eckehard auf dem Wendesdorfer Berge fünf Acker Landes, die nach seinem Tode dem Marien- und Allerheiligen-Altare in der Melsunger Kirche zufallen sollten. Dies scheint auch geschehen zu sein. Denn später finden wir die Frühmesse, die jenem Altare zugewiesen war, im Besitze ausgedehnter Ländereien auf dem Wengesberge. Eine Zeit lang wurden diese Güter ihrem kirchlichen Zwecke entfremdet. Struße von Binsfört hatte sich 1392 ein Drittel von Melsungen, das Markgraf Balthasar durch Kriegsrecht besaß, verpfänden lassen. Als Balthasar sich 1394 mit dem Landgrafen Hermann von Hessen vertrug und ihm seinen Theil von Melsungen zurückgab, ohne Struße abzufinden, machte dieser, wie es scheint, von der Selbsthilfe freiesten Gebrauch und belegte die Wendesdorfer Ländereien, die der Melsunger Frühmesse gehörten, mit Beschlag. Merkwürdigerweise blieb er volle achtzehn Jahre unbehelligt in deren Besitze. Erst als er sich wohl einigermaßen bezahlt gemacht hatte, trat er diese Felder am 4. Oktober 1412 an den Frühmesser wieder ab. — 1416 besaßen Struße und Otto von Binsfört noch einen Acker zu Wendesdorf. —

1351 war der Zehnte von Wendesdorf unter den Lehen, die Katharina, Johann und Gisela von Schwarzenberg von dem Landgrafen

[1]) In der Lebensbeschreibung des heiligen Sturm, Kap. 7, liest man, daß um 735 Wenden in der oberen Fulda badeten.

Heinrich II. erhielten. Später befand sich dieser Zehnte im Besitze der Riedesel. 1438 übergab ihn der Melsunger Burgmann Henne Riedesel dem Georgshospitale vor Melsungen. Diese Schenkung erstreckte sich „uff daz land, daz da heysit die Hobestaid, und uff der Hobestaid darmidde und vordhen obir hene uff dem Langenlande, daz da heysit die Bette [der Hobestadt gegenüber auf der linken Seite der alten Poststraße], und uff dem lande, daz da liget in dem loche pobir der mergelkuten". — Von dem Röhrenfurtischen Herrenhause und der ganzen Ortschaft Wendesdorf ist hier keine Rede mehr, beide werden wohl im August 1387 beim Einfalle der Mainzer, Thüringer und Braunschweiger dem Erdboden gleich gemacht sein. So endete eine slavische Ansiedlung in der Mitte des hessischen Landes. — Die Wendesdorfer Flur gehört jetzt zum Dorfe Röhrenfurt.

4. Bertherode.

Ueber dem Wengesberge erhebt sich die Steinwelle (1387 Steinböel = steiniger Hügel), und von da aus betritt man den Kesselberg (1265 Kassel). Am Waldesrande zwischen der Ellenberger Pforte und dem Melgershäuser Wege liegt das alte Feld, und die Flur davor, in der Richtung nach Melsungen zu, heißt auf den viereckigen Platten. Eine so sonderbare Bezeichnung für ein Ackerfeld erklärt sich daraus, daß an diesem Punkte sich ehemals das Herrenhaus von Bertherode erhob. Die Melsunger Grenzbeschreibungen von 1577 und 1589 geben Bertherode zwischen dem Steinbühl und dem Rade eine Stelle und schließen es offenbar von der Melsunger Feldmark aus. —

Der Name Bertherode ist von Berthold abzuleiten, wie das niedersächsische Barterode noch im 14. Jahrhundert Bartolderode heißt.

Bertherode muß frühe zerstört sein, wohl noch früher als die erste Burg von Schwarzenberg, vielleicht im hessischen Erbfolgekriege (1247—1263). 1261 finden wir den Ritter Berthold von Bertherode und Konrad von Bertherode in der Gesellschaft Hermann's von Spangenberg, der kein Lehensmann des hessischen Landgrafen war.

Der Zehnte von Bertherode war 1438 im Besitze des Melsunger Burgmanns Henne Riedesel. Er schenkte ihn dem Georgshospitale.

Der Name des Ortes verschwindet im dreißigjährigen Kriege; der biedere Melsunger Bürger, der jetzt auf den viereckigen Platten seinen Acker pflügt, ahnt nicht, daß dort vor Alters Ritter ansässig waren, die den Boden erst dem unwirthlichen Walde abgerungen haben. — Ob Stuncehinrode, das 1387 als Melsunger Flurgrenze auf dem Kesselberge vorkommt, in irgend welchen Beziehungen zu Bertherode stand, oder mit dem „Gerodd" des Saalbuches von 1575 am Melgershäuser Wege vor dem Rade zu suchen ist, läßt sich nicht entscheiden.

Noch ein Paar Worte über eine fünfte Wüstung, Schwerzelfurt. Man weiß genau, daß es seine Stätte zwischen der Fahre und dem Wildesberge hatte. Landau hat diesen Ort in seinem Büchlein vom Hessengaue ausführlich besprochen. Dem ist nur hinzuzufügen, daß Schwerzelburg erst 1578 dem Rentamte Melsungen unterstellt wurde; vorher gehörte es zum Kloster Heidau bei Morschen. Die Pfiefwiesen, die schon 1435 vom Kloster Heidau an Melsunger Bürger verpachtet wurden, hingen mit Schwerzelfurt zusammen. Der Ort ist uralt und früher nachzuweisen als Melsungen selbst.



Hessische Kirchenverfassung im Zeitalter der Reformation.

Das Kirchenrecht wird vielfach wie ein absterbendes Gebiet behandelt, bei Theologen ebensowenig, wie bei Juristen gewürdigt und geprüft, und der akademische Grad des Dr. juris utriusque könnte in der Gegenwart eher vom Zivil- und Strafrecht, als vom Zivil- und kanonischen Rechte seinen Namen haben. Daher pflegt denn auch jede leichte, wenn nicht gerade ganz gewöhnliche kirchenrechtliche Frage sowohl bei Geistlichen wie bei Kirchenregimentsbeamten Staunen und Erregung zu begegnen, weiterer Kreise zu geschweigen. Nicht minder ist das Lehnrecht, die Grundlage des Pfründenrechts, seit Aufhebung der Lehnsverbände zum Nachtheile des Kirchenvermögens vernachlässigt worden. Die Kirchenverfassungen und Kirchengesetze der Neuzeit verfolgen meistens einseitig Finanz- und Besteuerungszwecke, berücksichtigen aber den übrigen erhabenen Bau des kanonischen Rechtes sehr wenig und sind daher der Beschäftigung mit dem Kirchen-

recht wenig günstig gewesen. Während viele Bestimmungen des kanonischen Rechts, z. B. von der administrativen Unabsetzbarkeit der Geistlichen, in manche Staatsverfassungen, z. B. die kurhessische von 1831, und auf die Staatsbeamten, namentlich den Richterstand, übertragen sind, haben die protestantischen Kirchen und ihre Diener jene Bürgschaften des kanonischen Rechtes im Ganzen und Großen verloren. Auch das mit viel wissenschaftlichem Fleiße bearbeitete kurhessische Kirchenrecht von Büff (1861) ist schneller als seine Vorgänger Ledderhose und Pfeiffer veraltet, woran nicht bloß seine theilweise einseitig unrichtigen Voraussetzungen und die Einverleibung des Kurstaates, sondern die Ungunst der Zeit gegen das Kirchenrecht die Ursache ist. Um so erfreulicher ist es, wieder einmal eine Arbeit aus dem Gebiete des hessischen Kirchenrechts zu sehen, und noch dazu aus der Feder eines jungen Gelehrten, in dessen Familie diese Disziplin schon in drei Generationen Pflege gefunden hat (s. Wilhelm Köhler, Hessische Kirchenverfassung im Zeitalter der Reformation. Gießen 1894. 97 S.).

Die vorliegende Schrift ist für beide Hessen von Bedeutung. Nur der Anhang (§ 9) beschäftigt sich auf neun Seiten kurz mit der Weiterentwickelung der Kirchenverfassung, vornehmlich im Großherzogthum, bis auf die Neuzeit. Obgleich das Reformationszeitalter schon vielfach behandelt ist, so gehen doch über die hessische Kirchenverfassung in demselben die Ansichten und Darstellungen, namentlich hinsichtlich der sog. Homberger Synode und Kirchenordnung, von der die Einleitung handelt, wie über viele andere Stücke weit auseinander, zumal das urkundliche Material aus dem Anfang der Reformation in Hessen verhältnißmäßig sehr gering ist. Der Verfasser würdigt die Kirchenverfassung nach ihrem Ursprung und den verschiedenen Darstellungen. Nach seiner Darstellung hat es von 1526 an zwei Jahre lang gar keine Kirchenverfassung in Hessen gegeben und die Visitationskommission durch ihre Prüfung und Bestätigung oder Entfernung der Geistlichen die Evangelisirung in Hessen vollzogen. Im Jahre 1528 seien nach dem Hitzkirchener Vertrag mit dem Erzbischof Albrecht von Mainz die Superintendenten an die Stelle der Mainzischen Archidiakone getreten. Es wird dann (§ 2) von den Grundlagen und Prinzipien der Kirchenverfassung gehandelt. „Die Kirche wurde im Unterschiede von Sachsen als ständischer Körper eingerichtet.“ Philipp's Rathgeber in Verfassungsangelegenheiten war Bucer, welcher Episkopalist war, aber ein entwickeltes Synodalwesen forderte, das durch die Ungunst der Verhältnisse auf Hessen beschränkt blieb. Das Interim wurde durch die Synode von den Geistlichen abgeschlagen. Der Vertrag von Rödelheim und von Passau bilden die Grundlagen des hessischen Kirchenrechts. Die kirchliche Gesetzgebung unter Landgraf Philipp behandelt der dritte Paragraph. Die Organe der Gesetzgebung sind der Landgraf und die Stände, ohne Abgrenzung ihrer Kompetenzen. Die Ordnungen von 1532, 1539 und 1566 sind Vereinbarungen mit den Ständen. Die wichtigsten Kirchenordnungen sind die Superintendenturordnung von 1527 oder 1528, die Kastenordnungen von 1527 und 1530, die Visitationsordnung von 1528, Ausschreiben wegen der Superintendenten von 1531, die Wahl-Visitations- und Synodalordnung von 1537, die Ziegenhainer Kirchenzuchtsordnung von 1539 und die große Agende. Der § 4 behandelt die kirchlichen Stände, § 5 die Organe der Verfassung nach den Kirchenordnungen von 1537, 1539 und 1566 (Landesherr, Superintendenten, Synoden, Lokalkirchenämter und Gemeindeversammlung). Die §§ 6—8 behandeln das Zeitalter der Generalsynoden (1567—1583), die Rechtsbildung, die Umbildung der Verfassungsgrundlagen und einzelnen Theile der Kirchenverfassung in dieser Periode.

Schon Vilmar hat einmal geäußert, daß die Anfeindung des Hunnius in Hessen zum größten Theil in der geringen spekulativ-dogmatischen Beanlagung der Hessen zu suchen sei, denen der schwäbische Hunnius darin weit überlegen, die Hessen ihm darin zu folgen außer Stand gewesen. Köhler, dem diese Aeußerung kaum bekannt sein wird, kommt auf rechtsgeschichtlichem Wege ungefähr zu demselben Resultat. „Wenn man sieht (S. 72), wie sehr damals unter der Geistlichkeit in Hessen, wie überall sonst, noch der Ton des 15. Jahrhunderts herrschte, wird man kaum glauben können, daß ihre große Mehrzahl für die Fragen der neuen Dogmatik das nöthige Verständniß besaß, das doch eine nicht unerhebliche theologische und philosophische Bildung voraussetzte. Der ganze Streit bewegte sich in den höheren und höchsten Regionen, an den Fürstenhöfen, der Universität, bei den Superintendenten und ihrem unmittelbaren Anhang. In einem einheitlichen Lande, wie Kursachsen, hatte der Streit für die Kirchenverfassung und den äußeren Bestand der Kirche keinerlei schlimme Folgen. Wenn Hessen ein Land gewesen wäre, so wäre auch hier die Verfassung nicht im Mindesten beeinflußt worden.“ Während Heppe das Todes-

vehikel der hessischen Kirche in dem „Konfessionalismus“ sucht, sagt Köhler: „für die Verfassung konnte es ganz einerlei sein, ob die Kirche mit Wilhelm an der Spitze dem pfälzischen, oder mit Ludwig dem würtembergischen Beispiele gefolgt wäre. Heppe übersieht dabei, daß es mit dem lutherischen Konfessionalismus Ludwig's IV. gar nichts zu thun hat, daß er 1579 sich in die Angelegenheiten der Generalsynoden mischte. Der reformirte Landgraf Wilhelm that dies in viel höherem Grade, von Moritz gar nicht zu reden.“ Wilhelm IV. war ein kalter, klarer Kopf auch in theologischen Dingen, aber dem Einfluß der Zeitrichtung konnte er sich nicht entziehen. Wie sehr er bei allem bereits gewohnt war, sich als das alleinige Haupt seiner Landeskirche zu betrachten, geht aus der Geschichte von dem Pfarrer (Johannes Rhenanus) von Allendorf a. d. Werra hervor, den er zugleich als „Befehlshaber“ bei den fürstlichen Salzwerken angestellt hatte und trotz der Vorstellungen des Superintendenten Grau in dieser Stellung beließ. Landgraf Ludwig IV. hat mehr Aehnlichkeit mit seinem Neffen Ludwig V. und Georg II, dazu war er subjektiver gerichtet als Wilhelm; er war der Romantiker unter den Brüdern. Als richtiger deutscher Fürst am Ende des 16. Jahrhunderts war er Theologe vom Fach. Ludwig hat seine Kirchendoktrin nach dem Episkopal-, Wilhelm nach dem Territorialsystem umgebildet. Das Uebel war, daß eine ursprünglich rein kirchliche *und religiöse Ueberzeugungssache auf das weltliche* Gebiet gespielt und schließlich eine politische Machtfrage wurde. Die Grundlagen der Verfassung änderten sich auch weiter durch den Einfluß des römischen Rechts, welches eine neue monarchische Auffassung aufbringt.

Hinsichtlich der Niedergrafschaft Katzenelnbogen hätte der Vertrag des Erzbischofs Jakob von Trier mit Landgraf Philipp II. von 1576 erwähnt werden können, durch welchen der erstere, wie seitens des Erzbischofs Albrecht von Mainz im Vertrag von Hitzkirchen geschehen war, auf seine Diözesanrechte ebenfalls verzichtete. Doch wollen wir daraus keinen Vorwurf erheben, da dieser Vertrag nur das Geschehene und Bestehende anerkannt hat und dieser Gebietstheil schon seit Anfang des 19. Jahrhunderts für Hessen verloren worden ist.

Im letzten Abschnitt (§ 9) folgen einige Bemerkungen über die Weiterentwickelung der hessischen Kirchenverfassung, namentlich über die Einsetzung der Konsistorien. Das erste förmliche Konsistorium ist vom Landgrafen Moritz 1610 in Marburg, in Darmstadt sind diese Behörden viel später eingesetzt; sie werden zuerst in einer Verordnung Georg's II. vom 30. Dezember 1638 genannt. Der Verfasser vermuthet (S. 82), daß man bei der Besetzung Marburgs das dortige Landeskonsistorium einfach benützt und nur mit anderen Personen besetzt habe. Die kirchliche Reorganisationsthätigkeit Georg's II. in den ihm eingeräumten Gebieten ist bis da noch sehr wenig erforscht und dargestellt worden. Wir wollen daher Folgendes darüber mittheilen.

Die Einsetzung eines Konsistoriums war wider die Kirchenordnungen des 16. Jahrhunderts, welche nichts von Konsistorien wissen, von Moritz geschehen, um die sogenannten Verbesserungspunkte durchzuführen und dem durch dieselben herbeigeführten allgemeinen kirchlichen Verfall zu steuern. Diese kirchenordnungswidrige Behörde bildete daher auch einen der darmstädtischen Klagpunkte gegen Moritz wegen Verletzung der Kirchenordnungen und des Testamentes Ludwig's IV. Deshalb wurde das Konsistorium zu Marburg 1624 aufgehoben, d. h. seine Mitglieder siedelten nach Kassel über. Als jedoch der von Ludwig V. bestellte Superintendent Dr. Georg Herdenius die episkopalen Befugnisse seines Amtes laut der alten Kirchenordnungen ausüben wollte, entschied Landgraf Ludwig V., daß nach Bericht der Regierung zu Darmstadt und Marburg die alte Kirchenordnung „in solchem pass nie zu Kräften und Observanz gekommen“ (29. Juni 1625), die Regierung habe an des Fürsten Statt sowohl ihm, dem Superintendenten, als dem ganzen Oberfürstenthum zu gebieten. Der Superintendent solle daher fernerhin die schuldigen communicationes mit der Regierung, der die fürstlichen consilia und intentiones gründlicher bekannt seien, fleißig in Acht haben. „Darin habt Ihr Euch gar nicht irren zu lassen, wenn nach Inhalt Eures Schreibens vom 22. Juli Euch dergleichen communicationes so schwer fallen sollten, daß Ihr Euch in die Unterrede nicht wohl würdet zu richten wissen, denn obgleich die vorgesetzte Regierung nicht in allem Eurer Meinung sein kann, so ist doch hingegen zu erwägen, daß sie dennoch unsere Stelle vertritt und Euch nicht parificiret, sondern vorgesetzt ist“ (1. Oktober 1625). Mit der gehofften Selbständigkeit des lutherischen Kirchenwesens und der erstrebten Episkopalgewalt des Superintendenten auf Grund der alten Kirchenordnung von 1566 war es also nichts. Der Superintendent war nur ein Untergebener der Regierung und der fürstlichen Räthe, welche die Kirchensachen verwalteten, und die Kirche blieb die Dienerin der Juristen. Die Prüfungen

der Theologen hielten der Superintendent Dr. G. Herdenius und die Pfarrer Steizer zu Gladenbach, bezw. Adam Roßbächer zu Wetter, gebürtig aus der Pfalz, und Philipp Gilhaus zu Kirchhain ab. Die Definitorialordnung vom 29. Juli 1617 wurde am 30. März 1624 auf die neu gewonnenen marburgischen Landestheile ausgedehnt und gleichzeitig zwei Regierungen, zu Marburg und Darmstadt, deren Bezirke der Main schied, eingesetzt und am 2. April 1624 von den Räthen zu Marburg in Gemeinschaft mit den Superintendenten Winkelmann und Herdenius und den Theologen Dr. Feuerborn und Dr. Steuber die höheren kirchlichen Stellen, namentlich die beiden Definitorien zu Gießen und Marburg, neu besetzt.

Die Köhler'sche Schrift wird namentlich den jüngeren Theologen und Geschichtsfreunden, welche sich mit hessischer Reformations- und Kirchengeschichte beschäftigen oder sich in der Kandidatenzeit für das zweite Examen vorbereiten wollen, durch seine klaren Unterscheidungen und gedrängten Darstellungen, sowie durch die hier zusammengestellte Literatur über hessische Kirchengeschichte und hessisches Kirchenrecht sehr erwünschte Dienste leisten und daher empfohlen werden können.

Qui bene distinguit, bene docet. Dieses Erforderniß eines guten Juristen und guten Lehrers hat der Verfasser in dieser Schrift bewährt. Da derselbe dem Vernehmen nach Willens ist, sich an der Landesuniversität Marburg für Kirchenrecht und Rechtsgeschichte zu habilitiren, so können wir der alma mater zu dieser jugendlichen Kraft nur gratuliren und hoffen, daß derselbe, würdig seiner Vorfahren, ein fruchtbares Wirken in den obigen Disziplinen finden werde.

M. A. H.



Dehaam eaß dehaam.[1]

(Wetterauer Mundart.)

I.

Froimoarjets[2]), wäi dr Schnie[3]) noach lägk,
Ds Feald noach weiß woar, gload[4]) dr Wägk,
Gabb's off emm[5]) ahle Äppilbahm
Nau Leawe[6]). „Ach, die Sprihn[7]) kihrn haam!"[8])
Kahn Wonner[9]), dann so e Luschie[10]),
Doas harre se[11]) näit ohm Bodesih[12]);
Doas gihr eamm Stamm enonner[13]) weit,
Dr Bahm[14]) hält woarm eann Weanterschzeit.
— Etzt hun se ihrscht[15]) met väiler Last
Die Spatze ohn die Loft gesasst[16]),
Däi Weantersch, wann die Sterme[17]) komme,
De Sprihn ihr Häusi eanngenomme,
Seich eann de Sprihn ihr Bett gelegkt
Eann nooch dm Rächte naut gefregkt. —
Etzt nooch gedohner Ärwett[18]) setzt
Sprihnvätterche — die Uhrn[19]) gespetzt!
Hen[20]) schlāht die Flihl[21]), verrzehlt eann schwätzt,
Ds Honnertst[22]) waaß näit, woas e gäzzt.
Die läßt[23]) Stroph, däi e singt, dr Vuhl[24]),
Däi laur uch[25]) stennig[26]), „ihm wehr[27]) wuhl,
„Etzt dauscht e oawwer doach met Kahm[28]),
„Hen wehr dehaam eann bleabb[29]) dehaam.
„Eamm Hesseland wehr jungk hen woarrn[30]),
„Do drauß do härre naut verrloarrn[31]).
„Dann ruuth eann weiß, do hiel e bei[32]),
„Doas wehr sein Foarb, der bleaw e treu.[33])

II.

Selangk noach Weanter, woar geschleaffe[34])
Eann jerer Doagk woar ohngepeaffe[35]);
Bei jerem Sonnestroahl geschwätzt
Eann alles eann Musik gesetzt.
Eann inner dr Hahnd[36]) e Neastche kohm
Voll Ajerchen[37]) eann klahne Krohm[38]);
Do woar gesoargkt, ds Neast geschetzt,
Ds Weibche off de Ajer setzt
Dieweahn[39]) dr Herr nooch Noahring fläit[40]),
Dann moißig[41]) ahnmol bleir e näit[42]).
Enn schihne Doagk[43]) woar Fraad eamm Haus,
Woas genge schihne Junge aus!

[1]) Daheim ist daheim; [2]) Frühmorgens; [3]) Schnee; [4]) glatt; [5]) einem; [6]) neues Leben; [7]) die Stare; [8]) kehren heim; [9]) kein Wunder; [10]) Logis; [11]) hatten sie; [12]) Bodensee; [13]) hinunter; [14]) der Baum; [15]) jetzt haben sie erst; [16]) gesetzt; [17]) Stürme; [18]) gethaner Arbeit; [19]) Ohren gespitzt; [20]) er; [21]) schlägt die Flügel; [22]) der hundertste; [23]) letzte; [24]) der Vogel; [25]) die lautet euch; [26]) beständig; [27]) wäre wohl; [28]) keinem; [29]) bleibe daheim; [30]) jung er worden; [31]) verloren; [32]) dabei halte er; [33]) der bleibe er treu; [34]) geschliffen; [35]) angepfiffen; [36]) unter der Hand; [37]) Eierchen; [38]) kleinem Kram; [39]) währenddessen; [40]) fliegt; [41]) müßig; [42]) bleibt er nicht; [43]) eines schönen Tages.

Os ahn soagk[44]) wäi sein Motter groad,
Trugk[45]) groad de Schnoawwel off däi Oart[46]).
Dr Voatter schmatzt uch off emm Ast,
Trugk Fourer eann[47]). Woar schwer die Last —
E hott's gedohn[48]), 's mächt emm Fraad,
Hott nie beschwort sich, nie geklaht.
E flugk segoar bei Galle Haus
Eann reaß[49]) die klahne Ärweß[50]) aus.
Zwornsfärrem[51]) äftemirt e näit,
Wann nurts sein Weibche Fourer kräit[52]).
— E schihner Zugk, doas hihrt merr[53]) gern,
Vom Vuhl, do konn die Mensche lern[54]).
E Siffer[55]) göllt kahn halb Callihn[56])
Eann hott de Werth näit wäi e Sprihn.

III.

Do wihst[57]) dann eann mei'm Äppilbahm
Die Brout erohn[58]), doas glaabt err kahm[59]).
Voatter eann Motter trahn — koitz Welt[60]) —
Fourer ebbei, woas Zeugk nur hält.
Eann doach hält stennig[61]) off sein Schnäwwil[62])
Eamm Neast de Sprihn ihr klahn Gezäwwil[63]);
Doas searrert[64]) saich eann deschkerirt[65]),
Deaß merr sein aje[66]) Woart näit hihrt.
Eann sein die Ahle aus, se kräje[67])
Die Junge Lost emohl se fläie[68]).
Die Ahle kohme vom Feald serreck[69]):
„Wu sein uhns[70]) Junge?" — „Mir sein flegg[71])
— Hiß off emm Bahm, vo Ast eann Bload —
„Motter, mir sein ds Huttche[72]) soad.
„Mir hun's emohl prowirt eann's geng[73]).
„Ds Neastche woar ferr uhns ze eng;
„Etzt suche merr uhns e aje[74]) Haus.
„Fägkt Ihr emohl au[75]) Stuwwe aus!
„'s eaß schmuttchig[76]) deann! Adjes ahnstweile![77])
„Giht's schläächt uhns, schreiwe merr[78]) e poar Zeile,
„Giht's gout, dann wonn[79]) merr uch näit stihrn[80]),
„Dann wearrer[81]) naut mihn vo uhns hihrn[82]).
— s woar gesaht[83]), etzt bei Berlin
Do wehrn[84]) se bei de annern[85]) Sprihn
Eann kennte annerschter[86]) schuhnd schwätze
Eann annerschter de Schnoawwel wetze
Eann härre[87]) Ausdreck schuhnd gedohn,
Kahn Mensch merkt enn[88]) de Heß mihn ohn.
Oabb säi nu doach die Wearrera
Verrgeasse gahnz? Wer waaß gena?
Oabb Vihl Haamwihe[89]) manchmol krihe?
Wer waaß? De Mensche ihr Verrgnihe[90])
Oftmals gestihrt wärt dorch enn Drahm[91])
Aus ahler Zeit, 's zäikt[92]) se haam.

IV.

Woas dauern ahm[93]) die ahle Vihl,
Imm däi bekimmert saich kahn Sihl.[94])
Säi hun zou väil imms Bruud geschafft,
De Herbst, do fohlt[95]) die Fearrernkraft.
Do hihrt merr naut mihn vo ihrm Läid,
Eann Innerstitzing[96]) hun se näit.
Ahn Poar nehrt ihnder[97]) zehe Keann,
Als zehe Junge Noahring feann[98])
Ferr Ällern.[99]) — Ach, do mächt dr Duud[100])
Ds Enn vo all deam Braft eann Nuuth,
Do sterwe se dann off ihrm Bahm
Zefrirre, dann säi sein dehaam.

---

[44]) sah aus; [45]) trug; [46]) die Art; [47]) Futter ein; [48]) hat's gethan; [49]) riß; [50]) die kleinen Erbsen; [51]) Zwirnsfäden; [52]) kriegt; [53]) hört man; [54]) lernen; [55]) Säufer; [56]) gilt keine halbe Caroline; [57]) wächst; [58]) Brut heran; [59]) glaubt ihr kaum; [60]) potz Welt! [61]) beständig; [62]) Schnäbel; [63]) Gezappel; [64]) federt sich; [65]) diskurirt; [66]) eigenes; [67]) kriegen; [68]) fliegen; [69]) zurück; [70]) unsere; [71]) flügge; [72]) Hocken; [73]) und es ging; [74]) eigenes; [75]) euere; [76]) übelriechend; [77]) einstweilen; [78]) wir; [79]) wollen; [80]) stören; [81]) werdet ihr; [82]) hören; [83]) es wurde gesagt; [84]) wären sie; [85]) anderen; [86]) anders; [87]) hätten; [88]) ihnen; [89]) Heimweh; [90]) Vergnügen; [91]) Traum; [92]) zieht sie heim; [93]) einem; [94]) Seele; [95]) fehlte; [96]) Unterstützung; [97]) eher; [98]) finden; [99]) für Eltern; [100]) Tod.

Friedrich von Trais.



Aus alter und neuer Zeit.

Als Held der auf Seite 13 des laufenden Jahrgangs dieser Zeitschrift erzählten „wahren Geschichte" wird a. a. O. ein westfälischer Kavallerieoffizier Osenius, bei Mohr, Altes Schrot und Korn, Bd. 1, S. 37 ff., ein westfälischer Chevauxlegers-Offizier Osenio genannt. Einen Kavallerieoffizier Osenius oder Osenio hat es aber in der westfälischen Armee nicht gegeben. Dagegen stand 1811 im westfälischen 6. Linien-Infanterieregiment ein Adjutant-Unteroffizier (sous-adjutant) Osée (bei Hassel und Murhard, Westfalen, irrig Osen genannt), welcher am 19. Februar 1812 zum Secondlieutenant (sous-lieutenant) in demselben Regiment befördert wurde und nach Beendigung des Feldzuges von 1812 aus Rußland nicht zurückkehrte. Da das 6. Infanterieregiment nach seiner Errichtung zunächst in Magdeburg, im Frühjahr 1812 aber in Kassel stand, glauben wir um so mehr annehmen zu dürfen, daß dieser Lieutenant Osée vom 6. Regiment der Held jener Liebes-

geschichte ist. (Vergl. Moniteur 64 vom 15. März 1812, S. 253, Staatskalender 1812, S. 182, Hassel und Murhard, Westfalen, Bd. 1, Heft 3, S. 74.) A. W.

Etwas vom „lieben Bruder Wagner". Vor mir liegt ein merkwürdiges im Jahre 1790 zu Kassel gedrucktes Gelegenheitsgedicht, das vielleicht den einen oder andern Leser des „Hessenlandes" interessiren wird. Es sind zwei Blätter in Quartformat; die erste Seite trägt folgenden Titel:

Ich
lieber Bruder Wagner
thu euch zeigen,
Wie sich brave Menschen müssen beugen,
Bis uns Gott thut rufen
Zu den höſten Himmels-Stufen.

Dieses kleine Gedicht
ist
zur Ehre der Bäcker- und Metzger-Gilde,
wie auch
denen lieben Schwestern und Brüdern
vom
lieben Bruder Wagner,
zum Andencken,
welcher sich mit seinen Hunden und Schweinen
wird bis zum Kayser schwingen.

Cassel, 1790.

Dann folgt auf Seite 3 und 4 das Gedicht selbst:

Ich lieber Bruder Wagner, allhier,
Thu mit Schwein' und Hund' marschier.
Die Schweine aus Liebe erkauft
Vom Metzger Grebe von hier.
Und aniezt nach Frankfurt lauft,
Um zu trinken Wein oder Bier,
Bey der Krönung zu Frankfurt am Mayn,
Wo liebe Brüder und Schwestern ich muß seyn,
Um die Schweine fahren zur Stadt hinein,
Denn lieber Bruder Wagner will leben,
Drum gebt, liebe Brüder und Schwestern, was hinein:
Aber in der Arche Wagner muß solches seyn.
Lebet wohl, hoher Becker-Stand,
Gott regiere euch durch seine Hand.
Er wird Euch so lange lassen grüßen,
Wie Ihr den Heller zum Ofen thut h'nein schießen.
Wer Lust und Liebe hat mit zu reisen,
Kan ebenwohl bekommen gute Speisen.
Adjeu, lebet wohl und gesund,
Bis da kommt die Todesstund.

Der Dichter ist der zu Ende des 18. Jahrhunderts unter dem Namen „der liebe Bruder Wagner" bekannte Kasseler Bäcker W. in der Königsstraße, dessen Speckkuchen seiner Zeit in Kassel einen besonders guten Ruf genossen. Jedesmal wenn dieses beliebte Gebäck bei ihm warm aus dem Ofen kam, ließ er dies wichtige Ereigniß den Einwohnern der fürstlichen Residenz durch laute Trompetensignale verkünden und außerdem durch seine Lehrjungen an verschiedenen Straßenecken der Oberneustadt ausrufen: „Die Speckkuchen sind gar beim lieben Wagner!", so daß jeder Interessirte zur rechten Zeit Bescheid wußte. (Vergl. Hessische Erinnerungen, Kassel 1882, S. 218 f.) — Nach unserm Gedichte scheint er auch einen Schweinehandel betrieben zu haben. Im Herbst 1790 fand die Kaiserwahl und Krönung Leopold's II. zu Frankfurt statt, an der sich bekanntlich unser Landgraf Wilhelm IX. dadurch betheiligte, daß er ein starkes Truppencorps zum Schutze der Feier vor die Thore der Krönungsstadt führte. (Vergl. L. W. Wiederhold, Beschreibung des Lagers bei Bergen. Kassel 1791.) Der „liebe Bruder Wagner" wird sich wohl damals den Truppen als Marketender angeschlossen und vor seiner Abreise das obige Gedicht zu Reklamezwecken veröffentlicht haben. — Vielleicht weiß aber einer der Leser hierüber noch besser Bescheid und kann uns am Ende noch den kuriosen Eingang und Schluß des Poems erklären.

Ph. L.

Aus Heimath und Fremde.

Am 6. Januar, dem Todestage des letzten Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Hessen, war dessen Grabstätte auf dem alten Todtenhof zu Kassel mit prächtigen Kränzen reich geschmückt.

Ein ehemals kurhessischer Offizier, General der Infanterie z. D. von Spangenberg, welcher in hoher geistiger und körperlicher Frische in Kassel im Ruhestande lebt, über dessen Lebensgang im 5. Jahrgang dieser Zeitschrift (1891), Nr. 19, S. 266 f., Näheres mitgetheilt ist, erhielt am 9. Januar aus Anlaß der 25 jährigen Wiederkehr des Tages des Treffens von Villersexel gegen Bourbaki, an welchem der Genannte als Bataillonskommandeur im Infanterieregiment von Lützow (1. Rheinischen Nr. 25) besonders ruhmreichen Antheil hatte, von Sr. Majestät dem Kaiser ein in äußerst ehrenden Ausdrücken gehaltenes Telegramm, in welchem gleichzeitig die Verleihung des rothen Adlerordens 1. Klasse mit Eichenlaub ausgesprochen wird.

Das Bankhaus L. Pfeiffer zu Kassel, welches besonders hohes Ansehen und großes Vertrauen genießt, konnte am 1. Januar d. J. auf ein fünfzigjähriges Bestehen zurückblicken. Von dem verstorbenen Senior der Familie Louis Pfeiffer in dem jetzigen Breithaupt'schen Hause in der Georgenstraße am 1. Januar 1846 eröffnet, wurde das Bankgeschäft später in das damalige Proll'sche, jetzt Range'sche Haus in der oberen Königsstraße und schließlich in das Haus Nr. 6 der Kölnischen Straße verlegt. Die beiden Söhne des Begründers, Karl und August Ludwig Pfeiffer, traten im Jahre 1870 als Theilhaber in die Firma ein, von denen der erstere, Kommerzienrath Karl Pfeiffer, seit dem im Jahre 1892 erfolgten Tode seines Bruders alleiniger Inhaber der Firma ist. [Vergl.: Die Familie Pfeiffer. Eine Sammlung von Lebensbildern, und Stammbäumen, zusammengestellt von August Ludwig Pfeiffer. Kassel (Druck von Friedr. Scheel) 1886.]

Am 16. Januar begeht gutem Vernehmen nach der Geheime Regierungsrath Althaus zu Kassel, ein hochangesehener althessischer Beamter, sein 50jähriges Dienstjubiläum.

Aufführungen. Der am Sylvesterabend im Königlichen Theater zu Kassel zum ersten Male gegebene einaktige Schwank „Die zehnte Legion" von unserem heimischen Dichter Franz Treller hat sich einer recht freundlichen Aufnahme zu erfreuen gehabt. — Am Stadttheater in Hanau wurde am Neujahrstage ein dreiaktiger Schwank: „Durch den Alkoven" von Zahnarzt Dr. August Lohmann in Kassel erstmalig mit schönem Heiterkeitserfolge aufgeführt.

„Owentessen" der Kurhessen in Berlin. Das von vielen Blättern Hessens angekündigte Owentessen der seit nunmehr fünf Jahren bestehenden Vereinigung der Kurhessen zu Berlin fand am 30. November in den Prachtsälen des Hotels „Zu den vier Jahreszeiten" statt. Es waren 85 Theilnehmer erschienen, fast alle chattischen Geblütes, nur wenige Berliner, die durch alte Freundschaft mit den ältesten Mitgliedern verbunden waren, wurden zugelassen. Besonders erfreulich war, daß auch Landsleute, die eben erst aus Hessen besuchsweise in Berlin eingetroffen waren, sich ohne besondere Einladung zu dem Feste einfanden. Während des Essens, das bis gegen 12 Uhr dauerte, wechselten in üblicher Weise musikalische und deklamatorische Vorträge ab (die Damen Lambert, Langheld, Lorenz), erklangen die alten Weisen vom Kurfürst, der seine Solidaten viel besser kleidet als er kann, und das „janz unjlaubliche" Lied von der Liebe, mit der sich Niemand abgeben soll. Aus allen Theilen Hessens waren freundliche und humoristische Schreiben in Mundart, vom Niederhessischen Touristenklub ein Begrüßungstelegramm eingelaufen, der bekannte „Marborger" Humorist P. Weinmeister und Frau Emma Braun-Bücking sandten Gedichte in Marburger Dialekt ein. Ihnen allen wurde ein kräftiges „Schurri" gebracht, den Marburgern ein dreifaches „Hujajah!" gesungen. Der Vorsitzende, Oberlehrer F. Wolff, erzählte u. A. eine lügenhafte Geschichte von einer patriotischen Leistung, die der Witzenhäuser Wein genau vor 25 Jahren an der Loire vollbracht haben soll. Zum Schluß wurde noch eine von den Mitgliedern Bildhauer Hausmann, Bauführer Hausmann und Portraitmaler Goeritz vorzüglich ausgeführte „Hobelbank" vorgetragen, die die hervorragendsten Mitglieder der Vereinigung in komischer Weise verherrlichte und schließlich zerschnitten zu hohen Preisen versteigert wurde. Bei Wein, gutem Bier und Tanz — und getanzt wurde „als zu" — blieb dann die Gesellschaft noch bis $^1/_2$5 Uhr vereinigt.

Sonnabend den 7. März soll in denselben Räumen (Prinz-Albrechtstr. 9) das Fest des fünfjährigen Bestehens der Vereinigung in ähnlicher, nur prunkvollerer Weise gefeiert werden. Alle blinden Hessen, die den Weg dahin finden, sollen uns willkommen sein.

Universitätsnachrichten. Professor Dr. Otto Körner in Rostock hat den ihm zutheilgewordenen Ruf als Direktor der Ohrenklinik in Heidelberg abgelehnt. — Der außerordentliche Professor der Rechte Dr. Johannes Biermann in Berlin wird für den nach Breslau berufenen Professor Jörs als ordentlicher Professor nach Gießen übersiedeln. — In Marburg habilitirte sich Dr. phil. Waentig als Privatdozent der Nationalökonomie. — Unser berühmter Landsmann, der Rechtslehrer Geheimrath Professor Dr. Endemann zu Bonn, welcher kürzlich unter reger Theilnahme weitester Kreise seinen 70. Geburtstag feierte, hat seine Lehrthätigkeit aufgegeben. Der Gelehrte wurde bei dieser Gelegenheit durch Verleihung des Kronenordens 2. Klasse ausgezeichnet. — Die Pariser Akademie der Wissenschaften verlieh den Preis der Leonstiftung von 50 000 Frcs. zur Hälfte dem Professor Dr. Behring in Marburg.

Todesfälle. In dem am 22. Juli 1895 in Round Top, unweit der Hauptstadt Austin in Texas, im Alter von 77 Jahren verstorbenen Richter Georg August Eduard Henkel ist eine hervorragende Gestalt aus den Reihen der Deutsch-Texaner geschieden. Henkel, geboren zu Trendelburg am 24. Mai 1818 als Sohn des dortigen Oberrentmeisters Georg Philipp Henkel, folgte Anfangs der fünfziger Jahre den Schaaren, welche damals aus Deutschland nach Texas auswanderten. Tüchtige Bildung, echt deutsche Ausdauer und großer Fleiß brachten ihn dort bald auf einen grünen Zweig. 14 Jahre lang bekleidete er das Amt eines Friedensrichters. — Am 31. Dezember verstarb zu Darmstadt der dortige Oberkonsistorialrath a. D. Karl Köhler, bekannt als Kenner des hessischen evangelischen Kirchenrechts. — Am 10. Januar verschied zu Kassel, 73 Jahre alt, der Geheime Regierungsrath a. D. Friedrich Kochendörffer, ein durch Geistesgaben und Vortrefflichkeit des Charakters ausgezeichneter althessischer Beamter, der sich auch in ehrenamtlicher Thätigkeit, so u. A. als Mitglied des hessischen Kommunallandtages, der hessischen Synode, des Bürgerausschusses der Residenzstadt Kassel, der Direktion des reformirten Waisenhauses daselbst, der er bis zu seinem Tode angehörte, vielseitige, bleibende Verdienste erworben hat.



Personalien.

Verliehen: Dem General der Infanterie z. D. von Spangenberg zu Kassel der rothe Adlerorden 1. Klasse mit Eichenlaub; dem ordentlichen Professor Geheimen Justizrath Dr. Endemann zu Bonn der Kronenorden 2. Klasse; den Regierungsräthen Rintelen und Callenberg in Kassel der Charakter als Geheimer Regierungsrath; dem Pfarrer und Rektor Schröder zu Sontra die Pfarrstelle in Niederaula; dem Lehrer an der Kunstakademie zu Kassel, Maler F. Koch, der Charakter als Professor; dem Regierungshauptkassenoberbuchhalter Schocke der Charakter als Rechnungsrath.

Ernannt: Der Sekretär der Ständischen Landesbibliothek Dr. phil. Scherer zu Kassel zum Bibliothekar an derselben; der Bergmeister Illner zu Clausthal zum Bergrevierbeamten für das Bergrevier Kassel; die Rechtskandidaten Freiherr von Pappenheim, Wigand und Adam zu Referendaren.

Versetzt: Forstmeister Meyer von Oedelsheim nach Lauterberg a. H.; Amtsrichter Westrum von Felsberg an das Amtsgericht zu Kassel.

Niedergelassen: Dr. med. Otto Mainz als praktischer Arzt in Felsberg; Rechtsanwalt Rau in Marburg.

Geboren: ein Knabe: A. Kuprian und Frau, geborene Knöpp (Kassel, 8. Januar); eine Tochter: Karl Bein und Frau (Kassel, 4. Januar); Ludwig Lauckhardt und Frau, geborene Has (Kassel, 7. Januar).

Verlobt: Kandidat des höheren Schulamts Oskar Theine (Dortmund) mit Fräulein Anna Schaub (Offenbach a. M., Dezember 1895); Dr. med. Gustav Gebauer (Durlettel, Kreis Meseritz) mit Fräulein Pauline Kraus (Heidelberg, Dezember 1895); Referendar Max von Briesen (Kassel) mit Fräulein Ida Mersmann-Soest (Göttingen, Januar).

Vermählt: Buchhändler Adalbert Pfeiffer mit Fräulein Friederike Amanda Theile (Hanau, 30. Dezember); Pfarrer und Oberlehrer Karl Theodor Gottfried Immanuel Arenfeld mit Fräulein Karoline Bertha Heuser (Kassel, 2. Januar); Dr. med. Max Wagner mit Fräulein Jenny Kiesewetter (Kassel, Januar).

Gestorben: Oberkonsistorialrath a. D. Karl Köhler (Darmstadt, 31. Dezember); verwittwete Frau Katharine Lochmann, geborene Hammerschmidt (Hanau, 31. Dezember); Bäckermeister Georg Zeiß, 71 Jahre alt (Marburg, 2. Januar); Buchbinder-Obermeister Martin Schmincke, 67 Jahre alt (Kassel, 3. Januar); verwittwete Frau Thierarzt Marie Stamm, geborene Menche (Kassel, 6. Januar); verwittwete Frau Anna Christine Loth, geborene Fuhrmann (Rothenditmold, 6. Januar); Chorsänger am Königlichen Theater Gustav Hassel, 69 Jahre alt (Kassel, 6. Januar); verwittwete Frau Marie Oesterheld, geborene Hupfeld, 71 Jahre alt (Kassel, 9. Januar); Geheimer Regierungsrath a. D. Friedrich Kochendörffer, 73 Jahre alt (Kassel, 10. Januar).

Briefkasten.

Alle Sendungen für die Redaktion wolle man an die Buchdruckerei von Friedr. Scheel, Kassel, Schloßplatz 4, richten.

G. Frhr. v. P. in Marburg. Ein vom „Hessenland" bislang weniger bebautes Gebiet, das bisweilen zu betreten sich aber wohl empfehlen dürfte. Vielen Dank und beste Empfehlung.

A. W. in Kassel, P. L. in Sand. Einsendungen recht willkommen. Besten Dank und freundlichen Gruß.

V. T. in Rauschenberg. Wir werden unserem Versprechen in der nächsten Nummer nachkommen.

Touristische Mittheilungen aus beiden Hessen, Nassau, Frankfurt a. M., Waldeck und den Grenzgebieten, herausgegeben von Dr. Wilh. Lange, Jahrgang IV, Nr. 7, Januar 1896. Inhalt: Die Milseburg in der Rhön, eine vorgeschichtliche Wallringveste von F. Maiß. — Die Weidelsburg von Dr. C. Schwarzkopf (Schluß). — Bilder von der Schwalm von Dr. Wilhelm Chr. Lange. III. — Berichte. — Litteratur.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. W. Grotefend in Kassel. Druck und Verlag von Friedr. Scheel in Kassel.



№ 3. X. Jahrgang. Kassel, 1. Februar 1896.

Ihr Abbild.

In der blondgelockten Enkelschaar
Tollt die wilde Maid mit dunkelem Haar,
Sie necket die Kleinen, sie scherzet, sie lacht,
Hat Frohsinn in düsteres Heim gebracht.
„Wem sie nur gleichet," der Vater spricht,
„Mein dunkeler Schelm, mein Sonnenlicht?
Nicht Dir, mein Weib, so sanft, so zart,
Auch mir nicht, dem Alten von rauher Art." —
Großväterlein sacht aus dem Lehnstuhl steigt,
Sich zärtlich zum Liebling niederbeugt:

„Mein Herzenskind? schaut's doch genau:
Es gleicht ja auf's Haar meiner lieben Frau.
Die klare Stirne, das Schelmenaug',
Die hatte die selige Alte auch.
Und kam einmal Trübsal in mein Haus,
Den jagte sie lachend und scherzend hinaus.
So sonnig, wie Lieblings Augenlicht,
So grüßt mich bald droben ihr Schelmgesicht." —

E. Braun, Marburg.

Die Okkupation Hessen-Kassels durch die Franzosen im Jahre 1806 und die Schicksale des kurfürstlichen Haus- und Staatsschatzes.

Von Dr. Hugo Brunner,
Bibliothekar an der Landesbibliothek in Kassel.

(Fortsetzung.)

Nachdruck verboten.

Am 5. Dezember schreibt Mensing an den Geheimen Kriegsrath Lennep, B., d. h. Bartels, solle dort [in Kassel] bis zum Montag den 8. Dezember bleiben und die Befehle nach Niederkaufungen in das dortige Wirthshaus bringen, wo — wie er hoffe — der Wagen um 4 Uhr nachmittags anlangen werde. Sehr lieb würde es ihm sein, wenn der Oberjägermeister v. W[itzleben] mit bei der Uebergabe sein und den richtigen Empfang der zehn Stücke bescheinigen würde.

Dann heißt es weiter in einem Briefe Mensing's an Schmerfeld vom 8. Dezember Abends: „Mit Schrecken und Leid höre ich durch meinen Knecht, daß der Oberschultheiß Schneider[1]) vorige Nacht aufgepaßt und immer neben dem Wagen hergegangen und mit dem Stocke visitirt und gesagt hat, auf dem Wagen wären herrschaftliche Sachen. In Walburg sei er von ihnen gegangen . . . Als sie nun glücklich abgeladen und alles beseitigt, habe ihm Hr. B. beiliegendes Schreiben gegeben[2]), worauf sie zurück nach dem ‚Letzten Heller' gekehrt, um den Pferden ein Futter zu geben und dann bis Walburg retour gewollt. Kaum hätten die Pferde gefressen, sei der Fleischmann oder Partasan mit noch einem gekommen, sie arretirt und gezwungen zu bekennen, wo die Sache hin sei.[3]) Die Knechte haben gesagt, sie hätten Frucht gehabt, worauf ein fremder Junge gesagt, sie hätten dieses im Messinghammer abgeladen. Als sie nun geleugnet, läßt der Kanaille sie arretiren mit Pferd und Wagen, geht darauf nach dem Messinghammer, kommt retour und zwingt die Knechte zurück; müssen alles aufladen und nach Kassel in's Schloß fahren. Alles dieses werden Sie leider schon wissen. Sie werden nun das Beste wieder dabei thun müssen, braver Mann! Aber rechnen Sie und alle auf einen entschlossenen Mann, in dessen Brust ein biederes Herz schlägt für Fürst und Vaterland. Braver Mann! Sie haben Familie, wälzen Sie alles auf mich! Ich werde nicht fliehen, sondern mit Muth jedem kommenden Schicksal entgegensehen."

Das sind Worte, die in ihrer schlichten Einfachheit ein unerschrockenes, tapferes und treues Herz erkennen lassen. Wir entnehmen dem Schreiben außerdem soviel, daß die Sachen auf dem Messinghammer abgeladen und hier verrathen worden waren, worauf sie nach Kassel in's Schloß, also direkt zu dem Generalgouverneur Lagrange, gefahren wurden. Wie es den kurfürstlichen Räthen gelang, sie hier wieder frei zu machen, wissen wir nicht mit Sicherheit, können es aber vermuthen und hoffen, den Schlüssel weiter unten zu liefern. Zunächst wird der Passus ihres Berichtes an den Kurfürsten vom 16. Dezember, den wir oben bereits anführten, daß „alles, was Privatpersonen gehörte, ohnerachtet einer durch Verrätherei geschehenen Wegnahme unterwegs, doch endlich wieder erlangt und an die Behörden abgegeben, das übrige aber nach zwei verschiedenen Richtungen außer Landes geschickt worden sei", mit jenen Vorgängen in Verbindung gebracht werden dürfen.

Ebenso unbedenklich ist es, einen in unsern Akten befindlichen Brief, de dato Münden, den 15. Dezember 1806, und an das hiesige Handelshaus Andr. Hch. Thorbecke gerichtet, mit den nach Witzenhausen bestimmten, unterwegs verrathenen Sachen in Verbindung zu bringen. In diesem Brief schreibt ein Kaufmann Moritz Reichardt an Herrn Thorbecke, am 13. Dezember abends seien ihm noch dessen Güter geliefert, denen er vorläufig gutes Lager angewiesen habe. Nach der Beschaffenheit der Emballage schlage er vor, die Güter durch Matten und Taue noch besser gegen Nässe und Feuchtigkeit zu schützen und erwarte weitere Dispositionen.

Was sollte dieser Geschäftsbrief sonst bei den Briefen des Hauptmanns Mensing? Also als Güter der Firma Thorbecke gingen die zehn Kisten nach Münden. Hier blieben sie, wie wir vorgreifend berichten wollen[1]), bis zu Anfang Februar liegen, denn ihre Abführung nach Altona schien wegen der von den französischen Douaniers geübten strengen Visitationen allzu bedenklich. Deswegen wurden zunächst zwei Kistchen mit Pretiosen, als der werthvollste Bestandtheil, dem damals zum Kurfürsten abreisenden Geheimen Rath von der Malsburg mitgegeben. Die übrigen Sachen wurden für's erste nach Sooden bei Allendorf, welcher Ort mit einer eigenen Wache versehen war, überführt und hier durch den Bergrath Schaub in Verwahrung genommen. Später sollten sie dann nach Eisenach oder sonst an einen hinlänglich sicher scheinenden Ort gebracht werden.

Dies war die eine Richtung, von welcher der Bericht redet. Die andere ist die auf Frankfurt. Den Transport der für Rothschild bestimmten Millionen leitete Mensing persönlich.

---

[1]) Ich habe im kurhessischen Staatshandbuch vom Jahre 1806 keinen Oberschultheißen dieses Namens gefunden. Entweder war der Betreffende außer Dienst oder stand einem der adeligen Patrimonialgerichte vor.

[2]) Ein mit Rothstift geschriebener Zettel liegt bei, darauf steht nur: „Die Ablieferung ist geschehen, die andere Bescheinigung bringe ich mit. G[eorg] B[artels]. D. 7. Abds. 7 Uhr."

[3]) In einem Schreiben vom 13. Dezember läßt Mensing den Oberschultheißen von Kassel Rath Beermann darauf aufmerksam machen, daß ein gewisser Sußmann dem Auditeur Fleischhut und noch einem zweiten Auditeur in der Betrunkenheit den bewußten Vorfall nicht allein erzählt, sondern auch schrecklich über ihn und den R. B. (d. h. wohl Rath Beermann) raisonnirt habe. Er finde es des Herrn R. B. wegen nothwendig, diesen Kanaille kürzer zu halten. — Sollte oben statt Fleischmann vielleicht Fleischhut zu lesen sein?

[1]) Bericht vom 9. Februar 1807. (Mss. Hass., fol. 375.)

Am 10. Dezember hatte er alle Kisten und Kasten mit vieler Mühe gepackt und emballirt. Auf zwei Wagen waren sie bis Dankerode gefahren und hier in einer Scheune untergebracht. Er selbst wartete noch auf Bartels, welcher den ersten Wagen nach W., d. h. Witzenhausen, geleitet hatte und jetzt ihm von Kassel einen Paß für Frankfurt a. M. mitbringen sollte. Am 11. Dezember Morgens in aller Frühe ging der Transport weiter, auf Umwegen und unter möglichster Vermeidung der Dörfer auf Jesberg, wo Mensing am 12. Nachmittags eintraf und im Posthause beim Postmeister Kniling einkehrte. Die grundlosen Wege hatten den Transport ungemein erschwert. In Gilsa hörte man, daß Jesberg von Franzosen besetzt sei, die dort im Quartier lagen und deren Abmarsch zuvor abgewartet werden mußte. Die Wagen blieben solange in Gilsa, und trafen erst am 13. morgens in Jesberg ein. Hier gönnte Mensing sich bei dem zuverlässigen Postmeister einen Ruhetag, und dann ging's am 14. Morgens weiter, direkt auf Frankfurt. Er hatte nach Kassel geschrieben, daß er nun erst wieder von sich hören lassen werde, wenn er mündlichen Bericht erstatten könne. So wissen wir denn auch weiter nichts, als was ein kleiner Zettel besagt, der bei den Akten liegt. Auf diesem steht zu lesen:

„Daß vom Herrn Kaufmann Mensing heute folgende neunzehn Kisten, nehmlich *) Nr. 1 bis 19 richtig bey mir abgeladen worden sind, *bescheinige hiermit.*

Frankfurth a. M., den 17. Dezember 1806.

Fr. Scharff."

Die Millionen waren also geborgen. Auch stimmt alles mit der Zeit genau überein, denn am 16. Dezember schreiben, wie schon erwähnt, die Minister an den Kurfürsten, sie erwarteten stündlich die Nachricht, daß alles den Ort seiner vorläufigen Bestimmung erreicht habe. Zwei bis drei Tage mußten sie sich freilich noch geduldigen.

Das vorhandene Kapitalvermögen war den lüsternen Späheraugen des Landesfeindes somit vorläufig entrückt. Aber dieser war im Besitz der öffentlichen Kassen. Wenn er hier die Bücher zu Rathe zog, so konnte er sich nicht nur einen genauen Einblick in den Umfang und die Art des kurfürstlichen Vermögens verschaffen, er konnte auch die ausgeliehenen Kapitalien auf Heller und Pfennig feststellen und auf diese seine Hand legen. Und in der That waren die Befürchtungen in dieser Hinsicht nicht unbegründet, denn Ende November war der Generalintendant Marteillère eigens zu dem Zwecke in Kassel erschienen, um bei den Kassendepartements das Vermögen derselben ausfindig zu machen und im französischen Nutzen zu verwenden; zu Anfang des Dezember befand Lagrange sich im Besitze eines Kapitalienbuches der Kriegskasse sowie eines Statuts der bei der Oberrentkammer in Kassel und der Rentkammer in Hanau ausgeliehenen Kapitalien, desgleichen des neuesten Kabinetskassen-Etats vom Jahre 1806. Wenn er diese Dokumente dem Kaiser aushändigte, so konnte man leicht dem Kurfürsten die Daumschrauben anlegen, indem man Kontributionen in beliebiger Höhe dem Lande auferlegte. Einen Anfang in dieser Richtung hatte man bereits gemacht: man hatte eine Kontribution von 6 Millionen Livres angekündigt mit der ausdrücklichen Erklärung, daß solche nach der Intention des Kaisers vorzüglich auf des Kurfürsten eigenes Vermögen gelegt werden solle, mit der Maßgabe, daß — wenn dieses nicht zu erreichen stehe, — die Summe durch den Verkauf von Kabinetsgütern gedeckt werden solle, deren Besitz den Käufern zu gewährleisten sei. [1])

Aber Lagrange war ein vorsichtiger Mann! Er hatte dem Kaiser lange nicht alles gesagt, was er wußte, sondern das Vermögen des Kurfürsten zunächst mit nur 44 Millionen Livres angegeben, wobei er als solche Ausstände, aus denen die Kontribution am leichtesten beigetrieben werden könnte, nur sechs Posten in einer Höhe von 2 331 993 Reichsthalern spezifizirte. [2])

Indem Lagrange den Ministern von Waitz und von Baumbach, die zwar am 1. Dezember von ihm außer Funktion gesetzt, doch zu seinen besonderen Zwecken nicht wohl entbehrt werden konnten, von seinem Verfahren Mittheilung machte, fügte er hinzu, daß, wenn wider Erwarten wegen der übrigen, von ihm nicht spezifizirten Summen nähere Details verlangt werden sollten, für den

---

*) Zeichen: Zwei zu einem sechsspitzigen Stern vereinigte gleichseitige Dreiecke mit einem A in der Mitte.

[1]) Schreiben der Minister vom 1. Dezember 1806. Mss. Hass. fol. 375.

[2]) Diese waren:

1)	bei dem Großherzog von Baden . .	392 424	Rthlr.
2)	„ „ Prinzen Georg von Waldeck .	30 916	„
3)	„ „ Fürsten von Hohenzollern-Hechingen	84 090	„
4)	„ den Staaten von Holland . .	544 473	„
5)	„ dem Herzog von Nassau-Usingen	112 121	„
6)	„ „ Fürsten von Waldeck . . .	1 167 969	„

Rest bis zur Höhe der 44 Millionen nach Gutfinden andere Kapitalien, welche am wenigsten zu erreichen stünden, oder Staatspapiere verzeichnet und namhaft gemacht werden könnten.

Worauf dies alles hinauslief, kann man sich leicht denken. Gegen eine bedeutende Vergütung für ihn selbst wie für den Generalintendanten Marteillère, worüber der in Kassel anwesende Banquier Jordis aus Frankfurt das Nähere abzureden beauftragt sei, versprach der Herr Generalgouverneur, nicht nur dem Kaiser ein Mehreres nicht zu melden, sondern auch alles, was er darüber in Händen und außer ihm noch niemand gesehen habe, herauszugeben, auch keine weiteren Nachforschungen deshalb anzustellen und selbst alle Nachrichten, die sich darüber noch bei den hiesigen Kollegien befänden, verabfolgen zu lassen, soweit solches, ohne ihn zu kompromittiren, möglich sei. Jedoch verlangte er von den Ministern, ob er sie zwar selbst abgesetzt hatte, doch eine vorläufige schriftliche Versicherung über die zu gewährende Vergütung mit Vorbehalt der Genehmigung durch den Kurfürsten.

Der Banquier Jordis zeigte hierauf weiter an, daß der Gouverneur, ob er gleich für sich und den Intendanten Anfangs eine Million Livres verlangt habe, doch auf 800 000 heruntergegangen sei, welche in sicheren und gleich zahlbaren oder doch auf kurze Sichten gestellten Pariser Wechseln zu entrichten seien. [1]

Der Gouverneur proponirte also nichts Geringeres als eine Bestechung seiner Person in optima forma. Ein solcher Gedanke war den schlichten Hessen noch gar nicht gekommen, und Herrn von Baumbach erschien der Vorschlag so verdächtig, daß er dahinter eine ihm und seinem Kollegen gestellte Falle des schlauen Franzosen witterte, der am Ende jenes von den Ministern auszustellende vorläufige Dokument dem Kaiser als einen Versuch der Bestechung ihrerseits einsenden und sich dadurch ein besonderes Verdienst erwerben wolle. [2]

Dem war nun allerdings nicht so, und Waitz scheint die Befürchtungen seines Kollegen nicht getheilt zu haben. Beiläufig bemerkt, dürften wir jetzt, wo wir die von Lagrange angesponnenen Verhandlungen kennen, auch den Schlüssel dazu gefunden haben, warum der auf dem Messinghammer zu Tage getretene Verrath der für Witzenhausen und weiter nach Münden bestimmten kurfürstlichen und sonstigen Effekten keine weiteren Folgen gehabt hat, und letztere unbehelligt weiter gehen konnten.

[1] Bericht der Minister vom 16. Dezember. Mss. Hass. fol. 377.

[2] Schreiben Baumbach's an Waitz vom 15. November (ebenda).

(Schluß folgt).



Erlebnisse eines hessischen Offiziers in und nach dem österreichischen Erbfolgekriege.*)

Von J. Fürer.

Wenn ich, genau nach Jahresfrist, dem „hessischen Offizier — diesmal nur ihm, nicht auch dem „Gelehrten" — aus dem vorigen Jahrhundert" [1]) wiederum einige Spalten „Hessenland" widmen zu dürfen bitte, so geschieht es einestheils, um das Lebensbild jenes durch seine wechselvolle Laufbahn interessanten Mannes zu vervollständigen, zugleich aber, um einen, wenn auch bescheidenen, Beitrag zur Geschichte der Betheiligung hessischer Regimenter an dem „österreichischen Erbfolgekriege" zu liefern.

Die weiter unten mitgetheilten Erlebnisse während des Krieges selbst stellen einen Auszug aus einer „Schutzschrift" dar, die der Held unseres Aufsatzes, Friedrich Wilhelm Führer, im Februar 1751 an den damaligen Statthalter [1]),

*) Benutzte Quellen: 1) Staatsarchiv zu Marburg: a. Acta des Militärkabinets, Militärjustiz 16—17, b. Offiziersavancement; 2) Grundlage z. Militärgesch. d. landgräfl. hess. Corps (von Geschwind ?).

[1]) Vergl. meinen Aufsatz „Ein hessischer Offizier und Gelehrter aus dem vorigen Jahrhundert. Ein Beitrag zur hessischen Familiengeschichte" in Nr. 2 des Jahrg. 1895.

[1]) Um Mißverständnissen vorzubeugen, sei gleich hier daran erinnert daß der damals regierende Landgraf Friedrich I. zugleich König von Schweden war, als solcher seinem Stammlande im Allgemeinen fern blieb und deshalb seinen Bruder, den nachmaligen Landgrafen Wilhelm VIII., als Statthalter eingesetzt hatte. Des Letzteren Sohn, der in unserem Aufsatz oft genannte Prinz Friedrich, nachheriger Landgraf Friedrich II., hatte im österreichischen Erbfolgekriege den Oberbefehl über die hessischen Truppen.

späteren Landgrafen Wilhelm VIII. einsandte und auf deren Veranlassung — die Erlebnisse „nach“ dem Kriege — wir zunächst näher eingehen müssen.

Im August 1748 hatte Führer bei seinem Regiment, dem Kavallerieregiment „Prinz Maximilian“, in dem er damals als Lieutenant stand, gegen seinen Kompagnieführer, den Major Schröder [1]), eine Anklage wegen verschiedener Unterschlagungen, begangen in der bayrischen Campagne des eben beendigten Krieges, eingereicht [2]). Es war dann zu einem äußerst verwickelten Prozeß zwischen Kläger und Beklagtem gekommen, dessen Entscheidung sich fast drei Jahre hinziehen sollte und in dessen Verlauf jener die schwersten Kränkungen und Widerwärtigkeiten zu erdulden hatte. Nicht genug, daß Major Schröder, an dessen Ehrenhaftigkeit zu zweifeln man sich lange zu sträuben schien, gegen Führer die schändlichsten Verläumdungen ausstreute, denselben einen „Aufwiegler der Unterthanen gegen ihre Obrigkeit, einen Ehebrecher und Deserteur“ nannte, der „aus purem Haß gegen ihn die Anzeige gethan, zuvor aber, um Inquisiten zu stürzen, sich ein Complott im Regiment gemacht habe“, wurde der Ankläger von seinen andern Gegnern auch noch bei Sr. Durchlaucht dem damaligen Prinzen Friedrich, und zwar, wie wir später sehen werden, nicht ohne Erfolg, als ein „unruhiger, keine Subordination statuirender, und jungen Offizieren üble principia beybringender Mensch“ angeschwärzt.

Im November 1750 wurde der Angeklagte zwar endlich sämmtlicher ihm zur Last gelegten Vergehen für schuldig befunden, seiner Charge entsetzt und kassirt, dem Ankläger auch das Zeugniß ausgestellt, daß er „keineswegs, wie ihm vom Denunzirten vorgeworfen, eine persona infamis“ sei. Allein, um auch ihn nicht ungestraft ausgehen zu lassen, nahm die „Generalkriegskommission“ an, daß er „nicht aus reinem Interesse für Sr. Hochfürstlichen Durchlaucht Dienste, sondern aus Animosität das Meiste angezeiget und Verschiedenes zu lange bey sich behalten“, und fügte jener Urtheilsverkündung hinzu, daß auch Lieutenant Führer „böser Consequenz halber der ohnehin geforderte Abschied zu ertheilen sey“. [1])

Führer war über diesen Entscheid auf das tiefste empört. Hatte man doch, wie er in einem vom 18. Februar datirten Schreiben an den Statthalter sich ausdrückt, „bey dem fast dreijährigen Lauf der Schröder'schen Sache weder Gegenbeweiß noch Verantwortung von ihm gefordert“. Tief gekränkt und im vollsten Bewußtsein seiner Unschuld richtete er daher am 15. Februar 1751 ein „Supplikat“ an den Statthalter, in dem er als „einziges Verbrechen den Eifer, den er für Sr. Hochfürstlichen Durchlaucht Dienst und Interesse bezeiget“ hinstellt, gegen das kriegsgerichtliche Urtheil Verwahrung einlegt und am Schluß, an die „weltgepriesene Gerechtigkeit“ seines Herrn appellirend, die feste Ueberzeugung ausspricht, daß derselbe ihn „auch fernerhin seiner Dienste für würdig halten werde“, damit er „nicht gleiche Strafe mit dem beschuldigten Theile erleide“.

Welche Bewandniß es aber mit dem „ohnehin geforderten Abschied“ hatte, auf dem die gegen Führer verhängte Entlassung mit beruhte und der außerdem noch zum Gegenstand gehässigster Unterstellungen wurde, zeigt das schon berührte Schreiben vom 18. Februar, welches die nähere Erklärung derjenigen Umstände enthielt, „worin man ihn vor dem Anfang des Schröder'schen Prozesses verwickelt und woraus seine dermalige Abschiedsforderung [2]) ihren Ursprung genommen“. Führer erhebt hier gegen seinen Gegner u. A. den Vorwurf, daß er „ein Feind ehrlicher Leute gewesen, die sich zu seinen interessirten Absichten nicht hätten gebrauchen lassen wollen“, und bemerkt weiter, daß er (Führer) „wegen der von ihm bezeigten Treue die allerhärtesten Verfolgungen“ habe erleiden müssen und deshalb zunächst um Versetzung in eine andere Kompagnie gebeten, als seinem Wunsche aber nicht entsprochen, „die Schröder'schen Verfolgungen dagegen sich täglich verdoppelt“ hätten, sich genöthigt gesehen habe, seine Dimission einzureichen. Dieser letzte Schritt war jedoch keineswegs ernst gemeint, vielmehr, wie aus demselben und auch aus einem späteren Schreiben hervorgeht, lediglich in der Hoffnung geschehen, von Sr. Hochfürstlichen Durchlaucht dem Prinzen Friedrich „nach der Ursach dieses Gesuches befragt zu werden“.

---

[1]) Die Kompagnie war 1744 unter der Führung des Majors von Schwertzell nach dem Kriegsschauplatz abgerückt. Dieser war jedoch in den ersten Jahren des Krieges gestorben.

[2]) pp. Schröder hatte in gewinnsüchtiger Absicht den Werth einer verloren gegangenen Equipage zu hoch angegeben und sich noch andere grobe Unregelmäßigkeiten zu Schulden kommen lassen.

[1]) Auch nahm man aus der Angelegenheit Veranlassung, eine genaue Bestimmung in Betreff der Anzeigen von Vergehen zu treffen — wie es scheint, mit rückwirkender Kraft!

[2]) Wann diese eingereicht wurde, ist nicht genau zu ermitteln, vermuthlich kurz vor Beginn des Prozesses.

Statt dessen erfuhr aber Führer drei Wochen später, daß Prinz Friedrich sein Abschiedsgesuch stillschweigend anzunehmen geruht [1]). Als er dann, „auf's Aeußerste affligiret", auf den Rath des ihm wohlwollenden Generals von Miltitz Sr. Hochfürstlichen Durchlaucht sich persönlich präsentirte, wurde ihm auf's Neue Kränkung und Enttäuschung zu Theil.

Seine Gegner waren ihm zuvorgekommen. „Aus Deroselben ungnädigem Anblick", schreibt er kurz darüber, „mußte ich Dero hohes Mißfallen gegen mich annehmen, ja kurz hernach erfahren, wie man mich für einen . . . . . Menschen ausgeschrieen." (S. o.)

Dem hiermit für uns erledigten zweiten Schreiben an den Statthalter ließ Führer schon zwei Tage später jene „Schutzschrift" folgen, die unter Anderem ein Promemoria über seine geleisteten Dienste enthält. Die verschiedenen darin mitgetheilten Erlebnisse und Thaten werfen zugleich interessante Streiflichter auf die jedesmalige allgemeine Situation. Auch gestatten sie einen Einblick in die verschiedenen Operationen und Märsche der hessischen Regimenter. Wir lassen sie, soweit dies bei der heute zum Theil nicht mehr verständlichen Ausdrucksweise des Verfassers angängig ist, in wörtlicher Wiedergabe folgen:

„Daß während meiner zehnjährigen Ew. Hochfürstlichen Durchlaucht geleisteten Dienste ich in den mir anvertrauten Chargen meinen Pflichten nach meinem besten Vermögen ein Genüge gethan . . . setze ich um so gewisser zum Grunde, als meine rachsüchtigen Gegner, soviel mir wissend, nichts öffentlich dagegen beyzubringen vermocht . . . ."

„Denn als Ew . . . löbliche Corps Trouppen 1745 in Bayern standen [2]) und die in der Gegend von Vilshofen verlegten Regimenter wegen der feindlichen Invasion d. 25. Mertz d. a. sich bei Plaitlingen über die Isarbrücke zu retiriren genöthigt sahen, war meine Wenigkeit dasjenige Instrument, wodurch Ew . . . . Diensten etwas zuträgliches geleistet wurde." In der nun folgenden, an erster Stelle erwähnten Dienstleistung ist das Verdienst nicht sowohl Führer zuzuerkennen, als — merkwürdig genug! — einer Dame. „Eine ohnweit Plaitlingen wohnende Dame," heißt es daselbst, „die mich im dermaligen Winterquartier bei sich aufgenommen, würdigte mich ihrer Freundschaft und nachherigen Briefwechsels [1]); ihre Affektion gegen Ew. . . . . Trouppen wurde durch die Furcht vor dem in ihrer Gegend befindlichen Feind (Oesterreicher) nicht vermindert, und sie wagte es mit vieler Gefahr, denselben nützlich zu sein, sie sandte daher bey nächtlicher Zeit zum öfteren einen ihrer Bedienten vermittelst eines verborgen gehaltenen Kahnes mit Nachrichten an mich ab, die wichtigste unter solchen betraf eine von ihr ausgekundschaftete feindliche Unternehmung, vermöge welcher derselbe getrachtet, sich der vor der Plaitlinger Brücke gelegenen unbesetzten Schanze, nebst der darin stehenden, zur Bedeckung dieses Vorhabens bequemen Kapelle nächtlicher Zeits zu versichern. Diese Nachricht schien mir wichtig genug, dieselbe sofort dem dermaligen Major des löblichen Regiments (Prinz Maximilian) Herrn Obristlieutenant von Schwertzell seel. zu hinterbringen, und von da gelangte solche ungesäumt an den über die in der dasigen Gegend versammelten Trouppen das Kommando führenden Herrn Generalmajor von Baumbach, der dann auch die Besetzung gedachter Schanze sofort vorkehren ließ, wodurch mithin das feindliche Vorhaben fruchtlos gemacht, die zum Rekognosziren ausgesandte Patrouille gerettet und vielleicht auch das Leben einiger Menschen erhalten worden."

„Nächstdem habe es zu eben dieser Zeit und an eben diesem Orte (Plaitlingen), allwo ohne Unterlaß allerlei allarmirende Zeitungen von feindlichen Vorhaben einliefen, an meinem Fleiße und Dienstbegierde zu keiner Zeit ermangeln lassen, ja der HErr General von Miltitz als dermaliger Regimentskommandant bezeigte darin ein besonderes Vertrauen gegen mich, indem mir derselbe um Mitternachtszeit wissen ließ, daß die Bauern aus den bei Pöringen gelegenen Dörfern sich mit ihrem Vieh zu uns herauf geflüchtet und die Nachricht ausgebreitet, daß ein feindliches Corps die Isar in dasiger Gegend passiret sei. Ich erbot mich bei diesem Ew. . . . . Trouppen so nachtheilig sein könnenden Vorfalle, die Gewißheit davon ungesäumt persönlich einzuziehen, erbat daher sechs Mann . . . ., versah mich mit zweien der Gegend kundigen berittenen Bauern und durchritt in der stockfinsteren Nacht die ihrer tiefen Sümpfe und Ueberschwemmung wegen dermals sehr gefährlichen Orte, das

---

[1]) Diese Abschiedsbewilligung muß bald nachher wieder zurückgenommen und in Suspension umgewandelt sein, da Lieutenant Führer im Regimentsrapport vom 30. Dezember 1748 als „annoch suspendirt und keine Dienste thuend" aufgeführt wird.

[2]) Ueber die Betheiligung der hessischen Truppen, speziell des Regiments „Prinz Maximilian", am Kriege im Allgemeinen vergl. meinen Aufsatz: „Ein hessischer Offizier u. Gel. a. d. vor. Jhdt." Jahrg. 1895, S. 20—21.

[1]) Vermuthlich hatte Major Schröder davon läuten hören und gründete darauf seine Beschuldigungen.

sog. Mooß oder Morast, bis in die Gegend, allwo die . . feindliche Uebersetzung geschehen sein sollte, und kehrte, nachdem ich die nöthige Kundschaft allenthalben eingezogen, wieder zurück, erstattete an obgedachten HE. General meinen Rapport und auf dessen Begehr auch den an den das löbliche Gräfendorf'sche Regiment kommandirenden, durch diesen bereits mit allarmirten HE. Obrist von Münchhausen ab, wodurch sodann der entstandene Allarm wieder gestillet und eine Postirung in diese Gegend zu formiren beliebet wurde, welche jedoch wegen des sofort beliebeten Abmarsches unterblieb."

„Nach Angelangung Ew. . . . . Trouppen bey Landshut erhielten der HE. General von Miltitz die Ordre, den in der Gegend von Moosburg stehen sollenden Churbayrischen Renfort (Verstärkung) durch einen Offizier rekognosziren zu lassen, und es gereichte mir zu einem besonderen Vergnügen, daß dieselben meine Person dazu zu erwählen belieben wollen, allermaßen ich dann die eingezogene Kundschaft Sr. Exc. HE. Generallieutenant von Dalwigk ohnweit Landshut gehorsamst zu rapportiren nichts verabsäumet."

„Als im weiteren Verlauf dieser Retirade der Ew. . . . . Trouppen damals als Chef führende Herr Generallieutenant von Brand Exc. in der Gegend bei Friedberg die Neutralität deklariren ließen und darauf die Separation von dem Churbayrischen Corps erfolgte [1]) und ich von gedachter Sr. Excellenz, wobey ich mich damals als Ordonnanzofficier seit einiger Zeit befunden, die Erlaubniß erhielt, zu der bey Augsburg stehenden Bagage reiten zu dürfen, bei meiner Gegenwart daselbst auch mit ansehen konnte, wie sehr erbittert sich die daselbst vorbeimarschirenden bayrischen Regimenter wegen dieser Absonderung gegen die bei der Bagage kommandirten Leute bezeiget und vernehmen ließen; sodaß daher zu befürchten, ... dieselben möchten in ihrer Wuth ihre Bedrohungen, sich an selbiger (Bagage) zu vergreifen und zu plündern . . . keinen Anstand nehmen und dieses Vorfalls wegen der für jetzt in dem löbl. Regiment Sr. Hochfürstl. Durchlaucht des Prinzen v. Isenburg als Obristlieutenant stehende dermalige Major von Urff, der zur Bedeckung der Bagage das Kommando führte, seine Untergebenen, um dieser Gefahr nöthigenfalls zu resistiren, ausrücken ließ, dabey auch für nöthig erachtete, des HE. Generallieutenant von Brand's Excellenz von diesem Umstand zu unterrichten: So erbot ich mich zu dieser Verschickung. Als ich aber an die Lechbrücke kam, fand ich dieselbe abgeworfen, mithin ein großes Hinderniß, diese einer Remedur bedürftige Sache gedachter Sr. Excellenz, so dero Quartier in Lechhausen genommen, hinterbringen zu können; ich stand deshalb bei mir an und entschloß mich, lieber etwas zu wagen, als zum Nachtheil der gemeinen Sache etwas zu verabsäumen, bemühte mich daher, eine Passage durch den Strom zu suchen, und als ich hiermit beschäftiget, traf ich ein in dieser Gegend postirtes Commando von Creyß-Dragonern an, erkundigte mich bey ihnen nach einer sichern Durchfahrt und offerirte demjenigen, der mir solche zeigen und mit mir durchreiten werde, einen Ducaten; da sich aber keiner dazu verstehen wollte und sich damit entschuldigten, daß das Wasser zu hoch angewachsen, so setzte ich ohne weiteren Anstand, mich auf die Güte meines Pferdes verlassend, in den Fluß und durchschwamm denselben, wiewohl nicht ohne augenscheinliche große Gefahr; traf aber an jener Seite ein anderweites unvermuthetes Hinderniß, nemlich eine österreichische Postirung an, und da diese aus Leuten, die keiner mir bekannten Sprache kundig waren, bestand, ich auch mit keinem Paß versehen war, so drohte mir eine neue Gefahr, und ein so übel civilisirtes Volk würde nicht unterlassen haben, mich durch Feuergeben zu nöthigen, denselben Rückweg, welchen ich gekommen, mit noch größerer Gefahr wiederum zu suchen, wenn nicht zu meinem Glück der diese Postirung commandirende Major soeben angelanget und mich in lateinischer Sprache um die Ursach meines Uebersetzens befraget und von mir die eigentliche Ursach vernommen, darauf aber mich in Person durch seine ganze Postirung bis nach Lechhausen geführet hätte. Sr. Exc. HE. General v. Brand rapportirte ich die Beschaffenheit der Sache, und derselbe säumte auch nicht, Se. damals in Augsburg anwesende Churfürstl. Durchlt. von Bayern [1]) davon zu unterrichten, wodurch sodann die nötigen mesures zur Sicherheit der Bagage vorgekehret worden." [2])

[1]) am 18. April.

[1]) Maximilian Joseph, Karl Albert's (Karl VII., † 20. Januar 1745) Nachfolger in Bayern.

[2]) Vgl. zu dem ganzen Vorfall: Geschichte von Hessen von Röth-Stamford, S. 384: „am 18. April trennten sie (die Hessen) sich von dem bayrisch-französischen Heere unweit Augsburgs. Mehrfach beschimpften die Bayern ihre seitherigen Waffengenossen, eine thätliche Insulte und Beraubung eines hessischen Trupps zeigte die Erbitterung der Bayern." Offenbar handelt es sich in dem Promemoria um den gleichen Vorfall. Jedoch muß man nach unserer Quelle wohl annehmen, daß die angedrohte Beraubung vereitelt wurde.

(Schluß folgt.)

Eine deutsche Antwort.

Then over the Transvaal border,
and galopp for life or death.
ALFRED AUSTIN.

Auf denn, mein sattelfreier Hippogryph,
Lass sich dein Flügelpaar im Aether baden!
Der kühne Ritt, zu dem ich dich berief,
Geht nach Britanniens schaumigen Gestaden.
Dort, wo der Geist der Selbstsucht nimmer schlief,
Dort gilt's, die Gluth des Zornes zu entladen,
Denn diese Selbstsucht wagt sich heut' zu brüsten,
Als wolle sie der Tugend Streiter rüsten.

Doch auf zum Himmel schreit die Niedertracht,
Die Freiheit zu entwinden einem Volke,
Das stolz erstand aus eigner Kraft und Macht,
Denn wie das Raubthier harrt im Schilf der Kolke,
Zum Sprung bereit, von Mordlust angefacht,
Und wie der Blitz aus nächt'ger Wetterwolke:
So stürzten Briten, als Freibeuter-Bande,
In jenes Volkes segensvolle Lande.

Wo birgt die Erde noch den freien Mann,
Den solche Unthat nicht erfüllt mit Schauer?
Der vor der Raubthier-Gier noch zögern kann,
Die Rotte zu bestehn auf ihrer Lauer?
Und doch! Und doch! Es tritt ein Mensch heran,
Den nicht die Scham bedeckt mit tiefer Trauer:
Der Hofpoet der Kön'gin wagt's, zu beugen
Das Völkerrecht, und ruft noch Gott zum Zeugen!

Und wie verzückt von seinem Strassenlied,
Vereint das Volk sich, um hinweg zu spülen,
Was noch empor die Menschenseele zieht,
Mit ihren gottdurchdrungenen Gefühlen,
Auf dass am Schlusse des Jahrhunderts flieht,
Was die Vernunft noch schützte vor'm Zerwühlen:
Moral und Recht! denn Englands Königsdichter
Sitzt Beiden zu Gericht als ihr Vernichter.

„O, stolzes England" — schäme, schäme dich,
Dass dir die Habsucht höher steht als Rechte,
Und dich der Fluch der Goldgier so beschlich,
Dass freie Menschen nichts dir sind als Knechte!
Doch deinem Hofpoeten rathe ich,
Die Harfe fern zu lassen dem Gefechte,
Mein Rath hat Grund: denn hier, im Land zu Hessen,
Bleibt Eurer Helden Dünkel unvergessen.

Carl Preser.



Tante Gerichtsraths Flickfrau.

Eine einfache Geschichte von Frida Storck.

„Welch eine nette Frau Du da zum Nähen hast, liebe Tante", sagte ich, als ich Abends meine alte Tante Gerichtsrath besuchte. Die Frau hatte sich eben nach dem Abendbrod mit freundlichem Gruß verabschiedet.

„Ja, sie ist in Wahrheit nett. Die Doktorin nebenan, welche sie mir, als ich hier einzog, empfohlen hat, übertrieb nicht. Sie nannte sie eine ‚Perle der edlen Flickkunst'. Alles könne sie ausbessern, und die schrecklichsten und verzweifeltsten Fälle der Zerrissenheit in den Hosen ihrer wilden Buben, das seien gerade Frau Elisens Lieblingskuren", entgegnete Tante.

„Das muß ich sagen, solch eine Musterfrau wünsche ich jedem kinderreichen Hause als wöchentliche Hilfe, wie heißt sie denn, dieses Phänomen?"

„Ja, denke Dir, die Doktorin, bei der sie seit Jahren nähte, kannte nicht einmal ihren Familiennamen. So wenig kümmern sich die meisten Frauen um die Personalien der Menschen, die ihnen im eigenen Hause Dienste leisten. Ich kannte schon nach wenig Wochen die Lebens- und Leidensgeschichte der Frau. Sie bringt mir seitdem ein dankbares Vertrauen entgegen. Ich plaudere gern mit ihr, sie hat einen klaren Verstand und das Herz auf dem rechten Fleck."

„Nun ja, Du verstehst es eben, bei allen Leuten den rechten Ton anzuschlagen", gab ich zu. „Es ist oft recht schwer, mit solchen Leuten das rechte Thema zu treffen, da lassen es die meisten Frauen ganz und beschränken sich nur auf die Gespräche, welche zum gegenseitigen Verständniß bei der Arbeit nöthig sind."

„Ja, so machen es die meisten. Dabei gehen sie kaltherzig an der Leibes- und Seelennoth ihrer Mitmenschen vorüber, denen oft ein ermuthigendes Wort neue Lebensfreudigkeit, neue Schaffenskraft giebt.“

„Nun, Frau Elise sieht nicht aus, als ob sie am Leben verzagte, sie ist ja so frisch und blühend, und ihre braunen Augen blitzen noch so heiter, daß man bei ihr annehmen muß, sie sei mit Gott und der Welt zufrieden“, lachte ich.

„Da irrst Du gewaltig! Sie war gar oft schon sehr unglücklich. Seit ich mir ihre Lebensgeschichte erzählen ließ und sie mir nun zuweilen von ihrem in Amerika lebenden Sohn berichten darf, ist sie ganz glücklich, wenn der erste Montag im Monat kommt, an dem sie bei mir näht.“

„Also einen Sohn hat sie? Und lebt ihr Mann noch?“

Meine Tante rückte den Lampenschirm zurecht, damit die Helle sie nicht blende, setzte sich in die Sophaecke und zog mich neben sich.

„Frau Werner ist nicht verheirathet“, sagte sie dann.

„Nicht verheirathet! Tante, und Du läßt diese Person mit Dir am Tisch essen?“

„Wie lieblos Ihr doch seid mit Eurem schnellen Urtheil. Als ich Frau Elise nach ihrem Manne fragte, warf sie die Näherei von sich, schlug die Hände vor die Augen und schluchzte laut: ‚O, der Schande, daß ich so vor Ihnen stehen muß, gnädige Frau! Alles Schwere hab' ich durchgemacht, meinen herzlieben Buben hab' ich in der bittersten Noth auferzogen. Nun werden Sie mich nimmer im Hause dulden und denken vielleicht gar, ich bin leichtfertig und schlecht! Sagens nur gleich in einem hin, gnädige Frau, daß ich nun nicht mehr zu kommen brauch'.‘ Wäre ich auch der fleißigen, netten Frau nicht schon längst zugethan gewesen, ich hätte sie auf dieses Geständniß hin doch nicht entlassen. Erst hören und dann urtheilen, ist immer mein Wahlspruch gewesen. Zudem liebe ich die ganze impulsive Art ihres natürlichen Wesens. Ich begütigte sie also, und als ihre hochgradige Aufregung sich legte, bat ich sie, mir rückhaltlos ihre Geschichte zu erzählen. Sie ward glühend roth, diesesmal in Freude über meine Güte, wie sie sagte. Dann fügte sie hinzu: ‚Lassen Sie mich das lieber aufschreiben, gnädige Frau, ich möcht's leichter können.‘ Erst sah ich sie, glaub' ich, recht verblüfft an, da sie aber in sichtlicher Verlegenheit meinem Blick auswich, willigte ich ein. Und das nächste Mal brachte sie mir ein sauber geschriebenes Heftchen und legte es auf meinen Schreibtisch.“

„Eine originelle Person“, bemerkte ich, da Tante, wie in Gedanken verloren, schwieg.

„Ja, sie ist ein Original! Mögen die schwarzen Wolken der Trübsal noch so schwer über ihrem Haupte drohen, so jubelt ihr Herz doch dankbar auf, sobald ein schwacher Sonnenstrahl sie durchbricht. Ich gebe Dir die Bekenntnisse dieses Naturkindes, lies sie selbst.“

Daraufhin nahm ich die Blätter mit in meine Wohnung, deren Inhalt ich wortgetreu hier folgen lasse. Frau Elise schrieb:

„Alle Leute im Dorf haben erklärt, daß ich ein bildsauberes Mädchen wär'. Meine Mutter aber sagte: ‚Laß alle schwätzen, das bringt dich nimmer weiter, mußt fleißig sein und brav, das ist alleweil immer die Hauptsache.‘ So bin ich alle Tage 'nein in die Stadt, um Nähen zu lernen. In dem großen Geschäft im Eckhause haben sie grad einen jungen Herrn zum Bedienen gehabt, der mir etliche Mal begegnet ist, beim Heimweg. Allemal hat er zu reden angefangen, und ich habe auf einmal siedendheiß gespürt, daß ich ihn leiden mag. Er hieß Otto Ruß und war ein schöner Mensch, mit so recht treuscheinigen, hellen Augen. Einmal im Mai ist er mit mir weiter gegangen. Die Vögel haben aus allen Hecken gesungen, und die Welt hat mir grad geschienen, wie'n Tag im Paradies. Da hat er mich bei der Hand genommen und gemeint, daß er keine Freude mehr am Leben hätt', wenn ich nit seine Frau würde. Sein Vater dächte zwar, er sollte die Tochter von seinem Prinzipal freien, die schwer reich wäre, aber lieber wollte er in die weite Welt gehen, eher daß er so'n Mädchen nähme, die er nit leiden möchte. Wie verzückt habe ich ihm zugehört, und so kamen wir zusammen heim. Meine Mutter hat zanken wollen; wie er aber so hoch und heilig geschworen hat, daß er im Leben keine andere zur Frau nehmen wollte, dann hat sie's ihm auch geglaubt. Und nachher mochte sie ihn gar gern leiden. Immer hat er uns vorerzählt, daß er sich umthäte nach einer Stelle, wodrauf er heirathen könnte, denn mit so 'ner fleißigen Frau wie ich, da wäre schon gut auskommen, wenn auch sein Vater ihm dann nichts geben wollte. So hab' ich ihm mein ganzes Herz geschenkt. Auf der großen, weiten Welt habe ich keinen Menschen so gern gehabt. Und dafür hat mich unser Herrgott gestraft. So sind zwei Jahr hingegangen. Achtzehn Jahr bin ich alt gewesen. Da meinte er, sein Vater ließ einmal die Ruhe nicht mit der Tochter von seinem Prinzipal. Er hätte einen guten Schulfreund, der Pastor geworden wäre, der sollte uns

zusammengeben, nachher könnte sein Vater keinen Einspruch thun. Meine Mutter dürfte's aber auch erst erfahren, wenn es fest wäre. Alles habe ich ihm ja geglaubt, weil ich ihm zu gut war und keinen Gedanken hatte, daß er mich betrügen könnte. Und daß zum Heirathen auch erst Papiere sein müssen, daran habe ich auch nicht gedacht. Auch daß sie sagten, es thäte nichts, daß der Pastor kein Ornat hatte, fiel mir nicht als Unrecht auf. So ging nachher eine Zeit herum. Ich bin gar glücklich und froh gewesen, weil ich fest glaubte, wir sind nun für die Ewigkeit zusammen. Dann hat's die Mutter erfahren. Die ist sehr böse gewesen und ich hab' arg geweint, aber immer haben wir uns noch nichts Schlimmes vom Otto gedacht. ‚Mutter, laß die Leute nur klatschen', habe ich getröstet, ‚nachher sollen sie sich schön wundern, wenn ich's erst sagen darf, daß ich dem Otto seine Frau bin.'

Und so, im Winter, ist unser lieber Herzensjunge geboren. Sein Vater hat sich schier unsinnig vor Freude geberdet. Gleich ist er zum Pfarrer gelaufen und hat ihn angemeldet, daß er auf seinen Namen getauft werde. Die Mutter hat sich um nichts kümmern dürfen. Aber sie hat ihn nun gedrängt, daß er seinen Vater gestehen sollte, er hätte ein Weib und einen kleinen Sohn. Erst hat er uns mit allerlei Ausflüchten hingehalten. Dann schreibt er mir einen Brief, daß ich nimmer sein rechtmäßiges Weib gewesen wär', einen Trauschein hätte ich ja nit, und der uns zusammen gegeben hätte, wäre kein Pfarrer gewesen, und der wäre fort, nach Amerika, auf den könnte ich mich nit stützen.

Erst hab' ich gelacht und denke, er will mich foppen. Dann kam er aber keinen Abend heraus, nach dem Jungen zu sehen, da ward ich bange. Mit einem Mal kommt ein Mann, der sagt: der Prinzipal von Herrn Ruß wollte mir 3000 Thaler zahlen, wenn ich den Anspruch an ihn aufgeben wollte. Die Tochter wäre dem Herrn Ruß seine Braut. — Da kam's wie ein heiliger Zorn über mich. Mit der Hand fegte ich die Geldscheine vom Tisch, und wie toll habe ich geschrieen: ‚O, der Schande, daß er mir Geld bieten will! Er ist dem Friedel sein Vater, das kann er in aller Ewigkeit nit loskaufen! Giebt er uns auf um die reiche Braut, so straft ihn unser Herrgott. Nun sammeln Sie Ihr Geld und machen, daß Sie fortkommen!" Dabei habe ich das Kind wie zum Schwur hoch in die Luft geschwenkt, daß es vor Schreck laut zu jammern anfing. Nachdem bin ich wie todt in die Stube geschlagen. Ach, hätte mich doch unser Herrgott abgerufen! So habe ich bloß ein hitziges Fieber gehabt. Wie ich dann gesund war, legte sich die Mutter zum Sterben. Unterdeß hatten die in der Stadt Hochzeit gehabt. Bei mir aber kam die bittere Noth. Ich wollte meine Ehre und kein Geld. Die Nachbarn höhnten mich um meine Hoffahrt und meinten, ich hätte gescheit sein und lieber die 3000 Thaler nehmen sollen. Das konnte ich nit mehr hören, darum miethete ich in der Stadt ein Dachstübchen. Arbeit zum Nähen konnte ich genug kriegen, aber mein Friedel brauchte auch Zeit. Immer bis Mitternacht saß ich, bis mir die Augen brannten und im Winter die Finger steif standen. Und Ruhe hatte ich keine Stunde. Der Jammer und der rechtschaffene Zorn auf den Mann, der mich so betrogen hatte, ließ mich nit los. Wenn mich dann mein Junge so klug und lieb anschaute, dann kamen mir die Thränen, und dann that ich alles gern.

In dem großen Eckhaus haben die Eheleute nichts als Zank und Hader gehabt. Dazu war die Frau immer krank, und schön war sie nie. Da kommt einmal der Friedel mit seinem Schulränzchen die vier Treppen 'rauf gesprungen und ruft: ‚Mutterchen, jetzt habe ich aber auch einen Vater, wie die anderen Jungen! Hat der einen feinen Pelzmantel angehabt. Hat gefragt, ob ich der Friedrich Ruß bin und hat mir Gut's geschenkt. Ich wäre sein lieber Junge, hat er gesagt, und ich sollte Vater zu ihm sagen.' Wie eine eiskalte Hand ist's mir da an's Herz gekrochen: Jetzt nimmt er mir den Jungen, mein Einziges, was ich auf der Welt habe —, fuhr es durch meinen Sinn.

‚Du bist mein Junge!' rief ich, ‚und gehst keinen Menschen sonst etwas an! Kein Wort redest du mehr mit dem fremden Mann.'

Wie er ihm am anderen Tag wieder aufpaßt, hat ihm das Kind in seiner Einfalt alles erzählt. Da hat sein Vater einen schweren Fluch gethan, daß ihn der Friedel für alle Zeit nichts mehr angehen sollte. Den Schwur hat er gehalten.

Manch ein hartes Jahr kam. Ich habe in redlicher Arbeit alles für den Friedel geschafft. Weil er viel Geschick in der Zeichenschule hatte, beredeten mich die Lehrer, ich sollte ihn Maler werden lassen. Die Gewerbeschule hat er ja frei gehabt, aber ein schweres Stück ist es doch gewesen, ihn mit der Nadel durchzubringen. Einen Winter lag ich um Weihnacht krank. Kohlen hatten wir nit mehr, und wie ich den gesunden Jungen sättigen sollte, wußte ich auch nit. Da biß ich die Zähne zusammen und schrieb an den reichen Mann, der dem Friedel

seinen Namen trug. Der Junge war ja unschuldig an meinem Unglück. Wenn sein Vater uns in dieser großen Noth half, dann wollte ich versuchen, ob ich in Frieden an ihn denken könnte. Mit froststarren Händen und zuckendem Herzweh schrieb ich. Wie die Kindlein auf den heil'gen Christ, so hoffte ich auf seine Hilfe —, aber er schickte seinem Jungen nichts. Der Hauswirth hatte uns einen Korb mit Eßwaaren 'raufgestellt, daß wir nit zu hungern brauchten. Ich habe dem Friedel zum Christgeschenk meine Geschichte erzählt. Das Herzeleid — und auch der Zorn — hatten mich übermannt. Er war ja auch alt genug, er konnte es wissen. Ganz starr und still hörte er mich an, dann schluchzte er wie ein Kind. Darnach aber hat er mich geherzt und geküßt, und das war mein Christgeschenk.

Wie in der Kunstschule mein Friedel sein Examen mit Auszeichnung gemacht hat, stand es in den Zeitungen. Da hat es auch der Herr Nuß gelesen, und mit einem Male kommt ihm der Stolz über seinen Sohn. Er hat ihm aufgelauert und sich völlig vor dem Jungen gedemüthigt. Er soll doch zu ihm kommen, und es sollte alles gut sein.

Mein Friedel hatte nun aber auch seinen Stolz. ‚Die Mutter und ich haben uns so weit allein gebracht, wir brauchen den Herrn Nuß nicht', hat er gesagt. Dann hat's der Alte bei mir versucht. Er hat mich auf der Straße angehalten, mir die Hand geboten und gesagt, er möchte uns gern mal aufsuchen.

Ich riß meine Hand los und sagte: ‚Wir danken für die große Ehre! Ein Glück, daß wir selbiges Mal Weihnacht nit verhungert sind. Jetzt sind der Friedel und ich ein bischen wählerisch im Umgang. Mit Leuten, die kein Gewissen haben, verkehren wir lieber nit.' — Da kommt mein Friedel einmal todtenblaß und sagt: ‚Ich kann nicht mehr hier bleiben, Mutter. Der im Eckhaus — Vater hat er nie sagen mögen — verleidet mir das Leben hier. Heut im Bierhaus hat er uns Bettelpack gescholten. Herkommen zu uns willst Du ihn nicht lassen, so giebt es nimmer Ruh, da ist's besser, ich geh' nach Amerika.' Und dann ist mein Friedel fort in die Welt." — — —

(Schluß folgt.)



Aus alter und neuer Zeit.

Bei den behufs Restauration der Ruinen der 1796 zerstörten belgischen Cistercienser-Abtei Villers nöthig gewordenen Aufräumungsarbeiten entdeckte man in der Kirche vor noch nicht zwei Wochen das Grab Heinrich's II., Herzogs von Brabant, und seiner Gemahlin, Sophie von Thüringen, der Tochter der heiligen Elisabeth und Stammutter der hessischen Fürsten. Es ist auf der linken Seite des Altars an das Tageslicht gefördert worden. Das Grab war mit einer Wölbung überdeckt, die höher als das Pflaster des Chores sich erhob, und in zwei Abtheilungen eingetheilt. In der einen Abtheilung fand man die Ueberreste des Herzogs Heinrich, der 1247 beigesetzt worden ist, in der andern die Ueberreste der 1284 verstorbenen Herzogin Sophie. Von den Särgen gab es nur noch Holzstaub; an ihrer Stelle waren zwei mächtige Gipsblöcke, welche die Skelette einschlossen, vorhanden. Die Gebeine sind gut erhalten.

Zur Geschichte der Reformation in Hessen. Zu Anfang des 16. Jahrhunderts war dem Augustinerkloster Bödeken bei Paderborn der Auftrag geworden, die Stelle des Kaplans im Jungfrauenkloster zu St. Georgen vor Homberg an der Efze, dessen Priorin damals Anna von Dernbach war, mit einem seiner Konventualen zu besetzen. Man wählte hierzu den Priester Heinrich Lübeck (oder Lübbecke). Wie lange dieser das ihm übertragene Amt versehen, vermögen wir nicht zu sagen. Allzulange mag es nicht gewesen sein. Denn als die Kunde von Luther's Lehre in das Kloster zu St. Georgen drang, da bekannte sich nicht nur Herr Lübeck zu dieser Lehre, sondern auch eine Nonne des Stiftes. Mit Letzterer entfloh Lübeck, zog zunächst mit ihr unstät umher, nahm dann seinen Wohnsitz in Zierenberg und heirathete seine Begleiterin. Er scheint in Zierenberg die neue Lehre mit Erfolg verkündet zu haben. Wenigstens erklärt das Kloster Bödeken in einer später zu erwähnenden Bittschrift, sein Aufenthalt in Zierenberg gereiche „uns Geistlichen zum großen Nachtheil".

Lübeck's ehemalige Genossen in Bödeken waren nun keineswegs gewillt, dem Abfalle ihres Mitbruders ruhig zuzusehen. Sie beauftragten deshalb den Laienbruder Göbel, einem geborenen Kölner,

sich des Abtrünnigen zu bemächtigen. Göbel fuhr zu diesem Zwecke am Tage Lucä des Evangelisten (18. Oktober) 1524 von Bödeken auf einer Karre nach Kassel. Er führte eine Bittschrift an Landgraf Philipp mit sich, in welcher „Antonius Prior und ganzer Convent des Klosters Bödeken“ baten, der Landgraf möge seine Beamten anweisen, ihrem Gesandten Göbel behilflich zu sein, „den Herrn Heinrich zu Händen zu bekommen leiblich oder gefänglich, damit sie ihn selber wieder in ihren Gehorsam und Verwahrsam bringen möchten“. Seitens der hessischen Beamten, denen Göbel diese Bittschrift übergab, wurde ihm auch bereitwillig Hilfeleistung versprochen. Als er aber nach Zierenberg kam, war Lübeck, den man von Kassel aus gewarnt hatte, entflohen. Göbel gab sein Unternehmen für diesmal auf und kehrte nach Bödeken zurück; in sein Tagebuch *) schrieb er aber: „Ich hoffe ihn später noch einmal zu kriegen, wenn er sich nicht davor hütet“.

Nach etwa vier Monaten suchte Göbel seine Hoffnung zu verwirklichen. Ende Februar 1525 (am Sonnabend nach Matthiastage) ritt er mit dem Prokurator des Klosters Bödeken nach Kassel, um abermals die Hilfe des Landgrafen zur Verhaftung Heinrich Lübeck's zu erbitten. Er war aber sehr überrascht, als er bei seiner Ankunft in Kassel erfuhr, wie sehr sich hier die Verhältnisse zu seinen Ungunsten verändert hatten. Er mag daraufhin den Versuch, sich Lübeck's zu bemächtigen, aufgegeben haben; wenigstens erwähnt er des abgefallenen Bruders in seinem Tagebuch nicht weiter, sondern spricht seinen Kummer in den Worten aus: „Als wir nach Kassel kamen, da war ein großer Hof von Stechen und Brechen. Was da war, das will ich nicht beschreiben, aber das allerkläglichste ist: Kassel ist ganz verkehrt und Luthersch geworden, sie halten dort die Messe deutsch, sie singen keine Horen, die Geistlichen laufen alle aus den Klöstern, und der Landgraf hat allen verlaufenen Mönchen und Nonnen Geleite gegeben; die Mönche nehmen Eheweiber und die Nonnen Ehemänner. Gott sei es geklagt! Ich fürchte, es wird uns wohl näher kommen.“

A. W.

Ein Verwandtschaftsräthsel. In der vorigen Nummer des „Hessenlandes“ wird der im Juli v. J. zu Round Top in Texas verstorbene Friedensrichter Georg August Henkel genannt, welcher als Sohn des Oberrentmeisters Henkel im Jahre 1818 zu Trendelburg das Licht der Welt erblickte. Der Name des Letztgenannten erinnert an ein sogenanntes „Verwandtschaftsräthsel“, das Anfangs der zwanziger Jahre die althessische Familie der Henkels zu lösen aufgab: „Wie können vier Menschen siebzehn Verwandtschaftsgrade repräsentiren?“ Die drei Söhne des in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts verstorbenen Regierungsprokurators Henkel und deren Vetter, der schon genannte Oberrentmeister, löften dies Räthsel wie folgt: Der Major Henkel und der landgräflich Rothenburg'sche Rath Henkel wurden die Schwiegersöhne ihres Bruders, des Bergraths Henkel, indem die beiden Ersteren die zwei Töchter des Letzteren heiratheten. Es ergaben sich hieraus die Verwandtschaftsgrade von: drei Brüdern, zwei Schwiegersöhnen, einem Schwiegervater und zwei Schwägern. Die Brüder Henkel und ihr Vetter, Oberrentmeister Henkel, ergaben zusammen vier Vettern. Die verwandtschaftliche Verwickelung sollte aber durch den Oberrentmeister in einer Weise erhöht werden, die guten Nachdenkens bedarf, um sich in diesem Familienlabyrinthe zurecht zu finden.

Der Major Henkel hatte in einer früheren Ehe die Schwester seines Vetters, des Oberrentmeisters, geheirathet, wurde also dessen Schwager. Die Tochter dieser Ehe, also eine Nichte des Oberrentmeisters, wurde die zweite Frau dieses Herrn, mithin war er seines Vetters und Schwagers Schwiegersohn, und jener Vetter und Schwager gelangte zur Würde eines Schwiegervaters des Oberrentmeisters.

Wenn wir nun aufstellen, was für Verwandtschaftsgrade sich in den besprochenen vier Herren vereinigen, so finden wir:

2 Väter: den Bergrath und den Major,
3 Brüder: Bergrath, Major und Rath,
4 Vettern: Bergrath, Major, Rath, Oberrentmeister,
3 Schwiegersöhne: Rath, Major, Oberrentmeister,
2 Schwiegerväter: Bergrath, Major,
3 Schwäger: Rath, Major, Oberrentmeister;

also zusammen 17 Grade.

Wollten wir nun noch die Verwandtschaftsgrade der Genannten zu den Frauen und Kindern dieses Familienkreises aufzählen, so würde eine weit größere Summe sich herausstellen, so wäre z. B. der Oberrentmeister seinen Kindern (aus hier genannter Ehe) gegenüber: Onkel, Großonkel und Vater, sowie Ehemann, Onkel und Vetter von deren Mutter. Das Aufgezählte wird aber wohl genügen, um ein Bild von Verwandtschaftsgraden herzustellen, wie es bunter kaum gedacht werden kann.

Jeanette Bramer.

*) Auszugsweise abgedruckt in: Zeitschrift für deutsche Kulturgeschichte, 4. Jahrgang, 1859, S. 196 ff.

Aus Heimath und Fremde.

Die fünfundzwanzigjährige Wiederkehr des Tages der Kaiserproklamation in Versailles ist am 18. Januar wie im ganzen Deutschen Reiche so auch im Hessenland und vornehmlich in Kassel auf das Feierlichste begangen worden. Neben der Aufführung von patriotischen Festspielen im Königlichen Theater und im Stadtpark — in letzterem aus den Kreisen der Kasseler Bürgerschaft — war es vor allem die prächtige Beleuchtung der Straßen und Häuser der Residenzstadt, durch welche die allgemeine Theilnahme, die der Gedenkfeier der Begründung des Deutschen Reiches geschenkt wurde, sich auf das Unzweideutigste bekundete. Seit dem 18. Oktober 1863, dem 50jährigen Gedenktage der Völkerschlacht bei Leipzig, ist eine Illumination in dem großartigen Maßstabe in Kassel nicht gesehen worden.

Der Verein für hessische Geschichte und Landeskunde hielt seine letzte Monatsversammlung in der Aula der Oberrealschule wegen der auf den letzten Montag im Monat fallenden Geburtstagsfeier Sr. Majestät des Kaisers bereits am Abend des 20. Januar ab. Zu Ehren des am Tage zuvor plötzlich aus dem Leben geschiedenen Mitgliedes, Generals der Infanterie z. D. von Spangenberg, dem der Vorsitzende des Vereins Bibliothekar an der Landesbibliothek Dr. Brunner einen warmen Nachruf widmete, erhoben sich die Anwesenden von den Sitzen. Von Geschenken gingen nach Mittheilung des Vorsitzenden u. A. ein: 1. Von Kaufmann Klein in Kassel: zwei König Jérôme Napoleon überreichte Pläne von den Schlössern Katharinenthal, bezw. Napoleonshöhe von Schäffer. 2. Von Professor Dr. Wagner: die 2. Auflage seines Abrisses der Geschichte des Hessenlandes; 3. Von Bibliothekar Dr. Brunner: Der löblichen Juristen-Fakultäten hoher Schulen zu Leipzig, Marburg und Jena . . . Informationes und Reponsa (betr. die Braunschweiger Bürger) 1604. 3. Von dem Kultusministerium und Senator und Polizeidirigent Dr. Otto Gerland zu Hildesheim je ein Exemplar von Laske's und Gerland's Werk über die Wilhelmsburg bei Schmalkalden. Der Vorsitzende war leider in der Lage bemerken zu müssen, daß das im Auftrag des hessischen Geschichtsvereins von Franz Gundlach herausgegebene Bürgerbuch der Stadt Kassel die erwartete Verbreitung bislang noch nicht gefunden habe. Wir möchten deshalb nicht unterlassen, unsere Leser auf diese für zahlreiche althessische Familien so werthvolle Veröffentlichung des Vereins noch besonders empfehlend hinzuweisen. Einen äußerst fesselnden, überaus beifällig aufgenommenen Vortrag hielt Oberlehrer Dr. Pistor über „das Schwankbuch des Dionysius und Otto Melander in Zusammenhang mit der verwandten Literatur des 16. Jahrhunderts“. Nachdem der Vortragende auf den Volkshumor als auf ein für die Charakteristik eines Stammes nothwendiges Moment hingewiesen und namentlich den deutschen Volkshumor in seinen verschiedenen Aeußerungen näher beleuchtet hatte, gab er einen Ueberblick über den Humor in der deutschen Literatur, soweit derselbe in den zahlreichen lateinisch und deutsch geschriebenen Schwankbüchern des 16. und 17. Jahrhundert zu Tage tritt. Unter den Verfassern der letzteren wurde auch der hessische Schriftsteller Hans Wilhelm Kirchhoff aufgeführt, dessen hierher gehöriges „Wendunmuth“ der Vortragende kurz charakterisirte. Letzterer wandte sich dann Kirchhoff's Landsleuten Dionysius d. J. und Otto Melander zu, die im Jahre 1600 die Jocoseria, ein später noch öfter aufgelegtes Schwankbuch, in lateinischer Sprache, herausgaben, um zunächst deren Lebensverhältnisse kurz zu schildern, sodann aber auf ihre literarische Bedeutung und den Inhalt der Sammlung näher einzugehen. Zum Schluß wurden aus dem reichen Anekdotenschatz der beiden Melander einige Schwänke mitgetheilt, die besonders dem Gebiete des Jägerlateins angehörten.

Universitätsnachrichten. Die bisherigen Privatdozenten der juristischen Fakultät zu Marburg Professor Dr. Friedrich Wachenfeld, ein Sohn des Professors und Gymnasialoberlehrers a. D. Wachenfeld in Kassel, geboren 1865, und Dr. Wilhelm von Blume, ein Sohn des kommandirenden Generals des XV. Armeekorps, geboren 1867, letztere vorher zu Göttingen, sind zu außerordentlichen Professoren an der Universität zu Marburg ernannt worden. — Daselbst habilitirte sich als Privatdozent für Rechtsgeschichte Dr. Freiherr Ernst Langwerth von Simmern.

Ein Ehrenbürger der Stadt Melsungen. In Indianopolis in Indiana (Nordamerika) wurde nach der „Indiana Tribüne“ am 6. Januar der Rentner Wilhelm Kothe, geboren am 15. September 1822 zu Melsungen, zu Grabe getragen. Der Verstorbene, der seiner Vaterstadt Zeit seines Lebens ein warmes Gedenken bewahrt hat, hatte derselben wiederholt beträchtliche Summen für die Armen überwiesen. Dafür hatte die dankbare

Stadt Melsungen ihn zu ihrem Ehrenbürger erhoben. Das wohl ausgestattete Diplom traf leider erst am Tage nach der Beerdigung in Indianopolis ein.

Todesfälle. Am 19. Januar verstarb an den Folgen eines plötzlichen Unwohlseins zu Frankfurt a. M., wo er bei alten Freunden weilte, im 70. Lebensjahre, General der Infanterie z. D. Ludwig v. Spangenberg, Excellenz. In voriger Nummer (S. 26) waren wir in der Lage, die hohe Auszeichnung zu berichten, die dem nunmehr Verstorbenen kurz zuvor bei Gelegenheit der 25jährigen Wiederkehr des Tages von Villersexel, an welchem er einst die Füsiliere des 1. rheinischen Infanterieregiments Nr. 25 (von Lützow) zum Siege geführt hatte, verliehen war. Es war dem Heimgegangenen noch vergönnt gewesen, die Erinnerung an jenes glorreiche Ereigniß in Rastatt in der Mitte dieses seines alten Regiments als dessen ältester Veteran feiern zu können. Großherzog und Erbgroßherzog von Baden hatten nicht ermangelt, ihm für sein Erscheinen mehrfach ihren besonderen Dank auszusprechen. Am Abend bei den Mannschaftsaufführungen wurden ihm begeisterte Hochs ausgebracht, die ihn sehr rührten. Er selbst hielt noch eine zündende Rede auf das Regiment, in welcher er für die ihm zu Theil gewordene herzliche Aufnahme dankte und die Thaten der 25er im Feldzuge 1870/71 hervorhob und lobte. Die beiden Festtage waren eine große Anstrengung für ihn, wenngleich er es sich nicht merken ließ, am folgenden Tage fühlte er sich jedoch ganz wohl und fuhr mit seinem ältesten Sohne, der zur Zeit als Erzieher im dortigen Kadettencorps steht, nach Karlsruhe. Als echte und rechte Soldatennatur war Excellenz von Spangenberg niemals gewohnt, über sein Befinden zu klagen, so auch nicht vor seinem Tode. Sein Ende kam mithin auch seinen nächsten Angehörigen völlig unerwartet. Der Lebensgang von Spangenberg's ist im „Hessenland" bereits früher kurz skizzirt. Es sei deshalb gestattet, hier nur noch Einiges nachzutragen. Irrthümlich ist in Tageszeitungen angegeben, daß der Heimgegangene am 19. Februar 1860 als Premierlieutenant in das 2. (kurhessische) Infanterieregiment versetzt sei, während es als Hauptmann geschah. Als Premierlieutenant bewies er seine schriftstellerische Tüchtigkeit, indem die „Geschichte des kurhessischen Jägerbataillons", Kassel 1853, zum großen Theil seiner Feder entstammt. In preußischen Diensten kam von Spangenberg in Stettin in nahe Beziehungen zum damaligen Kronprinzen Friedrich Wilhelm, der damals das II. Armeecorps befehligte, und der hohe Herr ist mit ihm im Verkehr geblieben und hat ihm bis zu seinem Tode das gleiche Wohlwollen bewahrt. Als Kommandant von Berlin hatte General von Spangenberg Sr. Majestät Kaiser Wilhelm I. täglich regelmäßig Vortrag zu halten, der in seiner leutseligen Weise ihm viele Erlebnisse aus seiner Jugendzeit erzählt hat. Beim Uebertritt in den Ruhestand erhielt der General den Kronenorden I. Klasse. General von Spangenberg war zweimal vermählt, in erster Ehe mit Sophie von Kutzleben auf Wommen bei Eisenach († 1859), in zweiter Ehe 1863 mit Charlotte von Schmid in Kassel († am 28. November 1885 zu Berlin) Der ersten Ehe entstammt eine Tochter, der zweiten entstammen zwei Söhne, beide Offiziere im Königin-Elisabeth-Grenadierregiment Nr. 3. Neben ihnen betrauern vier Enkel den Heimgang des verblichenen Helden, der bis in seine allerletzten Tage sich der größten körperlichen Rüstigkeit und geistigen Frische erfreute und auch in weiten Kreisen des Hessenlandes hohe Achtung und Verehrung genoß. — In Münster in Westfalen verschied am 23. Januar der königliche Regierungs- und Landesökonomierath Friedrich Freiherr Schenck zu Schweinsberg, ein Sohn des kurhessischen Generals von Schenck, bis 1866 Offizier im hessischen Jägerbataillon und 1866—1871 in preußischen Diensten im 11. Jägerbataillon, nachdem im Zivildienst thätig, in welchem er es durch seine Tüchtigkeit zu einer angesehenen Stellung gebracht hat. — Am 13. Januar verstarb zu Kassel der Zeichenlehrer a. D. Maler Wilhelm Pfaff im Alter von 74 Jahren, ein wegen seiner Herzens- und Charaktereigenschaften, seines Wissens und seines langjährigen, pflichttreuen Wirkens an verschiedenen Lehranstalten der Stadt hochgeschätzter Künstler. Pfaff war einst ein vortrefflicher Portraitmaler, dem die Kunst manches werthvolle Bild verdankt, so die ausgezeichneten Portraits des Altmeisters Spohr, des Professors Vilmar, der verfassungstreuen Göttinger Sieben von 1837 und Friedrich von Bodenstedt's, der sich im Jahre 1852 längere Zeit bei dem Kammerherrn Freiherrn Karl von der Malsburg († 18. November 1855) auf Schloß Escheberg aufhielt.

Hessische Bücherschau.

Heinrich Künzel's Großherzogtum Hessen. Zweite Auflage, von Prof. **Friedrich Soldan.** Gießen bei E. Roth, 1893. (XIII, 786 S., gr. 8.) Geheftet 8 Mk.; eleg. Leinenb. 10 Mk.; hochf. Juchtenb. 12 Mk.

Vorstehendes Werk*) ist eine sorgfältige Neubearbeitung der 1856 erschienenen Künzel'schen „Geschichte von Hessen". Wie Künzel, will auch Soldan nicht eine streng zusammenhängende systematische Darstellung liefern, sondern eine Sammlung von einzelnen Bildern aus Vergangenheit und Gegenwart geben. Vornehmlich die eigentlichen historischen Teile sind völlig umgearbeitet worden; aber auch bei den anderen Teilen hat Soldan die neuere Litteratur berücksichtigt, ohne indessen Vollständigkeit nach allen Seiten hin anzustreben.

Das Werk ist eingeteilt in sieben Bücher: Das erste enthält Geschichts- und Kulturbilder aus der Feder älterer und neuerer Autoren. Hierbei hätte sich jedenfalls eine Berücksichtigung von Duncker's „Geschichte der Chatten" empfohlen, deren wichtigste Teile im Auszuge hätten gebracht werden können. Statt der Abhandlung K. Sell's über die heilige Elisabeth, welche Abhandlung „„das Interesse zu erfahren, was denn die strenge kritische Geschichtsforschung über dies Heiligenbild zu sagen hat"" keineswegs befriedigen kann, hätten wir eine Mitteilung der Forschungen von H. Mielke, G. Börner, oder K. Wenck entschieden vorgezogen. Als Inhalt des Kapitels: „Goethe in Gießen", das nichts weiter als den allbekannten Abschnitt aus Dichtung und Wahrheit enthält, wäre eine Mitteilung aus W. Herbst, Goethe in Wetzlar, von ungleich größerem Interesse gewesen; gerade diese Gießener Episode finden wir von letzterem Forscher sehr anziehend in einem besonderen Abschnitt dargestellt. Das zweite Buch behandelt die Geschichte Hessens aus dem Munde der Dichter. Aus diesem Teile hätte wohl der eine oder andere poetische Erguß ohne Schaden für das Ganze gestrichen werden können. Das dritte Buch bringt Proben der Mundarten des Großherzogtums. Neben manchem Abgeschmackten und Platten finden wir reizende Blüten echter Volkspoesie in den drei Provinzen. Für Oberhessen möchten wir Weigand, für Starkenburg Schaffnit, für Rheinhessen aber Lennig die Palme zusprechen. Das vierte Buch bringt eine große Anzahl hessischer Sagen und Schwänke. Hier wären die unechten, fabrikmäßigen Sagen von W. v. Cleberg (H. Künzel), die sich neben denen Bindewald's gar übel ausnehmen, am besten weggeblieben. Auch hätte eine Anmerkung, wie die folgende über die Burg Ulrichstein nicht in die neue Auflage übernommen werden dürfen:

„„Die von Ulrich Mull erbaute Burg hat noch lange nach dem Erlöschen seines Geschlechts gestanden und mehrere Belagerungen ausgehalten. Im 15. Jahrhundert ernährten sich ihre Bewohner, wie ein großer Teil des niederen Adels von Straßenraub. Deshalb (?) zerstörte sie der Landgraf Heinrich I. von Hessen (1269—1308).""

Das fünfte Buch bringt hessische Volkslieder aus Oberhessen und Starkenburg, von denen jedoch viele nicht ausschließlich heimische sind. Das sechste Buch enthält sehr wertvolle Mitteilungen über Industrie und Gewerbe im Großherzogtum aus der Feder des (leider vor kurzem verstorbenen) Regierungsrates Dr. Edm. Hesse, sowie sorgfältig dargestellte topographische, geologische und statistische Übersichten von Oberbergrat Th. Tecklenburg. Das siebente Buch bietet in sechs Abschnitten eine im ganzen zuverlässige Geschichte Hessens in Übersichten.

Das Werk, das Sr. Königl. Hoheit dem Großherzog von Hessen und bei Rhein gewidmet und mit dessen wohlgelungenem Bild geziert ist, erscheint in erster Linie berufen, das hessische Stammesbewußtsein zu pflegen. Es zeichnet sich (bei relativ geringem Preise) durch treffliche Ausstattung auf das vorteilhafteste aus.

Laubach. **Dr. A. R.**

*) S. Jahrgang 1892, S. 304.

Kunsthistorischer Bilder-Kalender für das Großherzogthum Hessen, bearbeitet von G. Schaefer, Gießen (Emil Roth). I. Jahrgang 1896. Schmal Folio-Form. in Farben-, Ton- und Golddruck. Preis 1 Mk.

Zur besonderen Freude gereicht es uns, unsere Leser hier auf eine neue Erscheinung auf literarischem Gebiete hinweisen zu können, die durch geschmackvolle Ausstattung, obwohl im bescheidenen Gewande auftretend, doch nach Form und Inhalt überaus geeignet ist, die Liebe zum Vaterlande zu pflegen und zu befestigen. In dem in seinem ersten Theile nunmehr vorliegenden Werke wird dem Erwerber in ständiger Fortsetzung eine Sammlung von bildlichen Darstellungen hervorragender auf dem Boden des Großherzogthums Hessen entstandener Erzeugnisse der Kunst in gemeinverständlicher Beschreibung geboten, die sich nach und nach

zu einer volksthümlich gehaltenen Kunstgeschichte des Großherzogthums erweitern wird. Bei der Auswahl der Kunstgegenstände werden in jedem einzelnen Jahrgang die verschiedensten Epochen der einheimischen Kunstentwicklung herangezogen und zwar von der germanisch-römischen Aera ausgehend durch die Jahrhunderte des karolingischen, romanischen, gothischen und Renaissance-Stiles hindurch bis zu den Hervorbringungen der Neuzeit auf dem Gebiete der hohen Kunst in Architektur, Plastik, Malerei, wie im Bereiche des edlen Kunstgewerbes. Die Namen des Verfassers, des Geheimen Hofrathes Professor Dr. G. Schäfer in Darmstadt, wie des Verlegers bürgen dafür, daß fortlaufend nur Gediegenes geboten werden wird. Daher sei allen Freunden vaterländischer Kunstpflege die Anschaffung des so geschmackvoll ausgestatteten Kalenders bestens empfohlen.

Von Johann Lewalter, unserm heimischen (Kasseler) Liederkomponisten, welcher schon vielfach durch schätzenswerthe Gaben seines Talentes erfreut hat, sind neuerdings wieder mehrere Lieder erschienen, die der Kenntniß weiterer Kreise würdig sein dürften, so „Die Bekehrung“, Rheinweinlied, Wilhelm Weber, dem Dichter desselben gewidmet, „Venetianisches Gondellied“ (Karl Finck) und „Wie leis' die Linde rauschte“ (Karl Altmüller).



Personalien.

Verliehen: Exc. von Schnackenberg, Generallieutenant z. D. in Hannover, der Stern zum rothen Adlerorden 2. Klasse mit Eichenlaub; Exc. Generallieutenant z. D. Graf von Groeben der Stern zum Kronenorden 2. Klasse; dem Generalmajor z. D. von Tresckow zu Kassel der Kronenorden 2. Klasse mit dem Stern; dem Oberst z. D. Hartmann zu Kassel der Charakter als Generalmajor; dem Bischof Dr. Komp zu Fulda, dem Oberpräsidialrath Poten zu Kassel und dem Geheimen Medizinalrath Professor Dr. Behring in Marburg der Kronenorden 2. Klasse; der rothe Adlerorden 4. Klasse dem Professor D. Achelis an der Universität zu Marburg, dem Regierungssekretär Altmannsperger zu Kassel, dem Eisenbahndirektor Brünjes zu Kassel, dem Geheimen Sanitätsrath und Kreisphysikus Dr. Gießler zu Kassel, dem Domänenrath Hitzeroth zu Rotenburg a. F., dem Hauptsteueramtsrendanten Rechnungsrath von Loßberg zu Marburg, dem Forstmeister Metz zu Bracht, dem Regierungsrath Rauch zu Kassel, dem Geheimen Baurath Karl Schmidt zu Kassel, dem Metropolitan Schmincke zu Bruchköbel, dem Postdirektor Sergel zu Eschwege, dem Forstmeister Wachs zu Wolkersdorf und dem Regierungs- und Forstrath Weyland zu Kassel; dem Theatermaschinisten Brandt zu Kassel, dem Bürgermeister Dohme zu Kleinwinden und dem Hauptmann der Landwehr, Postdirektor Schlüter zu Kassel der Kronenorden 4. Klasse; dem Hilfspfarrer Becker die reformirte zweite Pfarrstelle in Melsungen.

Gewählt: Pfarrer Neumeister zu Querfurt zum zweiten Pfarrer der Oberneustädter Gemeinde zu Kassel.

Versetzt: die Strafanstaltsinspektoren Symanski und Jahn von Ziegenhain nach Siegburg, bezw. von Siegburg nach Ziegenhain.

Entlassen: Bergrath von Morsey-Picard zu Kassel auf sein Ansuchen.

Verlobt: Pfarramtskandidat Hans Lohr mit Fräulein Esilda Schröder (Witzenhausen, Januar); Pfarramtskandidat Leopold Schuchardt mit Fräulein Auguste Heuser (Felsberg, Januar); Kaiserlicher Bankvorsteher Robert Krack mit Fräulein Marie Burghagen (Nordhausen, Januar).

Vermählt: Chemiker Viktor Weckerlin mit Fräulein Luise Barthold (Hanau, 18. Januar).

Geboren: ein Sohn: Regierungsassessor Rieß von Scheurnschloß und Frau, geborene Freiin von der Malsburg (Kassel, 17. Januar), Regierungsassessor von Achenbach und Frau, geborene Pringsheim (Kassel, 23. Januar), Ph. zur Linde und Frau Lina, geborene Letzing (Kassel, 22. Januar); eine Tochter: Bijouteriefabrikant Moritz Schüler und Frau Emilie, geborene Hoffmann (Hanau, 12. Januar).

Gestorben: Geheimer Justizrath, erster Staatsanwalt a. D. Wilhelm Günther, 76 Jahre alt (Marburg, 14. Jannar); Verwittwete Frau Helene Hochapfel, geborene Morell, 66 Jahre alt (Kassel, 14. Januar); Oberamtmann Karl Alexander Weichberger (Bodenfelde, 15. Januar); Prokurist Friedrich Hochschild, 62 Jahre alt (Kassel, 17. Januar); Frau Stadtkassenrath Katharina Kircher, geborene Sunkel, 56 Jahre alt (Kassel, 17. Januar); General der Infanterie z. D. Ludwig von Spangnberg, 69 Jahre alt (Frankfurt a. M., 19. Januar); Kanzleirath a. D. Hermann Joseph Mockel, 84 Jahre alt (Kassel, Januar); Frau Rechnungsrath Sophie Roßbach, geborene Israel, 65 Jahre alt (Kassel, 19. Januar); Gutspächter Julius Raßmann, 73 Jahre alt (Amönau, 19. Januar); Münzverwalter z. D. Friedrich Sievers, 83 Jahre alt (Wehlheiden, 21. Januar); Rentner Louis Wendel, 82 Jahre alt (Kassel, 21. Januar); Kaufmann Bernhard Lossow, 53 Jahre alt (Hanau, 21. Januar); Frau Martha Ochs, geborene Kaiser, 51 Jahre alt (Wabern, 24. Januar); Diakonisse Christine Heise (Wehlheiden, 24. Januar).

Briefkasten.

J. S. in Rotenburg. Besten Dank für Ihren Hinweis! In nächster Nummer wird der Gegenstand nochmals berührt werden, wenngleich in anderer Form. Bei der Ansicht, daß die fraglichen Sprüche wirklich im Saale des Schlosses angebracht waren, bleiben wir übrigens stehen, zumal es in der Chronik geradezu gesagt ist. Was Sie dagegen anführen, dürfte nicht durchschlagend sein.

J. B. in Zehlendorf. Vielen Dank. Beides willkommen!

L. A. in Lage. Freundlichen Gruß. Brief folgt baldigst.

S. H. Vielleicht gelegentlich zu verwenden.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. W. Grotefend in Kassel. Druck und Verlag von Friedr. Scheel in Kassel.



№ 4. X. Jahrgang. Kassel, 17. Februar 1896.

Das Erwachen.

Ich wanderte sinnend durch's Leben hin,
Vermochte es nicht zu fassen,
Ich sah nicht des tiefen Grübelns Gewinn
Und konnte das Grübeln nicht lassen.
Ich wollte den Schleier der heil'gen Natur
Verwegen lüften, vergeblich nur!
Kein Buch gab das lösende Zauberwort,
Die Gedanken zogen den Schleier nicht fort.
Sie quälten mich selber bei Tag und Nacht,
Umringten mich wild mit erdrückender Macht.
Verließ ich das Stübchen, verließ ich das Haus
Und eilte in Fluren und Wälder hinaus,
Den Gedanken vermochte ich nicht zu entfliehn,
So kühner flogen sie nur dahin.
Denn unter des Himmels blauendem Zelt
Erspähten sie schwebend die Grenzen der Welt.
Sie schweiften im Aether von Stern zu Stern
Durch Himmelsregionen unendlich und fern.
Und wenn sie schwindelnd zurückgekehrt,
Erwogen sie dieser Unendlichkeit Werth,
Sie tauchten hinab in die finsterste Nacht,
Hinab in des Lebens unendlichen Schacht.
Sie suchten des Daseins Zweck und Kern,
Erwünschte Erkenntniß blieb ewig fern,
Und bei dem Starren in's Leere hinein
Begann ich ein Blinder, ein Narr zu sein, —
Bis Du mir erschienest so rosig und jung,
Da war es der Blindheit und Narrheit genung,
Da gingen die Augen staunend mir auf,
Die Gedanken flohen in wirrem Lauf.
Frei wurde die finster bewölkte Stirn,
Erlösend durchzuckt' es mein armes Hirn,
Und wonnig durchbebt's die beklommene
Brust,
Schnell war ich des herrlichsten Zwecks mir
bewußt.

O. A. Ellissen.





Die Okkupation Hessen-Kassels durch die Franzosen im Jahre 1806 und die Schicksale des kurfürstlichen Haus- und Staatsschatzes.

Von Dr. Hugo Brunner,
Bibliothekar an der Landesbibliothek in Kassel.

(Schluß.)

Nachdruck verboten.

Was nun die von Lagrange geforderte Summe und die von den Staatsministern darüber auszustellende vorläufige Versicherung betrifft, so hatten die Herren schwere Bedenken. Gewichtige Gründe sprachen dafür, auf den Vorschlag des Franzosen einzugehen. Es konnte auf diese Weise der Rest der ausstehenden Kapitalien vielleicht gerettet werden. Der Gouverneur konnte dem Lande noch wesentliche Dienste leisten, wenn er zufrieden gestellt; er konnte ihm sehr schaden, wenn er beleidigt und zurückgestoßen wurde. Und er brauchte nur den ganzen Betrag der Staatspapiere und Kapitalien, wie er ihm bekannt geworden war, dem Kaiser anzuzeigen, so war es sicher, daß dieser letztere noch weit größere Opfer verlangen würde.

Andererseits aber, wer bürgte dafür, daß der Gouverneur, selbst wenn man in seine Aufrichtigkeit kein Mißtrauen setzte, nicht eines Tages abberufen wurde? Sein Nachfolger war durch nichts gebunden; und alle bei den Kollegien vorhandenen Spuren so gründlich vor ihm zu vertilgen, daß er zu neuen Nachforschungen keine Handhabe gefunden hätte, war platterdings unmöglich. Und wie, wenn Uebelgesinnte oder gar die Schuldner selbst aus gewinnsüchtigen Nebenabsichten die geschuldeten Beträge anzeigten? Hier konnte mit Bestechungen, die sonst leicht eine Schraube ohne Ende werden mochten, nicht einmal etwas ausgerichtet werden. Und die im Lande selbst ausgeliehenen Kapitalien waren ja leicht aus den Hypothekenbüchern zu ersehen!

So begreift man, daß die Minister in einer kitzlichen Situation waren. Noch hatten sie ja die Hoffnung auf eine baldige Klärung der politischen Lage und die Wiederherstellung des Kurstaates nicht aufgegeben. Auf alle Fälle war es unbedenklich, dem Gouverneur Lagrange die gewünschte vorläufige Deklaration in ihrem Namen auszufertigen und die Ratifikation wie alles Uebrige Serenissimo lediglich anheimzustellen. Das Schriftstück, bemerkenswerth wegen des vorsichtig gewählten Ausdruckes, durch welchen die eigentliche Bestechung umschrieben wird, lautet folgendermaßen:

Nous soussignés nous engageons de la manière la plus formelle par la présente de faire payer par l'intermédiaire de Mons. Jordis, Banquier de Francfort, à Son Excellence Monsieur de la Grange, Gouverneur Général de la Hesse, la somme de huit cent mille francs de France, en conséquence d'un arrangement pris avec sa dite Excellence relatif aux capitaux appartenant à S. A. S. E. de Hesse, dont les listes se trouvent entre les mains de Monsieur le Gouverneur Général; le tout sauf l'approbation et la ratification de l'Électeur notre maître.

Le présent gage sera déposé entre les mains de Monsieur Jordis jusqu'à l'arrivée de la décision de l'Électeur que nous demanderons par un exprès, qui devra être de retour au bout de douze jours.

En foi de quoi nous avons signé le présent acte et l'avons muni de nos sceaux.

Fait à Cassel ce 15 décembre 1806.

(L. S.) Le B. de Waitz d'Eschen.
(L. S.) Le Baron de Baumbach.

Dieses Dokument wurde später als überflüssig wieder ausgehändigt und befindet sich, zwar zerschnitten, doch als klassisches Zeugniß bei den Akten.

Unverweilt ging nunmehr der Kriegsrath von Starckloff als Courier an den Kurfürsten ab, und man durfte bei der bekannten Zähigkeit des hohen Herrn in Geldsachen gespannt sein, wie die Entscheidung ausfallen würde.

Die Kasseler Räthe hatten sich jeglicher Beeinflussung nach der einen oder anderen Seite

hin enthalten. Wir können nur aus den Verbesserungen und Zusätzen, welche der Minister von Baumbach den Entwürfen der Berichte eingefügt hat, den Schluß ziehen, daß er mehr für Ablehnung des Lagrange'schen Anerbietens war. Aber Wilhelm I. rechnete zu gut, um nicht die Nachtheile zu erkennen, welche eine solche Ablehnung für ihn zur Folge haben mußte. Ueberdies betrachtete er seinen gegenwärtigen Zustand nur als ein Provisorium und hoffte bald wieder daheim zu sein.

Aber er wünschte sichere Garantien. Nicht nur die Aushändigung aller Rechnungen und Etats und der sonst bei den Kollegien über sein Vermögen vorhandenen Nachrichten, wie insbesondere der im Bellevueschloß gefundenen, in den Händen des Intendanten Marteillère befindlichen sehr wichtigen Korrespondenz, sondern auch eine schriftliche Versicherung verlangte er, daß keine Abschriften davon zurückbehalten worden seien, und daß von den erlangten Kenntnissen sonst kein Gebrauch gemacht werden solle. Seine zahlreichen sonstigen Wünsche und Forderungen, die er für sein Geld zu erkaufen hoffte, übergehen wir und fügen nur noch hinzu, daß er den Ministern an die Hand gab, an der Summe vielleicht noch eine Minderung, zum wenigsten durch deren Abtrag in Livres statt in Franken, zu erlangen, wobei er sich lediglich „auf seines geheimen Ministerii Dexterität und Attachement verlasse".

Endlich befiehlt er, daß der Geheime Rath von der Malsburg sofort zum kaiserlich französischen Hauptquartier abreise, um einen ähnlichen Frieden wie den mit Sachsen zu Stande gekommenen auszuwirken, und daß er ohne höchsten Befehl nicht zurückreise. [1])

Die nun folgenden Verhandlungen mit Lagrange können wir dahin zusammenfassen, daß dieser sich, wie ihm nicht zu verdenken, weigerte, etwas Anderes als sein Ehrenwort über die vom Kurfürsten geforderten Garantien zu geben, und eine schriftliche Zusicherung, die leicht im Stande war, ihm den Hals zu brechen, ablehnte; daß aber der Kurfürst ebenso hartnäckig auf seinem Scheine bestand.

Es war dem Letzteren gelungen, nicht nur die Reduktion von Franken in Livres durchzusetzen, was bei der hohen Summe immerhin den Betrag von 10 040 Livres ausmachte, sondern auch von der Summe der 800 000 Livres noch 100 000 abzuhandeln. Darauf waren Lagrange 400 000 Livres ausbezahlt worden, die restirenden 300 000 aber sollten nur dann angewiesen werden, wenn alle Bedingungen gehörig erfüllt, wenn namentlich auch die verlangte schriftliche Versicherung ertheilt worden wäre. [1])

Darauf wollte sich Lagrange nun in keiner Weise einlassen, und auch die Minister hatten allen Grund, die trübe Angelegenheit zu einem raschen Abschluß zu bringen.

Ein vom französischen Gouvernement beim zweiten Departement des Kriegskollegiums angestellter Directeur Namens **Roques** hatte ebenso wie der Inspecteur des Domaines **Reinhard** von den im Gange befindlichen Transaktionen Kenntniß erhalten. Roques hatte bereits an eine große Anzahl ihm bekannt gewordener in- und ausländischer Schuldner des Kurfürsten, welche letzteren fast sämmtlich aus dem dem Kaiser einzureichenden Verzeichniß der 11 Millionen Reichsthaler weggelassen und verschwiegen werden sollten, Aufkündigungs- und Einforderungsschreiben erlassen, die nicht ohne große Gefahr zurückbehalten worden waren. In dieser dringenden Lage ließ der Gouverneur durch den Legationsrath und Bankier Jordis eröffnen, daß, wenn er nicht durch die alsbaldige Berichtigung der 300 000 Livres in den Stand gesetzt werde, die anderen in die Sache mit einzuweihenden Personen und besonders den gegen die Schuldner immer mehr aufdringenden Roques in das Vertrauen zu ziehen und zufrieden zu stellen, er bedauern müsse, daß bei seinem besten Willen der Endzweck nicht erreicht werde. [2])

Also entschlossen sich die Minister kurz, ohne Rücksicht auf die Weitläufigkeiten, welche der Kurfürst machte, dem Bankier Jordis den verlangten Wechsel über die 300 000 Livres auszustellen und damit die Sache aus der Welt zu schaffen. [3])

Es ist dies der aktenmäßige Hergang der interessanten Bestechungsangelegenheit, der meines Wissens bisher in dieser Weise nicht bekannt geworden ist. In den beiden neuesten Werken über die Geschichte des Königreiches Westfalen, denen von Goecke-Ilgen und von Kleinschmidt, habe ich nichts darüber gefunden. Ganz verschwiegen ist das Verhalten der Herren Lagrange und Marteillère allerdings nicht geblieben, und ich finde die erste Andeutung der Sache in einem

---

[1]) Schreiben vom 22. Dezember 1806 aus Gottorp. (Mss. Hass. fol. 377.)

[1]) Allerh. Reskript vom 27. Januar 1807. (Mss. Hass. fol. 377.)

[2]) Bericht der Minister vom 10. Februar 1807. (Mss. Hass. fol. 377.)

[3]) Anweisung an den Geh. Kriegsrath Lennep, das Weitere zu veranlassen, vom 6. Februar 1807 (ebenda).

Werke, betitelt: Le royaume de Westphalie, Jérôme Buonaparte, sa Cour, ses Favoris et ses Ministres. Par un témoin oculaire. Paris, 1820.

Lagrange war bekanntlich noch Kriegsminister unter Jérôme. Das oben zitirte Werk sagt nun auf Seite 29: Kaum hatte sich das Kriegsministerium gebildet, als man plötzlich den Kriegsminister von Kassel abreisen sah. Zwei ehemalige Agenten, welche früher mit der Verwaltung der Domänen in Hessen beauftragt gewesen waren (wir erkennen unschwer in ihnen die Herren Roques und Reinhard) wurden in das Kastell gesteckt. Diese kleine Palastrevolution war während einiger Tage dem Publikum ein Räthsel; aber es verlautete bald, daß die hessischen Behörden, in deren Gewahrsam sich eine sehr bedeutende Summe Geldes befunden hätte, darüber zu Gunsten des Generals und des Intendanten Mart . . . . in der Form eines Geschenkes verfügt und daß diese angenommen hätten. Jérôme, welcher keinen Heller in der Kasse seiner Zivilliste hatte und gezwungen gewesen war, bei der Ankunft in seine Staaten durch die Hände der Juden zu gehen, fand es wenig am Platze, daß man auf seine Kosten Geschenke machte. Aber kaum wurde das Wort „Ersatzleistung" ausgesprochen, so war der General aus Westfalen fort. Napoleon, welcher mehr Werth auf einen guten General als auf die Kasseler Maskenbälle legte, gab der Angelegenheit keine Folge. Was den Intendanten Mart. betrifft, so stand er nicht so fest; er war ein Mensch, die Furcht erfaßte ihn, und er leistete Ersatz.

Hier erfahren wir zugleich die weitere Entwickelung der Dinge. Jérôme und sein Hof hatten keine Veranlassung, die für alle Franzosen unliebsame Geschichte an die große Glocke zu hängen. Am 11. Januar 1808 schreibt der König an seinen Bruder: „Eure Majestät tadelt mein Verhalten gegen den General Lagrange; ich bemerke indessen, daß über die Veranlassung zu seiner Abreise nichts in Kassel ruchbar geworden ist und daß man annimmt, er sei auf einen Befehl Eurer Majestät hin abgereist." [1])

Es erübrigt noch, einige Worte über die unter dem Dach des Wilhelmshöher Schlosses vermauerten Schätze zu sagen. Daß diese dort sich wirklich befunden hätten, habe ich bisher als Thatsache gelten lassen, kann aber nicht umhin, in diese angebliche Thatsache starke Zweifel zu setzen, um so mehr, als auch ein mir befreundeter hiesiger, in hessischen Dingen außerordentlich bewanderter alter Herr, der lange Jahre bei Hofe gewesen ist, ebenfalls die ganze Sache für Fabel und Sage erklärte. Dieser Herr, Herr Geh. Hofrath Rosenblath dahier, ist nicht mit Unrecht der Ansicht, daß er wohl in den langen Jahren seiner amtlichen Thätigkeit am kurfürstlichen Hofe von irgend einem der Hofbeamten etwas Näheres und Verläßliches über die abenteuerliche Bergung und Rettung der Schätze gehört haben würde. Ueber die Bergung habe ich bereits berichtet. Die weitere Geschichte der über den Säulen im Dache, nach Andern in der Kuppel des Schlosses oder gar in dem ehemals darauf befindlichen runden Knopf verborgenen Schätze ist kurz die, daß König Jérôme etwa im zweiten Jahre seiner Regierung eines Tages plötzlich den Befehl gegeben habe, eine Fahne dort aufzustecken, wo die Schätze sich befanden. Der Schloßinspektor Steitz habe in der größten Angst und Verlegenheit nun in der Nacht die Werthgegenstände heraus und einstweilen unter die Treppe des rechten (nördlichen) Eckpavillons des Schlosses bringen und dort durch Maurer aus Wahlershausen vorläufig wieder vermauern lassen. Da aber die Sachen hier nicht hinlänglich sicher geschienen, so habe er sie, noch dazu auf königlichen Wagen, nachdem er einen französischen vornehmen Hofbeamten mit einem goldenen Service bestochen, Nachts über Schönfeld nach der Neuen Mühle und dann weiter durch die Fulda nach Prag schaffen lassen. Die Ueberführung habe auch diesmal der Hauptmann Mensing geleitet.

So erzählt Hagedorn in seinem oben bereits zitirten, der Form wie dem Inhalt nach ungenießbaren und recht abgeschmackten Buche. Ihm ist Frau Lilli Brand in ihrem letzten Roman: Unter der Fremdherrschaft, gefolgt.

Was mir die ganze Erzählung so besonders zweifelhaft macht, ist die Erwägung: ob nicht die Minister, oder wenn diese nicht darum wußten, der Kurfürst selbst die nach der Bestechung der beiden wichtigsten Männer der französischen Verwaltung so günstigen Umstände dazu benutzt haben sollten, die etwa noch irgendwo auf Wilhelmshöhe vermauerten Werthobjekte bei Seite zu schaffen?

So schreibt Baumbach am 11. Februar 1807 an seinen Kollegen, indem er darauf dringt, das Eisen zu schmieden, weil es warm sei, und alle

---

[1]) Mémoires et Correspondance du Roi Jérôme, T. III, p. 228. — Der Herausgeber bemerkt dazu: „Le général Lagrange avait quitté brusquement la Westphalie, à la suite d'affaires délicates, laissant le portefeuille de la guerre, sans même prévenir le Roi de son départ."

wichtigen Akten möglichst rasch und vollständig bei Seite zu schaffen, daß er u. A. vorschlage, „die mit Litteralien von Wilhelmshöhe gekommenen Kisten, welche einstweilen im Hofarchiv niedergesetzt sein sollten, von da hinweg und in die Privatwohnung des Regierungsrathes Schmerfeld, bezw. wenn dieser für so viele Kisten keinen Raum habe, in einen andern sichern Gewahrsam bringen zu lassen“. Wenn man also Kisten mit Litteralien, und gewiß mit nicht unwichtigen, von Wilhelmshöhe herunter schaffen lassen konnte, warum nicht auch andere Werthgegenstände?

Oder wie, wenn die Wilhelmshöher Sachen gleich Anfangs unter Mensing's Führung und Aufsicht nach Stölzingen und dann von da auf dem einen Wagen nach Witzenhausen und Münden gebracht worden wären? Alsdann würde die zweimalige Betheiligung Mensing's lediglich eine spätere Weiterbildung der Sage sein.

Mir erscheint diese zweite Annahme am glaublichsten und wahrscheinlichsten. Was sie noch bestärkt und mir fast zur Gewißheit macht, ist ein schon oben erwähnter Brief Mensing's vom 14. November, in welchem er die versuchte Festnahme der beiden Bauern aus Dittershausen und Eiterhagen berichtet. Man rief den Bauern zu, sie sollten festgenommen werden, um zu bekennen, wo sie den Herrn mit den Sachen von Wh. hingebracht hätten. Ein anderer Ort als W[ilhelms]h[öhe] ist hinter diesen Buchstaben wohl kaum verdeckt. Und an anderer Stelle sagt derselbe Hauptmann Mensing, er habe (als Scheinladung) nicht für 5 Thaler Möbels auf allen vier Wagen gehabt; wahrscheinlich habe der Burggraf geglaubt, daß die Franzosen zu kurz kämen. Er werde das Infentario (!) bringen. — Der Burggraf weist uns wieder nach Wilhelmshöhe!

Dabei ist nicht ausgeschlossen, daß die werthvollen Kisten in der ersten Bestürzung wirklich in der Kuppel des Schlosses verborgen worden seien. Keinenfalls waren die zwei Kistchen mit Pretiosen dabei, welche der Geh. Rath von der Malsburg persönlich überbrachte; sie finden sich auf dem für Witzenhausen bestimmten Güterzettel außerdem ausdrücklich verzeichnet. Und auch die übrigen Sachen wird man bei Zeiten wegzuschaffen bedacht gewesen sein.

Ich verhehle mir nicht, daß Zweifel bestehen bleiben; doch wäre es mir lieb, wenn diese Zeilen eine Anregung geben möchten, Licht in das Dunkel zu bringen, welches diesen Theil der kurfürstlichen Schätze umschwebt. Vielleicht lebt noch jemand, welcher eine authentische Auskunft zu geben vermag. [1])

[1]) Ein mir nachträglich zugegangener Brief des Herrn Admirals Mensing in Berlin, eines Enkels unseres Helden, bestätigt übrigens vollauf und zur Genüge meine Vermuthung. Der genannte Herr schreibt u. a.: „Ich besitze ein Verzeichniß der Kisten (42), welche mein Großvater rettete, kenne den Inhalt von zweien im Werthe von etwa 3 500 000 Thalern, weiß, daß die Orden, Kunstgegenstände, das goldene Geschirr, das Gemmen- und Münzkabinet dabei waren, auch die unendlich wichtigen Rechnungsbücher [diese doch wohl nur zum Theil. Anm. des Verf.], und — da das Silber auf Sababurg gefunden wurde, — möchte ich doch wissen, was denn 1811 noch gerettet sein sollte?!“ — Es ist mir sehr angenehm, meine Ansicht gerade von dieser Seite bestätigt zu finden.

Erlebnisse eines hessischen Offiziers in und nach dem österreichischen Erbfolgekriege.

Von J. Fürer.

(Schluß.)

„Im folgenden Jahre (1746) war mir eine andere Gelegenheit günstig, meine Geflissenheit, wohl und rühmlich zu dienen, an den Tag zu legen: Denn es trug sich zu, daß bey Eröffnung dasjähriger Campagne in Brabant, da die alliirte Armee sich an der Nette und Dyle zu setzen genöthigt fand, ein Corps von 4000 Mann an letzteren Fluß bei Boom detachiret wurde, um allda ein zu Großen Wilbrock, mithin gegenüberstehendes französisches Corps zu observiren. [1]) Bei diesem Observationscorps befand ich mich gleichfalls, nebst dem noch lebenden, im Gräffendorf'schen Regiment damals gestandenen Rittmeister von Boyneburg, und als den 17. May d. a. die Ordre einlief, daß die ganze alliirte Armee dieselbe Nacht sich gegen Antwerpen retiriren und besagtes Observationscorps gleichfalls mit eingebrochener Nacht den Abmarsch antreten sollte, so wurde gedachtem Rittmeister v. B. aufgetragen, mit Zuziehung einiger Offiziers und

[1]) Zu gleicher Zeit kämpfte ein anderes hessisches Hilfscorps von 6000 Mann unter Prinz Friedrich in Schottland, kehrte aber schon Ende Juni wieder nach Brabant zurück.

100 Pferden in dem Lager und dem daran stoßenden Flecken Boom zurückzubleiben und alles so vorzukehren, daß dieser Abmarsch dem Feinde verborgen gehalten werden möchte. Ich hatte das Glück, zu dieser Verrichtung durch Wahl gedachten Rittmeisters mit zugezogen zu werden, und ich machte mir ein Vergnügen daraus."

Führer erwähnt bei dieser Gelegenheit, daß bei dem Abmarsch des Corps aus Boom die Artillerie „schlecht bespannt gewesen und übel transportiret" worden sei. Deshalb habe er, als ihm später auf dem Wege nach Antwerpen einige mit Fachinen beladene Wagen, die für Boom bestimmt waren, begegnet seien, sofort angeordnet, daß sich seine Leute „einiger Gespanne versicherten". Auf demselben Wege traf er zwei tief eingesunkene Kanonen an, ließ die mitgebrachten Pferde vorspannen und eskortirte die beiden Geschütze glücklich bis in die Nähe von Antwerpen, wo er wieder zu seinem Corps stieß.

„Bey anderen mehreren ernstlichen Gelegenheiten", fährt Verfasser fort, „kann ich mich des Gleichen rühmen, daß ich auf die Erhaltung meiner Person nicht zuerst bedacht gewesen, noch dieselbe der Ehre Ew. . . . . Dienstes vorgezogen habe, und der Herr General v. Miltitz wird mir das Zeugniß geben, daß, als in der Bataille bei Laffeld (2. Juli 1747)[1]), wegen zu befürchtenden feindlichen Einbruchs, nachdem sich die zunächst davon (ob „vom Feind" oder „von Laffeld", ist nicht recht klar) gestandene Infanterie weg- und in das Dorf gezogen, die Flanken bedecken zu lassen für nöthig erachtet wurde, dieselben mir meinen Posten hinter der Eskadron angewiesen, allwo ich auch alle meine mögliche Sorgfalt angewandt, daß trotz der so heftigen Kanonade und der daher vielfältig zu machenden (Schwenkungen) Bewegungen, dieselbe dennoch in keine Unordnung gerathen, sondern sich sofort auf das gehörte Kommandowort gebührend herstellen können, ja daß ich endlich auch, da bey der letzten Schwenkung noch einige Kanonenschüsse in dieselbe (Eskadron) gefallen, der übrige Theil der Kavallerie auch schon in der Retirade begriffen, mithin gedachte Eskadron noch aufzuhalten mir nicht mehr möglich war, ich bey gedachten HE. General meine Entschuldigung über diesen Zufall noch gemacht und der letzte gewesen, der mit ihm den Platz verlassen.

Daß ich aber im Verfolg unserer Retirade noch den größten Theil der zerstreuten Eskadron entdecket, gedachtem Herrn General davon Nachricht gegeben und um Erlaubniß gebeten, dieselbe wiederum formiren zu dürfen, und als ich diese erhalten, solches bewerkstelliget und im Angesichte der uns auf Karabinerschußweite nachfolgenden feindlichen Kavallerie veranlasset, daß gedachte Eskadron den ihr gebührenden place d'honneur wiederum okkupiren können." [1])

Soviel über die Schutzschrift! Es war nicht das letzte Wort, welches Führer in der für ihn so verhängnißvollen Angelegenheit an den Landgrafen [2]) richtete. Supplikat folgte noch auf Supplikat, sämmtlich gehalten in dem gleichen Tone der Ueberzeugung vom Recht; das letzte im Juli. Indeß vergebens; das kriegsgerichtliche Urtheil wurde aufrecht erhalten bezw. bestätigt und der Supplikant mit einer monatlichen Pension von 30 Thalern verabschiedet, obwohl ihm seine Vorgesetzten einst das beste Zeugniß ausgestellt [3]), obwohl General von Miltitz, der Kommandeur des Regiments, ihm sein Bedauern darüber ausgedrückt hatte, daß man ihn „aus dem Regiment verlöre".

Erst im siebenjährigen Kriege mochte man sich wieder auf seine treuen Dienste besinnen. Am 25. Mai nämlich des Jahres 1758 wurde „der vormahlige Lieutenant Führer zum Kapitain bey dem neu errichteten Jägercorps gnädigst ernennet und ihm davon die zweite Kompagnie in Gnaden conferiret" [4]). Bei diesem Corps verblieb er bis zum Januar 1762, wo „der im löblichen Jägercorps stehende Kapitän Führer zum Major avanciret" wurde und bey dem Regiment von Kutzleben [5]) die Hilchenbach'sche [6]) Kompagnie erhielt.

---

[1]) In dieser Schlacht erlitten die Alliirten, diesmal vom Herzog von Cumberland befehligt, die zweite Niederlage gegen die Franzosen unter dem genialen Marschall von Sachsen; die erste unter Karl von Lothringen bei Raucoux (11. Oktober 1746).

[1]) Die hier geschilderte Schlußepisode der Schlacht bei Laffeld dürfte als Ergänzung etwa sonst noch darüber vorliegender Berichte werthvoll sein. Für sich allein ist sie nicht ganz verständlich. Das Hauptverdienst Führer's bestand, wie er auch selbst in der dem Schreiben vorausgeschickten Inhaltsangabe den Vorfall kurz zusammenfaßt, darin, daß er Angesichts der verfolgenden feindlichen Kavallerie seine auf der Flucht zerstreute Schwadron wieder sammelte und „veranlaßte, daß sie ihren Posten in der Retirade wiederum okkupiren können".

[2]) Der seitherige Statthalter war inzwischen — nach dem am 5. April 1751 erfolgten Tode seines Bruders — Landgraf geworden.

[3]) S. meinen Aufsatz in Nr. 2, Jahrgang 1895, S. 21.

[4]) Damit wird meine in gedachtem Aufsatze ausgesprochene Vermuthung, daß F. als ehemaliger Kavallerieoffizier wohl eine der beiden im folgenden Jahre errichteten berittenen Kompagnien erhalten habe, hinfällig.

[5]) Dieses Regiment machte, obwohl ein Garnisonregiment, den siebenjährigen Krieg von Anfang bis zu Ende mit und kämpfte 1776—1783 auch mit in Amerika.

[6]) Hilchenbach war als Oberstlieutenant in das Wurmbser'sche Regiment versetzt.

Tante Gerichtsraths Flickfrau.

Eine einfache Geschichte von Frida Storck.

(Schluß.)

Ich hatte noch am Abend die Schrift der Frau Elise gelesen und begriff nun die Nachsicht und das Wohlwollen, welches Tante ihrer Flickfrau zollte. Als ich die Papiere zurückbrachte, erfuhr ich noch, daß es dem Sohn Friedel „drüben" sehr gut gehe. Er hatte den Titel Professor und wollte längst nicht mehr, daß seine Mutter zum Nähen gehe. Doch sie war nun einmal an diese Thätigkeit und an die Familien gewöhnt, und sie behauptete, sie hielte es so mutterseelenallein in ihrem Stübchen gar nicht aus. Dann hatte auch Tante erfahren, daß die reiche Frau Ruß ihren langjährigen Leiden erlegen sei. Ihr Gatte ließ ein pomphaftes Leichenbegängniß ausrüsten, welches Frau Elise von einem versteckten Friedhofswinkel mit angesehen hatte. — —

Wieder einmal traf ich an jenem Montag, der für Frau Elisens Kunstleistungen auserſehen war, mit ihr bei Tante Gerichtsrath zusammen. Diesesmal leuchteten die braunen Augen der noch immer hübschen Frau in eitel Glück und Stolz. „Sie hat eigentlich gar nicht kommen sollen," sagte mir Tante, „aber gerade zu mir hätte sie gehen müssen, weil ich ihr immer so trostreich zugesprochen hätte." „Ja, Fräulein, mein Friedel ist wieder da. Ach, ein so schöner Mann ist das geworden", sagte Frau Elise mir dann selbst. „Eine Frau hat er auch schon, aber die ist nit deutsch. Und nun möcht' er mich mit haben, daß ich in seinem Hauswesen nach dem Rechten sehe."

„Nun, da besinnen Sie sich wohl nicht lange, und Tante wird Ihnen auch zureden, so leid es ihr thut, denn so kunstvoll wie Frau Elise, kann niemand die Schäden heilen", versetzte ich.

Sie saß eine Weile still, dann sagte sie seufzend: „Nein, ich kann doch nimmer fortgeh'n von hier, die Frau Gerichtsrath weiß schon warum".

„Sie hat sich in den Kopf gesetzt, der Vater ihres Friedel müsse sie noch um Verzeihung bitten, daß er sie so schmählich hintergangen habe. Wie ein nie verstummender Vorwurf für den gewissenlosen Mann will sie hier leben und sterben", erzählte mir Tante. „Lieber will sie sich weiter plagen, ehe sie das Feld räumt."

So ließ sie den stattlichen Sohn allein wieder über den Ozean ziehen zu seinem jungen Weibe. Nach wie vor kam sie zu Tante Gerichtsrath.

Eines Morgens erschien Frau Elise unerwartet in höchster Aufregung. Sie kam nicht in ihrer Eigenschaft als Näherin zur Tante, sondern sie bat um ihren Rath. Eigentlich war sie entschlossen, sie wollte nur aus Tantens Mund die Bestätigung, daß es das Rechte sei, was sie zu thun gedachte. Nun harrte ihrer eine Enttäuschung; denn Tante hat ihr gründlich den harten Trotzkopf zurecht gesetzt. Der Hausbesitzer Ruß war am gestrigen Tage gefallen und lag mit schwerem Beinbruch. Früh Morgens schon war ein Bote bei Frau Elise eingetroffen mit einem von dem Kranken mühsam geschriebenen Brief. Er flehte sie in den rührendsten Worten an, zu ihm zu kommen. Sein Haus sollte das ihre sein, denn seine Frau stand nun nicht mehr im Wege. Er versicherte ihr heilig und theuer, daß er in seiner Ehe keinen frohen Augenblick gehabt hätte, und daß die Reue über seine Schuld gegen sie, die er allein geliebt hätte, ihn manchmal sinnlos gemacht habe. Alles wollte er gut machen an ihr und seinem Sohn, sie sollte nur zu ihm kommen.

„Sehen Sie, gnädige Frau, das mußte ihm so kommen. Nun mag er seine Reue tragen. Ich geh' in sein Haus nimmer", hatte Frau Elise mit funkelnden Augen gerufen.

Nach einer kleinen Weile ging sie schluchzend wieder fort. Tante hatte ihren starren Sinn gewendet. Im Grunde liebte sie den Mann, der ihre Jugend vergiftet, noch immer; sie hatte sich nur so in den Groll hineingearbeitet. „Das ist die schönste Tugend des Weibes, daß sie verzeihet und vergißt", hatte Tante aus vollster Ueberzeugung der tief gekränkten Frau zugerufen, und dies Wort stimmte sie um.

Der erste Montag des kommenden Monats verging, Frau Elise war nicht bei der Tante erschienen. Dann fuhr eines Tages ein Wagen vor. Ein ältlicher Herr saß darin, in Decken und Kissen gehüllt. Die stattliche Dame, die neben ihm gesessen, stand nach wenig Sekunden ihrer Beratherin, Tante Gerichtsrath, gegenüber. Sie hatte die fröhlichen Augen voll Thränen, und es fehlte nicht viel, so hätte sie Tante umarmt.

„Unten im Wagen sitzt mein Mann, gnädige Frau! Weil Sie mich so eigentlich zu ihm hingestoßen haben, wie ich kein Erbarmen mit ihm haben wollte, darum hab' ich Ihnen Dank sagen müssen. Heut fährt er zum ersten Mal aus, aber verheirathet sind wir schon ein paar Tage.

Aber seien Sie mir nit gram, daß ich nun nit mehr kommen kann. Sie müssen sich nun schon nach einer anderen Näherin umsehen", hatte sie unter Thränen lächelnd gesagt und ihr die Hand geküßt.

„Sind Sie denn nun glücklich?" fragte Tante.

„O ja! Ich muß ihn ja pflegen wie ein unmündiges Kind. Und er ist so froh und so dankbar, Sie glauben es nicht. Unser Friedel soll rüber kommen, will er haben. Und daß ich so standhaft geblieben bin, so lange seine Frau noch gelebt hat, das hätte ihm erst den rechten Respekt vor mir gegeben, wenn's ihn auch manchmal fuchsteufelswild gemacht hätte. Und wissen Sie, gnädige Frau, die Frau kann mich heute noch jammern, denn lieb hat er sie gar kein Fünkchen gehabt. So eine Ehe, das ist doch ein Unglück", hätte sie gesagt.

Tante gestand mir, da sie mir diesen Besuch Frau Elisens schilderte, daß die Freude, durch ihren Zuspruch die endliche Vereinigung der Leutchen bewirkt zu haben, das Bedauern über den Verlust der netten, zuverlässigen Hilfe weit überwiege. Frau Ruß hegt eine an Verehrung grenzende Zuneigung für die einzige Frau ihrer Kundschaft, die ein Herz für ihr herbes Geschick gehabt hatte und die schließlich noch ihren starren Sinn gewendet.



Aus alter und neuer Zeit.

Von den Gedichten des Fabronius. Auf der Landesbibliothek zu Kassel werden in einem stattlichen Foliobande die bis auf wenige Stücke noch ungedruckten poetischen Werke des ehemaligen Rotenburgischen Superintendenten Hermannus Fabronius Mosemannus verwahrt, eines Mannes, der seiner Zeit in Hessen als Theologe wie als Dichter in nicht geringem Ansehen gestanden hat. Fabronius, der sich 1594 in Oesterreich den poetischen Lorbeerkranz geholt hatte, hat in den zwanziger Jahren des 17. Jahrhunderts seine Dichtungen gesammelt und unter Benutzung älterer Niederschriften, nach einzelnen Gattungen getrennt, zu einem Ganzen vereinigt, das er bis zu seinem Tode noch durch neue Erzeugnisse vermehrte.

Der Dichter steckt der Sitte der Zeit und seinem Bildungsgang entsprechend noch tief in der lateinischen Sprache drin; von (rund) 495 Blättern der Handschrift enthalten 470 Blätter lateinische Stücke, darunter die für die hessische Familiengeschichte nicht unwichtigen vier Bücher Eclogae, die Civica, die Elegiarum libri VI und Epigrammatum libri X; von den zwei die lateinischen Werke beschließenden Dramen ist die „Esther" zuerst im Kasseler Schlosse am 10. April 1610 vor Landgraf Moritz und Herzog Christoph von Braunschweig-Lüneburg aufgeführt und sieben Tage später auf dem Rathhause vor Rath und Bürgern wiederholt worden, während der „Daniel" später zu Eschwege entstand.

Den Schluß des Bandes bilden die wenigen deutschen Dichtungen unter dem Titel: Rhythmorum Germanicorum quorundam singularium . . . liber unus: Teütsche poetsprüche.

Neben „Sprüchen über die Evangelia der Sontage vndt hohen Feste" stehen hier einige weltliche Gedichte, wie Widmungen, Epitaphien, Aufschriften, Gelegenheitslieder und Idyllien. Wichtig unter ihnen ist eine Sammlung von Strophen, die der Verfasser als „Policey Tugente im Schloß zu Eschwege" bezeichnet und deren Ueberschriften uns mit einem Theile des bildlichen Schmuckes des Schlosses bekannt machen. Sie lauten: ‚Cantzlar vndt Hofgericht', ‚Kriegesoberster vndt Heer', ‚Ackerman vndt Feldtbaw', ‚Hirdt vndt viehezucht', ‚Vorsichtigkeit', ‚Gerechtigkeit', ‚Stercke', ‚Meßigkeit', ‚Freygebigkeit', ‚Gottesfurcht', ‚Keuschheit', ‚Schamhaftigkeit', ‚Gedult', ‚Muthigkeit', ‚Fleiß', ‚Gerühigkeit', ‚Hoffnung', ‚Liebe'.

Ob Fabronius die von ihm mitgetheilten Zeilen als Unterschriften für die im Schlosse zu Eschwege angebrachten allegorischen Malereien in höherem Auftrage gedichtet hat, oder ob es nur Gedanken sind, die er bei Betrachtung der Bilder niederschrieb, war nicht festzustellen; für die erstere Annahme dürfte der Umstand sprechen, daß die im Rotenburger Schlosse zu den (älteren) Wappen hessischer Fürsten, Landschaften Geschlechter und Städte später hinzugefügten lateinischen Denksprüche, die auch, zum Theil verändert, in Wessel's Wappenbuch sich finden*), nachweislich dem Fabronius verdankt werden.

Eine ganz besondere Stellung nimmt schließlich das folgende „Wieder die Vermengung der Teütschen sprache" gerichtete Gedicht ein:

Wer zu Rom ein wort in der Lateinischen sprachen
Griechisch einmengen volt, den that man balt auslachen,
Schreibet der weise heydt Cicero an seinen sohn
In seinem sitten buch gar schon.

*) Vgl. „Hessenland", Jahrgang IX, Nr. 24, S. 336.

O Alter sitt! wie würdt man heut zu lachen haben
In Teütschlandt, da man hört so viel frembtes hertraben,
In maßen viel in schrifft vndt in reden nicht wiße
Des Ja gnug Zu sein beflißen.

Wie schön würdts stehn, wan der Frantzos, oder Spanische man,
Oder einer aus Welschlandt sich desen würdt maßen ahn,
In ihrer mutter sprach einzumengen Teutsche wort,
Bey ihn ist solches vnerhort.

Teütscher, was hindert es, daß du vor attaquiren,
Vor ruiniren, vor soldatesca vndt laviren,
Vor imprese, vor dein describirn vndt Camerad
Sprechst, wie dein grosvater g'redt hatt?

Aber ô elendt groß, newe sitten, newes kleydt,
Newe redt, stoltz vndt geytz, vndt die große sicherheit
Bringen ins landt mit sich newen krieg, hunger vndt todt,
Vom ewigen gerechten Gott.

Wann die Strophen entstanden sind, läßt sich nicht sagen, da die Anordnung der deutschen Stücke in der Handschrift eine völlig willkürliche, weder nach stofflichen noch zeitlichen Gesichtspunkten geregelte ist.

Vielleicht gehört Fabronius zu jenen Warnern und Mahnern, die vereinzelt ihre Stimme hier und da gegen die Verwälschung der deutschen Sprache erhoben, noch ehe die Sprachgesellschaften mit der Macht, die in der Vereinigung liegt, den Kampf gegen das Fremde thatkräftiger aufnahmen; wahrscheinlicher ist es, daß die obigen Zeilen erst nach Begründung der Fruchtbringenden Gesellschaft (1617) entstanden sind, und daß sich Fabronius mit ihnen dem Landgrafen Moritz, der wie sein Sohn Wilhelm 1623 in jenen Orden aufgenommen war, hat empfehlen wollen.

E. S.

Aus Heimath und Fremde.

Fortsetzung von Strieder's hessischem Gelehrtenlexikon. In der Grundlage zu einer hessischen Gelehrten- und Schriftstellergeschichte, welche einst im Jahre 1781 von dem Bibliothekar der hessischen Landesbibliothek Friedrich Wilhelm Strieder mit gelehrter Gründlichkeit und regem wissenschaftlichen Sinn begonnen und in ihren ersten 15 Bänden bearbeitet, dann von den Marburger Professoren D. Ludwig Wachler (Bd. 16) und D. Karl Wilhelm Justi (Bd. 17, 18, 19) und später von Dr. Otto Gerland, dem damaligen Rechtsanwalt in Schmalkalden, jetzigem Senator in Hildesheim, (Bd. 20 und 21) fortgeführt wurde, besitzt das ehemalige Kurhessen ein überaus wichtiges, für biographische Forschungen auf dem Gebiet der hessischen Literaturgeschichte unentbehrliches Quellenwerk. Eine weitere Fortsetzung desselben für die jüngste Vergangenheit und Gegenwart, so wünschenswerth sie ist, war bislang leider nicht zu ermöglichen. Da ist es denn als ein nicht zu unterschätzendes Verdienst des als hessischer Geschichtsforscher rühmlichst bekannten Bibliothekars an der Landesbibliothek zu Kassel Dr. Hugo Brunner zu bezeichnen, wenn er die Initiative ergriffen hat, um dieser weiteren Fortsetzung die Wege zu ebnen und den dazu erforderlichen Vorarbeiten greifbare Gestalt zu geben. Der erste Schritt auf der dahin führenden Bahn ist geschehen. Wir vermögen darüber Folgendes mitzutheilen:

Zwecks Vorbesprechung über die Bildung eines Ausschusses zur Fortführung von Strieder's hessischem Gelehrtenlexikon lud Dr. Brunner im Verein mit dem durch seine Bibliotheca Hassiaca auch als Bibliograph sehr verdienten Oberrealschuldirektor a. D. Dr. Ackermann eine Anzahl Kasseler im wissenschaftlichen Leben stehender Herren auf Montag den 10. Februar Nachmitags $4\frac{1}{2}$ Uhr in die Landesbibliothek daselbst ein. In der hier unter Dr. Brunner's Vorsitz gepflogenen Besprechung, an welcher außer den beiden Einladenden theilnahmen: Museumsdirektor Dr. Eisenmann, Professor Dr. Zuschlag, Professor Lenz, Pfarrer Wissemann, Oberlehrer Dr. Pistor, Bibliothekar Dr. Scherer und Bibliotheks-Assistent Dr. Grotefend, wurde von den Anwesenden beschlossen, sich vorbehaltlich weiterer Ergänzung auf dem Wege der Kooptation als Kommission zur Fortsetzung von Strieder's hessischem Gelehrtenlexikon zu konstituiren. Zum Vorsitzenden der Kommission wurde durch Zuruf Bibliothekar Dr. Brunner gewählt, der sich bereit erklärte, die Wahl trotz der auf seinen Schultern ruhenden großen Arbeitslast anzunehmen. Zum Schriftführer bestellte man Bibliothekar Dr. Scherer bezw. Bibliotheks-Assistent Dr. Grotefend. In dem sich sodann entwickelnden Meinungsaustausch über die nächsten Aufgaben der Kommission wurde allgemeine Uebereinstimmung darüber erzielt, daß es vor allem gälte, die Adressen der jetzt lebenden Gelehrten und Schriftsteller zu bekommen, welche entweder im Gebiete des ehemaligen Kurhessen ansässig sind oder, dort geboren, ihre Ausbildung wenigstens zum größten Theil daselbst empfangen haben, um nach dem Vorgang des älteren Werkes aus deren eigenen Federn authentisches biographisches Material zu erhalten. Behufs Sammlung der erforderlichen Adressen wurde unter den Mitgliedern der Kommission

eine den unter ihnen vertretenen einzelnen Literaturzweigen entsprechende Arbeitstheilung verabredet und zur Sicherung des angestrebten Zweckes möglichster Vollständigkeit die Zuziehung geeigneter wissenschaftlicher Kräfte in Aussicht genommen. Ferner wurde dem ersten Schriftführer Bibliothekar Dr. Scherer die endgiltige Redigirung eines bereits vorliegenden Rundschreibens übertragen, welches, mit vom Herrn Landesdirektor in Hessen gütigst bewilligter Unterstützung in 500 Exemplaren gedruckt, den in Frage stehenden Persönlichkeiten zugehen, ihnen Zweck und Aufgabe des Unternehmens auseinandersetzen und sie um Darlegung ihres Bildungsganges und möglichst genaue Mittheilungen über ihre literarischen Veröffentlichungen ersuchen soll. Die eingegangenen Notizen sind nach geschehener Sichtung auf der Landesbibliothek als der Zentralstelle bis zu weiterer Verarbeitung aufzubewahren. In etwa sechs Wochen wird eine zweite Sitzung der Kommission stattfinden, um die bis dahin gesammelten Adressen überblicken und sichten zu können. Es wird nicht unterlassen werden, in dieser Zeitschrift über die Arbeiten der Kommission, denen wir im Interesse der hessischen Literaturgeschichte gedeihlichen Fortgang wünschen, von Zeit zu Zeit Nachricht zu geben.

In der Sitzung des Marburger Geschichtsvereins von Freitag, dem 31. Januar hielt Pfarrer Heldmann aus Michelbach einen fesselnden Vortrag über die Geschichte des Stiftes Wetter, der mit den bisher verbreiteten irrigen Ansichten über dieselbe in wissenschaftlicher Gründlichkeit für immer aufgeräumt haben dürfte. Aus den ersten beiden Jahrhunderten des Stifts weiß man nach den überzeugenden Ausführungen des Redners nichts, als daß Mathildis, die Wittwe des 1073 zu Hollende ermordeten Giso, nach dem Tode ihres zweiten Gatten, eines Grafen Adalbert von Saffenberg, in die dortige Gegend zurückkehrte und 1110 im Kloster zu Wetter begraben wurde. Das Stift war ein Kanonikatstift Augustinerordens, dessen Aebtissinnen in ältester Zeit Gräfinnen waren, und enthielt acht Kanonissen und vier Kanoniker, später deren fünf, darunter den Pfarrer. Die Stiftsjungfrauen der Kanonikatsstifte in Deutschland behielten Freiheit des Austritts und volle Verfügung über ihr Vermögen. Das Stift hatte bedeutenden Grundbesitz, zu Wetter sieben Hufen, zu Weipoldshausen fünf, ebenso in der ganzen Umgegend. Auch die heilige Elisabeth hatte zu dieser ältesten Klosterstiftung Beziehungen gehabt. Das Stift war dem Papste unmittelbar unterstellt und rühmte sich im 13. Jahrhundert nicht weniger als neun päpstlicher Schutzbriefe für sich und seinen Güterbesitz. Die älteste Urkunde des Stifts stammt etwa von 1215. Das Stift war auf mainzischen Boden erbaut, mit der Vogtei über dasselbe belehnte der Erzbischof von Mainz zuerst die Landgrafen von Thüringen, dann seit 1263 die von Hessen. Friedlichere Zeiten und bessere Vermögensverhältnisse für Stift und Stadt kamen erst, als auch die letztere, bis dahin halb mainzisch, halb hessisch, zunächst etwa 1464 als Pfandschaft, dann 1583 als Eigenthum an Hessen fiel, gleichzeitig aber wurde es von den Landgrafen im Erwerb bürgerlicher Güter beschränkt oder mußte Geschoß von ihnen zahlen. Die Reihe der Aebtissinnen ist erst seit der Mitte des 14. Jahrhunderts vollständig bekannt. Der Zustand des Stiftes war nichts weniger als kirchlich normal oder evangelisch, vielmehr mußten die Erzbischöfe von Mainz wiederholt gegen das unkanonische Leben der Stiftsjungfrauen und der Kanoniker einschreiten. Die Aufhebung erfolgte im Frühjahr 1528. Eine sogenannte Ritterschule mit evangelischer Richtung, wie sie der Rektor Bernhard Henkel zu Wetter in seiner im Jahre 1799 veröffentlichten Schrift über Wetter behauptete, hat, wie der Vortragende nachwies, niemals bestanden. Nicht unbedeutend war früher die Stiftsbibliothek, die, abgesehen von Handschriften, meist ältere Drucke über scholastische Theologie besaß und im Jahre 1718 an die Landesbibliothek 19 Handschriften abgeben mußte.

Der mit der Führung des III. Armeecorps beauftragte Generallieutenant von Lignitz Excellenz, bisher Kommandeur der 11. Division in Breslau, war ebenso wie sein soeben in den Ruhestand getretener Vorgänger Prinz Friedrich von Hohenzollern, der frühere mehrjährige Befehlshaber der 22. (hessischen) Division, geraume Zeit in Kassel ansässig und zwar als Chef des Stabes des 11. Armeecorps. Während seines Aufenthaltes in Kassel vermählte sich derselbe mit einer Tochter des Oberregierungsraths Schönian daselbst. — Der Direktor im Reichsamt des Innern Wirklicher Geheimer Oberregierungsrath Rothe, ehedem Regierungspräsident in Kassel, ist zum Unterstaatssekretär in demselben ernannt worden. — Das Stipendium der gräflich Bose'schen Stiftung für talentvolle Maler und Bildhauer aus Kurhessen im Betrage von 2000 Mark ist für das laufende Jahr dem Maler und Hilfslehrer an der Kunstakademie zu Kassel Adolf Wagner, einem geborenen Kasselaner, verliehen worden.

Universitätsnachrichten. Am 3. Februar fand im festlich geschmückten Treppenhause des physiologischen Instituts der Universität Marburg

die feierliche Einweihung der dort aufgestellten Büste des verstorbenen Geheimen Medizinalraths Dr. Külz, verbunden mit einer akademischen Gedächtnißfeier für den verstorbenen Gelehrten, statt. Die Büste, welche sich in einem besonders eingemeißelten Spitzbogen auf einer Rosettenkonsole erhebt, ist eine Arbeit des Bildhauers Begas in Kassel. — In der medizinischen Fakultät zu Marburg habilitirte sich Dr. Angelo Knorr, Assistent des Geheimen Raths Dr. Behring. — Am 10. Februar verstarb zu Marburg der Honorarprofessor in der medizinischen Fakultät daselbst, Geheimer Medizinalrath Dr. Guido Richard Wagener, geboren zu Berlin am 28. Mai 1822, 1867 als außerordentlicher Professor nach Marburg berufen, ein tüchtiger Anatom, der auch schriftstellerisch mehrfach hervorgetreten ist. Außerdem erfreute sich Professor Wagener des Rufes eines feinsinnigen Violinspielers. Er besaß eine überaus reichhaltige Sammlung handschriftlicher Kompositionen berühmter Meister.

Im Anfang des Wintersemesters wurde, wie auf S. 293 in Nr. 21 des vorigen Jahrganges berichtet ist, der Geh. Medizinalrath Professor Dr. König, der bekannte Chirurg, aus Göttingen als Leiter der Charité nach Berlin berufen. In der ersten Sitzung, in der er die ihm unterstellten Sanitätsbeamten mit seinen Absichten und Anordnungen bekannt machte, begründete er die Unwandelbarkeit seiner Direktiven und Entschlüsse damit, daß er ein geborener Kurhesse sei.

Todesfälle. Am 10. Februar entschlief zu Rinteln nach kurzem, aber schwerem Leiden der Prorektor a. D. Dr. Hugo Suchier im fast vollendeten 76. Lebensjahre. Geboren zu Karlshafen, Sohn des dortigen Kaufmanns Henri Soisjuste Suchier, besuchte Suchier das Gymnasium in Rinteln und hernach von 1840—1844 die Universität zu Marburg, wo er dem Corps Guestphalia angehörte, dessen Senior er zeitweise war. Er war nach vollendetem akademischen Studium zuerst Praktikant am Kasseler Gymnasium, hatte dann eine Privatschule in Hofgeismar, wurde später an das Gymnasium in Hersfeld und 1859 an das in Rinteln versetzt. 1889 trat er in den Ruhestand. Außer seiner Doktorarbeit De Diana Brauronia verfaßte der Verstorbene verschiedene werthvolle Programm-Abhandlungen, unter denen folgende besonders hervorgehoben seien: Bericht über einige ältere Drucke der Gymnasialbibliothek. — Statuta, leges et privilegia Universitatis Rinteliensis. — Ueber die ethische Bedeutung der sophokleischen Elektra. — De dicendi genere quo Apollonius Rhodius in Argonauticis usus est. — De Zosimi et Eusebii in Constantini Magni rebus exponendis fide et auctoritate. — Qualem Eusebius Constantinum Magnum adumbraverit, paucis exponitur. — Der Dahingeschiedene galt in Fachkreisen für einen Philologen von außerordentlich umfassenden Wissen und erfreute sich allgemein großer Hochachtung und Verehrung. Möge ihm die Erde leicht sein! — Am 7. Januar verschied plötzlich in Newyork Joseph Mosenthal, einer der ältesten deutsch-amerikanischen Musiker, geboren am 30. November 1834 in Kassel, ein Schüler von Louis Spohr, seit 1853 in Newyork, wo er als Organist, Chordirigent und Musiklehrer bedeutenden Ruf hatte. In den letzten Jahren widmete er sich ganz dem Musikunterricht und der Leitung seines Gesangvereins, des „Mendelssohn Glee Clubs“. Mosenthal war ein wackerer, kenntnißreicher Mann, der allgemeine Achtung genoß.

Hessische Bücherschau.

Heimatkunde. Kreis Frankenberg. Von Rektor Schenk. Frankenberg (F. Kahm) 1894. 8°. 256 S.

Wir begegnen hier zum ersten Male dem Versuch, einen Kreis unseres engeren Heimathlandes nach jeder Richtung hin umfassend und eingehend landeskundlich zu behandeln. Wir dürfen sagen, daß der Versuch trefflich gelungen ist, denn was der Wißbegierige auch über den Frankenberger Kreis erfahren möchte, er findet in diesem Werkchen erwünschten Aufschluß. Um einen Ueberblick über den Inhalt zu geben, lassen wir die sieben Kapitel, in die es eingetheilt ist, hier selbst Rede stehen. Nach einer kurzen Einleitung werden zuerst die Bestandtheile des Kreises aufgezählt; in drei weiteren Kapiteln (Bodengestaltung und Bewässerung — Geognosie und Orographie — Klimatische Verhältnisse) wird die physische Beschaffenheit des Kreises dargelegt. Das fünfte Kapitel giebt reichen Aufschluß über die Bevölkerung, zugleich nach allen Richtungen hin geschichtliche Ausblicke eröffnend. Es folgt dann ein Kapitel über die ausgegangenen und wüsten Ortschaften und die ehemaligen Befestigungen; das letzte behandelt die jetzigen Wohnstätten des Kreises. Die erst seit dem Jahre 1866 zu dem Kreise Frankenberg geschlagene Herrschaft Itter,

gewöhnlich jetzt das Amt Böhl genannt, wird von S. 229 an anhangsweise behandelt. Das Buch ist durchweg anregend geschrieben; selbst da, wo man der Natur des Stoffes nach eine gewisse Trockenheit vermuthen sollte, wie in den ersten vier Kapiteln, hat der Verfasser durch eingestreute historische und volkswirthschaftliche Bemerkungen seine Darstellung angenehm zu beleben und interessant zu gestalten gewußt. Auf allen Gebieten ist reiches historisches Material verarbeitet, nirgends aber geht die Darstellung in die Breite, vielmehr hat der Leser stets das Gefühl, daß er gern noch mehr erfahren möchte. Und ein großer Vorzug des Buches ist es ferner, daß der Verfasser nie den Boden des sicher Gewußten verläßt, um sich auf das Gebiet vager Hypothesen und Konjekturen zu begeben. Was er sagt, kann er dem Leser gegenüber verantworten; das macht sein Werk jenem so vertrauenswürdig. Zu wünschen wäre, daß in solcher Weise alle Kreise unseres Hessenlandes möchten bearbeitet werden. Der Verfasser hat die Worte: „Was man nicht kennt, kann man nicht lieben; Bürgertugenden gedeihen nur da, wo Liebe zum Vaterlande herrscht", seiner Heimathkunde zum Geleitswort gegeben. Gewiß werden Bücher wie das seinige wesentlich dazu beitragen, die Liebe zur engeren Heimath zu wecken und zu befestigen, und gerade in der Pflege dieser Liebe liegt ein bedeutendes ethisches Moment! **Hugo Brunner.**

„Hessisches Dichterbuch." Martin Greif, der bekannte Münchener Poet schrieb an den Herausgeber des „Hessischen Dichterbuches":

„In Folge der gegenwärtig auf mir ruhenden Arbeitslast vermochte ich Ihre mir so freundlich überreichte Gabe, den Prachtband des Hessischen Dichterbuches, erst in letzter Zeit vorzunehmen und den reichen Inhalt desselben kennen zu lernen. Da bin ich denn so mancher Perle lyrischer Empfindung begegnet, welche mir beweisen, wie viele poetische Begabung einzelnen Söhnen des edlen Hessenstammes verliehen ist und wie berechtigt sich ihr gemeinsames Hervortreten darstellt."



Personalien.

Verliehen: dem Superintendenten Schäfer zu Fulda, dem praktischen Arzt und Direktor des Landkrankenhauses daselbst Sanitätsrath Dr. Schneider das Ehrenritterkreuz 1. Klasse des Großherzoglich Oldenburgischen Haus- und Verdienstordens des Herzogs Friedrich Peter Ludwig.

Ernannt: der mit der commissarischen Versehung des Landrathsamtes zu Jauer beauftragte Regierungsassessor von Geyso endgültig zum Landrath.

Versetzt: Oberlandesgerichtsrath von Bischoffshausen von Hamm nach Kassel.

Geboren: ein Sohn: Martin Ernst Graf von Schlieffen und Alma Gräfin von Schlieffen, geb. von Flotow (Windhausen, 5. Februar); ein Mädchen: Oskar Lange und Frau Auguste, geb. Diemar (Kassel, 28. Januar); Amtsrichter Reimerdes und Frau Amalie, geb. Häuser (Gr.-Burgwedel, 9. Februar); Oberlehrer R. Beinhauer und Frau Luise, geb. Has (Kassel, 14. Februar).

Vermählt: Pfarrer und Rektor Wilhelm Lange mit Fräulein Marie Grotefend (Escherode, 12. Februar).

Gestorben: Landmessereleve Edward von Szukaysķi (Kassel, 27. Januar); verwittwete Frau Landmesser Louise Henriette Breul, geb. Clemen, 93 Jahre alt (Kassel, 28. Januar); Landgerichtsrath Wilhelm Collmann, 54 Jahre alt (Berlin, 29. Januar); Oberstlieutenant a. D. Ludwig Müller, 63 Jahre alt (Wehlheiden, 1. Februar); Ingenieur Georg Klaus, 35 Jahre alt (Kassel, 2. Februar); Gutsbesitzer und Bürgermeister a. D. August Schweitzer, 50 Jahre alt (Bettenhausen, 3. Februar); Frau Dr. Minna Gerwin, geb. Dey, 27 Jahre alt (Marburg, 4. Februar); Offizier des Norddeutschen Lloyd Hermann Holzapfel (Lehe, 6. Februar); Mühlenbesitzer Christian Volland, 63 Jahre alt (Marburg, 7. Februar); Frau Anna Elisabeth Hesse, geb. Hartmann, 47 Jahre alt (Kassel, 7. Februar); Frau Philippine Lingelbach, geb. Hagenbusch, 72 Jahre alt (Kassel, 10. Februar); Geheimer Medizinalrath Professor Dr. Guido Richard Wagener (Marburg, 10. Februar); Garnfabrikant Friedrich Wilhelm (Großalmerode, 10. Februar); verwittwete Frau Rentner Katharina Elisabeth Briel, 77 Jahre alt (Marburg, 11. Februar); Hugo Baenitz, 18 Jahre alt (Rio de Janeiro).

Berichtigung.

In Nr. 3 dieses Jahrgangs ist auf S. 42 in Bezug auf den verstorbenen Regierungs- und Landesökonomierath Friedrich Freiherrn Schenk zu Schweinsberg richtigzustellen, bezw. zu ergänzen, daß derselbe von 1860 bis 1865 Offizier war, dann aber praktisch-theoretisch auf der Akademie Hohenheim Landwirthschaft studirte, die er auch praktisch betrieb, bis er bei der Generalkommission in Kassel eintrat. Im aktiven preußischen Militärdienst ist Freiherr Schenk nie gewesen, nur während des Feldzuges 1870/71 fand er in Fulda als Adjutant Verwendung.

Touristische Mittheilungen aus beiden Hessen, Nassau, Frankfurt a. M., Waldeck und den Grenzgebieten, herausgegeben von Dr. Wilh. Lange, Jahrgang IV, Nr. 8, Februar 1896. Inhalt: Gudensberg, von Dr. Wilhelm Chr. Lange. [Mit Abbildung.] — Die Milseburg. — Ausflug des Taunus-Clubs auf den Feldberg. ꝛc.

Briefkasten.

Th. K. in Oberkaufungen, L. L. in L. Vielen Dank. Ihrer freundlichen Anregung ist unverzüglich Folge gegeben. Besten Gruß.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. W. Grotefend in Kassel. Druck und Verlag von Friedr. Scheel in Kassel.



№ 5. X. Jahrgang. Kassel, 2. März 1896.

Rafael.

Psychodrama von Carl Preser.

Der alte, feurige Falerner blinkt
In unsren Bechern, wie das Flammengold,
Das dort im Westen in die Wellen taucht
Und hier die weinumrankte Osteria
Mit rothem Golde zaubrisch übergießt.
Frisch, meine Schüler, treue Kunstgenossen,
Ergreift die Becher: unsre Lehrerin,
Die Gottnatur, die herrliche, zu grüßen.
Im Geist erfaßt, und sie in's Herz gebannt,
Umschließt die Brust dann tausend Ideale,
Und dennoch — nur Natur. Wißt, meine Freunde,
Das ist das Räthsel aller Kunst: Natur
Und Ideal vereint in einem Bunde,
Aus dem der Wahrheit reiner Quell entspringt.
So gelte denn der Trunk zugleich der Kunst,
Der gottgebornen, ewig jugendlichen,
Die Schöpfer sich erzieht im Dienst des Schöpfers.

Sieh dort, Perino, Krone meiner Schüler,
Sieh dort im weichen Duft der Abendsonne
Das süße Bild noch süß'rer Mutterlust.
Welch ideale, himmlisch schöne Ruhe
Liegt, wie ein Segen, auf den zwei Gestalten.
— Du sagst, es sei die Tochter unsres Wirthes,
Die sich, im Schatten glüh'nden Rebenlaubes,
Das Kind im Schooße, auf dem Stuhle wiegt?
Mir ist sie mehr, Perino, — und doch nichts
Als eine Römerin in blüh'nder Reife,
Als nur ein Weib, doch — — voller Glück und Lust.
Was sagt' ich doch so eben von der Kunst? —
Hier reißt ein Stück erhabenster Natur
Mir selber Schleier noch vom geist'gen Auge,
So daß mir das reale Stoffgebiet
Erweitert der Ideeen alten Kreis;
Ja, nimmer giebt es in der Kunst ein Ende.
Was sind, so möcht' ich fragen, die Madonnen,
Die ich seither mit fleiß'gem Pinsel schuf?
Was sind sie gegen dies Madonnenbild,
In dem des Glücks Verklärung aus dem Innern
Das Aeußere durchgeistigt und belebt! —
Fort, — fort mit aller mädchenhaften Zartheit
Und mit dem Ausdruck süßer Frömmigkeit!
Das jugendliche Weib im Mutterglücke,
In einem Glück, vertauschbar nicht mit Himmel
Und Seligkeit, das ist, so scheint es mir,
Das Bild der Mutter unsres Welt-Erlösers.

Du zweifelst dran? — Wohlan, wir wollen's prüfen.
Heda, mein Wirth, reicht mir, ich bitte Euch,
Von dem zerbrochnen Fasse dort den Boden.
Ihr fragt wozu? — Was nützt Euch das zu wissen?
Und wenn ich wirklich Euch auch sagen würde:
Ich will den Gottgedanken der Erlösung
Vermählen mit dem höchsten Menschenglücke, —
Verständet Ihr's? — Ei, — seht nur, Freunde, seht
Das staunende Gesicht des guten Alten;
Auf seinen Wein versteht er besser sich,
Als auf das Wunderding von Kunst-Idee.
Doch, — fahrt im Spiele fort; ich will indessen
Hinwerfen die Empfindung meiner Seele.
— — — — — — — — — — — —

So recht, — sie hebt den Knaben eben auf
Und drückt ihn an das Herz, mit beiden Armen

Ihn fest umschließend. — Welche Lust und Wonne!
Kein Wunsch und keine Furcht, auch keine Regung
Zur Andacht geht bewegend durch die Seele;
Vollständig geht sie auf in dem Besitze
Des holden Knaben. Doch, — was sag ich da?
In dem Besitz des Knaben? Nein, — für mich
Versenkt sie ahnungslos sich in das Bild
Der offenbarten Menschenliebe Gottes. — —

Ich danke Euch, Gesellen, trinkt nur weiter
Des Weines Gold, mein Denken ruht für jetzt
Auf jenem Weine, der das Blut bedeutet,
Das einst der Welt als Liebesopfer floß. —

Des Knaben Linke hascht nach ihrer Brust,
Da spricht die höchste Seligkeit der Mutter
Aus ihrem Antlitz, und die kleine Hand
Durchglüht in der Berührung sie wie Feuer,
Daß sie, voll zücht'ger Innigkeit, die Wange
Anlehnt an das umlockte Haupt des Knaben. —
Reizvolles Bild des so natürlichen
Und doch so wunderbaren Innenlebens,
Vom Geiste reich gesättigte Natur. — —
Herab nun wallend von der weißen Stirn,
Leg' ich die Flechten auf des Knaben Locken,
Die sanfter Wind aus goldnen Höhen kräuselt,
Aus lichten Sphären der Unendlichkeit;
Das wird ein inniges Zusammenfließen
Von Lust und Liebe, Sehnsucht und Befried'gung.
Mein Gott, wie reich ist doch ein Mutterherz,
Ist's darum auch so leicht im Schmerz zu brechen? —

So — Haupt an Haupt, und Brust an Brust, die Hände
Ein Erdenglück umfassend, weltvergessen:
Da geht die Liebe auf in lauter Liebe,
Und Beide, Kind und Mutter, werden Eins.
— — Still Freunde, still, das laute Reden stört
Mir sonst die arglos kosende Madonne. —

Ihr Blick? — Was fang' ich an mit ihrem Blick? —
Er strahle fragend in die Welt hinein:
„O Welt, begreifst du Gottes Gnadenwerk,
Das ich zu deinem Heil an's Herz hier drücke? — —"
Der lichte Stern des Auges sei beschattet
Von träumerischem, ahnungsvollem Dunkel,
Damit die Frage aus dem Blicke quillt
Wie Sonnenglanz aus dunkler Wolkenbildung,
Erlösung aus der ewigen Verdammniß.
— Auf dieser Lippen leicht gewundnen Linien
Erzittre für die Gnadenhand des Ew'gen
Der Kuß des Dankes aller Kreatur,
Und in des Mundes Winkeln berge sich
Das wonnige Behagen heil'gen Glückes,
Ausstrahlend aus der Seele tiefsten Tiefen
Versöhnung Gottes mit der ganzen Menschheit.

— — — — — — — — — — — —

Doch halt! — Das Haupt nicht frei, wie Mädchenköpfe,
Es muß ein weißer golddurchwirkter Stoff
Den Schmuck der schweren Flechten leicht verhüllen,
Den Abschluß bilden, doch zugleich hindeuten
Auf eine Welt voll ewig goldnen Lichtes,
Daraus der Urquell aller Liebe fließt. —
So sei es, — und so werd' es durchgeführt.

Schaut her, Genossen: ein Madonnenbild.
Wie? Hör' ich recht? Euch ist die runde Form
Nicht nach Geschmack? — Sagt lieber: nach Gewohnheit.
Doch was ist mir Gewohnheit und Geschmack,
Wo die Idee des Werkes Form bestimmt?
Wozu dem weltumfassenden Gedanken
Vier leere, theilnahmlose Ecken geben?
Die Form ist der Bewegung sichre Grenze,
Ist die Verkörperung des geist'gen Inhalts,
Und hier, so scheint mir, paßt das Rund besonders,
Denn ohne Anfang ist's und ohne Ende
Und doch in sich geschlossen, fest geschlossen,
Daß nichts mehr Raum in der Beschränkung findet,
Als nur, — — Geduld, — das muß ich erst vollenden.

— — — — — — — — — — — —

Daß nichts mehr — Raum — in der Beschränkung — findet,
Als — nur — anbetende Verehrung. Diese
Soll mir das Kind Johannes übernehmen;
Der Kopf allein genügt, die Menschheit hier
Vor Gottes Liebeszeugniß zu vertreten. — —

So, — so! Nun füllt noch einmal mir den Becher
Mit duftendem Falerner; hoch die Kunst!
Was? Einen Namen sucht Ihr für das Bild?
Ich denke, liebe Freunde, der liegt nah', — —
Nennt's doch: Madonna della Sedia!



Aus der Franzosenzeit.

Nach den Akten der Kesselstädter Pfarreirepositur mitgetheilt von
Pfarrer Hufnagel-Kesselstadt.

Unter der Franzosenzeit begreift unser Volk jene sieben schweren Jahre von 1806 bis 1813, in denen die eiserne Faust des gewaltigen Korsen unser Vaterland zerbrach und drückend schwer auf dem geknechteten Volke lastete, unter deren Zwang Alldeutschlands Völker seufzend und verzweifelnd ihre Fesseln trugen und ihre Söhne dazu hergeben mußten, auf den Wink des Fremden die eigene Heimath zu zertreten und das eigene Volk zu zerfleischen.

Wie tief die Schmach von unseren Volksgenossen jener Zeit empfunden worden ist, und wie einschneidend die traurigen Erlebnisse der französischen Eroberung und jahrelangen Gewaltherrschaft sich dem Gedächtnisse der Zeitgenossen eingegraben hatten, das weiß jeder von uns, dem es in seiner Jugendzeit vergönnt war, den Erzählungen gereifter und älterer Leute zu lauschen, welche jene schwere Nothzeit mit durchlebt, die einherfluthenden Heerzüge der Eroberer

selbst gesehen und die Schrecken dieser Schaaren am eigenen Leib, an Gemeinde und Volk, an Hab und Gut erfahren hatten.

Ich habe in meiner Kindheit von ehrsamen alten Männern aus dem Bauernstande von der Franzosenzeit, ihren Schrecken und Greueln, in ergreifenden Worten erzählen hören und als angehender Gymnasiast in gar mancher traulichen Abendstunde den Erzählungen einer hochbetagten, lieben Hanauer Bürgersfrau, bei der ich wohnte, gelauscht, wenn sie berichtete von ihren Erlebnissen in der Franzosenzeit, von der Frechheit und Gewaltthätigkeit einer fremdländischen Soldateska und den Schrecken und Verwüstungen der von ihr selbst durchlebten Schlacht bei Hanau.

Jene Zeugen dieser schmachvollen und traurigen Epoche unserer vaterländischen Geschichte sind längst dahin und erzählen nicht mehr. Das Buch der Weltgeschichte hat inzwischen glänzendere und ruhmreichere Blätter für unser Volk und Vaterland aufgerollt, — wir und unsere Kinder sind die Erben einer glücklicheren Zeit. Doch gerne kehren wir in jene Vergangenheit zurück, aus der unsere Gegenwart mit ihren Ereignissen herausgeboren ist, versenken uns in die Tage der schwerdurchkämpften Noth unserer Väter, um dort die Wurzeln des nationalen Aufschwunges unseres Volkes und die Triebkräfte kennen zu lernen, welche die Volksseele bewegten und anregten zu neuer Thatkraft, und lassen gerne berufene Männer in ihren Aufzeichnungen zu uns reden, durch die sie uns mitten heraus aus den kriegsdurchstürmten Jahren Kunde geben von dem über sie hereingebrochenen nationalen Unglück, von dem tiefen Schmerze, der die Besten des Volkes durchbebte und von den schwer getragenen Ketten einer verhaßten Fremdherrschaft.

Solche handschriftlichen Aufzeichnungen aus der Franzosenzeit besitzen auch unsere Kesselstädter Pfarrakten. Sie sind von der Hand des damaligen Pfarrers der Gemeinde Friedrich Brand niedergeschrieben. Dieser, ein vortrefflicher Seelsorger, ein glühender Patriot und edler Mensch, ließ kein für jene Zeit wichtiges Aktenstück verloren gehen. Er sammelte sie sorgfältig im Presbyterialprotokoll, im Kopialien- und Dekretenbuch; vielen Einträgen und Mittheilungen fügt er sein „Dient zur Nachricht“ an, und damit meint er „meinen Successoren“ (Nachfolgern), wie er an verschiedenen Stellen ausdrücklich hervorhebt.

Brand benutzte jede Gelegenheit, durch sein eigenes Vorbild, wie durch die Mitglieder seines Presbyteriums in hochherziger Vaterlandsliebe und treuer Anhänglichkeit an sein angestammtes Fürstenhaus auf die Glieder seiner Gemeinde einzuwirken. Nach seinen Einträgen und Aufzeichnungen während der französischen Okkupation, während der Herrschaft des Großherzogs von Frankfurt und bei und nach Eintritt der Freiheitskämpfe will ich in Nachfolgendem berichten.

Die Doppelschlacht bei Jena und Auerstädt war am 14. Oktober 1806 geschlagen und das preußische Heer, das letzte Bollwerk gegen den korsischen Eroberer, zertrümmert worden. Ganze Heerhaufen der Besiegten ergaben sich ohne Schwertstreich der Macht des Feindes, kampflos fielen die stärksten Festungen dem Sieger in die Hände. Die deutschen Fürsten, soweit Napoleon's Gnade sie beließ, sanken zu kriegspflichtigen Vasallen des französischen Usurpators hinab oder wurden schlankweg abgesetzt und ihre Länder in französische Verwaltung genommen. Dieses Schicksal erlitt auch Kurfürst Wilhelm I. von Hessen.*)

Angesichts dieses furchtbaren Schlages bei Jena und seiner Folgen schreibt Pfarrer Brand vom tiefsten Schmerz erfüllt und doch vertrauensvollst der endlichen Hilfe des Lenkers der Weltgeschichte gewärtig im Presbyterialprotokoll vom 1. November 1806:

„Durch die Hauptschlacht bei Jena am 14. Oktober 1806 und durch den darauf erfolgten schrecklichen Sturz der preußischen Monarchie hat sich Kurhessens physische und politische Lage leider auch sehr geändert. Der Zustand der Dinge hier ist so neu als mühselig. Unser liebes deutsches Vaterland hat durch feindliche Uebermacht eine der überraschendsten und schrecklichsten Katastrophen erfahren, die in der Geschichte aufgezeichnet sind; es findet sich nun auch Kurhessen und unser geliebter Kurfürst in einer solchen Lage, daß wir wohl alle Hoffnung aufgeben müssen, je wieder unseren Verlust zu ersetzen. Wir müssen jetzt alle menschliche Hilfe vergessen und alles der göttlichen Weisheit getrost überlassen, welche gewiß auch hier das Beste wählen wird. Unser Hauptzweck sei und bleibe: Aufrechterhaltung des Glaubens und der Tugend und Aufbewahrung des deutschen Nationalsinnes, des alten deutschen Biedersinnes: Religion, Sitte und unsere schöne deutsche Sprache.“

---

*) Ueber die Haltung des Kurfürsten während des Krieges zwischen Preußen und Frankreich vgl. Nr. 1 dieses Jahrganges, S. 2 f., in Dr. Brunner's Aufsatz: „Ueber die Okkupation Hessen-Kassels durch die Franzosen“.

Als Pfarrer Brand diese schönen Worte niederschrieb, hatten sich bereits auch hier die Folgen der fürchterlichen Verluste Preußens in den langen Zügen preußischer Gefangenen gezeigt, welche von Truppen der Rheinbundstaaten durch die Gemeinde Kesselstadt nach den rheinischen Festungen transportirt wurden. Denn er berichtet gleichfalls in dem oben erwähnten Sitzungsprotokoll:

„Auch unsere Kirche wurde, nachdem man vor der Hand den Altar und allen Kirchenschmuck an sicheren Orten aufbewahrte, zur Aufnahme der bisher fast täglich äußerst zahlreich hier durchgeführten preußischen Kriegsgefangenen auf höheren Befehl gebraucht".

In derselben Aufzeichnung stellt der treue Seelsorger und Patriot seiner lieben Gemeinde ein ehrendes Zeugniß der Anerkennung für die allseitige Theilnahme aus, welche den gefangenen preußischen Soldaten hier entgegengebracht wurde, indem er hinzufügt:

„Bei dieser Gelegenheit zeigte sich unsere Kesselstädter Gemeinde sehr wohlthätig und menschenfreundlich, indem Alt und Jung die armen Gefangenen in der Kirche pflegte, speisete, tränkete und kleidete, so viel's nur möglich war. In diesen Tagen der Trübsal wurde unser öffentlicher Gottesdienst einstweilen in der lutherischen Kirche gehalten."

Am Schlusse dieses Protokolls heißt es dann:

„Wurde hierauf das Presbyterium mit heißem Gebet für das Heil unserer Gemeinde und unseres lieben deutschen Vaterlandes beschlossen."

Die Okkupation Hessens und des Fürstenthumes Hanau ließ nicht lange auf sich warten. Ein Manifest Napoleon's, in welchem der Religion und den milden Stiftungen Schutz und Sicherheit zugesichert wurde, kündigte dieselbe an.

„Am 3. November", schreibt Brand, „zogen die Feinde, die Franzosen, in Hanau, Kesselstadt, Seckbach und in das ganze Fürstenthum ein"; die französischen Beamten folgten den Okkupationstruppen auf dem Fuße nach und nahmen die Landesverwaltung in die Hand. Die Verfügung des Konsistoriums vom 29. Oktober 1806 trägt noch die Unterschrift „Kurfürstlich Hessisches ev. reformirtes Konsistorium Hanau", die Unterschrift der im Dekretenbuch unmittelbar darauf folgend angeschriebenen Verfügung derselben Behörde vom 26. November 1806 lautet bereits „Hanauisch ev. reformirtes Konsistorium". In ihr wird befohlen:

„Da von Sr. Exzellenz dem Herrn Generalgouverneur von Hessen La Grange befohlen worden ist, daß alle herrschaftlichen Wappen im ganzen Fürstenthum abgenommen werden sollen, So wird solches denen sämmtlichen ev. reformirten Geistlichen des Endes hierdurch bekannt gemacht, um sothane Wappen, wenn sich deren an den Kirchen befinden und solche auf Verfügen der Beamten noch nicht abgenommen seyn sollten, sofort abnehmen, mit Gips bestreichen und daran keinen Mangel erscheinen zu lassen."

Schon am 2. Dezember 1806 erhalten die Geistlichen des Fürstenthums Hanau „auf hohen Direktorialbefehl" eine Anweisung aus der Konsistorialregistratur — das Konsistorium selbst giebt die Verfügung erst unter dem 12. Dezember — künftighin in dem Kirchengebet statt der Fürbitte für den Kurfürsten folgenden Satz einzufügen:

„Wir bitten Dich auch für die Erhaltung und das Wohlergehen Seiner Majestät unseres erhabenen Beherrschers Napoleon, des großen Kaisers der Franzosen und Königs von Italien, für Ihro Majestät, die Kaiserin und Königin, seine erhabene Gemahlin und für die ganze Kaiserliche Familie."

Nachdem dann noch in trockenem Büreaustil die Vorgesetzten, die ganze geistliche und weltliche Dienerschaft u. s. w. aufgezählt sind, fährt das Schriftstück fort:

„ja, für alle Glieder der Gemeinde und Einwohner unseres Ortes und für das ganze deutsche Vaterland".

Offenbar ist dieser letzte Zusatz, den unser geistlicher Gewährsmann in der Schrift besonders hervorhebt, von dem Konsistorium selbstständig hinzugefügt worden, und erkennen wir daraus, wie die wackeren Männer dieser Behörde, in schwerer Zeit und unter den schwierigsten Verhältnissen, es dennoch wagten, den vaterländischen Sinn im Volke wach zu halten und die Liebe zum deutschen Vaterlande an heiliger Stätte zu pflegen — ein freundlicher Lichtstrahl im Dunkel der deutschen Geschichte jener Jahre! Unterzeichnet ist die Verfügung von v. Schmerfeld.

Trotzdem sollten die Geistlichen nach Ansicht und Willen der französischen Okkupationsbeamten die Mithelfer und Werkzeuge sein, die deutsche Art zu unterdrücken und der französischen Gewaltherrschaft um so leichter die Wege zu bahnen. So wird ihnen ein Dekret vom 10. Dezember 1806 mitgetheilt, das eine Proklamation des Gouverneurs le Court de Villiers enthält, welche den Gebrauch von Waffen und das Tragen der „schwarzen Kokarden" untersagt. Die Geistlichen werden aufgefordert, diese Proklamation in den

Gemeinden bekannt zu machen und vorkommenden Falles Anzeige zu erstatten.

Gleich mit Beginn des neuen Jahres 1807 wird den Pfarrern aufgegeben, Napoleon den Treueid zu leisten. Sie werden zu dem Zweck für Dienstag den 7. Januar vom Bücherthaler Amt auf das Althanauer Rathhaus beschieden, um mit dem Eidesformular bekannt gemacht zu werden, welches im Dekretenbuch angeschrieben ist und folgenden, bezeichnenden Wortlaut hat:

„Ich schwöre, die mir von Sr. Kaiserlichen Majestät anvertraute Gewalt gesetzmäßig auszuüben, mich derselben blos zur Erhaltung der öffentlichen Ordnung und Ruhe zu bedienen, aus allen meinen Kräften zur Ausübung und zum Dienst der französischen Armee befohlenen Maßregeln mitzuwirken und mit deren Feinden nicht die geringste Verbindung zu unterhalten."

Die hiesige Gemeinde mußte wie allenthalben den durchmarschirenden französischen Truppen Fourage, Brod, Wein, Bier ꝛc. zwangsweise liefern. Im zweiten Halbjahre 1806 beliefen sich die Unkosten dafür nach den hiesigen Gemeindeakten auf 3580 Mark —, bei dem niedrigen Preisstand aller Fourage- und Lebensmittel damaliger Zeit gewiß ein respektabler Betrag für die damals noch kleine Gemeinde.

(Fortsetzung folgt.)

Die Juden in Hessen.

Von H. Metz.

In der älteren hessischen Gesetzgebung stößt man vielfach auf besondere Judenordnungen sowie einzelne Bestimmungen, aus denen sich eine besondere Stellung der Juden im Vergleich zu den übrigen Unterthanen ergiebt. Alle staatlichen Rechte waren den Juden entzogen, ihre Aufnahme sowie ihr Aufenthalt im Lande war einer genauen Kontrolle sowie großer Beschränkung unterworfen, ihre Besteuerung sowie Gemeindeverfassung war eine ganz eigenthümliche, das jüdische Recht fand beschränkte Anwendung.

Diese abgesonderte Stellung blieb im Großen und Ganzen das ganze Mittelalter hindurch bis in die Neuzeit, erst seit Anfang des neunzehnten Jahrhunderts verbesserte sich die Lage der Juden, indem sie bezüglich der Rechte und Verpflichtungen den christlichen Unterthanen gleichgestellt wurden, jedoch mit zahlreichen, sich durch die Religionsverschiedenheit ergebenden Ausnahmen.

1. Aufnahme.

Das Recht, Juden den Aufenthalt im Lande zu gestatten (der Judenschutz) sowie die übermäßige Besetzung des Landes mit Juden zu verhindern, früher ein ausschließliches Recht des Kaisers, stand in späteren Zeiten in Hessen theils den Landgrafen, theils einzelnen Landsassen zu.

Von diesem ihrem Rechte machten die Landgrafen ausgiebigen Gebrauch.

Philipp der Großmüthige zeigte sich Anfangs gegen die Juden, welche er wegen des verderblichen Wuchers weder in Kassel, noch überhaupt in seinem Lande dulden wollte, sehr streng. So erließ er am 16. Juli 1524 ein fürstliches Ausschreiben, wodurch die Beamten angewiesen wurden, in ihrem Amte keine Juden wohnen zu lassen, ein Gleiches befahl er den im Amte angesessenen Edelleuten; den Juden wurde verboten, sich im Fürstenthum betreten zu lassen, Sicherheit und Geleit wurde ihnen aufgesagt, bei Zuwiderhandlungen drohte ihnen die Ausweisung, und die Rückkehr war ihnen verboten. Ausländische Juden erhielten gegen Entrichtung des gewöhnlichen Zolles Sicherheit und Geleit.

Von der Ausführung dieser Verordnung aber wurde, wie sich aus der Thatsache des Erlasses der Judenordnung von 1539, s. unten S. 62, ergiebt, bereits unter Philipp abgesehen. Erneuert ist das Edikt von 1524 niemals wieder, obgleich es nicht an Versuchen gefehlt hat, die Wiederinkraftsetzung desselben zu erreichen, doch scheiterten solche Versuche stets an der Abneigung des Landgrafen. So erwiderte Landgraf Wilhelm VI., als die Hessen-Kassel'schen Landstände 1655 darauf drangen, daß zur Aufkündigung des landesherrlichen Schutzes das alte strenge Edikt gegen die Juden erneuert würde, weil die christlichen Predigten über den Messias, denen sie doch nur gezwungen beiwohnten, und die gesetzlichen Verbote ihres Wuchers erfolglos geblieben waren: „daß die Juden gar aus dem Lande vertrieben und unter den Christen nicht geduldet werden sollten, ist gött- und weltlichen Rechten zuwider, bevorab sie die göttliche Verheißung der Bekehrung haben".

Juden, die adeligen Schutzjuden nicht aus-

genommen, konnten sich nur dann im Lande aufhalten, wenn sie einen Schutzbrief erworben hatten. Ein solcher aber durfte laut Verordnung vom 22. Februar 1707, wonach „der Judenschutz ad iura Superioritatis gehöre", von niemanden im Lande als vom Landesherrn ausgestellt werden. Dieser Grundsatz, die Juden im Lande nur auf Grund eines landesherrlichen Schutzbriefes zu dulden, findet sich noch in mehreren Verordnungen ausgesprochen. So wurde durch die Judenordnung von 1749 art. I bestimmt, daß in keinem Orte Juden männlichen oder weiblichen Geschlechts geduldet werden dürften, außer wenn sie einen vom Landgrafen selbst unterschriebenen Schutzbrief ausgewirkt hätten. Auch wenn Kinder eines Juden, der im Besitze eines Schutzbriefs war, heiratheten, so wurden sie nur dann im Lande belassen, wenn sie einen neuen Schutzbrief für sich erlangt hatten, wie art. VIII derselben Verordnung besagt. Später wurde bestimmt, daß nicht allen Kindern eines inländischen Juden bei ihrer Verheirathung ein Schutzbrief ertheilt werden sollte, sondern nur dem ältesten Sohne, wenn er das 25. Lebensjahr bereits zurückgelegt und wenigstens 500 Thaler selbst im Vermögen habe oder erweislich erheirathet bringe; außerdem durften die Einwohner des Ortes, an welchem der Jude zu wohnen gedachte, nichts Erhebliches gegen dessen Aufnahme einzuwenden haben.

Die Erlangung eines Schutzbriefes wurde nun nach und nach an gewisse Bedingungen geknüpft. Durch Kameralausschreiben vom 31. Mai 1748 wurde angeordnet, daß kein Jude in den Schutz aufgenommen werden dürfe, der nicht ein von sämmtlichen oder doch wenigstens von vier judenschaftlichen Vorstehern unterschriebenes Zeugniß des Inhalts beigebracht hätte, daß er des landesherrlichen Schutzes würdig und eines guten Leumundes sei; auch mußte auf diesem Schriftstück der Stand seines Vermögens, ob er sich redlich ernähren und die herrschaftlichen Abgaben abzutragen im Stande sei, und die Zusage, daß die Judenschaft für die richtige Bezahlung der herrschaftlichen Abgaben haften wolle, vermerkt sein. Wollte die Judenschaft nöthigenfalls nicht zahlen, dann war der Jude zur Auswanderung anzuhalten.

Durch die Aufnahme erhielt der Schutzjude für sich, seine Ehefrau und die noch nicht selbstständigen Kinder das Recht des Aufenthaltes an dem ihm angewiesenen Wohnorte und den Anspruch, vor aller Gewalt geschützt zu werden. Aber nicht an jedem beliebigen Orte war dem mit dem Schutzbrief ausgestatteten Juden gestattet, sich niederzulassen. So fand er keine Aufnahme an einem Orte, es mochte dieser eine Stadt, ein Flecken oder ein Dorf sein, in welchem bisher Juden nicht gewohnt hatten oder die Aufnahme von Alters her nicht üblich war. In den herrschaftlichen Dörfern durften die Juden sich überhaupt nicht niederlassen, in die Städte sich zu begeben war ihnen erlaubt (2. März 1773). Aber nur fünfzehn Jahre blieb diese Bestimmung, wonach den Juden die Aufnahme in Dörfern verweigert wurde, bestehen, denn schon am 10. November 1786 wurde eine Verfügung des Inhalts erlassen, daß die Juden nicht weiter gezwungen werden sollten, sich nur in Städten niederzulassen, sondern, daß sie auch in Dörfern aufgenommen werden dürften.

2. Privatrechtliche Verhältnisse.

Handel zu treiben war den Juden auf Grund der Judenordnung von 1539 nur in denjenigen Städten oder Orten erlaubt, in denen sich entweder keine Zünfte befanden, oder wo sie beim Vorhandensein solcher von diesen geduldet wurden, auch durften sie nur zu dem Preise verkaufen, den die Beamten, Bürgermeister oder Rath festgesetzt hatten. Ausländischen Juden war jeder Kauf wie Verkauf im Inlande untersagt. Vorstehende Verordnung aber ist, wie es den Anschein hat, vielfach nicht beachtet worden, denn schon wenige Jahre nach ihrer Veröffentlichung wurde in einem fürstlichen Ausschreiben vom 20. August 1545 darüber geklagt, daß die Juden vom Auslande her Handel trieben; es wurde angeordnet, dieses Vergehen streng zu bestrafen.

Betreffs des Handels der ausländischen Juden wurde in einer Verordnung vom 26. Januar 1749 die Bestimmung getroffen, daß denselben nur während der Marktzeit nicht verboten war, im Inlande Handel zu treiben, und zwar mußten sie sich hierbei auf den Verkauf beschränken. Der Hausirhandel in den Dörfern, der ehedem untersagt war, wurde durch Regierungsausschreiben vom 24. August 1751 zugelassen. Auf den Straßen und öffentlichen Plätzen war das Hausiren durch Verordnung vom 7. April 1772 untersagt, nur in den Wirthshäusern und Privathäusern sollte die Waare angeboten werden können. Der Handelsbetrieb in „offenen Läden" wurde für Kassel erst durch Regierungsausschreiben vom 28. November 1775 erlaubt; der Hausirhandel in der Residenz aber blieb streng untersagt.

Die Beschränkung des Hausirhandels auf die freien Jahrmärkte sollte die Landbewohner gegen die tägliche Verführung wucherischer Hausirer schützen.

Was nun die einzelnen Arten des Handels anlangt, so mußte bei Viehhandel zwischen Juden und Christen entweder ein sogenanntes Viehhandelsprotokoll bei Gericht aufgestellt werden, oder die Beschaffenheit des Handels mußte aus einer vom Ortsvorstand (Greben) und zwei Zeugen unterschriebenen Urkunde ersichtlich sein. War die Aufstellung einer derartigen Schrift unterlassen worden, so konnte eine Klage aus dem Geschäfte nicht stattfinden. (J.-O. vom 7. April 1772.)

Garn zu kaufen waren die Juden laut Regierungsreskript vom 22. Juni 1633 auf allen Jahrmärkten innerhalb der Stadt und außerhalb derselben zu jeder Zeit berechtigt, da das Privileg der Leinweberzunft allein auf die Stadt sich bezog. Dieser Garnhandel wurde durch die Konzession an die Schutzjuden vom 20. Juli 1656 nach folgender Bestimmung festgesetzt: Aufrichtiger Handel des Garn- und Lederkaufs wird von dem landesfürstlichen Beamten bis auf anderweite Verordnung mit folgenden Einschränkungen zugestanden. Die Arbeiter der Leineweberzunft sollen gehalten sein, ihre Arbeiten zuvörderst dem Zunftmeister anzubieten. Fand sich dann innerhalb 24 Stunden kein Käufer aus der Zunft, oder wollte sie niemand zu billigem Preise annehmen, so stand allen Christen oder Juden der Kauf frei. Wollte jemand auf seine Arbeit Geld im Voraus nehmen, so hatten auch hier die Zünfte den Vorzug, wenn sich aber binnen 24 Stunden auch dazu kein Zunftmitglied bereit erklärte, so durfte Jude oder Christ es vorschießen. Aehnlichen Inhalts war auch die Verordnung von 1749 in Bezug auf den Garnhandel.

(Fortsetzung folgt.)

Weiteres vom alten Kassel.*)

Von Jeanette Bramer.

Jeder Fremde muß von der „Schönen Aussicht“, Kassels herrlichster Straße, entzückt sein. Ungehemmt schweift das Auge hin über die Wipfel der Aue nach den jenseitigen Höhen. In vornehmer Ruhe, von zierlichen Anlagen umgeben, steht das Haus da, welches die Perle unserer Stadt, die Bildergallerie, in seinen schönen Räumen birgt. Das alte Tempelchen schaut verjüngt von seiner kleinen Anhöhe herab, und seine offene Halle bietet freundlichen Einlaß. Eine herrliche Brücke verbindet den Weinberg mit der „Schönen Aussicht“ — kurzum: Kein Unparteiischer wird der Gegenwart, im Vergleich mit der Vergangenheit, die Palme vorenthalten! —

Wie doch die Nachtigallen einst in den wildwuchernden Gebüschen sangen, die sich dicht an das Eisengitter schmiegten und zwischen dessen Lanzen hindurchstrebten! —

Durch Gebüsch und Gitter, welche den „Irrgarten“ von der „Bellevue“ abschlossen, gab's wohl hie und da einen Blick auf unbetretene Pfade, die im grünen Dämmer sich hinunterschlängelten und der Phantasie ein reiches Feld boten. —

Das lange nüchterne Gebäude des Marstalles an der Seite unserer Bellevue, die steil zur Frankfurter Landstraße herabfällt, paßte schlecht in die poetische Anmuth der schönsten Straße. Aber die graue Dielenwand, welche sich droben um das Tempelchen herumzog, hatte eine bessere Berechtigung; es war, als sei die Sage mit ihrem Spinnwebengewande vorübergehuscht und das zerrissene Gewebe wäre dort hängen geblieben.

Und nun gar der kleine Kuppelbau selbst! Wie fest verschlossen von verwitterten Latten waren seine Eingänge; wer aber mit den richtigen Augen hinsah, der gewahrte den feinen Schleier des Märchenhaften über das alte Bellevue-Tempelchen ausgebreitet. —

Damals hätte niemand eine Verbindungsbrücke nach dem Weinberge auch nur geträumt! Ein Geisterweben hin und her gab's wohl, und wenn die Mondesstrahlen geheimnißvolle Wesen zu kurzem Sein erweckten, wenn drüben auf den Felsenkellern bei Peilert und Eissengarthen längst feierliche Stille dem frohen Leben gewichen war, dann bewegte sich lautlos der schwarz verhängte Todtenwagen mit düsterm Gefolge durch die schweigende Straße. Der Posten am Schlosse stand erstarrt; erscholl aber endlich von bebender Lippe sein: „Werda“, dann verschwand die Erscheinung in des Tempels Nähe!

Die neue Zeit hat den Märchenzauber verwischt, ihr Sinnen und Streben wendet sich dem Realen zu, die Losung ist „Comfort“. Die Poesie grasbewachsener Plätze findet kein Ver-

*) S. „Hessenland“ 1895, Nr. 23 und 24.

ständniß mehr! — Ein trübes Bild drängt sich bei dem Worte „grasbewachsen“ der Erinnerung auf:

An jedem Freitag-Nachmittage kam eine kleine Schaar unseliger Menschen, die Eisengefangenen, durch die Straßen, mit Karren und Handwerkszeug versehen, um die Grasbüschel, welche an den Häusern entlang recht ansehnlich emporwuchsen, auszustechen, zusammenzukehren und in die Karren zu schaufeln. Die traurigen Gestalten dieser „Eisengefangenen“ waren gekleidet in die Tracht des Anfangs unseres Jahrhunderts: Rock, Kniehosen und Gamaschen in grauer Farbe, am rechten Fuß und Handgelenk je ein eiserner Reif, beide durch eine Kette verbunden. In den stillen Straßen wurde es noch stiller, wenn dieser Zug nahte, man rief die Kinder in die Häuser, und Erwachsene suchten dem trüben Anblick zu entgehen! In welchem Jahre diese Art des Straßenreinigens aufgehoben wurde, ist mir unbekannt, in der Mitte der fünfziger Jahre war sie noch üblich. —

Drunten in der Aue ist es herrlich, wie es immer war, was sollte ihrer einzigen Schönheit wohl angethan werden oder wie wäre sie noch zu erhöhen?

Nicht weit vom „Theaterberge“ steht ein kleines weißes Haus, von Rasenflächen in nächster Nähe umgeben. Einst stand es in großem umhegten Garten, eine kleine Pforte mit hellklingender Schelle gewährte den Eingang, der aber nicht ohne Weiteres jedem sich erschloß, sondern von der Erlaubniß bestimmter Personen abhing, in erster Linie von der des „Fasanenmeisters“, welcher in dem weißen Häuschen wohnte. Der gedachte Garten enthielt die kurfürstliche Fasanerie und bot einen Aufenthalt, wie ihn sich Kinder kaum schöner, unterhaltender vorstellen können. An dem (unter lautem Schellengetön) Eintretenden huschten die Gold- und Silberfasanen vorüber, Tauben schwirrten in die Höhe, Perlhühner trippelten aufgescheucht dahin, Truthähne kollerten, und nur der Pfau behielt seine ruhig-gravitätische Art sich zu wenden und die Pracht seiner Schleppe gelassen nachzuziehen. Und nun dieser ganze Reichthum auserlesenen Geflügels in der schönsten Umgebung von Wiesenflächen, Lauben, alten Baumgruppen, breiten, sauberen Wegen. Vielleicht malt Erinnerung schöner als die Wirklichkeit war; würde sich diese letztere aber so dem Erinnern eingeprägt haben, wenn sie nicht schön gewesen wäre?

Zu Beginn der sechziger Jahre wurde in der Aue das denkbar schlichteste Kaffeehäuschen errichtet, dort wo jetzt ein stattliches Restaurationsgebäude mit allen Erfordernissen der Neuzeit steht. Aber die Konzerte, welche wir unter den Bäumen vor dem schlichten Häuschen mit anhörten, standen den heutigen nicht nach. Wenn auch die Kasselaner vielen Dingen gegenüber genügsam genug waren und den Spott der fremden Großstädter wohl herausforderten, ihr Kunstsinn stellte seine Ansprüche. —

Bevor man in den letzten Theil der Schlangenwege bog, der am Auethor endete, that sich früher ein schmaler Pfad, von schattigen Bäumen überwölbt, auf, der in den großen etwas wüsten Platz mündete, welcher sich vor der „Kattenburg“ ausbreitete. Von der Aue kommend sah man auf die „Colonnaden“, sah das „Schwurgericht“, das „rothe Haus“, das „Elisabeth-Hospital“ vor sich liegen und zur rechten Hand die riesengroße Ausdehnung des wunderlichen Gemäuers „Kattenburg“. Ohne darüber Rechenschaft geben zu können, hingen wir Kasselaner mit großer Liebe an unserer Kattenburg. Das hatte sich nun einmal so aus der Kindheit Tagen mit den Märchen, die den Bau umrankten, in das spätere Leben übertragen.

Wem es, trotz polizeilichen Verbotes, gelang, an jener Seite der Kattenburg, die ziemlich steil nach der Fulda sich senkte, herabzuklettern, der sah einen Ueberrest vergangener Pracht und Herrlichkeit in der „Löwentreppe“ vor sich. — Am Ausgange der Kastanienallee, die sich vom Eingange der Orangerie linker Hand nach der Fulda hinzieht, breiteten sich weite grüne Flächen aus, von hohen einzelnen Bäumen bestanden. Dicht an der sogenannten kleinen Fulda erhob sich eine steinerne Treppe in zwei Absätzen, auf deren erstem rechts und links je ein stattlicher steinerner Löwe ruhte. Der zweite Absatz sank unvermittelt schroff hernieder. Drüben am grasbewachsenen Damm schaute ein Restchen Mauerwerk hervor, das einst im Zusammenhange mit der stolzen Treppe gewesen sein mußte. — Das letzte Andenken an unser altes Landgrafenschloß (das einst an der Stelle sich erhob, wo später der Bau der Kattenburg begonnen ward), jene Löwentreppe, ist dann der Brücke einverleibt worden, die heute zu dem Justizpalast hinüberführt. —

Zwischen den Häusern von Bankier L. Pfeiffer und Maurermeister Krause begann ein schmaler Weg, an welchem rechts nur Gärten und der alte Todtenhof sich hinzogen, links aber das Spohrhäuschen, der lutherische Waisenhausgarten und die Rocholl'sche Essigfabrik lagen. Der schmale Weg lenkte in den breiteren, an dessen Eingang links Nebelthau's Scheuer das Haupt-

gebäude war; es schaute hinüber nach dem bedeutend tiefer als die Straße gelegenen Wassergarten. Geflügelhof und Garten des Besitzers vom „Römischen Kaiser“ befanden sich gegenüber dem Wedekamm'schen Hause und Garten, und letzterer bildete wieder den Anfang des Rothenditmolder Weges. Dann folgte in genanntem Wege, rechter Hand, Gärtner Müller's Besitz, und weiter hin stand das liebe kleine Haus der Räthin Henkel, von großem Garten umgeben, an welchen eine Wiese grenzte. Dieser und dem Henkel'schen Grundstück gegenüber dehnte sich weites, freies Feld aus, an dessen äußerster Grenze ein Theil des Güterbahnhofes und der Schwarzenberg'sche Garten herüberschauten und über dem allen der Karlsberg mit dem Herkules aus der Ferne grüßten!

Durch „grüne Wege“, an langen Mauern her, an „Oestreich's“ schönem Garten und weniger schönem Hause vorbei, gelangte man nach dem „Holländischen Thore“. Das war ein stattlicher Bau mit dreifachem Durchgang! Wie mancher müde Erdenpilger fuhr unter dem hohen mittleren Bogen hin zu ewiger Ruhe! Zur rechten Seite des Thores zog sich ein Stück Stadtmauer bis zu dem Wachthäuschen hin. Mauer und Thor und Wachthäuschen mußten von dem Erdboden verschwinden. Das alte Holländische Thor, dem der Volkswitz (nach einigen Bränden, welche ziemlich rasch nach einander in seiner Nähe ausbrachen) den Namen „Brandenburger Thor“ gegeben hatte, wurde aus Verkehrsrücksichten im Jahre 1866 nach dem Kriege abgerissen. Heute würde man vielleicht Mittel und Wege gefunden haben, dieses Denkmal vergangener Zeiten zu erhalten und doch denen, die seinen Abbruch so dringend verlangten, in anderer Weise Hilfe geschafft haben. Noch steht mir der traurige Anblick vor Augen, als plötzlich mit Zuhilfenahme von Soldaten das stattliche Thor in einen Trümmerhaufen verwandelt wurde! — So war's, so ist's, so wird es immer bleiben:

> Das Alte stürzt, es ändert sich die Zeit,
> Und neues Leben blüht aus den Ruinen! —



Blumengruss.

Wie geht's Liebchen? Saget's an
Röslein mir, ihr rothen! —
Da sie selbst nicht kommen kann,
Schickt sie uns als Boten.

Roth sind ihre Wangen noch,
Röther noch ihr Mündchen,
Und das seufzt: Hätt' ich ihn doch
Bei mir nur ein Stündchen!

Eduard Siebert.

Aus alter und neuer Zeit.

Zur Geschichte von Knopf und Fahne des Glockenthurmes der St. Martinskirche in Kassel. Im Sommer des Jahres 1824 bedurften nach Ausweis der Akten des Archivs der Residenzstadt Kassel Knopf und Fahne des Thurmes der Kasseler St. Martinskirche der Herstellung. Im abgenommenen Knopfe fand sich bei Gelegenheit der zu diesem Zwecke damals vorgenommenen Arbeiten eine hölzerne, von Draht umzogene Kapsel mit einem noch heute im Archiv aufbewahrten Pergamentblatte aus dem Jahre 1613, welches über die Geschichte des Glockenthurmes der St. Martinskirche und seines Knopfes mit Fahne folgende Angaben enthält:

Als am 18. Decembris anno 1612 durch den großen Wind (welcher bei Menschen Gedenken nicht grausamer gewesen und weit und breit die Gebew beschädigt und theils umbgeworfen, auch die Beume in den Wälden und Gärten in großer Anzahl darnider gelegt) die Fahne mit der eisern Spillen vom Freyheiter Glockenthurm, so zusammen — 197 Pfund gewogen, in dem Mittage zwischen 12 und 1 Uhren herabgewehet, so ist am 9. Januarii anno 1613 der Knopf abgenommen, damit man zu dem übrigen Stuck der eisern Spillen kommen mögen, und ist in demselben Knopf eine hölzerne getrehete Buchsen befunden worden, darin ein Pergamentbrief gelegen, darauf geschrieben, wie folgt*):

*) Dieser Pergamentbrief ist noch heute im Besitz des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde vorhanden und der Redaktion dieser Zeitschrift ebenso wie das hier wiedergegebene Aktenstück des Archivs, gleichfalls Pergament, durch die Güte des Herrn Vorsitzenden des Vereins, Bibliothekar an der Landesbibliothek Dr. Brunner, zugänglich gemacht worden.

Das oberste achteckichte Theil dieses Glockenthurms sampt dem Umbgang uff dem viereckichten Stückwerk ist angefangen worden zu bawen im Jahr nach Christi unseres Erlösers Geburt 1564 und vollendet im Jahr 1565, und ist der Zeit regierender Fürst des Lants zu Hessen gewesen **Philips** der Elter, von Gots Gnaden Landtgrave zu Hessen, Grave zu Catzenelnbogen, Dietz, Ziegenhain und Nidda rc., welcher vier Söhne mit Frewlein Christiane, Herzogin zu Sachsen, erzeugt: Landgrave Wilhelm, Ludwig, Philips undt Georgen, und deßmahls das 62. Jahr seins Alters erreicht hatt.

Decanus undt Pfarrherr der Stiftskirchen: Dr. Bartholomaeus Meier von Alßfeldt, Caplan: Georgius Mireck (?)*), Superintendens und Pfarherr der Altenstadt (?): M. Caspar Lanius von Kauffungen, Caplan daselbst: M. Michael Heroldt von Eschwege, Pfarrherr in der Newenstad: Johan Erhardt von Kirchain, Bürgermeister dieser Stadt: erstlich Cunradus Waldenstein (?), darnach Henningius Magk (?), Bawmeister (uber) diess Werck: Hanss von Ulm, unsers g. F. u. H. Zeugmeister, Werckmeister zum Steinwerck, Meister Jacob von Ulmer, zum Holtzwerck: Meister Dham von Rotenburgk.

V n d t h a t h i e r t z u u n s e r g. F. u. H. S t e u e r g e t h a n e t l i c h h u n d e r t G u l d e n, d e n a n d e r e n U n k o s t e n h a b e n d i e S t a d t C a s s e l u n d d e s S t i f f t s k i r c h e n b a w e r l e g t.**)

Am Dienstagk, war der 23. Martii obbemelts 1613. Jahrs ist der Knopff und eine newe Fahne, alß sie uffs newe vergoldt und gemahlet, wiederumb uffgesetzt worden. Und waren (?) dero Zeitt regirende Fürsten deß Lants zu Hessen (?) der durchlauchtige hochgeborne Fürst (?) und Herr Moritz Casselischen Theils und Herr Ludwig †) Darmstettischen Theils, Landtgraffen (?) zu Hessen, Graffen zu Catzenelnbogen, Dietz, Ziegenhain und Nidda rc., und hat Landtgraff Moritzen, f. G. in erster Ehe mit Fraw (?) Agnesen, geborner Gräffin von Solms rc., Cristseliger Gedechtnus drey Söhne Landtgraff Otten, Moritzen (welcher im vorgehenden 1612. Jahr aus diesem Jammerthal abgefordert und in diese Stifftskirche zu S. Martin ins fürstliche Begrebniß gelegt worden) und Wilhelmen und eine Tochter Freulein Elisabethen, sodan in der itzigen andern Ehe mit Frawe Julianen, geborner Gräffin von Nassaw rc., Landtgraff Philipp und Hermann und vier Döchter, Freulein Agnesen, Julianen, Sabinen und Magdalenen erzeuget und deßmals das 41. Jahr s. F. G. Alters erreichet.

Superintendens, Decanus und Pfarherr der Stifftskirchen: M. Nicolaus Eckhardi von Geiß, Caplan: M. Lucas Majus von Cassell, Pfarherr uff der Altenstadt: M. Paulus Steinius von Sontra, Caplan daselbst: M. Joannes Strackius, Cassellanus, Pfarherr in der Neustadt: M. Christophorus Hornius von Weissenfels, Bürgermeister dieser Stadt: Johan Beckmann von Bilfeldt, proconsul: Hieronymus Jungmann, der Rechten Doctor, von Cassell, Scheffen oder Rhatspersonen: Cornelius Stoß von Bergk an der Werra, Andreas Ramenbergk, Hans Pfersch, Hans Schenck, Colman Fischer, Friederich Didamar, alle von Cassell, Jost Clack von Zwergen, Hans Pfaltzgraff von Staffelstein, Reinhard Hesse von Cassell, Peter Muller von Kauffungen, Bertholdt Großheim von Grebenstein, Hans Kauffmann (?), George Starck, beide von Cassell, Caspar Muller von Kauffungen, Peter Stockman von Schwelm, Christoff Breull von Lichtenaw, Antonius Bucher, Johann Metziger, beide von Cassell, Johan Nobis von Franckenberg und George Gentsch von Rödern, Stadtschreiber: Johan Fischer von Cassell, gemeine Bürger: Hans Eiserman, Henrich Freck (?), Philips Baur, Henrich Risch, Michel Vogell, alle von Cassell, Peter Becker von Hildeßheim (?), der Stadt (?) Baumeister, Hans Wedekindt von . . . . *)

Soweit die alten Dokumente des 16. und 17. Jahrhunderts, die, wie wir aus dem im Stadtarchiv befindlichen Entwurf erfahren, in die bei Gelegenheit der im Jahre 1824 vorgenommenen Ausbesserung des Thurmknopfs in demselben niedergelegten Aufzeichnungen im Auszuge übergingen. Ueber die damaligen Arbeiten am Thurme fügt das letztere Aktenstück noch hinzu:

Um der Thurmspitze der St. Martinskirche eine dem Style dieses ehrwürdigen Gebäudes mehr entsprechende, gefällige Form zu geben, empfahlen der Bildhauer **Werner Henschel** und dessen Bruder, Oberberginspektor **Henschel** hierselbst, mit Rücksicht auf den zu sichernden Zweck der Fahne, auf die Bedeutung der Kleeblätter als Wappens und des Glöckchens als sogen. Wahrzeichens der Stadt Kassel, diejenige Einrichtung, welche der Spitze heute gegeben ist. Beide Brüder lieferten die Zeichnungen und Modelle dazu und leiteten die Ausführung.

Auf Kosten der Stadtkasse, des Stadtkirchkastens und des Stifts St. Martins wurde die neue Fahne nebst Knopf (Rosette) verfertigt und heute aufgestellt, eilf Jahre nach Befreiung Teutschlands

*) Leider ist die Urkunde schlecht erhalten und deshalb nicht leicht zu entziffern, was auch von einzelnen Stellen des Stücks von 1613 gilt.

**) Darunter ist wohl der Baufonds der Martinskirche zu verstehen.

†) Ludwig V., der Getreue, 1596—1626.

*) Loch im Pergament.

von französischer Gewaltherrschaft und der hierauf nach siebenjähriger Abwesenheit erfolgten Rückkehr des angestammten Regenten von Hessen, des höchstseeligen Kurfürsten Wilhelm I., im vierten Jahre der Regierung von Wilhelm II., Kurfürsten von Hessen, Großherzog von Fulda 2c., vermählt mit Auguste, geb. Prinzessin von Preußen.

Kassel, am November 1824.

Da der alte Glockenthurm der Martinskirche, welcher den zwei neuen stattlichen Thürmen weichen mußte, die heute den ehrwürdigen Bau der hessischen Landgrafen zieren, zu den Kennzeichen des alten Kassels gehörte, dürften unsern Lesern die vorstehenden Mittheilungen nicht unwillkommen sein.

Aus Heimath und Fremde.

Der Verein für hessische Geschichte und Landeskunde zu Kassel hielt Montag den 24. Februar im Saale der Oberrealschule daselbst seine Monatsversammlung ab, die wiederum sehr gut besucht war. Der Vorsitzende, Bibliothekar an der Landesbibliothek Dr. Brunner, konnte abermals über den Eingang werthvoller Geschenke berichten. So überwies die Wittwe des früher an der hessischen Kadettenschule als Lehrer angestellten Majors Königer die Karten des Kurfürstenthums Hessen im Maßstabe von 1 : 50000, 1 : 200000 und 1 : 350000 nebst Positionsverzeichniß, an deren Aufnahme der Gatte der Schenkgeberin selbst mitgearbeitet hatte. Kaufmann Berlit in Kassel schenkte Aktenstücke betreffend die früheren Besitzverhältnisse seines in der oberen Königsstraße Nr. 22 gelegenen, früher Steitz'schen Hauses, welches ehedem dem bekannten Bildhauer Nahl gehörte und von diesem im Jahre 1818 an Ihre Königliche Hoheit die Kurfürstin von Hessen verkauft wurde. Das heute recht stattliche Gebäude ist übrigens von dem früheren Hause, welches nur ein Stockwerk hatte, wesentlich verschieden. — Sodann hielt Oberstlieutenant z. D. von Kropff seinen angekündigten auf Grund umfassender Aktenstudien im Stadtarchiv zu Kassel mit großem Fleiß ausgearbeiteten Vortrag über „die Kasseler Schützen“, welcher sehr beifällige Aufnahme fand. Seine interessanten kulturhistorisch sehr werthvollen Ausführungen hat uns der Herr Redner zum Abdruck gütigst zur Verfügung gestellt.

Gleichzeitig sind zwei andere geschichtliche Vorträge zu erwähnen, welche Freitag den 21. Februar in der Sitzung des Marburger Geschichtsvereins gehalten wurden. Landgerichtspräsident Dr. Schultheiß berichtete in gründlicher Weise über die Umstände, unter denen vor nunmehr 150 Jahren für Hessen ein höchstes Gericht, das Oberappellationsgericht in Kassel, errichtet wurde, über die Zusammensetzung und Geschichte des Gerichts. Darauf sprach Rittmeister a. D. Freiherr Rabe von Pappenheim über „den Hof und das Gut zu Wettesingen vom Jahre 1371—1831“ nach urkundlichen Quellen des Staatsarchivs zu Marburg. Wir werden diesen werthvollen, sein engbegrenztes, aber stofflich ausgiebiges Thema in beachtenswerthester Weise behandelnden Vortrag unsern Lesern zugänglich machen.

Die zwanglose Vereinigung geborener Kurhessen (Hessen-Kasseler) zu Berlin feiert ihr fünfjähriges Bestehen Sonnabend den 7. März in den Sälen des Hotels „Zu den vier Jahreszeiten“, Prinz Albrechtstraße 9, durch ein „Sommerfest“, welches, soweit das erreichbar ist, den Charakter einer Schwarzenbörner Kirmes tragen soll. Der Einladung ist ein Gedicht des Schwälmer Dichters Kurt Kuhn, unseres hochgeschätzten Mitarbeiters, beigefügt, welches, seit längerer Zeit handschriftlich im Besitz der Redaktion des „Hessenlandes“, hiermit zum Abdruck gebracht sei:

Liewe Frengschoff [1])!

Noch dr Ärwet hal ich Rast.
Bär geärwelt, sei meng Gast! [2])

Kermes, Kermes ewer alles!
Kermes es ins allen rächt.
Kermes mache jehren Falles
Bosch ö Mäje, Mäd ö Knächt [3]).
Bolka, Hopser, Schöttisch, Schleifer
Wecke immer fresch de Eifer.

Eij, dos get der bie dr Deiwel, —
Bann me o die Kermes dänkt!
Gets mol schlächt met demm Gekeiwel [4]),
Schlückt mersch gahnz, o ongverränkt
Brücht mer i dr Schier [5]) die Schäufeln,
Leeft vergniegt ööch noch Radäufeln. [6])

Bis die Stenn [7]) om Himmel fonkeln,
Wedd geärwelt ö geschafft.

Brengt mer heem dos Kräut, die Ronkeln,
Sät ö kocht noch Müs ö Saft,
Kloppt die Stee [8]) o alle Wäje [9])
Ö schafft Botz [10]) fer Bosch ö Mäje. —

Na, ins Gäns seng grod zün brore [11]).
Worscht ö Fleesch hon mer im Rööch.
's es i Ordneng Stall ö Bore [12]),
Weng [13]) ö Bier im Käller ööch.
Ö nü konn mer ongeschore
Kermes feiern noch dr More [14]).

Off de sewte sall see falle,
Ö däß mer net seng allee,
Lôd ich üch zür Kermes alle:
Mannsleiht, Weisleiht merernee [15]);
Doch weil mr drbei wonn dahnze [16]),
Gast [17]) dos Jongvolk ich im Gahnze.

Bär dos Dahnzbee [18]) noch kann schwenge,
Sall äs Frengd wellkomme seng!
Bär es net kann, wedd scho fenge
Hei bei ins so manches Deng,
Dos em Spaß brengt ö kin Schôre [19]).
Kommt nü ööch! Ehr seid gelôre [20]).

---

[1]) Freundschaft. [2]) Nach der Arbeit halt' ich Rast, wer gearbeitet hat, sei mein Gast! [3]) Bursch und Mädchen (Töchter der Bauern), Magd und Knecht. [4]) Kauen. [5]) Scheune. [6]) Kartoffeln. [7]) Sterne. [8]) Steine. [9]) Wegen. [10]) Putz. [11]) braten. [12]) Es ist in Ordnung Stall und Boden. [13]) Wein. [14]) Mode. [15]) miteinander. [16]) tanzen. [17]) lade. [18]) Tanzbein. [19]) Schaden. [20]) geladen.

Wünschen wir unseren Landsleuten ein recht frohes Fest!

Hessisches aus Nordamerika. Die beabsichtigte Gründung eines Hessischen National-Verbandes in Nord-Amerika ist dank der Initiative des Hessischen National-Unterstützungs-Vereins in Detroit ihrer Verwirklichung näher gerückt. In den Tagen vom 6. bis 8. Juli wird in der Halle des deutschen kaufmännischen Vereins in Detroit (Michigan) eine Versammlung von Delegirten sämmtlicher hessischer Vereine Nordamerikas abgehalten werden, die über die Gründung des genannten Verbandes und dessen Satzungen endgültig Beschluß fassen soll. Wünschen wir den dahin gehenden Bestrebungen besten Erfolg.

Am 14. Februar entschlief zu Kassel plötzlich am Herzschlage der Redakteur Friedrich Müller im Alter von 63 Jahren. Der Verblichene, ein Sohn des Historien- und Landschaftsmalers und Professors an der Kasseler Kunstakademie Friedrich Müller, eine allbekannte und wegen ihres freundlichen, liebenswürdigen Wesens geschätzte Kasseler Persönlichkeit, lebte lange Jahre als Journalist und Mitarbeiter angesehener Blätter in Dresden und Leipzig, seit dem Anfang der sechziger Jahre aber in Kassel, wo er bis zum Jahre 1866 das „Kasseler Tageblatt und Anzeiger" leitete, und seit dem Jahre 1866 das Kasseler Witzblatt „Krakeeler" herausgab, mit dem er am 20. Juni 1880 das „Hessische Sonntagsblatt" vereinigte. Dieses Blatt war die Fortsetzung der „Neuen Freien Hessischen Zeitung", deren Redaktion Müller seit dem 1. Mai 1878 leitete. Bis an sein unvermuthet schnell eingetretenes Ende war er als Mitarbeiter hiesiger und auswärtiger Zeitungen rastlos thätig. In Friedrich Müller schied ein echter Hesse und gutes Kasseler Kind. Friede seiner Asche!

Personalien.

Verliehen: dem Rechnungsrath Roßbach zu Kassel in Anlaß seines 50jährigen Dienstjubiläums der Kronenorden 3. Klasse mit der Zahl 50.

Ernannt: der Oberförster Hermes in Naumburg zum Regierungs- und Forstrath in Oppeln; der Forstassessor Waldschmidt zum Oberförster in Jesberg; der Referendar Rübsam zum Gerichtsassessor.

Bestätigt: die Wiederwahl des Bürgermeisters Bocke in Eschwege; die Wahl des Stadtsekretärs Günst zum Bürgermeister in Frankenberg.

In den **Ruhestand** getreten: Rentmeister Rechnungsrath Appelius in Witzenhausen.

Geboren: ein Mädchen: Dr. E. Siebert und Frau, geborene Lerbs (Kassel, 21. Februar).

Gestorben: Redakteur Friedrich Jakob Müller 63 Jahre alt (Kassel, 14. Februar); Frau Schulrath Margarete Collmann, geborene Stöffel, 57 Jahre alt (Greiz, 16. Februar); Geheimer Regierungsrath, Major a. D. und Landrath a. D. Börries Freiherr von Oeynhausen, 60 Jahre (Kassel, 16. Februar); Vorstand der Landeshauptkasse Karl Hermann Löber, 45 Jahre alt (Kassel, 20. Februar); Kaufmann Hermann Keßler, 45 Jahre alt (Kassel, 21. Februar); Frau Professor Ida Thaer, geborene Mannkopf (Gießen, 22. Februar); Frau Luise von Natzmer, geborene Koch (Marburg, 23. Februar); Zimmermeister Wilhelm Leister (Kassel, 25. Februar); Kaufmann Fritz Maus, 40 Jahre alt (Kassel, 26. Februar); Hofgartendirektor Franz Vetter, 71 Jahre alt (Potsdam, 27. Februar).

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. W. Grotefend in Kassel. Druck und Verlag von Friedr. Scheel in Kassel.



№ 6. X. Jahrgang. Kassel, 16. März 1896.

Die deutsche Sprache.

Tief ruht im dunklen alten Rheine
Versenkt der Nibelungen Hort,
Doch strahlt uns noch mit hold'rem Scheine
Ein reicher Schatz: das deutsche Wort.
So köstliche Gesteine werden
Erbracht aus keines Bergwerks Schacht,
Es gleicht kein Prunkgewölb' auf Erden
Der Sprache Wunderbau an Pracht.

In herrliche Gefäße gossen
Viel hohe Meister edlen Wein:
Wohlauf! Der Keller ist erschlossen,
Ihr Durst'gen alle, kommt herein!
Trinkt frische Kraft und junges Leben,
Denn unerschöpflich ist der Born!
Je mehr die Sprache uns gegeben,
So reicher strömt ihr Wunderhorn.

Es schließt kein Thor und keine Schranke
Die unermess'nen Schätze ein,
Herr ist der herrschende Gedanke,
Er soll der Sprache König sein,
Was Geister geben und empfangen,
In ihrem Zauberschloß sich fand,
Und Wunsch um Wünsche zu erlangen,
Greift jeder zu mit freier Hand.

Der faßt ein Schwert und schwingt's verwogen,
Das Schwert der Sprache schneidet gut,
Der schnellt ein Wort als Pfeil vom Bogen,
Der Pfeil der Sprache dringt in's Blut.

Der zeigt in eines Spiegels Strahlen
Der Wahrheit Bild uns ernst und klar,
Der bringt in lichten Silberschalen
Uns prangend güld'ne Aepfel dar.

Der flicht, die Traute zu beglücken,
Mit froher Hand den Blüthenkranz,
Und eines Dichters Kränze schmücken
Die Braut mit unverwelktem Glanz.
Doch braucht es nicht der Dichtung Klänge,
Das gold'ne Wort: Dich lieb' ich treu!
Enthält die Fülle der Gesänge,
Beglückt, beseligt stets auf's Neu'.

Des Vaters liebevoller Segen,
Den er dem Sohn beim Abschied gab,
Ist ihm auf allen seinen Wegen
Ein fester, wack'rer Wanderstab.
Der Mutter Schlummerlieder tönen
Noch in des Mannes Herzen nach
Und rufen ihm die alten, schönen,
Die gold'nen Jugendträume wach.

O Muttersprache, heil'ge alte,
Der deutschen Seele hohes Gut,
Der Geist des deutschen Volkes halte
Dich immerdar in treuer Hut!
Stolz weh'n des deutschen Volkes Fahnen
Weit über Meer und Lande hin,
Stolz ziehe deine Siegesbahnen,
Du deutsches Wort, du deutscher Sinn!

O. A. Ellissen.



Hessische Ausbeutemünzen.

Von Dr. Paul Weinmeister.

Ehe die im Jahr 1873 eingeführte Reichswährung der auch auf dem Gebiete des Münzwesens herrschenden Zerrissenheit Deutschlands ein Ende machte, liefen in unserem Vaterlande die verschiedensten Münzen um, und so sehr wir auch vom nationalen Standpunkt aus und im Interesse des Handels und Verkehrs uns der Einigung auch auf diesem Gebiete freuen, — für den Numismatiker war's eine schöne Zeit, die ihm täglich Neues brachte. Einen Ueberrest dieser Vergangenheit haben wir freilich heute noch, nämlich die Thaler. Aber es scheint leider, als ob diese in ihrer Mannigfaltigkeit schöne Münze von den Zeitgenossen (natürlich mit Ausnahme der Sammler) gar nicht die verdiente Beachtung fände. Wieviel (beiläufig: kostenfreie) Bereicherung der Kenntnisse könnte jeder einheimsen, wenn er einen eingenommenen Thaler vor der Ausgabe erst etwas studirte, z. B. das Wappen (etwa an der Hand der kleinen Schrift: O. Kowatsch, Wappenbüchlein zur Erklärung der auf den neuesten deutschen Geldstücken vergangener Währung vorkommenden Schilde und Kleinode. Leipzig, Th. Grieben, 1886, Preis 80 Pfg.). Dieses Studium kostet weder Geld noch nennenswerthe Zeit.

Bemerkenswert ist, daß der Laie übrigens gewisse Thaler schon zu beachten pflegt, nämlich die Ausbeutethaler, besonders*) die zahlreichen preußischen (1826—62) mit der Inschrift Segen Des Mansfelder Bergbaues und die sachsen-albertinischen (1842—71) mit der Inschrift Segen Des Bergbaus, die oft fälschlich für seltener und daher werthvoller gehalten werden. Wenn man aus dieser besonderen Beachtung, deren die Ausbeutethaler sich erfreuen, vielleicht auch nicht darauf schließen darf, daß die hessischen Leser dieses Blattes den hessischen Ausbeutemünzen ein ganz besonderes Interesse entgegenbringen, so hat es mich doch immerhin auf den Gedanken gebracht, die (nicht zu zahlreichen) Stücke dieser Art kurz zusammen zu stellen, indem ich sie (wenn auch nicht in numismatischer Weise) aufzähle und die auf ihren besonderen Ausbeutecharakter bezügliche Inschrift mittheile. Die Stücke sind zwar in größeren Münzwerken (so z. B. in dem hessischen unseres Landsmannes Hoffmeister) ausführlich besprochen und beschrieben, aber abgesehen davon, daß diese Werke nicht jedem zugänglich sind, finden sie sich daselbst wegen der chronologischen Ordnung nicht zusammen vor, sondern sind über das ganze Gebiet hin verstreut. Betheiligt sind hierbei die Linien Marburg, Kassel und Darmstadt, die wir der Reihe nach betrachten wollen.

*) Es giebt überdies Ausbeutethaler von Anhalt-Bernburg (1846—62) und Hannover (1849—56).

I. Hessen-Marburg.

Diese Linie, die schon einmal von 1458 bis 1500 bestanden hatte, wurde bei der Theilung Hessens im Jahre 1565 von Neuem begründet durch Philipp's zweiten Sohn Ludwig III. (IV.), mit dessen Tode sie 1604 abermals erlosch. Während der Regierung dieses Landgrafen wurden Ausbeutemünzen aus dem Silber-Bergwerk zu Gladenbach*) ausgeprägt. Der Bergbau daselbst hatte bereits unter Philipp begonnen, und schon damals wurden Geldstücke aus Gladenbacher Silber geprägt, jedoch ohne einen entsprechenden Zusatz in der Inschrift. Als erste Ausbeutemünze erscheint 1587 ein Reichsthaler mit der Inschrift: Anno MDLXXXVII. E Novis In Argenti Fodina Ad Gladebachvm Deo Largiente Repertis Venis Lvdovicvs Landgravivs Hassiae &c. F. F. (d. h. Fieri Fecit). Diesem Thaler folgte 1588 mit gleicher Inschrift ein dreifacher und ein Doppelthaler, sowie ein halber Thaler, des letzteren Gepräge auch auf einer viereckigen Platte, demnach eine sogenannte Klippe darstellend (Hoffmeister, Nr. 5968). Die außerordentliche Seltenheit dieser Stücke zeigt sich in den hohen Preisen, die für sie verlangt und — bezahlt werden. So wurde die zuletzt erwähnte Klippe

*) Gladenbach, Kreis Biedenkopf, kam bei der Erbtheilung von 1604 an Hessen-Darmstadt, dann 1866 durch Austausch an Preußen.

am Ende vorigen Jahres von der Firma Zschiesche & Köder in Leipzig für 450 Mk. angeboten und fand sofort ihren Käufer.

II. Hessen-Kassel.

A. Gold.

Mindestens seit dem 17. Jahrhundert ist bekannt, daß der Flußsand des in Westfalen entspringenden, danach Hessen und Waldeck durchströmenden und in die Fulda mündenden Flusses Eder in geringen Mengen Gold und Silber führt. Ersteres hat man zu vier verschiedenen Zeiten für Münzzwecke gewonnen und verarbeitet, nämlich 1677, 1731, 1775 und 1832—35, und zwar die ersten drei Mal von Staatswegen, das letzte Mal durch eine Aktiengesellschaft („Hessisch-Waldeckische Compagnie zur Gewinnung des Goldes aus dem Ederflusse"). Die Inschrift der Stücke wurde das erste und dritte Mal lateinisch, die übrigen beiden Male deutsch verfaßt; merkwürdig ist dabei, daß die Eder 1677 Aedera, 1775 aber Adrana heißt, wovon letzteres sonst der gewöhnliche Name des Flusses ist.

Wir kennen von 1677, also aus der Zeit des Landgrafen Karl (1670—1730), einen Dukaten mit der Inschrift: An Gottes Segen Ist Alles Gelegen — Aedera Avri Flva. Auch soll es einen halben Dukaten ohne Jahreszahl geben, der auf der einen Seite das Kopfbild Karl's zeigt, auf der anderen unter einem Löwen die Inschrift Eddergold enthält. Es giebt zweitens von Friedrich I. (1730—51) ganze und viertel Dukaten des Jahres 1731 mit der Inschrift: Edder Gold. Drittens hat 1775 Friedrich II. (1760—85) Dukaten schlagen lassen, die die Inschrift tragen: Sic. Fulg. Litora. Adranae. Auri. Flvae. Endlich giebt es halbe Dukaten der oben genannten Aktiengesellschaft, die auf der einen Seite die Inschrift: Actien-Goldwasche A. D. Edder enthalten, während die der anderen Seite lautet: Begonnen 1832. Beendigt 1835. Dieses Gepräge kommt auch in Messing vor.

B. Silber.

1. Frankenberg.

In den Bergwerken bei Frankenberg, die bis 1809 im Gange waren, wurde Anfangs Gold, später (seit 1590) Silber, Blei und Kupfer gewonnen. Zuerst ließ 1607 Moritz der Gelehrte (1592—1627) aus dem hier gewonnenen Silber viertel Thaler prägen mit der Inschrift: Benedictio Dei. E. Novis. Fodi. Francober., danach 1776 Friedrich II. (1760—85) eine Medaille mit der Inschrift: Ex Fodinis Francobergensibus. MDCCLXXVI. Diese Medaille, die auf der anderen Seite Kopfbild und Namen des Landgrafen Friedrich trug, ist unter Wilhelm IX. (1785—1803) abermals, nur mit dem Kopfbild und Namen Wilhelm's, sonst genau ebenso, also auch mit der Jahreszahl MDCCLXXVI, geprägt worden, ja sogar nicht nur in Silber, sondern auch in Zinn, trotz der Inschrift des Inhaltes, daß sie aus Frankenberger Silber geschlagen sei.

2. Bieber.

Das Bergwerk zu Bieber (bei Gelnhausen) ist seit 1494 bekannt. Es lieferte früher außer Kupfer, Blei, Eisen und Kobalt auch Silber, jährlich 500 bis 600 Mark, sodaß jährlich etliche tausend Thaler (anfangs 9, später 10 auf die Mark) hätten geprägt werden können. Thatsächlich ist denn auch fleißig aus Bieberischem Silber geschlagen worden, und wir kennen eine ganze Reihe Jahrgänge von Ausbeutemünzen seit der Zeit, daß die Bergwerke des Biebergrundes mit der Grafschaft Hanau-Münzenberg an Hessen fielen (1736). Der erste hanauische Regent aus dem Hause Hessen, Wilhelm, dem sein Bruder Landgraf Friedrich I. die Grafschaft abtrat, hat allerdings bei Lebzeiten seines Bruders das Münzregal nur wenig ausgeübt, wohl nur, um sich das übertragene Recht zu wahren; daher giebt es aus dieser Zeit auch noch keine Ausbeutemünzen. Als er aber dann nach dem Tode seines kinderlosen Bruders den hessischen Thron bestieg, begann er auch Ausbeutemünzen zu prägen. Wir kennen von Wilhelm VIII. (1751—60) einen Speziesthaler aus dem Jahre 1754 mit der Inschrift: 1/9 Marck F: Silber Aus Bieber, einen ebensolchen von 1759 und eine Medaille ohne Jahreszahl mit der Inschrift: Bieberisch Ausbeute Silber. Mit dem Tode Wilhelm's VIII. ging zwar Hessen auf seinen Sohn Friedrich II. (1760—85), die Grafschaft Hanau aber aus bekannten Gründen auf seinen Enkel, den nachmaligen Landgrafen Wilhelm IX. (1785—1803), über. Daher haben wir von Friedrich II. gar keine Bieberische Ausbeutemünzen, von dessen Sohn Wilhelm aber deren zweierlei: aus seiner Erbprinzenzeit 1769 und 70 Konventionsthaler und halbe Thaler, 1771, 74, 75, 77, 78 und 84 Thaler, — dann aus der Zeit, da er nach des Vaters Tod auch über Hessen regierte, 1785 Thaler, 1786 halbe Thaler, 1787, 89, 91, 93, 94, 96, 98, 1800 und 1802 Thaler. Die Inschriften der Stücke lauten 1769 und 70: Ex Visceribus Fodinae Bieber, von 1771—1802 auf dem halben Thaler (1786) Biber: Silb:, auf den Thalern bald Bieberer Silber, bald

Biberer Silber, manchmal (1774, 77 und 89) kommen beide Schreibweisen auf Thalern desselben Jahrganges vor.

III. Hessen-Darmstadt.

A. Gold.

Bekannter als das Edergold ist das Rheingold, und in der That hat auch Hessen früher zwischen Gernsheim und Stockstadt Gold aus dem Rheine gewonnen, allerdings in so geringen Mengen, daß es kaum lohnte, sie zu Prägungen aus Rheingold aufzusammeln. In einem Gießener Versteigerungsverzeichniß von 1811 wird als Unikum ein 1793 von Ludwig X. (1790—1806) in Rheingold geprägter Konventionsthaler, gegen 12 Dukaten schwer, angeführt. Bekannt ist dagegen von 1835 ein goldenes Fünfguldenstück des Großherzogs*) Ludwig II. (1830—48) mit der Inschrift: Aus Hess. Rhein Gold 22 K. 6 G.

B. Silber.

Im Jahre 1695 wurden bei Roth (Kreis Biedenkopf) im oberen Breidenbacher Grunde, das 1866 durch Austausch an Preußen gekommen ist, Silbergänge entdeckt. Der regierende Landgraf Ernst Ludwig (1678—1739) ließ aus den ersten 4 Zentnern Erz das Silber ausscheiden, und es ergaben sich 15 Mark, also 7 Pfund (1¾ %). Die erste Grube, die man anlegte, nannte man Gottesgabe. Alsbald wurden 1696 Thaler geprägt mit der Inschrift: So Blicken Die Erstlinge Des Seegens Herfur und der Randschrift: Solche Früchte Gibt Die Rother Gottes Gab. Desgleichen prägte man halbe Thaler, theils mit, theils ohne Randschrift, und letztere (ohne Randschrift) wurden auch in Kupfer und in Blei abgeschlagen. Das Bergwerk blieb bis 1825 in Thätigkeit.

C. Kupfer.

Die Ittertthaler gehören eigentlich nicht hierher, da die im Jahre 1842 eingegangenen Gruben von Thalitter bei Vöhl, der 1866 an Preußen gelangten darmstädtischen Enklave, Kupfergruben sind. Somit hätten wir es nicht mit Ausbeutemünzen zu thun, da diese Thaler demnach nicht aus dem Metall der Werke, auf die sich ihre Inschriften beziehen, geprägt wurden. Immerhin sind sie den Ausbeutemünzen verwandt und mögen daher hier Erwähnung finden. Die Gruben der Herrschaft Itter sollen schon vor dem dreißigjährigen Kriege abgebaut worden sein. Jedenfalls stellte man den Bau später ein und nahm ihn erst 1709 wieder auf. Zur Aufmunterung der Bergleute ließ dann Ernst Ludwig (1678—1739) im Jahre 1714 die sogenannten Ittertthaler prägen. Sie zeigen die Inschrift: Gott Hat Seinen Reichen Segen Itter In Dich Wollen Legen. Ihnen folgte 1715 eine (auch in Kupfer abgeschlagene) Medaille mit der Inschrift: Metallifodinae Itterenses Primordia Coepere. Ao. MDCCIX Refvsis Expensis Decimas Dedere. Ao. MDCCXIV, sowie weitere Ittertthaler mit den Inschriften: Edle Adern Reiche Gaenge. Dauern Durch Gott In Die Laenge. und: Herr In Diesen Tiefen Grunden Laest Sich Reicher Seegen Finden., endlich 1718 eine in Kupfer und in Blei geprägte Medaille: Zvm Gedächtniss Der Glücklich Getroffenen Vereinigvng Aller Grvben In Der H. (d. h. Herrschaft) Itter.

Sammler hessischer Münzen pflegen auch die westfälischen Prägungen des Königs Hieronymus Napoleon (1807—13) zu berücksichtigen. So möge denn als Anhang noch erwähnt werden, daß wir von ihm aus dem Jahr 1811 einen Ausbeutethaler kennen, der die Inschrift: Seegen des Mansfelder Bergbaues trägt.

In den „Jahresheften des Vereins für vaterländische Naturkunde in Württemberg“ veröffentlichte Professor Dr. Nies in Hohenheim 1893 einen Aufsatz: Ueber Münzmetalle und sogenannte Ausbeutemünzen. Er sollte die Einleitung zu einer Reihe von weiteren Aufsätzen bilden, in denen die Ausbeutemünzen verschiedener, vielleicht aller deutschen Länder und Oesterreich-Ungarns besprochen werden sollten. Ich hatte dem Verfasser daher nach dem Erscheinen des einleitenden Aufsatzes einiges bescheidene Material über Hessen mitgetheilt, und er hatte es freundlich entgegengenommen. Aber ich wartete vergebens auf die Fortsetzungen; denn der in mineralogischen Fachkreisen angesehene Forscher, der auch zu Hessen verwandtschaftliche Beziehungen hatte, ist, wie ich höre, vor einiger Zeit gestorben. Danach glaube ich meine Zusammenstellungen selbst veröffentlichen zu dürfen.

*) Oder vielmehr Grosherzogs, wie es amtlich auf den Geldstücken von Hessen-Darmstadt und Baden heißt.

Die Juden in Hessen.

Von H. Metz.

(Fortsetzung.)

Kein Jude durfte den Christen die Frucht auf dem Halm abkaufen, oder wenn er demselben Geld oder Früchte vorgestreckt hatte, bei der Wiedererstattung des Geliehenen mit Frucht einen geringeren als den marktüblichen Preis in Ansatz bringen; sie sollten vielmehr die Frucht zu dem Preise, wie derselbe zur Zeit der Lieferung wirklich war, annehmen, widrigenfalls der Kontrakt für nichtig erkannt wurde und Bestrafung eintrat. Durch Regierungs=Ausschreiben vom 29. September 1795 wurde den Juden, abgesehen davon, daß sie im Ankauf des eigenen Bedarfs freie Hand hatten, der Fruchthandel sowohl für eigene Rechnung, als der Ankauf der Früchte für andere Leute bei Strafe der Konfiskation des Gekauften und Verlustes des Schutzes untersagt. Zu Zeiten, wenn die Früchte nicht gut gerathen waren, sollten sie die Juden bei Strafe der Konfiskation nicht über den laufenden Marktpreis verkaufen.

Der Handel mit altem und neuen Kupfer und Messing wurde den Juden am 26. September 1754 verboten. Der Weinhandel war nur dergestalt gestattet, daß nicht unter einem Ohm verkauft werden durfte (11. November 1785).

Der Tauschhandel mit Kaffee scheint bei den Juden beliebt gewesen zu sein, denn ein Regierungsausschreiben vom 22. September 1794 schritt gegen das Vertauschen des Kaffees für Naturalien unter der Androhung des Verlustes des Schutzes ein.

Schuldurkunden über gegebene Darlehen und kreditirte Waarenforderungen, sofern sie über 20 Thaler Hauptgeld betrugen, mußten von der Obrigkeit desjenigen Ortes, an welchem die Gelder ausbezahlt worden waren, oder von drei beglaubigten Zeugen unterzeichnet werden, Privaturkunden galten in diesem Falle nicht. Bei Urkunden unter 20 Thalern Hauptgeld genügte eine Privaturkunde mit der Unterschrift von ein paar Zeugen (V. O. von 1679). Beim Nichteinhalten dieser Bestimmungen war die Forderung nicht ungültig, sondern es trat nur der Mangel der Beweiskraft der Schuldurkunde ein, der Beweis der Forderung selbst konnte durch Zeugen und Eideszuschiebung erbracht werden.

Bei Kontrakten mit Ausländern durften die Juden keine inländischen Bürgen oder Rückbürgen miteinführen, im Falle der Zuwiderhandlung wurde ihnen alle Hilfe gegen dieselbe aufgesagt (1679). Auch wurde die reichsgesetzliche Bestimmung, daß keine Forderung eines Christen an einen anderen Christen einem Juden abgetreten werden dürfe, wiederholt.

Wechsel, die einem Juden von einem Christen ausgestellt wurden, hatten das Bekenntniß des Empfangs der Valuta in baarem Gelde, oder wenn statt dessen Waaren gegeben wurden, ein spezielles Verzeichniß derselben zu enthalten, der Beweis der Unwahrheit der deshalb im Wechsel enthaltenen Angaben zog den Verlust der Forderung nach sich (J.=O. von 1749).

Was nun den Zinsfuß anlangt, zu welchen Juden ausleihen durften, so wurde durch die bereits angeführte Verordnung von 1539 derselbe zu fünf Prozent festgesetzt. Landgräfin Hedwig Sophie ertheilte (1668) den Juden das Privileg sieben Prozent Zinsen zu nehmen. Dieses Privileg wurde von Landgraf Karl am 15. März 1679 bestätigt; durch die Judenordnung vom 21. Januar 1749 wurde der Zinsfuß dahin verändert, daß bei großen Summen die Berechnung von sechs Prozent und bei kleinen Summen unter 20 Thalern von acht Prozent Zinsen statthaft war. Die Ausleihungen über 20 Thaler mußten vor der Obrigkeit des Ortes, wo dieselben stattfanden, vollzogen werden; wurde eine Summe unter 20 Thalern ausgeliehen, dann genügten Privaturkunden, die durch den Schuldner und zwei Zeugen unterschrieben waren.

Auf Pfänder durften die Juden leihen, die in Pfand genommenen Sachen aber nur durch das Gericht verkaufen lassen; der sich beim Verkaufe ergebende Mehrerlös über die Forderung kam dem Verpfänder zu Gute. Bestand das angenommene Pfand in gestohlenen Gegenständen, so mußte es ohne Entschädigung vom Pfandleiher herausgegeben werden. Nach der Judenordnung von 1539 stand sogar der Tod auf die Annahme von gestohlenen Pfändern. Gegen das Ausleihen von Geld auf liegende Güter bestanden Anfangs Verbote, später wurde es freigegeben.

Die Handelsjuden in den Städten hatten die Verpflichtung ordentliche Handelsbücher in deutscher Sprache zu führen. Diese erbrachten gegenüber Christen keinen halben Beweis und begründeten nicht den Erfüllungseid der Juden, sondern den Reinigungseid des Gegners. (J.=O. vom 12. August 1739). Die Zeugnißfähigkeit der Juden war in der Art beschränkt, daß sie

als Zeugen gegen Christen nur in Verbindung mit christlichen Zeugen zugelassen wurden und die Aussage eines jüdischen Zeugen gegen einen Christen nicht halben Beweis lieferte.

Feldgüter konnten die Juden laut Verordnung vom 12. August 1739 und Judenordnung von 1749 nicht erwerben, ebenso wenig antichretisch solche Güter besitzen, wenn ihre Forderungen anderweit gesichert waren.

Auch der Häusererwerb war beschränkt. Es durften nämlich die Juden in den vornehmsten Straßen der Residenz und der Hauptstädte des Landes Häuser nicht kaufen. (Landtagsabschied vom 27. Oktober 1731, art. XII). Später wurde die Erlaubniß ertheilt in den abgelegenen Straßen der Unterneustadt zu Kassel Häuser anzukaufen. (Regierungsreskript vom 10. März 1766.) Miethswohnungen zu beziehen war den Juden auf Grund eines Regierungsreskripts vom 21. März 1772 gestattet.

Auf dem platten Lande war der Ankauf von solchen Häusern untersagt, die bisher Christen im Besitz hatten (Regierungsausschreiben vom 29. Juni 1768). Den Christen stand jüdischen Hauskäufern gegenüber das Recht zu, den Kauf rückgängig zu machen, welches Recht binnen vier Jahren geltend gemacht werden mußte (Verordnung vom 21. Mai 1792). Haftete an Häusern, die von Juden gekauft waren, eine Gemeindenutzung, so konnte diese von denselben nicht ausgeübt werden, da sie unfähig zur Theilnahme an Gemeindenutzungen waren. Die auf diese Häuser fallenden Antheile sollten zum Besten der Stadtkasse so lange verpachtet werden, bis die Häuser wieder in den Besitz christlicher Eigenthümer kämen (Regierungsausschreiben vom 16. Juni 1768).

Verträge über die ehelichen Vermögensverhältnisse und die Erbschaften der Juden bedurften gerichtlicher Bestätigung bei Strafe der Nichtigkeit (J.-O. 1749). Beim Konkurse des Mannes konnte die jüdische Ehefrau die Dotalprivilegien (privilegia dotis) gegen christliche Gläubiger nicht geltend machen. Die jüdischen Hausherrn hafteten für die in ihr Handelsgeschäft einschlagenden Handlungen ihrer Kinder und Dienstboten mit Ausnahme der Delikte.

Was nun das Metzgergewerbe anlangt, so sollten die Juden laut Kanzleibefehl vom 29. März 1631 bei ihrer konkordirten und hergebrachten Freiheit des Schlachtens für den Hausbedarf und der Befugniß, das, was sie nicht nöthig hätten oder wegen ihrer Zeremonie nicht selbst genießen möchten, zu verkaufen, geschützt werden. Derselbe Bescheid wurde von der Marburger Kanzlei unter'm 8. November 1631 gegeben und hinzugefügt, daß es also bleiben solle, bis die Metzger zu Kirchhain bei Auslösung eines neuen Zunftbriefes ein Anderes würden ausgebracht haben. Doch sei darauf zu halten, daß die Juden nur zu ihrem Hausbedarf schlachten und nur die Hinterviertel und was sie noch auf Grund ihrer Religionsvorschrift nicht gebrauchen könnten, verkauften. Dasselbe wird durch die Konzession an die Schutzjuden vom 20. Juli 1656 bestimmt. Auf Grund der Judenordnung vom 21. Januar 1749 sollten weder die Hinterviertel noch die Vorderviertel von „mißlungenem Vieh“ pfundweise verkauft werden, sondern es mußten jederzeit ganze Viertel verkauft werden.

Was nun das Religionswesen angeht, so war 1539 verordnet worden, daß den Juden nirgends neue Synagogen zu bauen erlaubt sei, sondern sie sollten die alten in aller Stille gebrauchen. Dasselbe wird am 22. Juni 1618 bestimmt und den Beamten anbefohlen, darauf zu halten, daß man keine Synagogen, wo zuvor keine gewesen, „de novo uffbawen“ oder gestatten soll; die Juden aber dürften in ihren Häusern ihr Gebet ohne Geschrei oder Aergerniß der Christen verrichten. Landgraf Karl erlaubte den Juden ihren „vermeinten Gottesdienst in einem abgelegenen Losament“ und ohne „einiges Auf- and Zusehen, auch ohne Aergerniß der Christen“ abzuhalten. Auch sollten sie bei ihrem Gottesdienst in einer abgelegenen Wohnung eines Juden aus den Fenstern nicht Horn blasen. Kirchenstände, als zu ihrem Haus gehörig, durften den Juden nicht eingeräumt werden.

Die Landgräfin Amalie Elisabeth hoffte ein gutes Werk zu verrichten, wenn es ihr gelänge, die Judenschaft des Landes zum Christenthum zu führen. Obgleich sie keine gewaltsamen Mittel anwendete, so waren doch die ergriffenen Maßregeln für den glaubenstreuen Juden sehr kränkend. Sie ordnete nämlich im Jahre 1649 wöchentlich Judenpredigten an, welche zu Kassel im Rathhause gehalten wurden, und wozu jeder Jude mit Weib und Kind sich einzufinden hatte, wollte er sich nicht schweren Strafen aussetzen. Daß es mit diesen Strafen Ernst sei, bewies sie an 16 Juden, welche sich nur einmal diesem Gebote entzogen hatten, um im Hause unter Leitung eines Rabbinen das Versöhnungsfest zu feiern. Sie wurden in's Gefängniß geführt, mit harter Geldstrafe belegt und der Rabbine des Landes verwiesen. Sämmtliche Judenschaft bat flehentlich um Verschonung und Entbindung von dieser Pflicht, erreichte aber nichts weiter, als daß vom Jahr 1651 an in sechs Terminen, am 20. Mai,

24. Juni, 22. Juli, 26. August, 23. September, 21. Oktober, diese Judenpredigten und zwar nicht nach beliebigen Texten, sondern nach einem besonders dazu von Dr. Curtius entworfenen Katechismus gehalten werden sollten. Indessen hat sich das Institut nicht lange erhalten, und Früchte sind gar nicht erfolgt.

Nach den Judenordnungen von 1539, 1679, 1739, 1749 waren die Juden nicht Staatsangehörige, sondern nur persönlich geduldete Gäste oder Schutzverwandte, die der bürgerlichen Rechte nur soweit fähig waren, als die Schutz- oder Toleranzbriefe sie verliehen. Bei dieser ihrer Emanzipation wurden sie in Rücksicht der Betreibung des Ackerbaues, der Gewerbe und des Handels an christlichen Fest- und Sonntagen den allgemeinen kirchlichen und Polizeigesetzen unterworfen, d. h. in diesen Beziehungen den Angehörigen der evangelischen Kirche gleich behandelt, so weit es sich um Entheiligung der kirchlichen Feiertage handelte. An christlichen Sonn- und Feiertagen durften die Juden nicht über Land gehen, oder in ihren Häusern Handarbeit verrichten, noch weniger ihre Schuldner mahnen. Das Verbot des Reisens für die Juden an Sonn- und Festtagen wurde dahin erläutert, daß den Juden, wenn sie ihren Beamten von den Nothwendigkeiten der Reise Anzeige gethan, gestattet wurde, sich der gewöhnlichen Posten an Sonn- und Festtagen zu bedienen, Reisen mit Extraposten, sowie zu Pferd oder zu Fuß aber erst nach geendetem Gottesdienst anzutreten (26. Juli 1764).

Das Begraben ihrer Todten nach dem Herkommen und ihren Gesetzen war den Juden erlaubt (26. Mai 1786; 13. Februar 1789; 12. Juni 1790); ihre Todtenhöfe waren der Konsistorialjurisdiktion unterworfen.

(Fortsetzung folgt.)

Aus der Franzosenzeit.

Nach den Akten der Kesselstädter Pfarreirepositur mitgetheilt von Pfarrer Hufnagel-Kesselstadt.

(Fortsetzung.)

Am 24. Januar 1807 erhielten die Presbyterien die Auflage, innerhalb acht Tagen bei Strafe von 5 Gulden zu berichten, „ob und wieviel die Pfarreien, Kirchen und Schulen aus der herrschaftlichen Kammer, der Landkasse, der Knappschaft, der Renterei an Geld oder Naturalien alljährlich oder von Zeit zu Zeit zu beziehen haben". Eine zweite, etwas später erlassene Verfügung fordert auch darüber Bericht, „ob und wieviel Geld in den Kirchbaukasten und an angelegten Kapitalien zum Ausleihen gegenwärtig vorräthig seien".

Niemand hatte eine Ahnung, was diese Erhebungen bezwecken sollten. Da gab ein weiteres Dekret vom 8. August 1807 überraschenden Aufschluß. Darin hieß es:

„Da von der Königl. französischen Behörde zu der Concurrenz eines impost additionel*) eine Auflage auf alle freien Güter verfügt worden ist und von dieser Abgabe Niemand, sey auch, wer es wolle, befreit seyn soll, so wird hiermit sämmtlichen Predigern des hiesigen Fürstenthums sowie auch sämmtlichen administratoribus piorum corporum (Verwaltern milder Stiftungen) aufgegeben, die simpla contributionis, sobald sie von oben bezeichneten Gütern erhoben werden, ohne weiteren Anstand zu entrichten, damit nicht deren executivische Beitreibung verfügt werde."

Eine in kräftigen Worten abgefaßte Beschwerde des Pfarrers gegen diese „indebite" (wider Gebühr) auferlegte Kriegssteuer, die gegen das von Napoleon erlassene Manifest streite, hatte bei den französischen Behörden keinen Erfolg. Der Herr commissaire impérial Dumesnil ließ den Geistlichen mittheilen, daß Se. Excellenz der Herr Reichsmarschall und Generalgouverneur Herzog von Valmy ihr Gesuch abgeschlagen habe und dieselben an das Konsistorium verweise, welches die Vorstellung in Betracht ziehen und die weniger gut besoldeten Geistlichen, soviel es der Zustand der milden Stiftungen zulasse, unterstützen möge.

Zu diesem Bescheid, der im Dekretenbuche in deutscher Uebersetzung angeschrieben ist, macht Pfarrer Brand ganz erregt die Randbemerkung: „Ist gegen alle natürliche Gerechtigkeit und Billigkeit und soll weiter dagegen eingekommen werden."

Eine erfolgte weitere Eingabe hatte thatsächlich den Erfolg, daß derselbe Herr duc de Valmy nunmehr entschied, „daß vor der Hand keine Contribution, am wenigsten die neulich geforderten 4 simpla aus den Kirchbauen gezahlt werden dürfen".

*) Steuerauflage.

Als jedoch im Oktober 1808 ein neues Zwangsanlehen veranstaltet wurde, da half kein Sträuben und kein Wehren, die erneut ausgeschriebenen 6 Simpeln mußten von den Kirchenbauen, den Besoldungsgütern und dem Vermögen der milden Stiftungen gezahlt werden — ganz beträchtliche Summen!

An Kriegskosten zahlte die hiesige Gemeinde in 1807 und 1808 5285 Mark.

Die Gehälter der Geistlichen und Schuldiener, soweit sie aus herrschaftlicher Kasse, d. h. der Renterei 2c. zu bestreiten waren, blieben nunmehr im Rückstand. Anfangs 1809 verfügt der Herr Intendant Noël, daß die Hälfte der rückständigen Besoldungen sogleich ausbezahlt werden solle, die andere Hälfte aber soll zur Auszahlung erfolgen, sobald die Rückstände von 1808 zur Regalienkasse eingegangen sein würden; — es ist nie dazu gekommen!

Kehren wir noch einmal zu dem Jahre 1807 zurück, so ist aus demselben noch anzuführen, daß in diesem Jahre die herkömmlich Anfangs November fallende Feier des Buß-, Bet- und Danktages „bewandten Umständen nach" zum ersten Male unterlassen, dagegen ein Erntedankfest angeordnet wurde, welche Einrichtung während der ganzen Franzosenzeit beibehalten worden ist.

Eine Münzverordnung des französischen Reichsmarschalls Excellenz Kellermann vom selbigen Jahre ordnet an, daß alle Arten von Groschen außer Kurs gesetzt seien und daß mit Anfang des folgenden Jahres auch die Kreuzer auf 2 Heller herabgesetzt würden. Nur dem „Hanauer Kreuzer" verblieb sein voller Werth.

Unter dem 28. Juni 1809 wird den evangelisch reformirten Pfarrern ein Erlaß des Kaisers Napoleon, der überschrieben ist: „Gegeben im Palast der Tuillerien", mitgeteilt, betreffend die freie Religionsübung der Katholiken im Fürstenthum Hanau. Dieser mußte vorschriftsmäßig von allen evangelischen Kanzeln öffentlich verlesen werden. Die Verlesung ordnete der Intendant Noël, der sich dieser Angelegenheit sehr eifrig annahm, an, nachdem der Generalintendant Villemange dazu seine Genehmigung gegeben hatte.

Der Kaiserliche Erlaß lautete:

Art. 1.

Der apostolisch- und römischkatholische Gottesdienst soll frei und öffentlich im Fürstenthum Hanau ausgeübt werden.

Art. 2.

Zu dem Ende soll den Katholiken in der Stadt Hanau eine Kirche und ihrem Geistlichen ein Domanialgebäude zur Wohnung angewiesen werden.

Art. 3.

Der Geistliche soll denselben Gehalt beziehen, als die protestantischen Geistlichen und wie sie aus der Regalienkasse bezahlt werden.

In gleicher Weise auf Veranlassung des Intendanten Noël mußten die evangelisch-reformirten Pfarrer ein Verzeichniß der in ihren Gemeinden seit 1801 bis 1809 geborenen und gestorbenen Katholiken schleunigst aufstellen und an die Behörde einreichen.

Truppendurchzüge fanden fortwährend statt und mußte die Gemeinde in diesem Jahre allein 5070 Mark an Kriegskosten bezahlen. Nur die Verpflegung der Offiziere wurde den Quartiergebern vergütet und zwar, wie Pfarrer Brand unter dem 10. Februar d. J. berichtet, mit 1 Gulden 40 Kreuzer täglich und pro Mann; auch aus der Gemeindekasse.

Am 16. Mai 1810 erfolgte die feierliche Besitzergreifung des Fürstenthums Hanau durch die Großherzoglich Frankfurter General-Besitzergreifungs-Kommission. Der Kurfürst von Mainz, Reichserzkanzler und Fürstprimas, Karl von Dalberg, die Seele des am 12. Juli 1806 gegründeten Rheinbundes — Preußen und Oesterreich gegenüber la troisième Allemagne genannt — war Anfangs des Jahres 1810 von Napoleon zum Großherzog von Frankfurt ernannt worden. Für das von ihm abgetretene Gebiet Regensburg erhielt er als Ersatz zu seinem neugebildeten Großherzogthum Frankfurt die Fürstenthümer Fulda und Hanau.

Spezialkommissäre wurden beauftragt, „die zeitlichen geist- und weltlichen Beamten in den Städten und Dörfern incl. der Schultheißen und Gerichtsleute ohne Ausnahme vorerst in handtreuliche Pflichten zu nehmen". Für das Amt Büchertal erhielt diesen Auftrag der Fiskalrath Wörishoffer bei der großherzoglichen Regierung in Hanau, der die Beeidigung der Beamten dieses Bezirkes alsbald am 18. Mai 1810 im Althanauer Rathhaus vornahm.

Ausgenommen davon waren die Aemter, Ortschaften und Theile des Fürstenthums Hanau, „so im Großherzoglich Hessischen wirklich situiret sind". Das waren die Aemter Babenhausen, Dorheim, Rodheim und Ortenberg.

Gleichzeitig wird den Pfarrern eine Verfügung des Staatsministers von Beust „zur unterthänigsten Nachachtung" zugefertigt, wonach in allen amtlichen Ausfertigungen die Beifügung des Charakters „Großherzoglich" befohlen wird.

Auch eine Aenderung im sonntäglichen Kirchengebet wird sofort angeordnet und befohlen, „daß von nun an in allen Kirchen das gewöhnliche Kirchengebet für den höchsten Souverain und gnädigsten Landesherrn, unseren durchlauchtigsten Großherzog, Königliche Hoheit, Fürst Primas und Erzbischoff zu Regensburg jedes Mal angestellt werden solle".

Der Wortlaut dieser Fürbitte ist folgender:

„Segne, o Gott, unseren gnädigsten Landesherrn, den Großherzog, und seine Regierung, bewahre seine Gesundheit und theueres Leben. Erhalte ihm stets sein gutes, zum Wohlthun williges Herz und einen festen Muth, daß er unerschütterlich in seinen schweren Regentenpflichten bleibe. Uns aber flöße stets die ihm gebührende Liebe, Ehrfurcht und Gehorsam gegen die Gesetze ein, daß wir ein stilles, ehrbares und glückliches Leben führen und dadurch Deinen Segen und Deine Gnade erlangen mögen."

Nunmehr wird die gesammte Verwaltung durchgreifend nach französischem Muster umgestaltet. Den zuständigen Behörden werden französische Bezeichnungen beigelegt: aus dem Fürstenthum Hanau wird ein großherzoglich Frankfurter Departement Hanau, ein Freiherr von der Tann wird zum Präfekten von Hanau, der Regierungsbeamte Iber zum Distriktsmaire des Amtes Bücherthal, die Schultheißen in den Landgemeinden zu Gemeindemaires und gleichzeitig zu Zivilstandsbeamten ernannt. Die Pfarrer werden ersucht, „bei der neuen Organisation den Herren Gemeindemaires bei allem nöthigen an Handen zu gehen, auch in Hinsicht auf dasjenige, was in dem Regierungsblatt sub titulo ‚Standesbeamter' in Betreff der Verwandtschaften und deren Graden nach katholischen und protestantischen Gesetzen und sonstiger Gegenständen enthalten ist".

Der Pfarrer B r a n d in Kesselstadt wurde ausdrücklich ermächtigt, das Zivilstandsregister dieser Gemeinde im Namen des Gemeindemaires Kegelmann zu führen und „sollen sich deshalb die Leute zum Einschreiben in's Pfarrhaus verfügen" (1811).

In Bezug auf das neu eingeführte Zivilstandswesen wurden sehr praktische und verständige Anordnungen getroffen. Die kirchlichen Proklamationen von bevorstehenden Ehen mußten jedes Mal mit den bürgerlichen anfangen und beendigt werden. „Der geschehene richterliche Verspruch soll von dem Zivilstandsbeamten dem Pfarrer mitgetheilt werden; nach beendigter kirchlicher Proklamation haben die Pfarrer dem Zivilstandsbeamten ein Zeugniß zuzufertigen, daß der demnächst zu vollziehenden kirchlichen Ehe nichts im Wege stehe, oder wenn Einspruch geschehen sein sollte, solchen anzuführen. Die kirchliche Kopulation muß nach einem vom Zivilstandsbeamten auszustellenden Zertifikat sogleich vollzogen werden".

Nicht e i n Fall der Unterlassung der kirchlichen Trauung ist damals in hiesiger Gemeinde vorgekommen.

Das großherzoglich Frankfurter Ministerium des Kultus, an dessen Spitze Freiherr von E b e r s t e i n stand, entwickelte eine rührige und sehr eingehende Thätigkeit. Das Hanauer Konsistorium erhält einen eignen Direktor in der Person des Regierungsrathes Rieß, Kollekten werden verwilligt für Kirchen-, Pfarr- und Schulhäuserbau: so für F e c h e n h e i m zum Ankauf des Miteigenthums der reformirten Gemeinde daselbst an der dortigen lutherischen Kirche zu ihrem gottesdienstlichen Gebrauche, für R o ß d o r f zur Wiederherstellung der durch nächtlichen Einbruch ruinirten Kirchenorgel, für G i n n h e i m zum Schulhausbau daselbst u. s. w.

Zwei Verfügungen des Kultusministers ordnen an, „daß der C h a r f r e i t a g von allen Confessionsverwandten auch im Departement Hanau zur Ehre des Erlösers in möglichster Stille g a n z gefeiert werde".

Gleichfalls auf Anregung des Kultusministers wird eine Polizeiverordnung erlassen, wonach alle junge Burschen bis zum 18. und alle ledige Mädchen, bis sie das 24. Jahr zurückgelegt haben, sich zur Katechisation in der Kirche jedes Mal einzufinden haben unter Androhung von Gefängnißstrafe bei Wasser und Brod.

Unter dem 5. September 1811 wird eine höchste Verordnung betreffend die Religionsbestimmung der Kinder aus g e m i s c h t e n E h e n erlassen, worin der Grundsatz einer absoluten Rechtsgleichheit der verschiedenen christlichen Konfessionsgemeinden vorangestellt und betont wird, daß die Religionserziehung der Kinder als Ausfluß der väterlichen Gewalt anzusehen sei.

Zwecks Organisation der äußeren kirchlichen Verwaltung werden die Pfarrer angewiesen (8. Dezember 1811), alsbald mit dem Distriktmaire zusammenzutreten und über die Einrichtung von sog. K i r c h e n p r o v i s i o n e n zu berathen, welche alle äußeren kirchlichen Verwaltungsangelegenheiten regeln sollten. „Ihre Beschlüsse sollen Präfektur und Konsistorium nach vorhergegangenem gegenseitigem Austausch gemeinsam genehmigen oder ablehnen, und dabei den Intentionen Sr. Königl. Hoheit nach Möglichkeit entsprochen werden."

(Fortsetzung folgt.)

Bruder Eusebius.

Novelle von Emma Braun.

Von einem grünen Kranz bewaldeter, mit Kirchen oder Klöstern gekrönter Berge umgeben, breitet sich Fulda, die alte Bonifatiusstadt, am Flusse gleichen Namens aus, der sich, wie vielfach geschlungenes Silberband, durch üppige Wiesenmatten hinzieht. Am Horizont ragt, trutzigen Wächtern gleich, die „Hohe Rhön", das mächtige Riesengrab der Milseburg, die malerische Steinwand, der liebliche Bieberstein, und in nebelhafter Ferne der Kreuzberg mit seinen weltfremden, doch allzeit gastlichen Klostermauern.

Vor dem Paulusthore erhebt sich der Frauenberg, der ursprünglich Bischofsberg genannt wurde. Als Bonifatius den Klosterbau zu Fulda leitete, baute er sich hier eine Hütte, daneben ein Kapelle. Abt Ratgar gründete später hier eine der heiligen Maria geweihte Kirche, von der der Berg den neuen Namen erhielt sowie ein Chorherrenstift, und endlich überließ man die Gebäude den 1620 nach Fulda berufenen Franziskanern, welche noch heute Herren des Klosters sind und von ihren engen Zellenfenstern einen köstlichen Rundblick genießen über Stadt und Thal. Zahlreiche Thürme und Thürmchen grüßen zu ihnen empor. Eine Kastanienallee führt zum Franziskanerkloster hinauf, welches von einem wohlgepflegten Garten und von haushoher Mauer umgeben ist. —

In der fast überreich mit Bildern und Schnitzereien geschmückten Klosterkirche herrscht schon tiefe Dämmerung, nur ein Sonnenstrahl, der sich durch die bunten Bogenfenster stiehlt, beleuchtet gespenstig eine am Kreuz hängende lebensgroße Holzfigur im Kleid des heiligen Franziskus, und das ewige Licht taucht das zarte Antlitz der auf Wolken thronenden Gottesmutter in rosige Glut. Kein Laut in dem weiten, schlummermüden Raume, nur zuweilen hallt aus der Ferne der schwere, schlürfende Tritt des Bruder Pförtners.

Doch jetzt? — Welch Stöhnen, welch Aechzen wie aus wunder Brust von den Stufen des Hochaltars? Da liegt ein junges Menschenkind, die Arme ausgestreckt in Kreuzesform, auf den Steinfliesen, die geschmeidigen Glieder eingehüllt in die braune, härene Kutte der Ordensbrüder, den schlanken Leib mit dem weißen Strick umgürtet, bewegungslos — starr. Eusebius, der jüngste der Patres ist es, der hier schon stundenlang ringt, der vergebens zur heiligen Maria fleht, die mild und sanft auf den Sünder blickt, auf den ohnmächtigen Kampf gegen die sündige Liebe, die mit elementarer Gewalt ein Herz überfluthet, das doch nur Raum haben darf für die Gebenedeiete Gottes. — Er ist ein Verworfener; Todsünde brennt auf seiner Seele, denn ihm, dem Geweiheten des Herrn, der entsagt hat der Welt und ihrer Lust, ihm folgt bei Tag und Nacht, aus einsamer Zelle zu den Stufen des Altars eine lockende Gestalt. Aus dem Flüstern des Gebets schallt ein süßer Name, ein melodisches Lachen ertönt aus Orgelton und Chorgesang, und als er jetzt jählings emporschreckt, die Zähne tief in die blutenden Lippen vergraben, die Hände auf das wildzuckende Herz gedrückt, verzweifelnd zur Madonna fleht, blickt ihn die Königin des Himmels an mit den dunklen, glückverheißenden Augen der Geliebten. —

* * *

Jüngst, an einem heißen Sommertage war's, da schritt Eusebius in ernste Betrachtungen versunken dem nahen Calvarienberge zu. Der Weg dahin führt an Stationen vorüber, krassen Holzschnitzereien in noch krasserer Farbenpracht, Scenen aus der Leidensgeschichte des Herrn darstellend, und mündet auf Golgatha, wo die steinernen Leiber der Gekreuzigten sich klar abheben auf dem tiefen Grün der Bäume. Ringsum blüht und keimt es auf der Stätte des Todes. Epheu windet seine Arme sehnend um den Stamm des Kreuzes, und die Kletterrose küßt die Wundenmale des Erlösers.

Ueberall war Leben und Weben in der Natur. Die Blumen im leuchtenden Hochzeitskleide kosten, vom Dufte ihrer Blüthendolden umflossen, aus den Sträuchen klang's wie Liebesgeflüster, und drunten am Hain schmetterte die Lerche ihr seligstes Minnelied.

Auch der junge Mönch erlag dem Zauberbanne, er ließ sich nieder auf einer Moosbank, schloß die Augen und glitt sanft hinüber in das Land des Traumes. — Er war in der Fliederlaube eines Gartens, sah eine lichte Gestalt, fühlte warmen Odem seine Stirne umwehen und leise flüsterten seine Lippen: Margaretha! — Furchtlos hüpften die Vöglein heran und besahen neugierig den müden Schläfer, zwei bunte Schmetterlinge jagten herüber und hinüber, aus dem Blätternetz der Bäume stahl sich ein Sonnenstrahl, und jeder Luftzug streute einen Blüthenregen auf den Träumer. Da rauschte es in dem Gezweig, ein flüchtiger Fuß eilte über den Rasen, und ein junges Mädchen stieg die Steinstufen empor, welche zu

Golgatha führten. Sie war von zarter Gestalt und entzückendem Liebreiz. Schwere, goldblonde Flechten hingen über dem zarten Nacken, gold'ge Löckchen krausten sich über der schmalen Stirne, und unter feinen dunkeln Brauen leuchteten ein Paar große unergründliche Augen. Ein leichtes Sommergewand umschloß den blühenden Leib, an dem runden Arm hing ein blumengeschmücktes Strohhütchen. Als sie des Franziskaners ansichtig wurde, wandte sie sich mit einem kleinen Schrei zur Flucht, doch, schon auf der untersten Stufe, blickte sie wie von unsichtbarer Macht getrieben noch einmal in das Gesicht des Schlummernden. Ein blitzschnelles Erkennen, und mit dem Ruf: „Magnus, hier, hier, so muß ich Dich wiederfinden!" war sie auch schon zurückgeeilt. Ja, das war der verlorene, doch nie vergessene Jugendfreund. Wie hatte sie damals, ein Kind noch, geklagt und geweint, daß sie fortziehen mußte von Fulda, ohne ihren Magnus in seinem Jammer und Leid trösten zu können. Nur ein einziges Mal war es ihr gelungen ihn aus der Ferne zu sehen, als die schwarze Schaar der Alumnen, von einem Priester behütet, über den Domplatz zog.

Leise und lind glitt ihre weiche Hand über die Augen des jungen Paters, und aufschluchzend hatte sie nur das eine Wort: „Magnus, mein Magnus!" Der fuhr empor, jäh erwachend von dem stammelnden Laut, als ob der Ruf des jüngsten Gerichts sein Ohr erreichte. Beide Arme streckt er der Holden entgegen, ein Trugbild des Teufels ist's, das die Züge der Jugendgeliebten gestohlen.

„O Magnus, guter, alter, Magnus, was haben sie aus Dir gemacht!" klang es todtraurig von den erbleichenden Lippen des Mädchens, während ihre bebende Hand nach einer Stütze suchte. — Wie es dann gekommen, er weiß es nicht. Er hielt die Geliebte in den Armen, fühlte ihr Herz wildpochend an dem seinen, trank wie ein Verdurstender Kuß um Kuß von ihren schwellenden Lippen. So standen sie lange — lange der Welt entrückt in seligem Vergessen.

Da klang es zitternd, mahnend zu ihnen herüber. Die Klosterglocke war's, sie rief die Brüder zum Gebet. Eusebius riß sich los aus den ihn umschlingenden Armen, schlug die Hände vor das schmerzentstellte Gesicht und eilte wie von Furien gepeitscht dem Kloster zu, als könnten ihn dessen Mauern schützen vor der Kraft der Kräfte, vor der Allgewalt der Liebe.

Bruder Eusebius, oder Magnus Werner, wie sein weltlicher Name einst lautete, war ein Fulder Kind. Am Severinberg steht das rebenumrankte Häuschen, das Paradies seiner Kindheit, dort hatte ihn sein frommes Mütterlein, eine gar feine, blasse Frau, gehegt und gepflegt und mit aller Liebe umgeben, deren ein Mutterherz fähig ist. Sie bewachte Schritt und Tritt ihres Einzigen, lehrte ihn die Hände falten zum Gebet, erzählte ihm die Legenden der lieben Heiligen und nahm ihn in der Weihnachtszeit mit zum Kripplein, welches die frommen Nonnen aufgebaut im Kloster der Benediktinerinnen. Einförmig floß ihr Leben dahin. Kein fremder Fuß betrat ihre Schwelle; die alte Apollonia, ein grauköpfiges Weiblein, deren vertrocknete Lippen unablässig die Litaneien beteten, war der Mutter einzige Stütze. Sie besorgte das Hauswesen, die Einkäufe und pflegte den kleinen Garten hinter dem Hause, zog dort Lilien und Rosen, die Blumen der heiligen Jungfrau, die dann Magnus mit seinen kleinen Händen niederlegen mußte zu den Füßen der Gnadenreichen.

Als Magnus größer wurde und beobachten lernte, war es ihm bald bewußt, daß sein heißgeliebtes Mütterlein so ganz anders war als die Frauen der Nachbarschaft, die plaudernd vor den Thüren standen oder mit Mann und Kind hinauszogen zu den Volksgärten und nahen Dörfern. Alle Kinder hatten einen Vater, warum hatte er keinen, warum war sein Mütterchen immer so blaß und still und warum lag sie neulich nachts, als er nicht schlafen konnte wegen des bösen Hustens, laut jammernd auf dem kalten Fußboden? Als er sich einmal ein Herz faßte, der kleine Mann, und treuherzig fragte: „warum hab ich keinen Vater?", da schrie die Mutter auf in höchstem Schmerz und schluchzte: „er ist todt, Dein Vater, doch Du, mein Magnus, sollst ihn einst erretten aus dem Grab, aus ewiger Verdammniß". Dann war sie wie leblos in die Arme der treuen Alten geglitten, die den Knaben barsch angefahren, nie wieder nach dem Vater zu fragen.

Er war zur Schule gekommen, ein begabter, wissensdurstiger Knabe, der die Klassen im Fluge durcheilte, gleich beliebt bei Lehrern und Schülern. Auch eine Freundin hatte er, ein blondes, süßes Ding, das ihn quälte, ihn beherrschte und ihm nach seinem Mütterchen doch das liebste war auf Gottes weiter Welt. Margaretha war die Tochter einer Offizierswittwe, die sich nach dem Tode des Gatten nach dessen Heimath zurückgezogen hatte. Sie war noch immer sehr schön, die lebenslustige Frau von Saltern, und Gretchen oft allein in dem großen Garten, der nur von einer Weißdornhecke von dem kleinen getrennt war, der an das Haus der Frau Werner stieß. Sobald sich der Knabe in den Freistunden draußen sehen ließ,

schlüpfte auch schon die Kleine durch die Hecke, oft mit Büchern und Aufgaben, denn sie waren so schwer, die bösen Exempel, und Magnus so klug und so willig der dummen Gretel beizustehen. Zum Dank für alle Last zauste sie ihn dann an den langen Locken, nannte ihn ihren guten, alten Magnus und sang ihm mit hohem Stimmchen seine Lieblingslieder. So schwand ihre Kindheit wie ein sonniger Frühlingstag, und immer fester und inniger wurde die Freundschaft der Nachbarskinder.

* * *

An einem der letzten Tage des Aprils war es, kurz vor der heiligen Osterzeit. In den Gärten schimmerte es schon frischgrün über die Rasenteppiche und die Schneeglöckchen steckten ihre weißen Köpfchen schüchtern aus der Blätterhülle. Da schwang sich Magnus, jetzt ein schlanker, hochaufgeschossener Jüngling, behend über den Zaun zum Nachbargarten und stand mit hochathmender Brust und leuchtenden Augen vor der kleinen Freundin.

„Wünsche mir Glück, Margaretha," rief er jauchzend, die schmale Hand des kindlichen Mädchens in der seinen pressend, „denn so wie Du mich hier frei siehst, bin ich ein den Schulbänken entronnener, freier Mann. Wir haben heute alle mit Glanz das Maturium bestanden, und nun geht's hinaus in die schöne Welt, hinaus zur vielgeliebten Alma mater! Und, wenn ich im Sommer wiederkehre, Gretelein, als flotter Bruder Studio, wie ist's, bin ich dann immer noch Dein guter, alter Magnus?" Und er hebt das gesenkte Köpfchen der Kleinen und schaut ihr so glückstrahlend und siegesbewußt in die dunklen Augensterne. Gretelein vermochte nur einen kurzen Glückwunsch zu stammeln und mit bebenden Händen ein Sträußchen am Rocke des Gespielen zu befestigen. Nicht Freude, ein namenloses Weh durchzittert ihr junges Herz, und klar ist ihr nur das eine: er geht, er geht, er läßt dich allein; und plötzlich ist es ihr, als könne sie nicht weiter leben ohne ihren alten Magnus. Aber tapfer kämpfte sie die Thränen zurück und frug nur zagend: „Du willst nicht mehr Pastor werden nach Deiner Mutter Wunsch, kein Glaubensheld und Gottesmann, wie Du es selbst Dir einst träumtest?" „Nein, Margaretha, ich kann es nimmer! Siehe, mich treibt's mit Allgewalt hinaus in die Welt. Ich möchte eindringen in die Geheimnisse der Natur, die uns mit tausend Stimmen zuruft, wie viel Herrliches wir noch zu suchen, noch zu ergründen haben! Mich dürstet, Margaretha, ich möchte schöpfen und mich berauschen an den Quellen, wie solche einst der Stab eines Rhabanus Maurus auch hier in Fulda aus trocknem Felsen schlug! Dienen möchte ich am Altar des Urewigen, wo Jeder opfern darf, der reinen Herzens naht! Schwer wird mir's allerdings, diesen Entschluß der Mutter mitzutheilen, denn ich fürchte, noch immer ist's ihr glühender Wunsch, mich mit der Stola zu sehen, ausgerüstet mit der Macht zu lindern und zu lösen. Mutter aber ist seit einigen Tagen wieder recht leidend, und Dr. Schwarz warnt vor jeder Aufregung. Und dann — warum ich nicht mehr fähig bin, das Gelübde ewigen Entsagens abzulegen, solltest Du das so gar nicht wissen, Gretelein?" Die schüttelt zwar mit niedergeschlagenen Augen das blonde Köpfchen, aber die rosige Gluth, die das Gesichtchen überfluthet und selbst den Hals und die zarten Ohren, die verräth deutlich, welch kleine Heuchlerin sie ist. Der schrille Ruf der Magd, der aus dem Hause dringt, klingt ihr zum erstenmal melodisch, sie enteilte mit kurzem Gruß, und Magnus blickte ihr nach mit glückstrahlenden Augen, er ahnte nicht, daß er sie zum letzten Mal gesehen für lange, lange Zeit, sein Alles, seine kleine, süße Margaretha.

(Fortsetzung folgt.)



Der junge Lenz.

Der junge Lenz hat leichtes Blut,
Ist noch nicht klug geworden:
Er wandert ohne Schuh' und Hut
Zum eisgewohnten Norden.

Und heiß vom Laufe dürstet er
Und greift zum kühlen Tranke;
Nun liegt er dort und athmet schwer,
Der arme kleine Kranke.

„Frau Sonne schöne Kränze flicht!"
So murmelt er im Fieber.
Der gute Doktor Kranich spricht:
„Sie sind für Dich, mein Lieber."

Nun haben sie ihn über Nacht
Versenkt im Gartenbeete;
Der rohe Winter sieht's und lacht
Und bläst die Sturmtrompete.

Ja blaſ' nur immer, arger Schelm,
Und freue Dich des Sieges!
Bald naht im glänzend gold'nen Helm
Die Königin des Krieges:

Geharniſcht zieht Frau Sonn' heran,
Will ihren Liebling rächen,
Sie ſucht den böſen Wintersmann
Mit ſcharfem Strahl zu ſtechen.

Da flieht der Feige heulend fort
Zu ſeinem Eispalaſte:
Bei Deinem Freund, dem kalten Nord,
Da ſitz' und frier' und faſte! —

Ein warmes Tröpflein ſchickt geſchwind
Frau Sonne ab als Boten:
„In's Gartenbeet enteil', mein Kind,
Und weck' den theuren Todten!“

Erfahrung hat ihn ſchlau gemacht;
Der Lenz ſtreckt erſt die Finger
Hervor aus ſeiner Grabesnacht,
Die zarten, weißen Dinger —

Schneeglöckchen nennt ſie alle Welt —.
Will ihm die Luft gefallen,
Dann ſteht er auf. Durch Wald und Feld
Hört ſeine Lieder hallen!

L. K.



Aus alter und neuer Zeit.

Sagen und Erzählungen vom Reichenbacher Schloßberg.

1. Die Schloßjungfrau.

Wenn der Vollmond mit ſeinem geſpenſtigen Lichte die Trümmer des Reichenbacher Schloſſes ſo recht hell beſcheint, dann regt es ſich geheimnißvoll um den murmelnden Brunnen (Jungfernborn) am Bergeshang, zwiſchen den Bäumen leuchten weiße Nebelſchleier auf, langſam ziehen ſie zur Schloßwieſe empor, dichter und dichter wird ihr Gebilde, plötzlich, ehe man ſich's verſieht, ſteht eine wunderbar ſchöne Jungfrau auf dem grünen Plane. Hier breitet ſie nun große weiße Laken aus und dörrt im bleichen Mondenlicht ihre Flachsknotten, zuweilen auch Gerſte und Waizen. Geſchäftig wallt ſie auf und ab, die Knotten zu wenden und freut ſich, wenn ſie recht klengen und knittern. Der einſame Wanderer hört dann wohl zuweilen ihr ſilberhelles Lachen, aber nur Sonntagskindern mit reinem und frommem Gemüth zeigt ſich die Jungfrau ſelbſt. Immer hat ſie es jedoch gern, wenn Vorübergehende ihre Knotten und Körner, die viel, viel größer und ſchöner als die der Menſchen ſind, bewundern und ſich vielleicht eine Hand voll davon mitnehmen. Regelmäßig verwandeln ſich dann dieſe Proben, — die ja eigentlich die verſunkenen Schätze der Burg darſtellen —, wieder in Gold und bringen ihren Beſitzern Glück und Segen.

So gingen einſt drei Knaben aus dem Dorfe an der Wieſe vorbei. Sie hatten ſich verſpätet und ſtaunten nicht wenig, zur Nachtzeit noch Laken mit Knotten hier zu finden. Jeder ſteckte ſich ein Theil davon ein. Wie es aber ſo Knabenart iſt, begannen ſich die drei bald neckend mit den runden Früchten zu werfen. In kurzer Friſt waren denn alle wieder fort. Nur dem ärmſten der Knaben blieb hier und da eine der Knotten in ſeiner rauhen Strumpfmütze hängen. Wie wunderte er ſich, als ſie zu Hauſe beim Abnehmen der Mütze mit hellem Klingen als blanke Goldfüchſe zur Erde fielen. Alle Noth in der kleinen Hütte war nun zu Ende.

Ein ander Mal kam ein Lichtenauer Bürger ſpät Abends am Schloſſe vorbei. Auch er ſah ein großes Laken ausgebreitet mit prächtigen Weizenkörnern, die ſelbſt im Mondlicht goldig ſchimmerten. Kopfſchüttelnd nahm er ſich eine Taſche voll mit, um ſie daheim auch ſeiner Frau zu zeigen. Unterwegs kamen ihm die Körner freilich ganz ungewöhnlich ſchwer vor. Um ſo freudiger war er überraſcht, als er ſie zu Hauſe hervorholte. Statt des Weizens erblickte er lauter vollwichtige Louisd'or in ſeiner Hand. Sehr bald war unſer wackerer Bürger nun ein reicher Mann. So oft er aber auch noch beim Schloſſe vorüberging und eifrig nach dem Laken ſpähte, geſehen hat er es nicht wieder.

2. Der ſchwarze Pudel.

Ein zweiter Geiſt geht in Geſtalt eines ſchwarzen Pudels am Schloßberge um. Er iſt erſt von den Jeſuiten hierher verbannt worden. Wie das zuging, wird folgendermaßen erzählt.

Vor vielen hundert Jahren ſprengten auf der großen Leipziger Heerſtraße eines Tages zwei finſtere Reiter auf kohlpechrabenſchwarzen Roſſen in das Dorf Küchen. Zwiſchen ſich führten ſie

ein drittes gesatteltes, aber lediges Pferd. Am Wirthshause angelangt, hielten sie, kehrten dann ein und bestellten für drei Mann Essen. Die Wirthin richtete auch so an, und die Gäste setzten sich. Der dritte Platz blieb natürlich leer. Trotzdem verschwanden auch hier von dem Gedeck Speise und Trank, ohne daß jemand zulangte. Der Wirthin graute bei diesem Anblick. Sie faßte sich aber ein Herz und frug den einen Reiter nach der seltsamen Erscheinung. „Gar nicht wunderbar, liebe Frau, tretet nur hinter jenen Stuhl, und ihr werdet sehen", antwortete der. Die Frau that so, aber eiskalt lief es ihr über den Rücken, denn einen großen schwarzen Pudel erblickte sie plötzlich auf dem Stuhle. Bald darauf zogen die Jesuiten mit ihrem unheimlichen Genossen weiter zum Schloßberg, in den sie ihn bannten. (Daß es wirklich Jesuiten waren, wird noch fest geglaubt. Nur diesen Ordensleuten legt ja der Volksglaube die Macht über die Geister zu). Später sollen die Reiter nochmals gekommen und mit dem Pudel im Wirthshause zu Reichenbach eingekehrt sein, wo sich dann ganz dieselbe Geschichte abspielte.

Bis zum jüngsten Tage muß nun der schwarze Pudel umgehen und die Schätze des Berges bewachen. Alles, was er in seinem Bannbezirk erhaschen kann, ist sein. Den Leuten erscheint er mit tellergroßen, feurigen Augen, mit einem großen goldenen Schlüssel in der Schnauze. Plötzlich steht er so vor dem Wanderer. Noch ist jeder vor ihm geflohen. Wer aber muthig ist und mit raschem Griffe den Schlüssel faßt, dem gehören die Schätze der Tiefe, der Geist ist erlöst und findet selige Ruhe.

Manchmal läßt sich der Gebannte auch in gemüthlicherer Gestalt blicken. So sah ihn eine Bauersfrau aus Wickersrode, wie er oben am Schloß herausguckte und behaglich sein Pfeifchen schmauchte. Was für Geistertabak er aber dabei geraucht hat, das hat sie leider nicht festgestellt.

Gustav Siegel.

Aus Heimath und Fremde.

Universitätsnachrichten. Der Direktor der Universitäts-Augenklinik zu Göttingen, Professor Dr. Hermann Schmidt-Rimpler, der bis zu seiner im Jahre 1890 an die Stelle des von Göttingen nach Heidelberg übergesiedelten berühmten Augenarztes Professor Dr. Leber erfolgten Berufung den in Marburg neugegründeten Lehrstuhl der Augenheilkunde inne hatte, beging am 1. März sein 25 jähriges Jubiläum als Professor.

Todesfälle. Am 27. Februar verstarb zu Potsdam im 72. Lebensjahre der königliche Hofgartendirektor Franz Vetter, „der Altmeister der deutschen Gartenkunst", der langjährige Hofgärtner zu Wilhelmshöhe, wo er von 1864 bis 1891 mit liebevollem Eifer und hervorragender Sachkenntniß seines Amtes waltete. Zur Verschönerung der Wilhelmshöhe hat der Verstorbene, der schon vorher als kurfürstlicher Gärtner in Schönfeld in leitender Stellung Bedeutendes geleistet hatte, durch neue Anpflanzungen seltener Sträucher, namentlich buntblättriger Laubhölzer, Koniferen und der schönsten Rosen wesentlich beigetragen. Die prächtigen Teppichbeete hinter dem Schlosse sind Vetter's Werk. Noch in seinem Alter wurde Vetter der ehrenvolle Ruf nach Potsdam in die höchste gärtnerische Stellung Preußens als Direktor der königlichen Gärten zu Theil, wo er den Auftrag erhielt, die ausgedehnten königlichen Parks in und um Potsdam, deren Zustand viel zu wünschen übrig ließ, von Grund aus umzugestalten. Mit der Thatkraft und Umsicht, die ihn auszeichnete, ging Vetter alsbald an's Werk, so schwierig es auch sein mochte, und löste seine Aufgabe zur vollsten Zufriedenheit seines allerhöchsten Auftraggebers und unter dem allgemeinen Beifall der Fachmänner, bis der Tod seiner rastlosen Arbeit ein Ziel setzte. Sein Name wird im Hessenlande, an dem er mit seinem ganzen Herzen hing, dessen Wilhelmshöhe er vollends zum schönsten Parke Deutschlands machte, unvergessen bleiben. — Am 29. Februar endete der Tod die Leiden des Gymnasialoberlehrers a. D. Professor Dr. Gustav Adolf Wachenfeld, geboren zu Kassel am 11. April 1834. Seit 1860 im höheren Lehrfach angestellt, zuerst an der Realschule, jetzigen Oberrealschule, seiner Vaterstadt, wo er Anfangs im Nebenamt als Hilfspfarrer gleichzeitig die Stelle des zweiten Geistlichen der Oberneustädter Kirche versah, wurde Wachenfeld 1876 zum Gymnasialoberlehrer in Hersfeld ernannt. Dort verblieb er bis zu seiner am 1. März 1894 wegen Kränklichkeit erfolgten Versetzung in den Ruhestand. Seine letzten Tage brachte er in Kassel zu. Neben seiner Thätigkeit als Lehrer, in der er äußerst gewissenhaft war, beschäftigten ihn schriftstellerische Arbeiten auf dem Gebiete der

hessischen, Geschichte bezw. der Religionsphilosophie, so verfaßte er folgende Schriften: „Ueber die politischen Beziehungen zwischen Brandenburg und Hessen-Kassel bis zum Augsburger Religionsfrieden. Kassel 1873", „Kant's Ansichten über den Religionsunterricht dargestellt und beurtheilt. Hersfeld 1879", „Bossuet comparé à Fénélon. Hersfeld 1881." „Die politischen Beziehungen zwischen den Fürsten von Brandenburg und Hessen-Kassel bis zum Anfange des dreißigjährigen Krieges. Hersfeld 1884." — Am 3. März entschlief sanft der Metropolitan a. D. Bernhard August Beß in dem Alter von 78 Jahren. Nach Vollendung seiner akademischen Studien einige Jahre in Nordamerika als Haus- bezw. Privatlehrer thätig, wurde Beß 1846 Lehrer an der Realschule in Kassel. 1853 wurde er nach bestandener zweiter theologischen Prüfung zum Pfarrer in Obergude ernannt. Von dort wurde er 1861 nach Nentershausen und 1880 nach Niederzwehren versetzt. In Niederzwehren verblieb Metropolitan Beß bis zu seiner nach vierzigjähriger Amtsthätigkeit 1892 erfolgten Emeritirung. Der Verblichene genoß als Seelsorger und Geistlicher überall große Liebe und Verehrung. — Der in der Rhön wohlbekannte Stadtpfarrer Leopold Höhl in Ebern, der liederreiche, begeisterte Sänger der Rhön, der „Rhöntroubadour", ist in der Nacht zum 29. Februar nach langem schweren Leiden gestorben. Sein in zweiter Auflage erschienener „Rhönspiegel", kulturgeschichtliche Bilder der Rhön, sein poetisches Erinnerungs- und Trostbüchlein „Rhön-Troubadour" sowie seine eingehenden Forschungen in der Geschichte der Rhöngegend haben seinen Namen hinausgetragen weit über seine heimathlichen Berge der Rhön und dem launigen Herrn viele Freunde und Gönner erworben, bei denen sein Andenken noch lange fortleben wird.

Hessische Bücherschau.

In rascher Folge sind zwei neue Nummern der Quartalblätter des historischen Vereins für das Großherzogthum Hessen erschienen: Band I, N. F. Nr. 17 und 18.

Nr. 17 enthält außer Vereinsnachrichten ein genaueres Referat über einen von Prof. Dr. Georg Wolff, dem bekannten Limesforscher, in der vierten Monatsversammlung des Vereins gehaltenen Vortrag über die Bevölkerung des rechtsrheinischen Germaniens nach dem Untergange der Römerherrschaft. Die neuesten Forschungen ergeben eine Kontinuität der Kulturentwickelung durch die Völkerwanderung hindurch. Die Träger dieser Kultur waren die unter germanischer Herrschaft zurückbleibenden Galloromanen, die das untere Maingebiet und die Wetterau dicht bevölkert hatten. Interessante Mittheilungen über die hessen-darmstädtischen Fahnen macht Oberst Fritz Beck. Seit den ältesten Zeiten führten die hessischen Truppen Fahnen, sowohl die geworbenen Truppen, als auch der seit dem Ende des 15. Jahrhunderts bestehende Landesausschuß. Nach drei Epochen der hessischen Truppengeschichte gliedert sich die Geschichte der Fahnen: I. die Fahnen der älteren Zeit bis 1790, II. die Fahnen von 1790 bis 1814, III. die Fahnen von 1814 bis zur Gegenwart. Sodann liefert uns der Gymnasiallehrer Dr. Anthes den Bericht eines Italieners, Galeazzo Guallo-Priorato Conte di Comazzo aus Vicenza, über die Landgrafschaft Hessen-Darmstadt im Jahre 1668. Die betreffende Schrift wird in der großherzoglichen Kabinetsbibliothek aufbewahrt. Hieran schließt sich ein eingehendes Referat über die diesjährige Alterthümerausstellung zu Butzbach, die eine Fülle der werthvollsten Sehenswürdigkeiten bot. Unter den Fundberichten heben wir besonders die archäologischen Mittheilungen Kofler's aus Nieder-Eschbach hervor, in dessen Gemarkung sich noch Gräber aus der Hallstadt-Periode finden. Unter der Rubrik: „Litterarisches" finden wir eine kritische Besprechung der ersten Lieferung des Sarwey-Hettner'schen großen Limeswerkes. In dieser Lieferung beansprucht das Hauptinteresse das im Vereinsgebiet liegende Kastell Butzbach, die sog. „Hunneburg". Außerdem wird L. Lindenschmit: „Die Alterthümer unserer heidnischen Vorzeit" besprochen, sowie Franz Cumont, „Textes et monuments figurés relatifs aux mystères de Mithra." Beide Werke sind ebenfalls von besonderer Bedeutung für das Vereinsgebiet.

Nr. 18 enthält außer Vereinsnachrichten, wovon wir einen durch Abbildungen illustrirten Bericht über die Vermehrung der Sammlung des Mainzer Geschichtsvereines hervorheben, eine „Kurze Geschichte der Wittich'schen Hofbuchdruckerei in Darmstadt" (gegründet um 1600). Hieran schließt sich ein

Aufsatz von Fr. Otto-Wiesbaden über die Thätigkeit des Pfarrers Wolff zu Friedberg von 1545—48. Es folgen verschiedene Fundberichte: A. W. Naue, Neolithische Grabhügel bei Groß-Umstadt (mit Abbildung); A. Roeschen, Alte Straße im alten Hofe zu Laubach; Kleinere Funde in Dieburg, Dietzenbach, Mainz und Grünberg; Münzfunde in Ober-Flockenbach, Erbach i. O., Reichelsheim i. W. und Bodenheim; Paul Joseph, Goldguldenfund zu Oppenheim (14. und 15. Jahrhundert). Außerdem finden wir noch verschiedene „Kleinere Mittheilungen". Die Rubrik „Litterarisches" bietet zwei kritische Besprechungen: Prof. Dr. R. Adamy, der Kreis Friedberg (Kunstdenkmäler im Großherzogthum Hessen), Darmstadt 1495, (vergl. Hessenland, 1895, S. 126) und Gg. Schilling, Katalog der oberhessischen Industrie- und Gewerbe-Ausstellung zu Alsfeld, Alsfeld 1895, von Dr. A. Roeschen. Geschlossen wird die Nummer durch einen Bericht über Nr. 14 und 15 des „Limesblattes", die auch hessisches Gebiet berühren. — R.

Personalien.

Verliehen: Medizinalrath Bode zu Kassel der Charakter als Geheimer Medizinalrath.

Ernannt: die Referendare Heinemann, Bolley, und Brack zu Gerichtsassessoren; Rechtskandidat Wendel zum Referendar.

Gewählt: Stadtrath und Syndikus Jochmus zu Halle a. S. zum Bürgermeister der Residenzstadt Kassel.

Geboren: ein Sohn: Kaufmann Christian Wiskemann und Frau Philippine, geb. Keßler (Kassel, 4. März); ein Mädchen: Lehrer Albert Conradi und Frau Käthe, geb. Gottschalk (Kassel, 29. Februar); Regierungsrath Kurt Freiherr Schenk zu Schweinsberg und Maude Freifrau Schenk zu Schweinsberg (Kassel, 2. März); Staatsanwalt Ganslandt und Frau (Marburg, 5. März); Amtsgerichtssekretär R. Castenholz und Frau Marie, geb. Wolff (Kassel, 6. März).

Gestorben: Fräulein Marie Heldmann, 24 Jahr alt (Wiesenfeld-Veitshöchheim in Unterfranken, 25. Februar); Pfarrer Hermann Römer, (Meerholz, 27. Februar); Professor Dr. Gustav Wachenfeld, 61 Jahre alt (Kassel, 29. Februar); Drogist Oskar Bierwirth, 48 Jahre alt (Kassel, 29. Februar); Metropolitan a. D. Bernhard Beß, 78 Jahre alt (Kassel, 3. März); Fräulein Emma Ritter, 21 Jahre alt (Kassel, 3. März); Architekt Edmund Wilke, 45 Jahre alt (Kassel, 4. März); Frau Auguste Engelhardt, geb. Heine 62 Jahre alt (Kassel, 7. März); Fräulein Sophie Rothstein (Schönfeld, 7. März); Stadtkämmerer a. D. Georg Kling, 68 Jahre alt (Wetter, 7. März); Eisenbahnbetriebssekretär Christian Thiede, 42 Jahre alt (Kassel, 8. März).

Touristische Mittheilungen aus beiden Hessen-Nassau, Frankfurt a. M., Waldeck und den Grenzgebieten, herausgegeben von Dr. Wilh. Lange, Jahrgang IV, Nr. 9, März 1896. Inhalt: Eine Reinhardswaldfahrt. Von C. Freese. Eine „Punschpartie" im Harzer Hochgebirge. Wanderskizze von Heinrich Hertzer. Reisehumor. Berichte.

Berichtigung.

Auf S. 66 der vorigen Nr. 5 muß in der ersten Spalte in Zeile 24 von oben hinter dem Wort „Steinwerck" statt eines Kommas ein Doppelpunkt stehen, in der folgenden Zeile ist statt des Wortes „Ulmer" zu lesen: „Ulm".

Briefkasten.

Alle Sendungen für die Redaktion wolle man an die Buchdruckerei von Friedr. Scheel, Kassel, Schloßplatz 4, richten.

E. Sch. in Haina. Alles erhalten. Besten Dank. Brief folgt.

Unsere verehrten Leser

bitten wir anläßlich des bevorstehenden **Quartalswechsels** dem „Hessenland" das Wohlwollen, dessen es sich seither in steigendem Maße erfreuen durfte, gütigst ferner zu erhalten. Demgemäß wollen unsere werthen **Post-Abonnenten das Abonnement gefl. rechtzeitig erneuern.** Bei direktem Bezug von dem unterzeichneten Verlag oder bei Bezug durch eine Buchhandlung bedarf es ausdrücklicher Neubestellung nicht, vielmehr wird stets angenommen, daß Fortsetzung des Abonnements gewünscht wird, wenn nicht eine Abbestellung vor Quartalsschluß erfolgt ist.

Redaktion und Verlag des „Hessenland".

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. W. Grotefend in Kassel. Druck und Verlag von Friedr. Scheel in Kassel.



№ 7. X. Jahrgang. Kassel, 1. April 1896.

Am Kreuz.

Szene aus der Christenverfolgung in Rom.

Der Lärm auf Romas Gassen ist verrauscht,
Kein Laut mehr stört die Ruh der Schädelstätte,
Die Welle nur des Tiberstromes plauscht
Geschwätzig mit dem Schilf im seichten Bette.
Kein Lüftchen regt sich, Mandelblüthenduft
Haucht würzig durch die schlummermüden Auen,
Des Mondes Sichel schwimmt in klarer Luft,
Aus der krystallne Perlen niederthauen.

Vom Marterholz, das hoch und düster ragt,
Tönt leis' ein banges Seufzen jetzt hernieder:
„Wie lang die Nacht! — O Herr, gieb, daß es tagt,
Erlös' den Geist, die todeswunden Glieder!
Ich fleh' zu Dir aus tiefster Noth und Pein,
Erhör' mich, Herr, dies Herz, o mach' es stille,
Ich sterbe, Jesu, ja für Dich allein,
Doch wie Du willst, Dein Wille sei mein Wille!"

Da regt es sich im Schilf und tritt hervor:
Zwei Augen, thränenfeucht und gramumdüstert,
Schau'n zu der bleichen Dulderin empor,
Und eine schmerzerfüllte Stimme flüstert:
„Was Deines Glaubens Lehrern nicht gelang,
Dein Leiden hat mein starres Herz bezwungen,
Ich ward ein Christ aus innerm Glaubensdrang,
Ein Christ wie Du, Dir ist das Werk gelungen!

Lucretia, hörst Du mich, vergiebst Du mir,
Der Dich verstieß, als Christin Du geworden?
Von wildem Schmerz zerrissen knie' ich hier,
Laß Gram und Reu' den jungen Trieb nicht morden!
Den todesmuthig Du betratst, den Pfad
Durch Nacht zum Licht, durch finstern Wahn zum Glauben,
Auch ich schreit' ihn, gefeit durch Dich zur That —
O seg'ne mich, den einst so Blinden, Tauben!"

Da klingt es jubelnd durch die stille Luft:
„Gelobt sei Gott! — O sel'ges Wiederfinden!
O süßer Trost, jenseits der Todesgruft
Sich Dir, Geliebter, ewig zu verbinden!
Schon winkt mir fern die himmlisch-hehre Pracht —
So bleib' getreu, Du wirst den Himmel erben!
Ich seg'ne Dich! — O Herr, nun sei's vollbracht!
Es tagt, es tagt! — Welch' selig süßes Sterben!" —

Im Osten glüht's empor, es steigt das Licht
Und weckt den jungen Tag mit mächt'gem „Werde!",
Strahlt mild am Kreuz auf ein verklärt' Gesicht
Und streift den stillen Beter an der Erde.
In Flammengarben sprüht es durch das All,
Blitzt blutigroth auf Romas stolzen Zinnen:
Noch ruht die Stadt, nicht ahnend ihren Fall,
Nicht wähnend einer neuen Zeit Beginnen.

Eugen Hané.



Das ehemalige Benediktinerkloster Breitenau.

Von Adolph Fey.

I. Lage und Aussicht.

Auf der durch den Zusammenfluß von Fulda und Eder gebildeten Landzunge liegt, zwei Meilen südlich von Kassel, an der Fulda, gegenüber von Guxhagen, die jetzige Korrektions- und Landarmenanstalt Breitenau, umgeben von fruchtbarer Aue und einem Kranze prächtiger Berggestalten im weiteren Umkreise.

Das hier gebotene eigenartige Panorama lohnt wohl der Mühe, die dahinter gelegene Anhöhe, den Fuldaberg, zu besteigen; von ihm hat man die beste Ueberschau. Ein anmuthiges, ja großartiges Landschaftsbild zeigt sich von da dem Beschauer: Unmittelbar zu Füßen die Gebäude der Anstalt, unter denen die mächtige Klosterkirche durch ihre ehrwürdige Erscheinung die Blicke am meisten auf sich lenkt; rings umgiebt sie und die anderen Häuser eine hohe Mauer in weitem Bogen. Wie ein bunter Teppich breitet sich dahinter die Aue aus und bildet im spitzen Winkel ein Delta, das nicht nur durch die es umfassenden Flüsse, sondern auch durch die hohen Uferwände von der übrigen Außenwelt ganz abgeschieden wird. Im wechselvollen Gegensatze zu dieser ebenen Fläche steht die sie rings umschließende von Stufe zu Stufe aufsteigende Gebirgswelt, im Osten die herrlichen dichten Buchenwälder der Söhre mit ihren Gipfeln, dem Badenstein, Stellberg und Warpel. Der Glanzpunkt der Aussicht liegt jedoch im Westen, zuerst nordwestlich der reichgegliederte Bergzug des Habichtswaldes, dann die gewaltige Mauer des Langenberges und, mit Zwischenräumen in langer Linie bis zur Eder reichend, die schön bewaldeten Kuppen des Kammer-, Oden-, Lamm- und Lotterberges. Sie bilden den Hintergrund, davor aber und zwischen ihnen wird die Landschaft belebt durch die wunderbaren Formen der starr und schroff emporragenden Basaltkuppen des Hahns bei Holzhausen, des Scharfensteins und Madersteines. Nördlich zeigt sich über dem engen Durchbruch der Fulda bei Guntershausen die Gegend von Kassel und die Hochfläche zwischen Fulda und Werra. Hinter uns im Rücken, südlich, wird die Ausschau über die romantische Schlucht, durch die die Fulda mit ihren sonderbaren Krümmungen zieht, von der dunklen Wand des Quillers abgeschlossen, über der der Heiligenberg als eine hohe Warte herüberblickt.

Die Aussage der Chroniken, daß die Schönheit der Lage mit den Anlaß zur Gründung eines Klosters an dieser Stelle gegeben habe, wird durch die Wirklichkeit bestätigt. Aber das Interesse, das uns die Natur durch die Fülle ihrer Gaben hier einflößt, erhält noch eine höhere Weihe durch die geistige Belebung, die die geschichtliche Vergangenheit ihr verleiht. Es ist eine ausgesprochen historische Landschaft, die wir vor uns haben. Wir überblicken den Stammsitz der alten Chatten um Maden und den Odenberg herum. Auf den Höhen vor uns flammten im achten Jahrhundert noch die heidnischen Opferfeuer, hier war die oberste Malstätte, der Mittelpunkt des ganzen Chattenlandes. Hier die vornehmsten Kultusstätten des Heidenthums — und dicht daneben die Geburtsstätten des neuen Glaubens! Denn zwei Apostel von ganz hervorragender Bedeutung haben durch Lehre und That für die Einführung des Christenthums in dieser Gegend erfolgreich gewirkt, in unmittelbarer Nachbarschaft, in Buchenwerra, der heilige Kilian, der Apostel der Franken, und in Fritzlar Bonifatius.

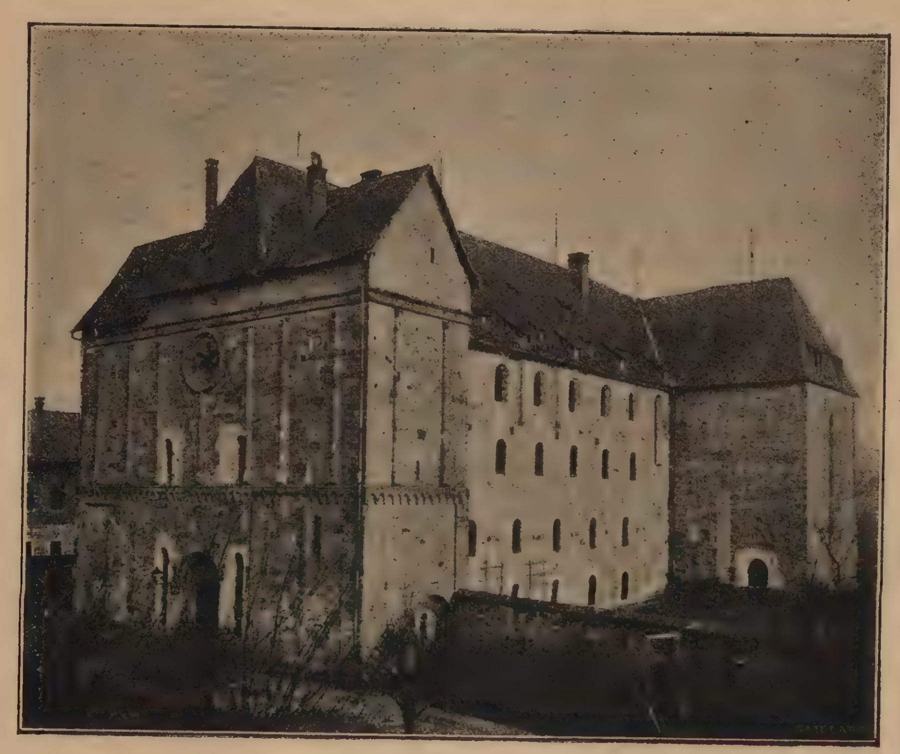
II. Geschichte des Klosters.

Die Gegend zwischen Fulda und Eder, an ihrem Zusammenfluß, hieß vor Alters die Cent Guckishayn (Guxhagen). Vor dem 12. Jahrhundert war sie noch von dichten Wäldern bedeckt. Hessen hatte damals nur erst wenige Klöster, aber gerade diesen letzteren gebührt vor allem das Verdienst, viel zur Urbarmachung des Bodens beigetragen zu haben.

Im Jahre 1113 gründete hierselbst Graf Werner ein Kloster und erbat sich im sechsten Jahre des Baues zur Besetzung des Klosters eine Kolonie von Hirsau, einer Benediktiner-Abtei im Schwarzwald, die damals im Rufe

strengster Observanz stand. Abt Bruno sandte ihm am 17. November 1119 bereitwillig 13 Mönche, von denen Drutwin zum Abt erwählt wurde. Graf Werner starb noch vor völliger Vollendung des Baues am 21. Februar 1121 und wurde im Chor der neuen Kirche begraben. Um das fernere Gedeihen besorgt, hatte er vorher seinen treuen Vasallen Engelbold mit der weiteren Ausführung seiner Stiftung beauftragt. Dieser übergab in Gemeinschaft mit der Wittwe des Grafen, Gisela, die erst 1155 starb, und dem Abte das Kloster mit allem Zubehör dem heiligen Martin von Mainz. Erzbischof Adalbert nahm die Schenkung an und bestätigte 1123 die Stiftung unter Verleihung mehrerer Privilegien.

Hierüber besitzen wir die Urkunde von 1123, die uns aber leider über die Person des Stifters nicht vollkommen aufklärt, sie nennt ihn nur den Grafen Werner und sagt aus, daß derselbe sein ganzes Patrimonium zwischen Rhein, Main und Werra zur Ausstattung gegeben. Alle hessischen Chroniken, wie die von Lauze, Dilich und Winkelmann, ja selbst die schwäbischen Geschichtsschreiber fügen dem hinzu, daß dieser Graf Werner von schwäbischer Abkunft sei, nennen ihn Graf Werner von Grüningen (Neckargröningen im Oberamt Ludwigsburg) und berichten von ihm, daß er durch besondere Gnade des Kaisers Heinrich V. in Besitz der ganzen Gegend gekommen sei. Diese Annahme erscheint uns irrig. Eine Umschau in älteren hessischen Geschichtsquellen ergiebt nämlich mit voller Gewißheit, daß schon im 11. Jahrhundert ein altes reich begütertes Grafengeschlecht, dessen Glieder alle den Namen Werner führten, in Hessen existirte. Sie waren im Besitz der Gegend von Kassel, bei Gießen und Homberg a. O., zudem Schutzherrn der Stifte zu Fritzlar und Kaufungen. Der Jüngste von ihnen, der ebenfalls eine Gisela zur Gattin hatte, starb kinderlos. Von seiner Mutter Williburg, einer geborenen Gräfin von Achalm, hatte er Güter in Schwaben, vielleicht auch Grüningen geerbt, daher wurde ihm, wie dies in Schwaben üblich, dieser Titel zu Theil. Wir finden nirgends Erwähnung von einem Günstling des Kaisers Heinrich V. mit Namen Werner, wohl aber von einem solchen des Kaisers Heinrich IV., denn Lambert von Hersfeld sagt von ihm: „Secundas post eum partes agebat Wernheri comes . . . Hi duo (Erzbischof Adal=



Die Klosterkirche zu Breitenau in ihrer heutigen Gestalt.

(Nach einer dem „Hessenland" von befreundeter Seite gütigst zur Verfügung gestellten Photographie.)

bert von Bremen und Werner) pro rege imperitabant", und giebt ihm kein gutes Leumundszeugniß; freilich pflegt dieser Geschichtschreiber da, wo seine eigenen (die klösterlichen) Interessen berührt werden, und das ist hier der Fall, nicht immer sachlich zu bleiben. Dieser Werner wurde 1066 zu Ingelheim in einem Handgemenge von Männern, oder wie andere sagen, von einem Weibe (a femina saltatrice clava percussus), erschlagen. Hier haben wir unstreitig den Vater unseres Grafen. Sonderbar wäre es, wenn gleichzeitig in Hessen zwei Grafengeschlechter, deren letzte Sprossen beide mit Giselen vermählt, erloschen wären, vielmehr ist es wohl sicher, daß dies nur ein einziges, und zwar das seit mindestens vier Generationen in Hessen ansässige Geschlecht gewesen ist, das höchst wahrscheinlich als die Salisch-Wormsische Linie Werner im 10. Jahrhundert vom Rhein herübergekommen ist.*)

Dichtung und Sage haben nicht verabsäumt, an die Gründung des Klosters Breitenau anzuknüpfen. Die Landesbibliothek besitzt in Handschrift ein von einem Mönche etwa 1520 verfaßtes, von Landau in den „Malerischen Ansichten von Hessen", S. 49 ff. abgedrucktes Lied über die Gründung, das von J. Pistor in seiner Untersuchung über den Chronisten Nuhn erwähnt wird. Der Titel ist: „Newes Gedicht von dem Uffkommen des closters Breidenaw". Nach einer Sage soll Graf Werner von seiner hohen Burg bei Holzhausen oder Haldorf allnächtlich über dem grünen Bergkessel, wo sich Eder und Fulda vereinigt, einen Glanz wie von sieben Lichtern und himmlischen Gestalten gesehen haben. Dies betrachtete er als ein ihm von Gott gegebenes Gebot zur Errichtung eines Klosters. Eine andere Sage läßt einen dort hausenden Riesen an den frommen Gesängen, die früh und spät aus dem Thale heraufklangen, Anstoß nehmen, so daß er die Behausung der frommen Männer durch herabgeschleuderter Felsstücke zu zerschmettern sucht. Nach einer Ueberlieferung verhindern dies die im Wege stehenden Eichen, nach der andern der Erzengel Michael, welcher den Felsstücken hemmend entgegentritt. —

Auf den ersten Abt Drutwin folgte 1132 wieder ein solcher aus Hirsau, mit Namen Heinrich. Er wurde wegen der Wunder, die er vollbrachte, als Heiliger verehrt. Durch werthvolle Reliquien, wie den von ihm aufgefundenen Kopf des Märtyrers Felix und vier Leiber von den Elftausend Jungfrauen, die ihm von Erzbischof Arnold von Köln 1142 überlassen wurden, wußte er das Ansehen und dadurch natürlich auch die Güter des Klosters bedeutend zu mehren. Wie weit verbreitet sein Ruf und der des Klosters war, erhellt auch aus folgender Begebenheit. Abt Rupert von Limburg enthielt sich, durch göttliche Offenbarung nach seiner Angabe dazu veranlaßt, aller von lebenden Wesen herrührenden Speisen, sowie jedes Getränkes außer Wassers und war für die Verbreitung seiner Lehre in der Diözese eifrig bemüht. Die Sache erregte Aufsehen, sodaß sein Vorgesetzter, Bischof Arnold von Speyer, ihn zu öffentlichem Verhör vor sich lud, ihn aber trotz aller Redekünste nicht zu bekehren vermochte. Er schickte ihn nach Breitenau zu Abt Heinrich, in zuversichtlicher Hoffnung, daß es diesem besser gelingen würde; aber selbst dieser kam nicht damit zu Stande. — (Die Konversationslexika — Brockhaus, Meyer — geben J. Newton im Jahre 1811 als ersten Apostel der Vegetarier an, in Rupert finden wir aber schon sieben Jahrhunderte früher einen Vorgänger, der mit allem Feuer der Ueberzeugung in Wort und Schrift für diese Lehre aufgetreten ist. Wir halten es für unsere Pflicht, diesen Irrthum zu berichtigen und verweisen zur Bekräftigung unserer Aussage auf Trithemii Annales I, S. 380.) Um die Zeit des Abtes Heinrich beherbergte das Kloster unter seinen Insassen einen Mann aus besonders vornehmem und angesehenem Geschlecht, einen Grafen von Schönberg, der sich wohl schwerlich dazu entschlossen haben würde, gerade dort die Kutte zu tragen, wenn sich das Kloster nicht eben damals einer hohen Bedeutung zu erfreuen gehabt hätte.

Die Namen der folgenden Aebte ergeben sich aus den Urkunden, es sind: Giso 1215—31, Widekind 1239, Sifrid 1255, Ysefrid 1263, Heinrich 1268, Bodo 1289—94, Johannes 1295, Sifrid 1307—9, Wernher 1314—39 (nicht 1338, wie Schmincke angiebt), Heinrich von Waldenstein 1346—48, Reinhard 1355—68, Johannes von Wolfershausen 1377, Hermann von Gilsa 1383—1403, Heinrich von Wolfershausen 1411—14, Hermann 1416, Werner 1419, Konrad von Hirzenrode 1436—38, Kurt Platzfuß 1439 (den Schmincke nicht erwähnt, er kommt in einer Urkunde als Oberster des Konvents vor), Hermann von Slutginsdorff 1440—43, Johannes Goffel 1447—59, Nikolaus Ratzenberge 1464—70, Dithmar Utershausen 1471, Johannes Storen 1485—88, Konrad 1494, Nikolaus 1499, Johannes Meyer 1497 bis 1527 (nicht 1524, wie Schmincke irrig ansetzt).

(Fortsetzung folgt.)

*) Meyer von Knonau, Jahrbücher des Deutschen Reiches unter Heinrich IV. und Heinrich V., Th. I, Anm. 177, S. 485 f.

Die Juden in Hessen.

Von H. Metz.

(Fortsetzung.)

Abgaben.

Die jüdischen Abgaben waren entweder solche, die die judenschaftlichen Korporationen oder die einzelnen Juden zu bezahlen hatten.

Als solche Abgaben kann man unterscheiden:

I. Herrschaftliche Abgaben:
   1. Leibzoll,
   2. Silbergeld,
   3. Federlappengeld,
   4. Kriegsbeitragsgeld,
   5. Kraut- und Lothgeld.

II. Abgaben an die Schutzherrschaft.

III. Gemeindeabgaben.

Die herrschaftlichen Abgaben mußten theils für Gewährung des Schutzes, theils für Befreiung von manchen Leistungen entrichtet werden. Für die Erlangung eines Schutzbriefes und die auf Grund dieses bewilligte Erlaubniß des Aufenthaltes im Lande mußte ein Zoll, der sogenannte Leib- oder Einzugszoll, bezahlt werden.

Landgraf Moritz bestimmte 1656 das Schutzgeld der Juden auf 8 Gulden und das Einzugsgeld auf 10 Goldgulden.

Am 21. Juni 1744 wurde durch Kameralausschreiben bestimmt, daß das Einzugsgeld von sämmtlichen Schutzjuden erhoben werden sollte, nur wo „die vom Adel Zuzugsgeld von denen unter ihrem Gerichtszwang gesessenen Juden zu erheben hergebracht hätten“ soll für die Landesherrschaft vorerst kein solches erhoben werden. Auch kam jetzt die Bestimmung auf, daß die Judenfrauen ebenfalls Einzugsgeld bezahlen mußten.

Eine Bestimmung vom 21. Juni 1727, wonach ein fremder Jude für jede Nacht in Kassel einen Leibzoll von einem Speziesdukaten erlegen mußte, wurde durch eine neue Verordnung aufgehoben (Kameralausschreiben vom 28. Januar 1751). Auf Grund dieses Ausschreibens sollte ein inländischer Jude für jede Nacht, die er in Kassel übernachtete, einen Leibzoll von 4 guten Groschen, ein ausländischer aber 8 gute Groschen entrichten.

Seit dem 20. August 1767 hatten die schutzpflichtigen Juden, bevor der Schutzbrief ertheilt wurde, 100 Mark Silber zur Münze zu liefern. Infolge einer Verfügung vom 1. Januar 1610 war von der Judenschaft eine bestimmte Quantität Silber zu einem festgesetzten Preise in die Münze zu liefern. Diese Naturalleistung wurde durch Landgraf Moritz (1656) in eine Abgabe von 1000 Reichsgulden verwandelt. Auch die adeligen Schutzjuden sollten zu dieser Abgabe beitragen. Das Silbergeld war laut Kameralausschreiben vom 6. Juli 1705 jährlich auf Michaelis zu entrichten. Da die Juden von den Jagddiensten befreit waren, so hatte die Judenschaft die Verpflichtung, an die Jagdverwaltung einen Zentner Federlappen zu entrichten. Diese Lieferung in natura wurde durch fürstliches Ausschreiben vom 4. März 1679 in eine von einem jeden Juden zu entrichtende Abgabe von einem Goldgulden abgeändert. Diesen Goldgulden mußten die Rabbiner und Judenschulmeister ebenfalls bezahlen, wenn sie Handel trieben. (Kameralausschreiben vom 19. Februar 1732.)

Das Kriegsbeitragsgeld war eine Abgabe, die die ganze Judenschaft an die Kriegskasse zahlte und dann unter ihre Mitglieder theilte.

Unter dem Kraut- und Lothgeld wurde eine auf das Artilleriewesen bezügliche Abgabe verstanden. (12. August 1739.)

Blieben die Juden mit Erlegung einer ihrer herrschaftlichen Abgaben vier Wochen oder länger im Rückstande, so erfolgte deren Verdoppelung.

Durch Kameralausschreiben vom 31. Mai 1748 wurde bestimmt, daß die Judenschaft für die herrschaftliche Abgabe derjenigen Glaubensgenossen, die auf ihr Attest hin um den landesherrlichen Schutz einkämen, haften müsse. Sie mußte also Kaution für dieselben stellen und mit dieser haftete sie für die Rückstände der Mitglieder so lange, bis sie wegen Armuth des betreffenden Mitglieds die Kaution gekündigt hatte. Infolge dieser Kaution stand der zur Zahlung genöthigten Judenschaft der Regreß an den Schuldner zu, jedoch ohne deshalbiges Vorzugsrecht vor den sonstigen Gläubigern. Wegen der herrschaftlichen Abgaben, die die Judenschaft als solche zu bezahlen und von den einzelnen Juden zu erheben hatte, stand ihr gegen diese das Vorzugsrecht nicht zu.

Die Besteuerungsbefugniß des zum Judenschutz berechtigten Adels war keine willkürliche, sondern beschränkte sich auf die verglichenen oder rechtmäßig hergebrachten Abgaben. Dazu gehörten das Einzugsgeld oder Schutzgeld und das Abzugsgeld. So wurden von dem Brautschatz, der mit den Kindern der Juden bei ihrer Ver-

heirathung außer Landes ging, 5 Pfennig (20 Prozent) Abzugsgeld erhoben. Auch mußten sie beim Abzug einen Abschiedsbrief erwirken, widrigenfalls ihre Güter konfiszirt wurden. (Judenordnung von 1679.)

Die Schulden und Lasten ihrer Glaubensgemeinde, wie die regelmäßige Schatzung, und bei gewissen religiösen Handlungen zu leistende Abgaben, so z. B. die Talmud-, Thora-, Jerusalemgelder, ferner verschiedene andere Abgaben, u. A. Neujahrsgelder und Rinderzungenabgaben, hatte die Judenschaft allein zu tragen.

4. Jüdisches Recht.

Bei Rechtsverhältnissen zwischen Juden und Christen kam das römische Recht zur Anwendung; die in erster Instanz zur Kompetenz des Landrabbiners gehörigen Sachen wurden nach jüdischem Rechte behandelt.

Bei Streitigkeiten unter einander durften sich die Juden nicht an fremde Rabbiner wenden, sondern mußten ihre eigenen Rabbiner zu Richtern bestellen. Diese waren ermächtigt, nur nach mosaischem Rechte zu entscheiden und zu Zwangsmitteln zu greifen, doch nur, wenn beide Parteien Juden waren und sich dem jüdischen Recht innerhalb der Grenzen erlaubter Privatwillkür vertragsmäßig unterworfen hatten. Den landesherrlichen Regalien und der landesherrlichen Jurisdiktion durfte kein Abbruch geschehen. Den Rabbinern mußte ein beeidigter Jude beigegeben werden, der dafür zu sorgen hatte, daß die Strafgelder richtig zur Hälfte an den Fiskus abgeliefert wurden. (Fürstliche Verordnung vom 1. August 1656.)

Diese Konzession wurde von der Landgräfin Hedwig Sophie unter'm 1. Oktober 1664 erneuert und bestätigt und ebenso von Landgraf Karl unter'm 15. März 1679.

Berufung von den Rabbinern ging an die Regierung, in Ehesachen an das Konsistorium. In den vor die ordentlichen Gerichte gehörenden Sachen, wozu insbesondere alle dinglichen Rechte, Erbschaftsangelegenheiten, eheliche Vermögensrechte, Ehescheidungen, Delikte, Vormundschaften und sonstige Angelegenheiten der freiwilligen Gerichtsbarkeit gezählt wurden, gelangte das allgemeine Landrecht zur Anwendung ohne Rücksicht auf entgegenstehende jüdische Gesetze und Gewohnheiten.

Was die Schließung der Ehen anlangt, so bestimmte die Landesgesetzgebung zwar die Bedingungen, unter denen den Juden die Heirath gestattet wurde, und dehnte die für die Christen hinsichtlich der Verwandtschaft und Schwägerschaft geltenden Heirathsverbote auf die Juden aus, dagegen blieb die Form der Trauung dem jüdischen Ritus und die Entscheidung der Frage, ob eine jüdische Ehe gültig geschlossen sei, der Entscheidung des Landrabbiners überlassen. (Roth und von Meibom, Privatrecht.)

Das Ehescheiden war den Juden laut Judenordnung vom 12. August 1739 bei Strafe verboten.

(Schluß folgt.)

Aus der Franzosenzeit.

Nach den Akten der Kesselstädter Pfarreirepositur mitgetheilt von

Pfarrer Hufnagel-Kesselstadt.

(Schluß.)

Auf eine entsprechende Eingabe wird den Pfarrern in einem sehr verbindlichen Schreiben zugesagt, man wolle sich verwenden, daß die ihnen in den Jahren 1808 und 1809 zurückbehaltenen Besoldungen vom französischen Gouvernement zurückerstattet würden.

Im Departement Hanau wie gleicher Weise in dem von Fulda war in den Jahren 1809, 1810 und 1811 zwischen den Geistlichen und ihren Gemeinden eine Differenz dadurch entstanden, daß letztere das französische Dekret, gegeben Madrid den 12. Dezember 1808, betreffend die Aufhebung der Leibeigenschaft und des Kolonats auch auf die Aufhebung der Pfarr- und Schulfrohnden bezogen und sich weigerten, dieselben weiterzuleisten. Der Kultusminister entschied, daß die in Frage stehenden Frohnden als Hand- und Spanndienste mit der Leibeigenschaft nichts zu thun hätten, auf die allein sich das französische Dekret bezöge. Eine Entschädigung für die in besagten Jahren nicht geleisteten Frohnden wurde aber den Geistlichen nicht zugesprochen.

Besonders scharf ging der Kultusminister 1812 gegen die im Departement Hanau sich „einschleichenden" Konkubinate vor. In einem gemeinsamen Erlaß mit dem Justiz- und Polizeiminister Freiherrn von Albini wird die Gemeinde Mottgers in dieser Beziehung als schwer belastet erwähnt und dem Distriktsmaire zu Schwarzenfels deshalb eine ernste Zurechtweisung ertheilt.

Auch dem Schulwesen wurde von höchster Stelle Aufmerksamkeit und eingehende Fürsorge gewidmet. Durch Patent vom 1. Februar 1812 wurde die Ober-Schul- und Studieninspektion konstituirt. Diese beauftragte den als Förderer des Volksschulwesens bekannten und verdienten Pfarrer Brand, eine detaillirte Darstellung des Schulwesens in Kesselstadt zu geben und allenfallsige Verbesserungen vorzuschlagen. Pfarrer Brand kam dem ihm gegebenen Auftrage in einem umfangreichen Promemoria nach.

Eine Angelegenheit nimmt einen besonders breiten Raum in den Pfarrakten ein und verdient auch heute noch einiges Interesse.

Die Besoldungen der Pfarreien zu Kesselstadt, Oberdorfelden, Roßdorf, Niederrodenbach, Bruchköbel, Oberissigheim und Niederissigheim bestanden ursprünglich größtentheils in den Zehnten, die nach einer Konvention zwischen den Grafen von Hanau und dem Konsistorium nicht mehr von den Pfarrern, sondern von der Herrschaft eingezogen wurden — „nicht zum Vortheil der Pfarreien“, bemerkt Pfarrer Brand dazu. Dafür mußte die Herrschaft den Pfarrern der genannten Gemeinden Besoldungen in Naturalien und Geld verabreichen und die Pfarrhöfe der fünf erstgenannten Gemeinden, welche Eigenthum der Pfarrgemeinden sind, in Bau und Besserung erhalten. So wurde es pünktlich gehalten bis zum Jahre 1808. In diesem Jahre schenkte Napoleon die herrschaftliche Besoldung der Pfarrer nebst den Pfarrhöfen und den dazu gehörigen Gärten seiner Schwester, Ihrer kaiserlichen Hoheit der Prinzeß Pauline, diejenige von Bruchköbel aber an den Grafen Lemarois als Dotation, nachdem der Domänendirektor Gentil in Hanau die sämmtlichen bezeichneten Pfarreien als Domänen und die Pfarrer als non-actif erklärt hatte. Den Pfarrern war damit über die Hälfte ihres ohnehin spärlichen Gehaltes genommen und mußten sie noch dazu Wohnungsmiethe bezahlen — der in Kesselstadt 120 Gulden jährlich, „eine für uns Pfarrer unerschwinglich hohe Abgabe“, ruft Brand aus.

Auch Schloß Philippsruhe gehörte zur Dotation der Prinzeß Pauline, wo als Administrator ein Herr Tavels aus Paris eingesetzt war.

Pfarrer Brand hielt dieses Vorgehen für höchst ungerecht und war der Meinung, daß das alles ohne Vorwissen Napoleon's geschehen sei und gegen das Manifest desselben vom Jahre 1806 verstoße, welches vor aller Welt der Religion und den milden Stiftungen, also auch den Religionsdienern und deren Besoldungen, Schutz und Sicherheit verheiße. In einer unterthänigen Eingabe*) protestirte er mit seinem Presbyterium gegen diese Maßnahmen an die „hochpreißliche“ Regierung in Hanau und gleichfalls an die Rentkammer daselbst, erhielt aber keine Antwort.

Da forderte unter dem 2. November 1810 einer der gleichfalls dabei interessirten Geistlichen — sein Name ist leider nicht angegeben —, „da gerade jetzt“ — also nach Errichtung des Großherzogthums Frankfurt — „der dringendste Augenblick zum gemeinschaftlichen Bestreben zur Wiedererlangung unserer Besoldungen vorhanden sey“, seine Amtsbrüder auf, „nicht vereinzelt und nicht abgesondert, sondern vereinigt und gemeinschaftlich zu handeln“. Er erbittet sich in der gemeinschaftlichen Sache Zustimmung und Billigung seines Schrittes, eine Eingabe an den Großherzog und seinen Minister von Eberstein in aller Namen einzureichen. Dieses geschah wohl, hatte aber auch keinen Erfolg. In noch weiteren Eingaben, oft in rührenden und beweglichen Worten abgefaßt, in denen Großherzog Fürst Primas auch an seinen eigenen geistlichen Stand erinnert wurde, wandten sich die Pfarrer an dieselben Stellen, aber sie fanden kein Gehör. Unter allerlei Ausflüchten und Vorwand wurden sie an die Geschenknehmer verwiesen, deren Sachwalter sich aber auf nichts einließen.

Als alles nichts half, da wandte sich Pfarrer Brand, der überhaupt als der Vorkämpfer in dieser Angelegenheit erscheint, in klarer, einfacher Darstellung des Sachverhaltes und des Unrechtes, das den Pfarrern zugefügt sei, direkt an Napoleon mit der Bitte,

„uns unsere Besoldung vom Jahre 1809 an, in welchem Ew. Kaiserl. Königl. Majestät die Zehnten bezogen haben, zu verleihen, und den beiden Geschenknehmern aufzugeben, die mit den Zehnten verbundenen onera (Lasten) zu leisten oder die zu allen Zeiten gültigen Regeln zu bestätigen ‚cessante causa cessat effectus‘; entweder die Besoldungen oder die Zehnten zurück!“

„Hierauf“, so steht im Copialienbuch leider ohne Datumsangabe, „wurde Se. Königl. Hoheit der Großherzog von Frankfurt Karl von der französischen Behörde verpflichtet, an die Pfarrei Kesselstadt aus der herrschaftlichen Renterei Bücherthal nach dem Geldanschlag jährlich baar abzugeben: [folgen die Einzelbezüge in Naturalien und in Geldanschlag mit der Gesammtsumme von jährlich 280 Gulden]“.

---

*) Angefertigt von dem hiesigen Hofgerichts-Advokaten Balde am 16. März 1810; kostet 4 Gulden 25 Kreuzer.

Eine Entscheidung Napoleon's selbst und Anweisung an den Großherzog scheint mir überhaupt nicht in dieser Sache erfolgt zu sein, denn im Presbyterialprotokoll vom 12. Oktober 1812 theilt Pfarrer Brand zur Beruhigung seines Presbyteriums mit, „daß auf Verwendung meines Freundes, Herrn Tavels aus Paris, des Administrators der Dotationen der Prinzeß Pauline im Schlosse Philippsruhe dahier, der Großherzog den Zins für das Kesselstädter Pfarrhaus, als eines angeblichen Domänegebäudes, jährlich mit 80 Gulden zur Bezahlung an die französische Behörde übernommen habe".

Nur noch einmal kommt von jetzt ab eine Maßnahme der großherzoglichen Behörde zur Mittheilung — es ist ihre letzte. Am 1. April 1813 wird im Presbyterialprotokoll der von der Kirchenprovision gefaßte Beschluß zur Kenntniß gebracht, daß die Kirche zu Kesselstadt um 1100 Gulden bei der Brandversicherung zu Aschaffenburg versichert und der Beitrag an die Brandkasse durch den Distriktsmaire Sartorius zu Hanau entrichtet werden solle.

Damit verschwinden die französischen Namen und großherzoglich Frankfurter Behörden aus den Pfarrakten für immer; das Dekretenbuch ist ganz verstummt. Das für Deutschland glückliche Jahr 1813 hatte andere Zeiten heraufgeführt.

Ueber die Folgen der französischen Herrschaft in Deutschland schreibt Pfarrer Brand fast unmittelbar nach der Schlacht bei Leipzig am 2. Dezember 1813 im Presbyterialprotokoll:

„Während dieser Periode ward alle häusliche und öffentliche Ruhe untergraben, das deutsche Staatsgebäude aus seinen Fugen gehoben und in allen seinen einzelnen Theilen aufgelöst. Das deutsche Vaterland wurde nicht nur im Allgemeinen, sondern auch dessen einzelne Bewohner mit ungeheuren Lasten belegt; auch Wahrheit und Gerechtigkeit wurden in den Staub getreten, die verführte Unschuld des Schutzes und der Hilfe gegen den Verführer beraubt, die Buhlerei, diese Staatenpest, wurde zu einem Erwerbszweige erhoben, ja, die Heiligkeit des Ehestandes, welche als des Familienglückes reinste Quelle durch göttliche und menschliche Gesetze gesichert ist, ward gesetzmäßig verletzt und so dem Leichtsinn, der Ruchlosigkeit und dem Unglauben Thor und Thür geöffnet. In dieser Lage konnte sich der echte Christ nur mit dem tröstlichen Gedanken beruhigen, daß Gottes weise und gütige Vorsehung dieser liederlichen Franzosenzeit gewiß ein Ende machen werde. Mancher biedere Deutsche, dessen Herz voll Liebe zu seinem Fürsten und seinem Vaterlande glühte, konnte seinen gerechten Unwillen über diese fremde Tyrannei nicht länger mehr zurückhalten und suchte und fand dabei Licht und Aufklärung in der Geschichte der göttlichen Führungen, welche in unseren heiligen Religionsurkunden aufbewahrt sind."

Nachdem Pfarrer Brand in seiner weiteren Ausführung Jesajas 14 und Offenbarung 9 ganz besonders auf Napoleon, „diesen Tyrannen unseres Zeitalters", angewandt, fährt er fort:

„Sichtbarer hat Gottes Vorsehung sich niemals ausgesprochen, herrlicher hat sich noch nie ein göttliches Weltgericht in einem irdischen Weltereignisse geoffenbart, als es an Napoleon und seinen gefühllosen Gehilfen sich darstellte. Denn der, dessen Name beinah auf dem halben Erdkreise gefürchtet ward, hat es noch erfahren, was einst der fromme Assaph in heiliger Begeisterung von dem Untergang des Uebermüthigen so treffend und wahr bemerkte: Sie gehen unter und nehmen ein Ende mit Schrecken."

Hier anschließend schildert der Pfarrer den Zug Napoleon's nach Rußland und die Vernichtung seines ungeheuren Heeres durch Schwert, Hunger und außergewöhnliche Kälte.

„Statt sich durch diese sichtbare Einwirkung Gottes", schreibt der Erzähler weiter, „zu Friedensgedanken leiten zu lassen, sann Napoleon nur auf neue Mittel, neue Schlachtopfer den Völkern entgegenzuschicken, welche nunmehr ihre eigenen Grenzen vertheidigen sollten. Jenes wunderbare Ereigniß, jene laute Stimme Gottes hat nicht umsonst gesprochen; sie weckte auf einmal in der Völker Herzen den religiösen Sinn, der Glaube an eine gerechte Vorsehung erhielt neue Stärke und befestigte die Ueberzeugung, daß Gott nun mit seinen Strafgerichten über jenen Herrschsüchtigen hereingebrochen sey."

Trefflich schildert der patriotische Mann Deutschlands Erhebung, die zur siegreichen Völkerschlacht bei Leipzig führte, in nachfolgenden begeisterten Worten:

„Alle Deutsche sahen jetzt den Krieg gegen den Kaiser der Franzosen als Gottes Sache an und hielten sich verpflichtet, als Werkzeuge in Gottes Hand zur Befreiung der unterjochten Völker mitzuwirken. Unaufhaltsam eilten überall Jünglinge und Männer zu den Waffen und waren mit dem hochherzigen Aufruf: ‚Für Gott und Vaterland' bereit zum heiligen Kampfe. Auch jeder Stand und jedes Geschlecht, das nicht am gerechten Kampfe Theil nehmen konnte, brachte freiwillig jedes Opfer auf dem Vaterlandsaltar, um zu dessen Rettung beizutragen. Der hohe Muth der Kämpfer erfocht

auch einen Sieg nach dem andern über die Franzosen, über Deutschlands Feinde."

Am 28. Oktober kamen die Baiern und Oesterreicher unter Wrede hier an, um dem zum Rheine strebenden, geschlagenen Kaiser den Rückzug zu verlegen. Noch am selbigen Abend erbeuteten sie auf dem Main vor Kesselstadt ein französisches Reisschiff, dessen Inhalt für die französischen Truppen bestimmt war.

Ueber die Schlacht bei Hanau und deren Folgen für die Stadt und Kesselstadt, sowie über seine eigenen Erlebnisse und Drangsale durch die fliehenden Feinde schreibt unser Gewährsmann:

„Der letzte blutige und denkwürdige Auftritt diesseits des Rheins war die Schlacht bei Hanau am 30. Oktober, von welcher die traurigen Folgen dem Auge des Einheimischen und Fremden noch in den Ruinen der Vorstadt sichtbar sind. Insbesondere erfuhr auch unser gutes Kesselstadt des Feindes Wuth in hohem Grade. Denn als Sonntags den 31. Oktober früh Morgens, Kaiser Napoleon mit seinem Heer vor den siegreichen Deutschen durch unsere Umgebung flohe, so wurde auch unser Dorf von den französischen Soldaten ausgeplündert. Im Pfarrhaus wurde alles Hab und Gut von Hunderten geraubt und viel Möbel zerschlagen. Ich selbst, der Pfarrer, würde in der Wohnstube bei meinen Schwestern das Leben durch das feindliche Bajonet verlohren haben, wenn mich nicht Gottes besondere Vorsehung wunderbar geschützt und aus mörderischen Händen befreit hätte."

Alsdann versteckte sich der Pfarrer sammt dem Schullehrer in einen Dielenwinkel neben dem Pfarrgarten, von wo ihn nach drei Stunden ein beherzter Kesselstädter Bursche abholte und in seinem Hause erquickte. Nachmittags begab sich der Pfarrer nach Schloß Philippsruhe, in dessen verborgenen Räumen und Winkeln sich der größte Theil der Einwohner versteckt hielt. Hier sammelte er seine Pfarrkinder um sich, tröstete sie aus Gottes Wort und betete mit ihnen.

„Wir blieben im Schlosse," fährt er dann fort, „bis der Zug der deutschen Armeen unter Schwarzenberg, Blücher und Wrede und der Russen und Kosacken vorüber war."

Vom 2. November ab mußte Pfarrer Brand Wohnung in Hanau nehmen, weil das Pfarrhaus verwüstet und gänzlich unbewohnbar geworden war. Seinen Verlust an Werthsachen, Geld 2c. giebt der Pfarrer selbst auf 4000 Gulden (6800 Mark) an. Wie dem Pfarrhause und seinem Besitzer, so ist es ohne Ausnahme auch allen übrigen Häusern und Bewohnern des Dorfes ergangen.

Wie ungeheuer die von den ab- und durchziehenden Franzosen angerichteten Verwüstungen waren, welch' erdrückend schwere Lasten und Abgaben der bereits gründlich ausgesogenen Gemeinde von Neuem durch Feind und Freund, durch die Franzosen und Alliirten auferlegt wurden, darüber geben die Gemeinderechnungen von 1813 und 1814 nur allzu genaue und traurige Auskunft. Mehr als 18 000 Mark stehen da verzeichnet als Kosten für Lieferungen an Fourage, Brod, Fleisch, Wein, Bier u. dergl., ohne das, was die armen Geplünderten von ihrem geringen Vorrath noch zu liefern hatten.

So groß aber auch die Opfer waren, die hier gebracht werden mußten, so war es doch für die so schwer Heimgesuchten ein tröstlicher und erhebender Gedanke, daß Deutschlands Befreiung von der „französischen Sklaverei" errungen sei. Mit Verlangen und in großer Spannung sah man nunmehr der Heimkehr des Landesfürsten entgegen, der sich bisher zu Prag aufgehalten hatte. Am 29. November hielt derselbe seinen feierlichen Einzug in Hanau. Er kam von Kassel über Frankfurt a. M.

„Die Treue und Anhänglichkeit seines biederen deutschen Volksstammes", berichtet Brand, „äußerte sich bei dem Wiedersehen im lautesten Ausbruche der Herzlichkeit schon an der Mainkur (oder dem Mainanker, auch Knallhütte genannt), wo die Geistlichen aus Bergen, Seckbach und dem ganzen Amt Bornheimer Berg an der Spitze ihrer sämmtlichen Gemeinden mit dankbaren Freudenthränen den Allerhöchsten lobten, daß er ihr Flehen erhört und sie der milden Regierung ihres deutschen Landesfürsten wieder anvertraut habe."

Auch hier in Kesselstädter Gemarkung, da, wo die nach Wilhelmsbad hinführende Pappelallee die Frankfurter Straße kreuzt, war eine Ehrenpforte erbaut. An ihr hatte sich die ganze Gemeinde zum Empfang versammelt. Kurz nach 10 Uhr Vormittags kam der lange Zug „unter Pauken- und Trompetenschall" von einer außerordentlichen Volksmenge begleitet von Dörnigheim her an der Ehrenpforte an. Der Oberst von Haynau führte den Zug und ließ ihn hier halten. Pfarrer Brand trat vor und begrüßte den Landesherrn „nach sieben Jahren schmerzlicher Trennung" im Namen seiner Gemeinde und brachte auf's Neue deren unterthänigste Huldigung dar. Er schloß seine Ansprache: „Gott segne unsern Kurfürsten, Wilhelm den Deutschen!" Der Kurfürst erwiderte: „Ich danke Ihnen, lieber Herr Pfarrer, für Ihren heißen Segenswunsch.

Gott erhöre Ihr Gebet! Ihre Kirche und Gemeinde werde ich stets bei allen heiligen Rechten schützen. Der Herr sey mit Ihnen!" Unter Lebehochs setzte sich der Zug und die große Volksmasse wieder in Bewegung und traf unter dem Geläute der Glocken nach 11 Uhr in Hanau ein.

Ueber dem Jubel und der Freude versäumt es Pfarrer Brand aber nicht auch über die Noth und das Elend zu berichten, welche der Krieg und besonders die Schlacht für die hiesige Bevölkerung im Gefolge hatte. Im Schlosse Philippsruhe, in den Bürger- und Bauernhäusern der Stadt und in den Dörfern wurden Lazarethe eingerichtet zur Aufnahme der Verwundeten und Kranken, von Freund und Feind. Ein bösartiges Nervenfieber, „die Kriegspest", brach aus und wüthete unter Kranken und Gesunden. In kurzer Zeit wurden in Hanau, Kesselstadt, Dörnigheim, Seckbach ꝛc. einige Tausend Menschen, meist in den besten Jahren, von der Seuche dahingerafft.

„Fast alle hiesige Häuser", berichtet der Pfarrer, „waren Hospitäler, und in mancher Familie war niemand mehr, welcher dem anderen aufwarten konnte. Viele meiner besten Gemeindeglieder und Pfarrkinder wurden hingerafft und viele zu Wittwen und Waisen gemacht, für deren Unterstützung wir nach Vermögen sorgten."

In Kesselstadt allein starben Ende 1813 und 1814 in ganz kurzer Zeit an 50 Personen; sie wurden der „allgemeinen Trauer und Heimsuchung wegen" in der Stille „beim feierlichen Abendgeläute" nur unter Begleitung des Geistlichen beerdigt.

Mit dem Gebete:

„Mit Dir, Herr Jesu, haben sie die namenlosen Leiden dieser Kriegszeit gelassen erduldet: nunmehr erquickst Du sie in Deiner Himmelsherrlichkeit mit Freude und Wonne, mit Friede und Seligkeit ewiglich! Amen".

schließt der fromme Pfarrer seine Mittheilungen aus der Franzosenzeit und gleichzeitig auch das Kirchenbuch, auf dessen Blättern er so traurige vaterländische Erlebnisse und so viele theure Namen seiner infolge des Krieges dahingerafften Pfarrkinder verzeichnen mußte.



Bruder Eusebius.

Novelle von Emma Braun.

(Schluß.)

Als Magnus sich dem eignen Heim wieder zuwandte, kam ihm Apollonia händeringend entgegen. Wieder kränker geworden sei die Frau und verlangt habe sie nach dem jungen Herrn. Der eilte in das Zimmer der Mutter, sank am Bette in die Kniee, und das Herz krampfte sich ihm zusammen vor Schmerz und Weh, denn ein Blick auf das geliebte Antlitz zeigte ihm die grausame Veränderung, die sich dorten in wenig Stunden vollzogen hatte.

„Der Doktor, holt den Doktor!" ruft er der zitternden Alten zu. Wie Verklärung ging es über die Züge der Leidenden, als ihre Hand liebkosend die Stirne des Sohnes berührte.

„Noch nicht, ich habe erst noch mit Dir zu reden, mein Magnus, dann holt den Priester, und wenn es Dich beruhigt, mein liebes Kind, auch den Doktor." —

Der Jüngling war allein mit seiner Mutter. Er erhob sich wie ein Trunkener, doch gewaltsam suchte er sich zu fassen, setzte sich auf den Rand des Bettes, nahm die Kranke in die Arme und flehte zum Himmel um Kraft, das Furchtbare zu können.

Die Uhr im alten Holzgehäuse tickte leise, immer weiter rückte der unbarmherzige Zeiger, linde Luft zog durch das geöffnete Fenster, alles athmete Ruhe und Frieden, nur Magnus wähnte den Schlag seines Herzens zu hören, das von Angst gefoltert laut pochend wie ein Hammer schlug.

„Magnus, mein liebes Kind, ich gehe ja so gerne ein zur ewigen Ruhe, denn siech und krank ist mein Leib schon jahrelang. Doch ehe ich von Dir scheide für immer, muß ich Dich vorbereiten auf die große heilige Aufgabe, die Deiner harrt.

Du hast Deinen Vater nie gekannt, Magnus. Er war ein hochherziger, edler Mann und ich liebte ihn so grenzenlos, daß ich ihm, dem Protestanten, gegen den Willen meines Vaters die Hand reichte. Der hat mir diesen Schritt niemals vergeben, nie kam mein Name wieder über seine Lippen, nie hat seine Hand wieder die meine berührt, mein Fuß die Schwelle des Vaterhauses betreten. Er starb unversöhnt, und sein großes Vermögen fiel den Klöstern zu.

Wir waren trotzdem glücklich in unsrer jungen Ehe. Wir liebten uns unendlich, Dein Vater trug mich auf den Händen. Noch im ersten

Jahre wurde uns ein Knabe geboren, ein liebliches, kräftiges Kind, doch schon nach einigen Monaten fing es an zu kränkeln, und an seinem ersten Geburtstage betteten wir es zum ewigen Schlaf draußen unter dem grünen Rasen. Noch vier andere Geschwister folgten unserem Erstgeborenen. Blühend und gesund erblickten sie das Licht der Welt, um bald an einer Krankheit dahinzusterben, denen die Aerzte keinen Namen zu geben vermochten. Nur ich kannte den Grund des Elends. Die unschuldigen Kleinen büßten Sünde und Schuld der Mutter, die ihr Seelenheil der irdischen Liebe geopfert hatte. Krank und elend wurde ich von all dem Jammer und war nur noch ein Schatten meiner selbst. Nichts, nichts schaffte meinem Herzen Frieden und Ruhe meinem Gewissen. Wie bin ich gewallt zu den heiligen Gnadenorten, wie habe ich mir die Kniee wund gelegen vor den Altären der Heiligen; die größte Buße, die man mir auferlegte, erschien mir zu gering gegenüber meiner Schuld. Deinen Vater, Magnus, Deinen edlen Vater, der einst der Abgott meiner Seele war, den ich mehr geliebt hatte als mein Leben, den lernte ich hassen als den Räuber, der mir den Segen meines Vaters, das Heil meiner Seele gestohlen. Immer weiter und weiter wurde die Kluft zwischen uns, und meine Kälte, meine Vorwürfe haben ihn in den Tod getrieben. O mein Kind, mein Magnus, auch noch zur Mörderin wurde Deine arme, unglückselige Mutter!" —

„Schone Dich, Mütterchen, o rede nicht weiter", flehte Magnus, denn ein Schauer ging durch den Leib der Kranken und kalter Schweiß perlte ihr auf der Stirne.

„Nein, Magnus, es geht vorüber — laß — mich — weiter reden — Du mußt Alles wissen. — Man brachte mir Deinen Vater heim mit dem tödtlichen Blei im Herzen. Ein unvorsichtiger Schuß —, so erzählte man sich, doch ich fand einen Brief an mich in seinem Schreibtisch und hätte auch so gewußt, **wer** ihn gemordet hatte. Ich war in Verzweiflung und haderte mit Gott, daß er mir mehr schicke, als ein Menschenherz zu ertragen vermöge. — Da kam ein Lichtstrahl in dunkler Nacht. Ein halbes Jahr nach Deines Vaters Tode wurdest Du geboren, mein Magnus. Kaum vermochte ich auf schwachen Füßen zu stehen, so trug ich Dich hinauf nach dem Frauenberg und weihete Dich der Mutter Gottes. Ein Gelübde that ich zu der Gebenedeiten, daß, wenn Du mir erhalten bliebest am Leben, Du Dich weihen solltest ihrem heiligen Altare, um als Priester der Mutter Seelenheil zu erflehn und den Vater zu erretten aus ewiger Verdammniß. Die Heilige nahm mein Opfer gnädig an, sie ließ Dich gesunden an Leib und Seele und ist nun geneigt Dich aufzunehmen in ihrem Heiligthume. Bist Du bereit mein Kind, die Seelen Deiner Eltern zu erretten und wieder zu vereinen am Throne des Höchsten? —

Magnus, Magnus," schrie sie herzzerreißend, als keine Antwort erfolgte. „Heiligste Maria, hilf!" und mit geschlossenen Augen sank sie leblos in die Kissen zurück.

Da kam Leben in den Erstarrten. „Stirb nicht, einziges Mütterlein, nur einmal noch öffne die treuen Augen. Ich will thun nach Deinem Wunsche, alles thun, was Du willst! Gott erbarme sich meiner!"

Da klang ein Glöcklein näher, immer näher, jetzt vor dem Hause, dann im Flur. Die Thüre öffnete sich und der Priester erschien mit der heiligen Wegzehrung. Die Sterbende hört den Klang, auch die Worte des Sohnes mußte sie vernommen haben. Sie richtete sich mit der letzten Kraft noch einmal empor und legte die Rechte segnend auf den Scheitel des knieenden Lieblings.

„Hab' Dank, heilige Jungfrau, nimm ihn in Deinen besonderen Schutz. Dort oben Wiedersehn —", hauchten die erblaßten Lippen.

Dann waltete der Priester seines Amtes, und als die Dämmerung ihre Schatten senkte auf die müde Erde, war auch die Dulderin erlöst von allem Herzeleid.

Magnus aber begrub mit seiner Mutter seines Lebens Glück, seiner Jugend Liebe, und aus dem frischen, lebensfreudigen Jüngling wurde binnen kurzer Zeit der bleiche, ernste, strenge Bruder Eusebius.

* * *

Noch webt die Nixe duftige Schleier über das Fuldathal, da ziehen schon ganze Schaaren Gläubiger in die Thore der alten Bischofstadt, die heute Frohnleichnam feiert, das höchste Fest der katholischen Christenheit. Alles ist Glanz und Herrlichkeit, Leben und Bewegung. Die Straßen sind in grüne Alleen verwandelt, die Häuser geschmückt mit Kränzen und Guirlanden, Heiligenbildern und Statuetten, die Fenster mit bunten Teppichen und brennenden Kerzen. Böllerschüsse hallen vom Michaelskirchlein, die Hosianna, die vornehmste Glocke des Domes, verkündet mit ehernem Munde, daß sich die Prozession in Bewegung setzt, die Stadt durchziehend und an den im Freien, in den Straßen aufgebauten Altären den Segen empfangend. Ein schier endloser Zug! Schuljugend und Vereine mit Fahnen und Emblemen, die Geistlichkeit in Festgewändern, Nonnen und

Mönche in Ordenstracht, weißgekleidete Engel mit Rosenkränzen in den Locken, Musikchöre, Militär, Weihrauchwolken; die ganze sinnberückende Pracht der römischen Kirche ist heute entfaltet. Ein Klingeln verkündet, daß der Bischof naht. Er schreitet einher unter purpurnem Thronhimmel in goldstrotzendem, mit edlen Steinen besetztem Gewande, auf dem greisen, ehrwürdigen Haupte die Mitra, das Allerheiligste in den erhobenen Händen. Und sie sinkt in den Staub, die sündige Menge, schlägt die Brust mit dem Zeichen des Kreuzes und beugt das Haupt vor dem in leuchtender Monstranz geborgenen, doch allen sichtbaren Leib des Herrn. —

Auch die Franziskaner schreiten dahin, je zwei und zwei, düstere Gestalten, die Hände in den weiten Aermeln der Kutte geborgen, die Augen scheu zu Boden gesenkt. Eusebius ist unter ihnen. Die Brüder haben ihn vergangene Nacht wieder einmal bewußtlos aufgehoben von den Stufen des Hochaltars, hinaufgetragen in seine Zelle und auf das schmale, harte Lager gebettet. Sie wundern sich nicht ob seiner Schwäche, denn er ist einer der Eifrigsten unter ihnen mit Fasten und Wachen, Beten und Kasteien. Wie würden sie sich aber entsetzen, könnten sie die Gedanken errathen, die wie Blitze durch das Gehirn des Mönches zucken, könnten sie den festen Entschluß von der hohen Stirne des Bruders lesen. Eusebius hat gerungen mit sich selbst in heftigem, andauerndem Kampfe. Die Glut, die er gelöscht wähnte durch die Wogen des Glaubens, die Liebe, die er besiegt wähnte durch die Waffen des Gebets, — er mußte erkennen, daß sie nur geschlummert hatte unter der Asche, daß ein Blick aus den Augen Margaretha's sie von Neuem angefacht zu einem Flammenmeere, das über Ordensgelübde und Priesterweihe, menschlichen und göttlichen Satzungen lodernd zusammenschlug. —

Als die Franziskaner heimkehren zur Stätte des Friedens, da suchen die treuen Augen des Bruders Pförtner vergebens den jungen Eusebius, und der alte Prior, der schon lange ein düsteres Feuer flackern sah in den Augen seines Lieblings, wankt in die Zelle des Vermißten und findet im aufgeschlagenen Brevier von der Hand des jungen Mönches die Worte verzeichnet: Quod Deus conjunxit, homo non separet!

Draußen ist es völlig Nacht geworden, ein schlimmes Wetter zieht über die noch im Festgewande prangende Stadt. Schwarze zerfetzte Wolken flattern über das Thal, der Sturm rüttelt an den Mauern des Klosters, wühlt tosend in den Kronen der Baumriesen, dumpf grollen die Donnerworte des Ewigen, und greller Blitz zuckt über die Schaar der am Hochaltar versammelten Brüder, die Gebete murmeln für die arme Seele eines gottverlassen, ohne Gnadenmittel Dahingeschiedenen.

* * *

Ein Jahrzehnt und mehr ist vergangen seit der Flucht des Bruders Eusebius. Obgleich dieselbe dazumal viel Staub aufwirbelte, war sie doch allgemach in Vergessenheit gerathen. Der greise Prior und der wohlbeleibte, gutmüthige Bruder Pförtner schliefen den ewigen Schlaf in der Felsengruft hinter der Klosterkirche. Nur zwei alte Fratres, die oft mit Korb und Sack in die Dörfer der Umgegend gingen, besprachen noch immer mit Vorliebe und gelindem Grauen das urplötzliche Verschwinden des Mönches und waren heute noch nicht einig, ob ihn damals der Teufel geholt bei lebendigem Leibe, oder ob er noch seine Sünden büße in der Strafzelle irgend eines weltentrückten Klosters.

* * *

Im August des Jahres 1860 stieg im Hotel zum „Kurfürsten“ in Fulda ein Ehepaar ab, welches sich zuvor Quartier bestellt hatte. Der Mann war von hoher imponirender Gestalt, mit edlem Antlitz, in welches das Schicksal indessen schon seine Runen gegraben hatte obgleich er kaum die Vierzig erreicht haben mochte. Auch das dunkle Haar und der volle Bart waren bereits mit Silberfäden durchzogen. Seine Begleiterin war eine schlanke Blondine. Goldige Löckchen fielen auf die weiße Stirne, und tiefdunkle Augen schauten aus dem rosigen Gesichtchen. Man hätte die beiden leicht für Hochzeitsreisende halten können, denn die Augen des Mannes hingen mit heißer Gluth an der zarten Frauengestalt, die sich mit lieblichem Erröthen an ihn schmiegte, als sie die Treppe zu ihren Zimmern emporstiegen. Und so war es in der That. Gestern erst hatte Magnus Werner, Doktor der Philosophie und Professor an der Universität Zürich, sein heißgeliebtes Gretelein aus der lustigen Kaiserstadt an der Donau entführt, wohin Frau von Saltern schon seit Jahren übergesiedelt war. Nach jahrelangem Kampfe gegen Noth und Entbehrung, Haß und Vorurtheil war es ihm endlich gelungen, kraft seines eminenten Wissens, seiner hohen Begabung in der freien Schweiz eine Stellung zu erringen, die ihm gestattete, von der stolzen Frau die Hand der Tochter zu erbitten. Daß er nicht untergegangen war in der Zeit der Anfechtung und der Trübsal, das verdankte er in erster Linie seinem blonden Engel, seiner allzeit getreuen Margaretha. Als er nach seiner Flucht zu ihren

Füßen lag, nicht vielmehr als ein heimathloser, elender Bettler, da zog sie ihn empor an ihr starkes Herz und gelobte ihm Treue bis zum Tode. Frau von Saltern, welche für die Zukunft der in holder Schönheit erblühten Tochter große Hoffnungen hegte, wollte nichts wissen von einer Liebelei mit einem entlaufenen Mönch, einem abtrünnigen Ketzer, aber Margaretha schlug die glänzendsten Partien aus, weder offene Fehde noch List und Intrigue vermochten sie von dem Geliebten zu trennen. Ihre Treue war der Fels der allen Wogen des Leids, allen Stürmen des Geschicks siegreich widerstand. —

Die Straßen Fuldas sind fast menschenleer. Die Sonne liegt sengend auf den weißen Mauern des Schlosses und bestrahlt die Erzstatue des „Apostels der Deutschen", welcher das Kreuz kampfesmuthig zum blauen Aether hebt. Ueber den Domplatz schleichen ein Paar alte Weiblein, Gebetbuch und Rosenkranz in den welken Händen. Hätten sie ahnen können, daß der stattliche Herr, der mit seiner lieblichen Frau soeben aus dem Schloßgarten trat, Eusebius sei, der entlaufene Franziskaner, sie hätten voller Entsetzen ein Kreuz geschlagen und nicht dem schönen Paare bewundernde Blicke nachgesandt.

Magnus führt sein Lieb durch das Paulusthor, die Kastanienallee empor zum Frauenberg. Wehmüthig betrachtet er die Fenster seiner einstigen Zelle und spricht von den qualvollen Stunden, wo er dort oben gestanden und in's Weite geschaut, das Herz zerrissen von Selbstanklagen und Zweifeln.

Innig umschlungen schreiten sie weiter und stehen wiederum nach langen Jahren unter dem Stamme des Kreuzes, an dem der Epheu höher und höher emporrankte und wo die Kletterrose jetzt schon die Blüthen schlingt um die Dornenkrone des Erlösers. Dieselben Bäume rauschen über den Glücklichen, und als jetzt das Aveglöckchen herüber klagt vom Frauenberge, da umschließt weiland Bruder Eusebius nur um so fester sein holdes Weib und segnet die Stätte, wo er einst seine Margaretha wiederfand und mit ihr die Kraft, seine Schultern von dem Gewande, seinen Geist von den Fesseln zu befreien, die man ihm einst übergeworfen, als er am Boden lag, gebrochen an Leib und Seele.

Ostergruss.

Im Winterschlafe lag die Erde
Mit stillem Todtenangesicht!
Da braust der Frühlingssturm: „Es werde!
Schlag deine Augen auf zum Licht
Und spreng' des Eises starre Bande,
Der Ostergruß schallt durch die Lande!

Die Knospen drängen an der Weide,
Im Wald, am Hang zu neuem Grün!
Schmück' dich mit deinem schönsten Kleide,
Laß alle Winterqualen fliehn!
Der Sonne Gruß mußt du erwidern
Mit neuem Leben, neuen Liedern!

Und lenkt mit grambefangnen Sinnen
Der Mensch den Schritt in die Natur,
Laß seine Sorgen dann zerrinnen
Wie leichten Schnee auf Frühlingsflur!
Nach Todesnacht dein neues Blühen
Soll himmelwärts sein Hoffen ziehen!"

Jeannette Kramer.



Aus alter und neuer Zeit.

Schönfeld. Der steile Abhang rechts der Straße von Kassel nach Niederzwehren, an welchem sich jetzt die zum Schlößchen Schönfeld gehörigen Parkanlagen hinziehen, hieß um die Mitte des vorigen Jahrhunderts der „Hasenbusch". Es war ein wüster Platz, der aber wegen der schönen Aussicht, die er bot, dem landgräflich hessischen Generalmajor und Generaladjutanten Heinrich von Schönfeld so gut gefiel, daß er sich den Platz von dem Landgrafen Friedrich II. zum Geschenk machen ließ. Er baute dann auf dem geschenkten Gelände die beiden noch heute stehenden Wohngebäude, die erst später durch den Mittelbau zu einem Ganzen vereinigt wurden, legte einige Alleen an und nannte das Ganze „Schönfeldsberg", woraus allmählich der kürzere Name „Schönfeld"

wurde. Aus dem Besitze des Generals von Schönfeld, der nach dem Tode Landgraf Friedrich's II. in preußische Dienste trat, ging das Schlößchen in den des Landgrafen Wilhelm IX. über, der es dem Tabaksfabrikanten Thorbecke in Kassel überließ. Für dessen Geschäft waren die Gebäude aber nicht geeignet. Thorbecke verkaufte sie daher bald an einen emigrirten holländischen Major van der Hoop. Dieser wollte um Schönfeld herum einen englischen Park anlegen und ließ deshalb die angepflanzten Alleen wieder entfernen. Er starb aber bald nach dem Erwerb, sodaß die Parkanlagen nicht zur Ausführung kamen.

Das Schlößchen gelangte nun durch Kauf abermals in die Hände eines Holländers, eines Barons de Smeet, welcher die Nebengebäude errichten und einen Brunnen graben ließ. de Smeet kehrte schon nach wenigen Jahren in seine Heimath zurück, und nun erwarb der Kasseler Bankier Jordis Brentano Schönfeld. Auch dieser blieb nicht lange Eigenthümer; aus seinen Händen kam die Anlage in den Besitz des Königs Jérôme von Westfalen.

Jetzt begann ein reges Leben in Schönfeld. Der König, der oft und gern dort weilte und in dem Schlößchen kleine Feste gab, ließ eine große Zahl benachbarter Grundstücke ankaufen und den Plan zu einem umfangreichen englischen Park entwerfen, mit dessen Ausführung unter der Leitung des späteren Hofgärtners Sennholz begonnen wurde. Auf der kleinen Insel im Teiche des Parks errichteten die Freunde des westfälischen Generals Ducoudras, Grafen von Bernterode, diesem ein von Johann Werner Henschel in Erz gegossenes Denkmal, welches 1813 wieder entfernt wurde.*)

Ducoudras war 1806 und 1807 als französischer Kapitän, später als Eskadronchef, Adjutant des Prinzen Jérôme während des Feldzugs in Schlesien und trat nach der Bildung des Königreichs Westfalen in die westfälische Armee als Oberst und Flügeladjutant ein. Er wurde zunächst Kommandeur des Grenadier-Garde-Bataillons, dann am 13. Juni 1808 Brigadegeneral und Kapitän der Garden. Am 1. Januar 1809 schenkte ihm der König das der Krone heimgefallene Lehen Bernterode (südlich von Heiligenstadt) und erhob ihn in den Grafenstand. Während des Feldzugs 1810 in Spanien führte Ducoudras das aus westfälischen, holländischen und bergischen Truppen bestehende Gros des 10. Corps der Großen Armee. Nachdem er am 1. Jannar 1810 Divisionsgeneral und am 24. Januar 1810 Ritter 1. Klasse des Ordens der westfälischen Krone geworden war, kehrte er zur Wiederherstellung seiner angegriffenen Gesundheit nach Frankreich zurück, wo er am 13. Juli 1810 zu Epernay starb.

*) Siehe „Hessenland", Jahrgang 1892, S. 272.

Als bei einer Reinigung des Teiches im Schönfelder Park vor einigen Jahren die Grundmauern des erwähnten Denkmals auf der Insel wieder zu Tage traten, verbreitete sich alsbald das Gerücht, auch hier auf dieser Insel sei 1806 ein Theil des kurfürstlichen Vermögens eingemauert worden, — ein Beweis dafür, wie leicht solche ganz ungegründete Behauptungen entstehen. —

Jérôme konnte auch nach seiner Vertreibung sein liebgewonnenes Schönfeld nicht vergessen. Nachdem er infolge der Thronbesteigung Napoleon's III. wieder nach Paris zurückgekehrt war, richtete er zu mehreren Malen an den kurhessischen Gesandten das Ersuchen, er möge doch die kurhessische Regierung zur Erstattung der Kosten veranlassen, die Jérôme auf die Herstellung des Schönfelder Parks verwendet habe. Die hessische Regierung ging stets scheinbar auf die Sache ein, stellte aber den durch das Niederbrennen des Kasseler Landgrafenschlosses ihr entstandenen Schaden in Gegenrechnung, worauf dann Jérôme sein Ersuchen jedesmal zurückzog, um es nach einiger Zeit ebenso erfolglos zu wiederholen.

1813 wurde Schönfeld wieder Eigenthum des Kurfürsten Wilhelm I. Kurfürst Wilhelm II., auf den es durch den Tod seines Vaters übergegangen war, schenkte das Schlößchen am 1. Mai 1821 seiner Gemahlin, der Kurfürstin Auguste, zu ihrem Geburtstage, von welcher es nun den Namen „Augustenruhe" erhielt, der aber gegen den bisherigen Namen „Schönfeld" nicht aufkommen konnte.

Jetzt bekam Schönfeld vorübergehend auch eine politische Bedeutung. Hier pflegte Kurfürstin Auguste Abendgesellschaften zu halten, in denen sie ihren kleinen Anhang um sich versammelte, jene Abendgesellschaften, die in so hohem Grade den Unwillen und den Argwohn Wilhelm's II. erregten und schließlich den Uebertritt des hessischen Artilleriehauptmanns Joseph Maria von Radowitz in preußische Dienste herbeiführten.

In der Hofdotationsurkunde vom 9. März 1831 wurde Schönfeld als Bestandtheil des kurfürstlichen Hausfideikommisses anerkannt.

Nach dem Tode der Kurfürstin Auguste stand das Schlößchen verwaist. Erst seit den 1870er Jahren wandte sich der Strom der Kasseler Spaziergänger ihm mehr und mehr zu. Einige Jahre war es dem General von Kalkreuth als Wohnung überlassen.

Durch den Vertrag vom 13. Dezember 1880 wurde Schönfeld den Agnaten der Philippsthaler Linien des kurhessischen Fürstenhauses, welche Anspruch an das kurhessische Hausfideikommißvermögen erhoben hatten, überlassen. Es wurde dabei vorbehalten, daß „dem Domänenfiskus als Besitzer der Domäne Meierei, bezw. dem Pächter der letzteren, zur Bewirthschaftung der Domänenländerei die Ueberfahrt über einen Theil der Parkanlagen zu Schönfeld in der Fortsetzung des sog. Spitalsiechenwegs in der bisheriger Weise für alle Zukunft ungehindert zu gestatten“, sowie „dem Publikum der Verkehr, bezw. die Benutzung der Fahr- und Fußwege in den Parkanlagen zu Schönfeld in dem bisherigen Umfange zu gestatten sei. Beschränkungen in letzterer Beziehung dürfen nur nach vorgängiger Verständigung mit der Staatsregierung eingeführt werden“. In dem Schlußprotokolle von demselben Tage wurde sodann Schloß Schönfeld speziell dem Prinzen Karl von Hessen-Philippsthal zugewiesen.

Schließlich wollen wir nicht unerwähnt lassen, daß zur Zeit die Absicht bestehen soll, in Schönfeld einen zoologischen Garten einzurichten.

A. W.

Aus Heimath und Fremde.

Nachdem wir auf der großen Kunstausstellung im Meßhause im vorigen Herbst mancherlei Anregung empfangen, sorgt wieder die permanente Ausstellung des Kasseler Kunstvereins im Kunsthause andauernd für die Befriedigung unseres kunstsinnigen Publikums. U. A. erregten im verflossenen Winter viel Interesse die hier der Allgemeinheit zugänglich gemachten Entwürfe für den Wettbewerb um die Preise der Wimmelstiftung. Leider ist weder bei der Gemälde- noch bei der Denkmalkonkurrenz ein Hesse als Sieger hervorgegangen, wiewohl auch von unseren Landsleuten — namentlich hinsichtlich der Gemäldeskizzen — ganz Hervorragendes geleistet wurde. Bekanntlich wurde die Denkmals-Ausführung wenigstens einem Lehrer an unserer einheimischen Kunstakademie — Professor Karl Begas — übertragen, die Ausführung der Skizze „Einzug Wilhelm's IX. nach der Rückkehr aus dem Exil“ aber dem bekannten Düsseldorfer Künstler Klein-Chevalier. Letzterer stellt jetzt, wahrscheinlich um auch hier einmal ein fertiges Ergebniß seines Könnens zu zeigen, seine schon viel gewanderte Darstellung der Feier der Enthüllung des Niederwalddenkmals aus. Dieselbe steht indeß an Wahrheit und Lebendigkeit der Schilderei seiner preisgekrönten Skizze nach, auch ist die Maltechnik wenig reizvoll. Immerhin bekundet das Bild ein gewisses Geschick in der Behandlung und Gruppirung größerer Massen, sowie Fleiß und Liebe in der Ausführung. Da steht das vorher an derselben Stelle vorgeführte Historienbild des hiesigen Akademiedirektors Professor L. Kolitz „Die Fahrt des großen Kurfürsten über das frische Haff“ weit höher, das ist ein künstlerisches Werk ersten Ranges, das es uns auf's Neue mit Genugthung empfinden läßt, einen solchen Meister an der Spitze der Haupt-Kunstschule unseres alten Hessenlandes zu besitzen. Wiederholt wurde uns in dieser Ausstellung Gelegenheit, auch die Werke speziell hessischer Künstler zu sehen und reiche Begabung darin zu entdecken. So finden wir jüngst wieder Arthur Ahnert, Joh. Kleinschmidt, M. Lieberg und Th. Matthei vielseitig thätig. Letzterer stellte eben noch ein gefällig gemaltes, lebendig wirkendes Knabenbildniß aus. Von Kleinschmidt's hervorragender Begabung für die Bildnißmalerei empfangen wir hier immer wieder neue Beweise. Er zeigt, daß er sowohl die Oel- wie die Pastelltechnik virtuos beherrscht. Sodann sind seine Bildnisse besonders durch die Lebendigkeit der Auffassung und Wahrheit der Darstellung ausgezeichnet. Die von Kleinschmidt mit Vorliebe gemalten Schildereien aus dem Kinderleben, denen er wieder neue amüsante hinzufügt, beweisen guten Blick für die Leiden und Freuden der kleinen Welt und viel Geschick in der Wiedergabe solch humorvoller Szenen. Matthei und Ahnert lieferten noch anziehende Kasseler Straßenbilder voll Leben und Bewegung. M. Lieberg war mit interessanten Skizzen bei der Wimmel-Konkurrenz betheiligt und bringt jetzt allerlei Baumstudien, beobachtete Resultate des Zerstörungswerkes, das der vorjährige Orkan auf Wilhelmshöhe vollzogen. Hübsche landschaftliche Motive versteht Fritz Barth in seiner hessischen Heimath, namentlich im Habichtswald und der Rhön, aufzusuchen und in guter Stimmungswiedergabe auf die Leinwand zu bannen. So sehen wir auch die Künstler, deren Wiege im Hessenland gestanden, in der Kunstausstellung unserer alten Residenz neben anderen in gleichkräftigem Wettstreit.

M.

Am 20. März beging der königliche Forstmeister Faber zu Friedewald (geboren zu Bieber, Kreis Gelnhausen, am 25. April 1828) sein 50jähriges Dienstjubiläum in voller geistiger Frische und körperlicher Rüstigkeit. Wünschen wir dem trefflichen hessischen Forstmann noch manches Lebensjahr im ungetrübten Wohlbefinden.

Todesfälle. In Hildesheim starb am 13. März d. J. der königliche Berg- und Hütteninspektor z. D. Georg Friedrich Wille im fast vollendeten 80. Lebensjahr an der Lungenentzündung. Geboren am 4. Juni 1816 zu Nauheim als Sohn des Salinendirektors Kammerrath Georg Friedrich Wille und dessen Ehegattin Eleonore Marie Christine, geborenen Schreiber, studirte zu Marburg, Göttingen und Berlin Naturwissenschaften, insbesondere das Berg- und Hüttenwesen. Nach Vollendung seiner Studien war Wille einige Jahre in der Neusilberfabrik von Henniger in Berlin thätig und wurde 1842 als Bergassessor im kurhessischen Blaufarbenwerk zu Schwarzenfels angestellt. Auf seinen Antrag wurde er 1872 zur Disposition gestellt und lebte seitdem in Hildesheim. — Am 16. März entschlief zu Kassel der Oberst z. D. Adolf Wiegrebe, 62 Jahre alt. Der Verstorbene, einst Premierlieutenant im kurfürstlich hessischen Leibhusarenregiment, machte den Feldzug gegen Frankreich als Rittmeister und Chef der 5. Schwadron im 1. hessischen Husarenregiment Nr. 13 mit und zeichnete sich in 21 Schlachten und Gefechten aus. Zuletzt Oberstlieutenant und Regimentskommandeur des Holsteinischen Dragonerregiments Nr. 13 wurde er im Dezember 1884 mit dem Charakter als Oberst zur Disposition gestellt. Wegen seiner edlen Gesinnung erfreute sich der Dahingeschiedene großer Verehrung. — Am 21. März verstarb zu Kassel im 73. Lebensjahre plötzlich der Postinspektor a. D. Ernst Wagner, ein angesehener Postmann, der sich schon in hessischen Zeiten als Beamter bestens bewährt hatte. Der freundliche, liebenswürdige Greis genoß bis an sein Lebensende hohe Achtung und Beliebtheit. — Am 23. März endete der Tod die schweren Leiden einer verdienten hessischen Schriftstellerin, des Fräuleins Nanny vom Hof zu Hombressen, früher zu Kassel. In ihren geist- und gemüthvollen Erzählungen behandelte sie vorwiegend Gegenstände, welche den Boden ihrer engeren Heimath berührten. Auch an Wohlthätigkeitsbestrebungen, namentlich an der Kindergartensache, nahm die Verblichene regen Antheil. Friede ihrer Asche!

Unserer Zeitschrift ist die Auszeichnung zu Theil geworden in der Ausstellung graphischer und verwandter Künste, welche im Jahre 1894 zu Mailand stattfand, von der journalistischen Abtheilung derselben ein Diplom (attestato di benemerenza) zu erhalten, welches uns durch Vermittelung des königlich italienischen Konsulats in Berlin vor einigen Tagen zugegangen ist.

Personalien.

Verliehen: dem Professor Dr. Dute, Oberlehrer am Realgymnasium zu Marburg, bei seinem Ausscheiden aus dem Dienste der Rothe Adlerorden 4. Kl.; dem Lehrer Hermann Haase an derselben Anstalt bei gleicher Veranlassung der Kronenorden 4. Kl.; dem Steuereinnehmer I. Klasse Schramm zu Hersfeld der Rothe Adlerorden 4. Kl.

Ernannt: Dr. Bickell zu Marburg zum Bezirkskonservator des Regierungsbezirks Kassel; Gerichtsassessor Reul in Ziegenhain zum Amtsrichter in Rentershausen; Gerichtsassessor Dannhausen in Rinteln zum Amtsrichter daselbst; Rechtsanwalt Clemen in Rinteln zum Notar daselbst; Referendar Keßler zum Gerichtsassessor; Forstassessor Mitsdörffer zum Oberförster in Naumburg.

In den **Ruhestand** getreten: Amtsgerichtsrath August Koehler I zu Kassel.

Geboren: ein Mädchen: Mechaniker Adolf Fennel und Frau Anna, geb. Schmidt (Kassel, 20. März); Regierungs- und Forstrath Brinkmann und Frau Marie, geb. Billich (Kassel, 25. März); Regierungs- und Gewerberath Steinbrück und Frau Elisabeth, geb. Lohmann (Kassel, 27. März).

Vermählt: Privatdozent Dr. Ludwig Friedrich Heusler mit Fräulein Anna Johanna von Heusinger (Marburg, März); Oberlehrer Dr. phil. Georg Schimmelpfeng mit Fräulein Anna Reiche (Hildesheim, 22. März).

Gestorben: verwittwete Frau Pfarrer Auguste Münscher, geb. Spangenberg (Eschwege, 13. März); Berg- und Hütteninspektor Georg Friedrich Wille, 79 Jahre alt (Hildesheim, 13. März); Oberst a. D. Adolf Wiegrebe, 62 Jahre alt (Kassel, 16. März); Rentner Ferdinand Weisborn, 78 Jahre alt (Hanau, 16. März); Architekt Hermann Bügler, (Kassel, 17. März); verwittwete Frau Baurath Elise Müller, geb. Sandmeister, 76 Jahre alt (Kassel, 18. März); Rechnungsrath Gude, 76 Jahre alt (Grebenstein, 19. März); Postinspektor a. D. Ernst Wagner, 72 Jahre alt (Kassel, 21. März); Privatbuchhalter Jean George Cevey, 77 Jahre alt (Kassel, 22. März); verwittwete Frau Pfarrer Margarethe Fluegel, geb. Kraft, 75 Jahre alt (Marburg, 22. März); Pfarrer Wissemann, 78 Jahre alt (Malsfeld, 22. März); Frl. Nanny vom Hof (Hombressen, 23. März); Metropolitan em. Philipp Ludwig Werner, 76 Jahre alt (Grebenstein, 24. März); Major z. D. Wilhelm Nolde, 48 Jahre alt (Kassel, 25. März).

Briefkasten.

W. G. in Kassel. Besten Dank. Der Inhalt ist unsern Lesern zu einem großen Theile aber wohl bereits bekannt.

M. J. in Marburg. Dankend erhalten. Soll baldmöglichst erledigt werden.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. W. Grotefend in Kassel. Druck und Verlag von Friedr. Scheel in Kassel.



№ 8. X. Jahrgang. Kassel, 16. April 1896.

Ich möcht' als Spielmann reisen …

Ich möcht' als Spielmann reisen
Weit in die Welt hinaus
Und singen meine Weisen
Und gehn von Haus zu Haus.
Joseph von Eichendorff.

Die Erde schmückt sich wieder
Zum Feste der Natur,
Es tönen junge Lieder,
Es kränzt sich neu die Flur.
Da klingt durch meine Brust
Ein Klang in weichen, leisen
Akkorden, unbewußt:
Ich möcht' als Spielmann reisen.

Ich möchte in die Welt
Mit meinem Wanderstecken,
Nachts unterm Himmelszelt
Mit Laub mich zuzudecken.
Ich möchte mit den Winden
Im wilden Sturmgebraus
Den Weg der Sehnsucht finden
Weit in die Welt hinaus.

Ich möcht' mit meinem Ranzen
Durch Berg und Thäler weit
Und meine Heimath pflanzen
In grüner Einsamkeit.
Seh' ich am Himmelszelt
Den stolzen Adler kreisen,
Dann möcht' ich in die Welt
Und singen meine Weisen.

Wenn neu die Lust erwacht
In Wald und Menschenseele,
Wenn Blumenduft entfacht,
Wenn aus des Vögleins Kehle
Zum heitern Himmel dringen
Kadenz und Liederstrauß, —
Dann möcht' ich wandern, singen
Und geh'n von Haus zu Haus.

Hans von Eltern.





Das ehemalige Benediktinerkloster Breitenau.

Von Adolph Fey.

(Fortsetzung.)

Die Lehnsherrlichkeit über das Kloster besaß der Mainzer Stuhl, während die Landgrafen von Thüringen die naturgemäßen und erwählten Schutzvögte waren. Verfolgen wir nun die Beziehungen des Klosters zu der Kirche wie zu den Landgrafen im Einzelnen, soweit die gedruckten Quellen dies gestatten, und zwar zunächst die Berührungspunkte, welche zwischen dem Kloster und den Landgrafen bestanden, so ist an erster Stelle zu erwähnen, daß schon unter den Zeugen der Bestätigungsurkunde Graf Ludwig von Thüringen mit dem Zusatze vorkommt: „qui et advocatus". Landgraf Konrad gab zwar 1231 die Schutzherrschaft mit Vorbehalt des peinlichen Gerichts auf, aber schon Landgräfin Sophie erhielt sie 1263 wieder zu Lehen. Die Landgrafen Heinrich und Otto machen 1357 mit dem Kloster den Vergleich, daß der Landgraf das oberste Halsgericht, der Abt dagegen die niedern Gerichte behalten sollte. Bei einer bevorstehenden Fehde mit Mainz wollte sich Landgraf Hermann zuvor des Gehorsams der Geistlichkeit versichern. Der Abt von Breitenau, Heinrich von Wolfershausen, erwiderte auf die bezügliche Anfrage 1407, daß er den Landgrafen als angeborenen Schirmherrn anerkenne, dessen Willen er sich gleich seinen Vorfahren unterwerfen wolle. Und dabei blieb es vorerst, der Blutbann war allenthalben des Landgrafen, dessen Schultheißen nach Befragung der Schöffen Recht sprachen, auch die Klöster waren nicht ausgenommen. Aber auch die Jurisdiktion über geringere Sachen wurde später den Klöstern mehr und mehr entzogen. Landgraf Heinrich III., der sich wenig um die Bannflüche des Mainzer Stuhles kümmerte, zwang selbst seine Prälaten, ihre weltlichen Rechtshändel vor das weltliche Gericht zu bringen. Das Rügegericht wurde alle Jahre im Herbst in Guxhagen abgehalten. — Das Sammthaus Hessen blieb auch mit der Vogtei Breitenau belehnt, wegen dieses Lehens sah sich Kardinal Albrecht von Mainz am 26. Juni 1520 veranlaßt, gegen die Erbverbrüderung zwischen Hessen und Sachsen zu protestiren. Im übrigen fehlt es indessen nicht an Nachrichten, daß die Landgrafen dem Kloster Breitenau, wo die beiden Landgrafen Wilhelm II. und Wilhelm III. am 16. Mai 1487 ihre Erbeinigung abschlossen, ihre besondere Fürsorge angedeihen ließen; besonders wird dies von Ludwig II. mitgetheilt.

Recht bezeichnend für den Geist, welcher die Klöster und deren Leiter in der zweiten Hälfte des Mittelalters beseelte, sind die Beziehungen Breitenaus zu Papst und Erzbischof. Die Päpste gaben dem Konvent wichtige Vortheile und wendeten ihm ihre Gunst zu, so daß sich Heinrich von Wolfershausen 1412 als dem Apostolischen Stuhle direkt unterstehend nennt. Wo es etwas zu erreichen galt, waren die Aebte, wie wir sehen werden, auch keineswegs wählerisch in ihren Mitteln. Sie versteigen sich nämlich in einer Eingabe an den Papst um Unterstützung im Jahre 1325 zu der dreisten Behauptung, daß sie unter einem widrigen oder verderbten Volke unter Tyrannen und Räubern wohnend (in loco nationis perversae ac inter tyrannos et raptores) derselben dringend bedürften. Zu demgleichen Zwecke geben sie 1465 dem Erzbischof von Mainz an, daß sie durch kalte (?) Lage und Mangel an Fischen herabgekommen seien, während sie doch reich begütert waren und zwei fischreiche Flüsse in ihrer nächsten Nachbarschaft hatten. Sie erhielten vom Papst die Erlaubniß, die Zahl der Mönche auf 20 herabzusetzen; doch paßte ihnen das nachher nicht, und die Zahl wurde wieder auf 24 vermehrt. Aber es fehlte überall an Ordnung, auch der Uebertritt zur Bursfelder Kongregation im Jahre 1496 (nicht 1457, wie Landau sagt) brachte keine nachhaltige Besserung hervor. Es war umsonst, der frühere Glanz war erloschen, der alte Wahlspruch: „Ex scholis omnis nostra salus, omnis gloria, omnis fe-

licitas, divitiae omnes ac ordinis splendor constansque stabilitas“ war in Vergessenheit gerathen und an dessen Stelle die Sorge für weltliche Vorrechte und Lebensgenüsse getreten. Und so ereilte sie durch die Reformation das Verhängniß; nach einem Bestehen von vier Jahrhunderten wurde das Kloster auf Gebot Philipp's des Großmüthigen 1527 aufgehoben.

Vier Siegel des Klosters, deren Einsicht wir dem königlichen Staatsarchiv in Marburg verdanken, zeigen folgende Bilder und Umschriften:

1) Unvollkommen kreisrund. Thronender Abt mit Stab und Buch, baarhaupt. † [Namen im Stempel durch Aushöhlen getilgt] ABB[as] DE BREIDENOVWA.

2) Spitzoval. Thronende Madonna. † SIGILLVM S[ancte] MARIE VIRGINIS [M]ATRIS *XP*[*ριστ*]*I IH*[*σο*]*V* IN BREITENOWA.

3) Spitzoval. Thronender Abt mit Mütze, Stab und Buch. † S[igillum] W[er]NHERI ABBATIS DE BRETENOWE.

4) Spitzoval. Desgl. † ISFRIDUS DEI GRA[cia] ABBAS IN BRETENOWE.

III. Die Gebäude.

Der umfangreiche, 29 Morgen große Klosterhof (*Landgraf Hermann hat ihn selbst gemessen* und nur 10 Meßruthen kleiner als die ganze Stadt Melsungen gefunden) ist noch jetzt mit hoher Mauer umgeben, die von zwei mit Thürmen befestigten Thoren, dem früheren Fulder und dem noch jetzt erhaltenen Grifter Thore, durchbrochen waren. Ziemlich inmitten desselben steht die große der heiligen Jungfrau geweihte Klosterkirche, eine langgestreckte Pfeilerbasilika, 220' lang und 104' breit, in Form eines lateinischen Kreuzes. Ihr Haupteingang befindet sich am westlichen Ende, wo man die Vorhalle betritt, der zu beiden Seiten zwei unvollendete Thürme stehen. Ueber der Vorhalle sind die Empore, die sich über die ganze Breite erstrecken und durch Rundbogenfenster ihr Licht empfangen. Gegen die Vorhalle öffnet sich das Mittelschiff durch drei von zwei Säulen getragene Rundbogen. Die Schildzwickel beider Kapitäle sind mit Blattornament geziert, und in dem Schilde des einen ist eine männliche Figur ausgehauen, worüber am Rande der Name Henricus steht. An das 20' breite Hauptschiff schlossen sich früher auf jeder Seite 11' breite Seitenschiffe an, die mit demselben durch sieben Arkaden, deren Pfeiler nahezu quadratisch sind, in Verbindung standen. Ein Gleiches gilt von den Chorseitenschiffen, die durch je eine Bogenöffnung mit den Kreuzflügeln in Verbindung standen. Ueber dem Arkadensims liegen acht im Halbkreis geschlossene Fenster nahe an der Holzdecke. Hinter dem achten Pfeiler treten die durch die Arme des Kreuzes gebildeten Querschiffe heraus. An die Querschiffe knüpfte sich der 50' tiefe hohe Chor. Die Seitenschiffe wie der Hauptchor und die Querflügel schlossen mit je einer Apside. Der südliche Thurm und der nördliche Kreuzflügel hatten ebenfalls Eingänge. Der im 16. Jahrhundert umgeänderte Chorbau hat als Schluß ein halbes Achteck erhalten, welches sich auf die Apsis, jetzt noch sichtbar, aufsetzt. Die beiden allein noch erhaltenen Apside am Querschiffe haben schmale Lisenen und von Köpfen getragene Rundbogenfriese. Der ganze Bau ist aus Quadern aufgeführt, ehemals war er inmitten noch von einem hölzernen Thurme gekrönt. Die Steinhauerarbeiten und die Malerei zeigen überall einen gediegenen Geschmack; Reste von einer Kreuzigung, die aufgefunden sind, hat man der Mauer über dem einen Thore eingefügt. In die Kreuzflügel wurden einige gothische Fenster eingebrochen, und das Querschiff nebst dem Chore wurde wieder mit Sterngewölben versehen. Jetzt sind die Seitenschiffe abgebrochen, die Arkaden und die alten Fenster vermauert.

Das ganze Gebäude ist durch *Einziehung von Gebälken und Einbrechen von Luken* 1579 *zu* einem Fruchtspeicher eingerichtet und hat dadurch ein trauriges Aussehen bekommen. Als Ersatz für das dadurch unbrauchbar gewordene Gotteshaus wurde eine auf der Südseite gelegene nicht mehr vorhandene Kapelle zur Kirche eingerichtet. Die anderen Klostergebäude reihten sich auf der Nordseite an, von denen jedoch nur ein der Kirche schräg gegenüber liegendes massives Haus mit Staffelgiebel, eine frühere Scheune oder Brauhaus aus dem 16. Jahrhundert, übrig geblieben ist. Es dient jetzt zu Beamtenwohnungen, nachdem es im Jahre 1791 nach Niederreißung der Kapelle auch für lange Zeit als Kirche eingerichtet gewesen. Augenblicklich wird der Gottesdienst für die Anstalt und die Dörfer Guxhagen und Buchenwerra seit 1874 wieder in der ursprünglichen großen Kirche an der Ostseite abgehalten. Der übrige Theil der Kirche wird in den oberen Stockwerken zu Werk- und Schlafstätten, im Untergeschoß als Küche &c. benutzt. Außerdem ist das oben erwähnte Grifter Thor von früher erhalten, alle übrigen Gebäude sind ganz neu.

Innerhalb der Ringmauern des Klosterhofes lagen auf der Süd- und Ostseite die Weingärten

aus denen in guten Jahren etliche Fuder ganz leidlich guten Weines geerntet wurden. Sie sind jedoch 1650 in Folge des Mißverhältnisses zwischen Kosten und Ertrag ausgerodet und Obstbäume dahin gepflanzt. Trotzdem wird auch jetzt in warmen Jahren von den Spalierreben ein trinkbarer Wein, der keines Zuckerzusatzes bedarf, gezogen. — (Schluß folgt.)



Die Juden in Hessen.

Von H. Metz.

(Schluß.)

1816—1831.

Die Verordnung vom 19. Mai 1816 ertheilte sämmtlichen Juden und deren Familien mit gewissen Einschränkungen gleiche Rechte mit den christlichen Unterthanen, legte ihnen aber auch gleiche Verpflichtungen auf.

Es wurden alle früheren, die Juden ausschließlich betreffenden Gesetze und Vorschriften, die nicht in der Verordnung bestätigt wurden, mit Ausnahme derjenigen, die sich auf ihre Religion und Zeremoniensachen beziehen, aufgehoben, ihnen wurde gestattet, alle Nahrungszweige, als Feldbau, Handwerk, Betrieb von Manufakturen, Fabriken und den ordentlichen Handel, unter denselben Bedingungen zu ergreifen wie das für die übrigen Unterthanen zulässig war. Der Erwerb von Feldgütern im Ganzen und einzeln ist den Juden erlaubt, jedoch durften sie dieselben binnen der nächsten zehn Jahre nicht veräußern, die Benutzung der Feldgüter ist auf eigenes Ausstellen beschränkt, und die Verpachtung derselben daher an andere als ihre Glaubensgenossen untersagt.

Das abgesonderte Obereigenthum über Grundstücke, deren nutzbares Eigenthum anderen zusteht, sowie Zins- und Zehntgefälle, wenn diese nicht mit einem Gute als dessen Zubehörungen erworben werden, können die jüdischen Glaubensgenossen eigenthümlich nicht erlangen.

Eigenthum an Gemeindenutzungen wird denselben nur alsdann zugestanden, wenn sie solche mit Einwilligung aller Berechtigten und mittels eines läftigen Titels erwerben.

Am 29. Dezember 1826 wird durch Staatsministerialausschreiben bestimmt, daß Israeliten vorbehaltlich der Einwilligung von mindestens zwei Dritteln der betheiligten Gemeindeglieder Antheil an Gemeindenutzungen erwerben dürfen.

Das zur Landwirthschaft erforderliche Gesinde soll zur Hälfte wenigstens aus Juden bestehen, wozu aber ausländische nicht angenommen werden dürfen.

Der Ankauf von Häusern wurde erlaubt, jedoch mit der Einschränkung, daß mehr als ein Haus als Eigenthum zu besitzen, nur demjenigen Juden gestattet wird, welcher ein bedeutendes Gewerbe, eine Fabrik oder dergleichen betreibt. Die jedesmalige erforderliche Genehmigung ertheilt die Regierung. Zum Ankauf von Häusern auf der Oberneustadt zu Kassel war landesherrliche Genehmigung erforderlich.

Zu Staats- oder Gemeindeschulden, welche durch die kirchliche Verfassung der Christen veranlaßt werden, sind die Juden beizutragen nicht verpflichtet. Es verbleiben ihnen die Schulden der jüdischen Korporationen ausschließlich; sie sind zur Bezahlung der Staatsschulden gleich den Christen verpflichtet; sie müssen zu den Schulden derjenigen christlichen Gemeinden, deren Mitglieder sie durch den Mitgenuß an den Gemeindenutzungen oder in anderer Beziehung geworden sind, beitragen. Jede Niederlassung und Aufnahme fremder Juden war untersagt, in besonderen Fällen konnte jedoch Dispens ertheilt werden.

Fremde Juden dürfen weder als Rabbiner oder Kirchendiener, noch als Lehrburschen, noch zu Gewerbs- oder Hausdiensten angenommen werden.

Ausgeschlossen von den Vortheilen dieser Verordnung werden diejenigen Juden, welche mit einer Erlaubniß zum Nothhandel versehen und denselben ferner zu betreiben Willens sind. Zu diesem Handel wird gerechnet: die Viehmäkelei, u. a. wenn jemand im Einzelnen ein Stück Vieh aufkauft, um es gleich wieder an einen andern zu verkaufen; der Leihhandel, wenn jemand sich mit Ausleihung des Geldes im Kleinen auf Faustpfänder oder Handschriften allein oder neben anderen Zweigen des Nothhandels beschäftigt; der Trödel oder Hausirhandel. Diesen Juden werden die bürgerlichen Rechte versagt, und es können ihnen nur Schutz- und Toleranzscheine, sofern sie deren noch keine besitzen, ertheilt werden. Von der Erlaubniß zu Heirathen sind sie ausgeschlossen, hinsichtlich der ihrem Zeugnisse abgehenden vollen Glaubwürdig-

keit wird es bei den früheren gesetzlichen Bestimmungen gelassen. Neue Erlaubnißscheine zum Nothhandel sollen nicht ertheilt werden, und ausländischen Juden ist der Nothhandel nur auf den Jahrmärkten gestattet.

An Orten, wo bis dahin keine Juden gewohnt haben, können sich solche nur mit landesherrlicher Erlaubniß niederlassen.

Um der Neigung der Juden zum Handel entgegenzuwirken, und um zu verhüten, daß nicht sämmtliche Söhne eines Handel treibenden Juden das Gewerbe ihres Vaters ergriffen, wurde durch Regierungsausschreiben vom 12. Februar 1819 mit allerhöchster Genehmigung bestimmt, daß den Söhnen jüdischer Handelsleute, wenn sie ebenfalls Handel treiben, der Ankauf von Häusern durchaus untersagt sein soll, und daß künftig keinem Juden erlaubt werden soll, mehr als einen seiner Söhne dem Detailhandel zu widmen.

Das Jahr 1820 brachte ebenfalls manche Bestimmung bezüglich der Juden.

Durch Staatsministerialausschreiben vom 31. Dezember wird angeordnet, daß auch christliche Unterthanen keine ausländischen Juden oder Jüdinnen zu Lehrern, Gewerbsgehilfen, Lehrlingen oder Dienstboten annehmen dürfen, wobei jedoch die Einrichtung fortdauern soll, daß die auf ordnungsmäßiger Wanderschaft begriffenen Handwerksgesellen jüdischer Religion aus den Staaten, worin diesseitigen jüdischen Gesellen der Zutritt zu Handwerksarbeiten ebenwohl freisteht, zur Beschäftigung in den Werkstätten inländischer christlicher Meister zugelassen werden dürfen, sofern dieses auf eine solche Weise und für eine solche Zeit geschieht, daß dereinst nicht etwa eine Weigerung ihres Geburts- oder sonstigen Vaterlandes, sie wieder aufzunehmen, gegründet werden könne. Keinem Juden war gestattet, christliches Gesinde anzunehmen, auch durfte kein Jude bei 50 Thaler Strafe eine christliche Amme haben, außer im Fall höchster Noth.

Die Zunftfähigkeit wurde den Juden verliehen, die Bildung eigener jüdischer Zünfte aber verboten.

Die Handelsbücher der Juden wurden in Ansehung des Beweises den von Christen geführten gleichgestellt, aber nur, insofern sie in deutscher oder lateinischer Schrift geführt waren.

Die Juden können, wenn sie Großhändler sind, Vieh auch im Einzelnen an- und verkaufen, ohne daß dies als unbefugter Nothhandel anzusehen ist. (Verordnung vom 11. Februar.)

Beim Nothhandel dürfen weder die Kinder noch Dienstboten als Gehilfen gebraucht werden. (24. April.) Ausländische Juden dürfen wegen einer 20 Thaler übersteigenden Forderung gegen diesseitige christliche Unterthanen nicht anders klagend auftreten, als wenn über diese Forderung vor der ordentlichen Obrigkeit des Schuldners ein Protokoll aufgenommen worden ist, und letzterer hierin die Richtigkeit der Schuld anerkannt hat, ausgenommen sind die über Markthändel während des Marktes ertheilten Scheine. (Regierungsausschreiben vom 12. März 1821.)

Kein Israelit soll befugt sein zu heirathen, der nicht nachzuweisen vermag, daß er im Stande ist, durch ein für ihn statthaftes bürgerliches Gewerbe oder Ausübung einer Kunst oder Wissenschaft seine Familie zu ernähren, worüber die Regierung in jedem einzelnen Fall zu entscheiden hat. (Ausschreiben des Ministeriums des Innern vom 24. Dezember 1821.)

Bezüglich des Unterrichts wurde im Jahre 1823 bestimmt, daß die Juden verpflichtet seien, ihre Kinder in die öffentlichen Schulen zu schicken. (Verordnung vom 30. Dezember.) Die Annahme von Privatlehrern zum Ersatze des öffentlichen Schulunterrichts da, wo durch öffentliche Schulen für denselben gesorgt ist, ist gänzlich untersagt; zum Halten irgend eines jüdischen Privatlehrers, wenngleich blos zum Ersatze des Religionsunterrichtes, soll die Erlaubniß der Regierung bei Meidung einer Geldbuße von 20 Thalern ausgewirkt werden, welche Strafe bei fortgesetzten Zuwiderhandlungen bis zu 200 Thalern erhöht werden darf. (Verordnung vom 30. Dezember 1823.)

Die israelitischen Lehrer haben in dem Unterricht der Jugend und der Erwachsenen allgemeine Menschenliebe, Unterwürfigkeit gegen die Obrigkeit, Fügung in die bürgerliche Ordnung und Liebe zu dem Lande, in welchem sie geboren sind und ihren Lebensunterhalt und Schutz finden, nach eigener Angabe und richtiger Auslegung ihrer wesentlichen Religionsvorschriften zu lehren.

1831—1833.

Die Verfassungsurkunde vom 5. Januar 1831 enthielt im § 29 die Bestimmung, daß die Verschiedenheit des Glaubensbekenntnisses auf den Genuß der bürgerlichen und staatsbürgerlichen Rechte keinen Einfluß haben sollte. Im Gegensatz hierzu stellt die Verordnung vom 13. April 1852 den Grundsatz auf, § 20: „Der Genuß der bürgerlichen und staatsbürgerlichen Rechte ist von dem christlichen Glaubensbekenntnisse abhängig, vorbehaltlich derjenigen Ausnahmen, die durch besondere Gesetze bestimmt sind.“ Die den Juden durch besondere Gesetze bewilligten Rechte bleiben also nach wie vor bestehen; nur

indirekt sind sie von der Theilnahme an den Landtagswahlen — durch Ausschließung von Gemeindeämtern — fern gehalten.

In Ausführung des oben erwähnten Paragraphen der Verordnung vom 5. Januar 1831 ordnete sodann das Gesetz vom 29. Oktober 1833 die besonderen Verhältnisse der Israeliten.

Den israelitischen Staatsangehörigen werden zunächst gleiche Rechte mit den Unterthanen anderer Bekenntnisse zugestanden, es werden ihnen jedoch auch gleiche Verpflichtungen auferlegt und noch folgende Ausnahmen bestimmt:

1. können sie das Patronatsrecht über christliche Kirchen nicht erwerben,
2. entbehren sie die Fähigkeit zur Anstellung in christlichen Kirchenämtern und als Lehrer,
3. von Gemeindeämtern sind sie ausgeschlossen.

Zeitweise genießen die Vortheile der Gleichstellung die Juden nicht, welche den Nothhandel betreiben. Derjenige Israelit, welcher einen Zweig oder alle Zweige dieses Handels zum Gegenstand und Mittel seines Erwerbs macht, betreibt den Nothhandel als einen Haupterwerb, als eine ausschließliche Erwerbsweise, d. h. soweit der Nothhandel als ein Haupterwerb, als eine ausschließliche Erwerbsweise objektiv dasteht. Auch sind die den Nothhandel betreibenden Israeliten von der Fähigkeit zu öffentlichen Aemtern, sowie von der Wahlfähigkeit und Wählbarkeit in Hinsicht auf die Landtage, desgleichen vom Erwerb des Ortsbürgerrechtes ausgeschlossen. Die Ausschließung hört erst dann auf, wenn durch ein von dem Verwaltungsbeamten ausgestelltes und von der Regierung richtig befundenes Zeugniß dargethan ist, daß der betreffende Jude seit Jahresfrist ein anderes bürgerliches Geschäft ausschließlich betreibt. Alle nur auf das Glaubensbekenntniß gegründeten Verschiedenheiten sollen erloschen sein, sofern sie nicht durch das Gesetz vom 29. Oktober 1833 eine Bestätigung erhalten. Die Juden bilden Mitglieder der gewöhnlichen politischen Gemeinde, haben sich aber in allen Angelegenheiten, die ein anderes Glaubensbekenntniß, insbesondere die christliche Kirche betreffen, einer Mitwirkung und Abstimmung zu enthalten. Als Gemeindemitglieder sind sie auch zur Mitbestreitung der Gemeindelasten verbunden, brauchen jedoch zu denjenigen Lasten der Ortsgemeinde, die deren kirchliche Verfassung erfordert, insoweit nicht bestehende Rechtsverhältnisse eine Ausnahme begründen, nicht beizutragen, dagegen sind sie verbunden, die Schulden und Lasten ihrer Glaubensgemeinde, sowie sonstiger bis dahin bestandenen Körperschaften allein zu tragen.

Wegen der Auswanderung israelitischer Unterthanen in das Ausland galten die allgemeinen Bestimmungen über Auswanderung und Freizügigkeit, unbeschadet jedoch derjenigen Beiträge zu israelitischen Gemeindeschulden, welche aus einem Privatrechtsverhältnisse der Abziehenden gefordert werden konnten.

In Beziehung auf ihre gemeinheitlichen Angelegenheiten sind die Juden eines oder mehrerer Orte in eigene Gemeinden abgetheilt. Jede Synagogengemeinde hat nach ihrem Umfange mehrere Aelteste, einen Vorsänger und die größeren einen Rabbiner.

Durch § 12 des Gesetzes vom 29. Oktober 1833 sind die Regierungen ermächtigt, denjenigen Synagogengemeinden, welche zum gesammten Jugendunterricht fähige und geprüfte Lehrer vorzuschlagen und zu besolden vermögen, die erforderliche Genehmigung zur Errichtung eigener vollständiger öffentlicher Schulen zu ertheilen. Diese Schulen stehen unter der Aufsicht des Vorsteheramts, des Kreisraths und unter Leitung der Regierung.

Die Kosten des Gottesdienstes, Unterrichts, sowie der Todtenhöfe und der gesammtschaftlichen Schulden werden aufgebracht durch: 1. die Klassensteuer, 2. die Abgaben, welche von religiösen Zeremonien und anderen geistlichen Handlungen abhängen.

Zur Erinnerung an Nanny vom Hof.

Von Frida Storck.

Deutlich, als sei es gestern gewesen, steht ihr Bild meiner Seele, da ich ihr zum ersten Male gegenüber stand. Achtzehn Jahre mögen seitdem vergangen sein.

Interesse und zugleich herzliches Mitleid erfaßte mich beim Anblick dieser gebrechlichen, überschlanken Gestalt, des hageren, klugen Antlitzes, in dem die Augen so beredt von ernster Geistesarbeit sprachen. Der starke Geist, der in dieser schwachen, so viel von Leiden gequälten Hülle lebte, zwang die Schwächen des Körpers immer und immer erfolgreich nieder. Und dieser schaffensmuthige,

klarblickende Geist war gepaart mit einem reichen, tiefen Gemüth, einer fast idealen Weltanschauung, einem Herzen, das warm für das Elend, die geistige Noth der Menschheit schlug. Am 24. März, da der Lenz mit warmem Schein die ersten Blüthen an's Licht rief, da die Natur aufathmete nach des Winters trüben Wochen, ging die Seele Nanny vom Hof's zur ewigen Ruhe ein. Schmerzlos, still, ohne Kampf. Es war ein Verlöschen des seit Jahren nur schwach flackernden Lebenslichtes. In dem Dörfchen Hombressen, da einst ihre Wiege stand, in dem schlicht-freundlichen Heim, das sie sich dort für den Lebensabend geschaffen, schied sie aus dem Dasein.

Ein echte Hessin, die mit jeder Faser an der engeren Heimath hing, eine hessische Schriftstellerin, die das Wesen des Schriftthums zu hochstellte, um es durch Niedriges, Frivoles zu entwürdigen, das war sie und das wollte sie sein. Ihre Werke sind so rein, daß sie jedem jungen Menschenkind unbedenklich in die Hand gegeben werden können. Ein Vorzug, dessen sich viele Autore der neueren Zeit nicht rühmen können.

War es auch kein strahlender Stern, der am 19. Februar 1823 in der kleinen Nanny aufging, so war es doch ein mildleuchtendes, wohlthuendes Licht. Die kleine Nanny — die treue Spiel- und Schulgefährtin meiner wenig Tage älteren Mutter — soll bei Erlernung der ersten Schulweisheit gar oft den Tadel des gestrengen Herrn Kantors heraufbeschworen haben. Damals war sie ein lebhaftes, oft wildes Kind, das sich regelrecht mit den Gefährten im Raufen und Klettern übte, natürlich, wenn es der Kantor nicht sah. Das Umhertollen in der ländlichen Flur war ihr weit angenehmer, als das Studieren der Bücherweisheit. Die Vorliebe für die heimischen Fluren und Wälder blieb ihr auch bis an's Ende treu, wenngleich später die Bücher reichlich zu ihrem Rechte kamen. Der Reinhardswald mit seiner sagenumwobenen Sababurg war ihr besonders lieb.

Wann sich zuerst die schriftstellerische Schaffenslust in der ideal veranlagten Seele regte, habe ich nie genau ermitteln können. Die ersten Erzählungen entstanden wohl während eines zwölfjährigen Aufenthaltes in England, vom Jahre 1851 bis 1863. Diese Zeit, mit ihren wechselvollen Eindrücken, den Einblicken in das Leben anderer Nationen, wohl auch mancherlei Berührungen mit geistig bedeutenden Menschen, schuf erst die denkende Schriftstellerin.

Bemerkenswerth sind zwei Romane aus jener Zeit, die sich zum größten Theil auf Thatsachen stützen. Der eine, „Das schwarze Schloß“, spielt im schottischen Bergland, der andere hat das englische Indien zum Schauplatz. Das bedeutendste der Werke Nanny vom Hof's, „Krone und Kerker“, welches trotz des renommirten Verlags von Perthes in Gotha selbst den gebildeten Hessen wenig bekannt ist, behandelt das tragische Geschick der zweiten Gemahlin Heinrich's VIII. von England, der schönen Anna Boleyn. Die Schilderung der Kämpfe, die die Seele dieser unglücklichen Frau erschütterten, ist meisterlich. Besonders werthvoll ist der Roman jedoch durch sein strenges Festhalten an geschichtlichen Thatsachen. Die Quellen, bedeutende englische Geschichtswerke, sind mit großer Genauigkeit an den betreffenden Stellen angemerkt. Daß dieses Buch trotz alledem so unbekannt geblieben, ist ein Beweis für den überaus bescheidenen, jeder Reklame und Sensationshascherei abholden Sinn der Verfasserin. Sie hat eben nie die Alarmtrommel rühren lassen, um ihren Werken Geltung zu schaffen. Auch das vieraktige Schauspiel „König Heinrichs Brautfahrt“, eine normannische Sage behandelnd, hat aus Mangel an wirksamer Reklame keine Aufführung erlebt.

Bekannt und hoch geschätzt aber ist der Name Nanny vom Hof's in den Kreisen Kassels, die sich um die Heranbildung der Kleinen armer und ärmster Volksschichten mühen. Für diese echt weiblichen, dem Mitleid und der Menschenliebe entsprungenen Bestrebungen hat sie nie ein Opfer gescheut. Mochte der schwache Körper oft schmerzlich unter Ueberreizung leiden, der allzeit willige Geist ließ sich nicht schrecken, wenn es das Wohl der Kinder des armen Volkes galt. Jahre lang stand sie im Mittelpunkt dieser humanen Bestrebungen. Zu dieser Zeit ihres Wirkens in Kassel lernte ich die Jugendfreundin meiner Mutter kennen und schätzen.

Was sie bewog, mir ihr besonderes, mir immer schätzenswerthes Interesse zuzuwenden, war wohl die Gemeinsamkeit unseres Berufes. Sie war es, die mich nach dem ersten, schüchternen Versuch zu fernerem Schaffen ermuthigte, mich veranlaßte, meine Arbeiten an Berliner und Leipziger Verleger zu senden, sie so größerem Leserkreis zugänglich zu machen. Es war eben wieder ein Zug ihres selbstlosen, warmen Gemüthes, das Selbstvertrauen der zagenden Anfängerin durch lobende Anerkennung zu heben. Das Eine, was sie ihren Werken nicht zu geben vermochte, unmittelbar wirkenden, ungesuchten Humor, bewunderte sie rückhaltslos an meinen Novellen, die ja im Bezug auf Gründlichkeit den ihren nicht gleichkommen. —

Ohne Prunk, schlicht und einfach, wie man die Dörfler alter Sitte gemäß zur letzten, ersehnten Ruhestätte geleitet, so wollte auch sie hinausgetragen werden aus dem friedlichen Heim, über welches vor noch nicht Jahresfrist die gierigen Feuergarben lohten, als ein großer Theil des Dorfes in Asche sank.

Für die große Menge bedeutet der Tod Nanny vom Hof's nichts. Sie hat es ja nie verstanden, um die Gunst der Massen zu buhlen, die Augen der Welt auf sich zu lenken. Für die Menschen, die ihr nahe standen, riß dieser Tod eine schmerzliche Lücke, die erst die Zeit allmählich schließen wird. Sie ruhe sanft!

Spaziergang auf den Vesuv.

Von S. L. Du-Ry. Mitgetheilt von Otto Gerland.*)

Den 4. März 1755 beschloß ich, den Vesuv zu ersteigen, weil ich den Tag vorher gegen 7 Uhr des Abends an den Seiten des Berges gegen Morgen einen starken Schein bemerkt hatte, der durch die Ströme von Lava, welche ihren Lauf nach dieser Seite genommen hatten, verursacht wurde. Da der Ausbruch vor drei Monaten angefangen hatte und seit 14 Tagen unterbrochen war, eilte ich mich, diesen zu sehen, aus Furcht, daß, wenn er aufhörte, ich des Schauspiels beraubt würde, nach welchem ich so lange seufzete.

Ich gesellete mich zu einem Andern, der begierig war, diese Erscheinung zu sehen, und wir ließen uns bis zu einer dem heiligen Januar geweiheten Kapelle fahren, welche am Fuße des Berges, ohngefähr vier Flintenschußweiten von dem Schlosse des Königs erbauet ist. Die Wagen konnten nicht weiter fortkommen. Wir fanden daselbst Bauern mit Eseln, welche dazu dienen sollten, die diesen Thieren zugänglichen Oerter zu ersteigen; bei jedem dieser Esel waren zwei Bauern, welches vier Mann ausmachte, außer einem fünften, welcher einen Korb mit Vorrath, uns zu erfrischen, trug. Diese Bauern gaben sich den Titel Ciceronen, welches unter ihnen einen Mann bedeutet, welcher von denen sehenswürdigen Gegenständen unterrichtet und dazu bestimmt ist, sie denen Fremden zu erklären; sie sind übrigens am Fuße des Berges vielversprechend und machen sehr die herzhaften, beweisen sich aber sehr furchtsam, wenn sie sich eine Gefahr vorstellen. Ich bekümmerte mich nicht viel um das, was sie mir von der Gefahr sagten, sich gewissen Stellen zu sehr zu nähern, da ich von anderen Personen war benachrichtigt worden, daß sie dieses thaten, um sich nur einige Mühe zu ersparen, wovon ich mich das Jahr vorher auch selbst überzeugt hatte.

Wir fingen nun an, zwischen Baumgärten, welche mit Feigen, Pomeranzen, Oliven u. dgl. Bäumen besetzt waren, hinauf zu steigen. Diese Bäume stehen in dem Weinlande, welches den berühmten Wein, welchen man Lacrimae Christi nennt, hervorbringt. Diese schöne Gegend war an vielen Stellen von Feuerströmen durchschnitten worden, welche wie die Eisschollen bei einem ungleich zugefrorenen Fluß aufeinander gehäuft waren Diese Materie besteht aus Steinen, Erde, Schwefel, Salz und Sand. Dieses Ganze, vermischt und geschmolzen und verglast, dem Eisenschaum gleichend, hat die Farbe dieses Metalls, in das Rothe schillernd, aber durch die Zeit und den Regen verblaßt, da die ersten dieser Feuerströme vor 20—30 und selbst 60 Jahren geflossen haben.

Nachdem wir ohngefähr eine Stunde, auf einem für die Gegend ziemlich gangbaren Wege zurückgelegt hatten, mußten wir absitzen, weil, da das Aufsteigen zu steil wurde, wir uns unserer Thiere nicht mehr bedienen konnten. Wir verließen sie am Ende einer kleinen, mit hohem, schilfartigem Grase bewachsenen Ebene. Man versicherte uns, daß es in dieser Gegend viele Fasanen, Feldhühner und andere Vögel gebe und daß der König zuweilen dahin käme, um zu jagen. Hier war es, wo wir auf Stücken von Schaum, womit dieser Ort ganz bedeckt war, anfingen zu klettern, welche Stücke, da sie auf einer steilen Fläche zerstreut liegen, unter den Füßen weichen und uns keinen Schritt mit Sicherheit thun ließen. Zwei Bauern gingen vor uns her, sie waren mit ledernen Gürteln umgürtet, welche, indem wir uns an sie festhielten, das Aufsteigen ein wenig erleichterten. Von Zeit zu Zeit trafen wir große viereckte Stücke Lava von 8—10 Fuß an, welche der oben feuerspeiende Berg ausgeworfen hatte

*) Eine Episode aus der ersten italienischen Reise des damaligen fürstlich-hessischen Baumeisters, nachherigen Oberbaudirektors, S. L. Du-Ry, in den Jahren 1753 bis 1756. — Siehe Otto Gerland, Paul, Charles und Simon Louis Du-Ry, eine Künstlerfamilie der Barockzeit, S. 74, wo derselbe die Vesuvbesteigung des Künstlers erwähnt, ohne aber des Näheren darauf einzugehen.
Die Redaktion.

und bis dahin gerollt waren, auf denen wir uns ausruheten. Endlich nach unglaublicher Mühe und Anstrengung gelangten wir am Fuße des Gipfels des Feuer speienden Berges an, woselbst man keine Stücke von dem Schaum mehr antrifft und welcher, zu steil, daß ein Stück könnte liegen bleiben, nur aus einem roten Sand besteht, in welchen man über die Hälfte der Beine einsinkt; auf der Spitze dieses Gipfels befindet sich die große Oeffnung oder Schlund, aus welchem beständig Rauch aufsteigt. Der Durchmesser hält, wie man mich versichert hat, in seiner größten Breite 100 Toisen*) und ist fast zirkelförmig.

Wiewohl ich diese Oeffnung einen Schlund genannt habe, ist sie doch jetzt nicht tief, da die Lava, nachdem sie mehrere Tage gekocht, sich fast dem Rande gleich erhoben hat, dergestalt, daß derselbe nicht höher als 8 bis 10 Fuß ist. Diese Lava ist seit 14 Tagen verdickt oder kalt geworden und gewährt den Anblick einer ungleichen und an vielen Stellen gespaltenen Ebene von mehreren hundert Toisen im Durchmesser. Aus diesen Spalten ist es, woraus ein besonderer feuchter Rauch ausdampfet und aus welchem man bei der Nacht Flammenstreifen aufsteigen sieht. Die Ränder dieser Spalten sind rothbraun und gelb gefärbt, indem der Rauch, welcher von dem innern Feuer herrührt, längs ihren Wänden den Salpeter und Schwefel, welchen er bei sich führt, angesetzt hat. Besonders findet man den Schwefel ganz rein, an einigen Orten fingerdick. Diese Ebene ist sehr höckerig, wie ich soeben gesagt habe, von schwärzlicher Farbe, außer einem Raume von ohngefähr 50 Toisen im Durchmesser, welcher mit einer röthlichen Asche bedeckt ist, die auch an mehreren Stellen Risse hat, welche Rauch aus dampfen.

Die Neugierde hatte uns schon das vorige Jahr an den nämlichen Ort geführt; ich bemerkte damals fast in der Mitte dieser Ebene einen kleinen Hügel von beinahe 100 Schritten im Umfang, 20 Toisen hoch und oben offen, welcher damals der wahre Schlund war, aus welchem das Feuer und die Steine hervorkamen, welche der Berg auswarf. Da ich wahrnahm, daß die geschleuderten Steine eine fast parabolische Linie beschrieben, näherte ich mich von der entgegengesetzten Seite ihres Falles, ungeachtet unsere Führer ihr möglichstes thaten, um mich davon abzuhalten, und kam so weit, daß ich in den Schlund sehen konnte; ich entdeckte den Grund davon nicht; denn es stiegen jeden Augenblick Wirbel von Rauch heraus, welche mich hinderten weit hinein zu sehen, und ich sah nur eine Röthe, beinahe von der Farbe wie die des Eisenerzes, wenn es im Ofen im Fluß ist. Die Steine, welche mit dem Lärmen von Raketen von halber Minute zu halber Minute aus diesem Schlunde hervor geworfen wurden, waren von verschiedener Größe, die mehrsten aber übertrafen das Gewicht von 12—15 Pfund nicht, sie waren ganz roth und entzündeten Papier und Holz, wenn man es an sie anhielt. Ich zog mich auf die nämliche Art zurück, wie ich mich genähert hatte, das heißt auf allen Vieren und kam mit einer etwas beschädigten Hand davon.

Das Obere des Berges hat seit meiner ersten Reise vielleicht zwanzigmal seine Gestalt verändert; jetzt sieht man nichts mehr von diesem Hügel, von dem ich so eben geredet habe, aber der Berg hat vor noch nicht vierzehn Tagen einen andern, über 200 Fuß hohen, an einer dem erstern ganz entgegengesetzten Stelle geboren, und in diesem befindet sich nun der Schornstein, aus welchem der Rauch und die Steine hervorkommen. Dieser Hügel, welcher vielleicht, indem ich dieses schreibe, nicht mehr da ist, bestand aus Steinen mit Asche vermischt und war sehr steil. Ich bestieg diesen Berg nicht, indem mir meine Neugierde zu nichts würde geholfen haben, da derselbe diesen Tag keine Steine und kein Feuer auswarf, sondern nur ein dicker schwarzer Nebel heraustieg. Ich habe vergessen zu sagen, daß, wiewohl es in Neapel sehr schönes Wetter war, wir auf dem Berge, dessen Gipfel mit Schnee bedeckt war, eine sehr kalte Luft empfanden —, es schneiete selbst damals, aber der Schnee verwandelte sich Nachmittags in Regen, welcher den ganzen Tag anhielt, wiewohl in Neapel nicht ein Tropfen fiel; der Berg hatte nur wie in Wolken gehüllt geschienen.

Wiewohl diese mit so vielen Rissen bedeckte Ebene, aus welchen beständig Flammen und Rauch aufsteigt, bei dem ersten Anblick Schrecken einflößt, so gewöhnt man sich doch bald daran, und es ist nicht die mindeste Gefahr dabei, auf dieser geronnenen Lava zu gehen, man kommt damit los, seine Fußbekleidung und höchstens die Füße selbst ein wenig zu verbrennen und von Zeit zu Zeit Rauchstöße aushalten zu müssen. Ich habe alles dieses versucht und habe diese Ungemächlichkeiten sehr erträglich gefunden, würde aber doch nicht vor 14 Tagen das Nämliche gewagt haben, da diese Lava noch flüssig war und sich oft kochend bis an den Rand des Berges erhob, damals mußte man sich begnügen, dieses Schauspiel von weitem zu betrachten. (Schluß folgt.)

*) 1 Toise = 1 Klafter = 1,95 Meter.

Aus alter und neuer Zeit.

Marburger Ordnung wegen der Vorhöker von 1586. Höchst wahrscheinlich sind bereits viele unserer Leser und Leserinnen, namentlich aber der letzteren, zumal in kleineren Orten mit den sogenannten Aufkäufern (Vorhökern), einer besonders lästigen Zugabe des Marktverkehrs, in nicht eben angenehme Berührung gekommen, indem sie es erleben mußten, daß die ihre Waare zu Markt führenden Landleute von denselben so umlagert wurden, daß andere Käufer garnicht anzukommen vermochten, sondern sich darauf angewiesen sahen ihre Bedürfnisse statt aus erster Hand von diesen Zwischenhändlern zu erheblich theuerern Preisen zu erstehen, als sie bei unmittelbarem Einkauf zu haben gewesen wären.

Auch unseren Vorfahren sind gleiche Erfahrungen nicht erspart geblieben. Schon zeitig führte das Bedürfniß, den Ausschreitungen der Zwischenhändler Maß und Ziel zu setzen, zum Erlaß diesbezüglicher Verordnungen. Die bislang aus Hessen bekannte älteste Ordnung dieser Art, welche sich in gleichzeitiger Niederschrift auf der Ständischen Landesbibliothek in Kassel befindet, trägt die Ueberschrift: „Willkürliche Ordnung unnd Vergleichung eines erbarnn Rahts gemeiner Stadt Marpurgk mitt denn Vorheuckern allhier des Vorhaucks halbenn, denn 14. Aprilis anno 1586 getroffen".*)

Bei der Wichtigkeit der Aufkäuferfrage für das praktische Leben wird es sich lohnen unsere Aufmerksamkeit dem kulturhistorisch bemerkenswerthen Aktenstück zuzuwenden und uns mit dessen Inhalt etwas näher bekannt zu machen, indem wir dies und jenes daraus mittheilen.

„Erstlichenn soll kein Vorheucker hinfuro in der Stadt gelittenn oder zugelassenn werdenn, er hab dan zuvorderst ann Eidesstadt anngelobt dißer Ordnung zu gelebenn, unnd sich derselbigenn nichts zu widdersetzen.

Es soll auch nitt ein jeder zum Vorheucker geduldet, sondern mitt Vorwissen Burgermeisters unndts Rahts darzu gelaßenn werdenn unnd sonderlich diejenigen, so vonn Dorffenn in die Stadt ziehenn unnd so zu Burgern uff- unnd angenommen werden, derselben keiner soll innerhalb sechs Jarenn sich des Vorheuckens underfangenn, es wehre dann, das einer eine Witfraw oder Burgerstochter nehme, die eine Vorheuckersche wehre und daß zuvor bey ihrem ersten Mann oder im Wittwenstande etzlich Jare getriebenn hette.

Diejenigen, welche ihre Handtwerk gelernet unnd treibenn unnd davon ihrenn Unterhalt haben konnen, sollenn auch nicht liederlich zugelassen werdenn.

Welche aber inn ihren Handtwergkenn untrewlichenn umbgangen, Betrugk und Falsch darinnen gebraucht, sollenn keineswegs zu Vorheuckern geduldet werdenn, dann es vermutlich, dieweill sie in ihren Handtwergkenn meineidig erfunden, das sie auch im Vorheuckenn betruglich handlen werdenn.

Es soll auch derjenig, so sich dieser Partirung underfangenn will, erstlichenn Burgermeister und Raht zuvor angebenn unnd sonder Vorwißen derselbigen nitt vor einen Vorheucker uffwerffen. Unnd do er seiner Personn halber verdechtig wehre, soll er diese Partirung zu treibenn sich enthalten unnd keinswegs anngenommen werdenn.

Was die Vorheucker vor Wahr kauffen unnd feil haben, dieselbige sollenn sie alhier nit uff dem Margkt inn der Wochen noch inn der Stadt, sondern ahn andern Ortern kauffen unnd in die Stadt pringen. Und damit aller Verdacht vermitten werde, soll kein Vorheucker, wann Whar in der Wagen ist, darin kommen noch mitt Furleuthen heimlich unterredden, dardurch die Wahr vertewert unnd denn Burgern der Vorkauff entzogenn werdenn mochte, pflegen oder habenn, sondernn sich deßen gentzlich meiden bey Poen unnd harter Straff, es wehre dann Sach, das Kauff- oder Fuerleuth Wahr zu feilem Kauff brechten, dieselbige ausgeruffen wurde unnd unngekaufft vonn der Burgerschafft stehen pliebe, alsdann sollenn die Vorheucker vonn denn Unnderkeuffern solche Wahr nach ihrer Gelegennheit zu kauffen erfordert werdenn, desgleichenn wo einer zu seiner selbst Haushaltung oder Notturfft und nicht auf einen Vorkauff etwas kauffenn wurde, soll er darin ohnngefert sein."

Folgen Bestimmungen über Ansetzung des Preises der von den Aufkäufern zu Markt gebrachten Waaren durch die städtische Obrigkeit, „der Gestaldt, daß sie dem Vorheucker, der die Wahr widder verkauffenn will, einen zimlichen Gewinst darauf schlagenn, das der Vorheucker zu kommen, der gemeine Mann nicht ubernommen und vor sein Geldt Whar bekommen moge.

Es sollen aber die Vorheucker, der Duppen- (= Topf) oder Landtbotter, Landtkeß, Eyer unnd was der Landtman vor Eßennspeiß zu feilem Margkt pringtt oder pringenn magk, uf einenn Vorkauff zu

*) Anfänglich war in der Ueberschrift als Tag der Entstehung der 19. Juli 1582 angegeben, doch ist dies Datum durchgestrichen und durch das neue ersetzt. Es liegt anscheinend ein Konzept vor. Die 1582 geplante Ordnung wird erst vier Jahre später zur Durchführung gelangt sein.

kauffen sich gentzlich enthaltenn. Unnd do einer oder mehr hieruber betretten wurden, welcher obenan gezogene Wahr uff dem Margkt vor der Stadtthornn oder sonstenn hin unnd widder uf dem Landt uffkauffen, Gelt daruf thun unnd also der Burgerschafft vorgreiffen unnd eine Theuerung machenn werdenn, dieselbige sollenn hertiglich gestrafft, ihnen auch das Vorhauckenn hinfurt gentzlich verbotten sein. . . .

Alß auch B. unnd Rahdt hiebevor geordnet, das die Vorheucker nuhr drey Tage alß Mittwochen, Freitagk und Sonnabent biß ahnn 12 Uhr ufm Margk feill habenn sollenn, so soll solichs gleichfals nachmals deromaßen gehalten werden.

Innglei chen sollen auch die Vorheucker kein Saltz uf dem Markt kauffenn, welches sie widder verkauffen wollen, es wehr dann, das es zum drittenmaell außgeruffen unnd ungekaufft vonn der Burgerschafft stehen pleibe."

Daran knüpfen sich Festsetzungen über die Höhe des den Vorhökern bei den einzelnen Viktualien ꝛc. zu gestattenden Verdienstes.

Dann heißt es weiter:

„Es sollen auch hinfuro kein Vorheucker gelitten werden, welche zweyerley Gewicht brauchen unnd sich der ander durchaußen entschlagenn, zu verhueten allerley Finantz, so hieraus begangen werden kann. . . .

Unnd da ein Vorheucker in oder außerhalb Landts gekaufft hette und vom Bürgermeister unnd Rath befragt wordenn were, wie theuer er die Wahr gelangt, aber er, der Vorheucker unrecht berichtet und mehr nemmen wurde, dann er außgeben unndt uffgewendet hette oder zu Cassel der Kauff unnd Schlagk wehre, eine solchs auch außkeme, derselbig soll sich hinfurters deß Vorhauckenns gentzlich enthalten, auch hieruber in Straff gefallen sein.

Ferners soll auch kein Vorheucker dem anderm die Wahr uff Jahrmarckten oder sonstenn hindergehen oder sonsten ohntrewlich handlenn, so hernachers gemeiner Stadt unnd der Burgerschaft zu Nachtheil gerathen mochte.

Item es sollen auch die Vorheucker keine Pakta oder Geding machen, darburch die Wahr vertewert, auch der gemein Mann ubernommen wurde.

Mehr soll auch kein Vorheucker falsch Betrug oder Listigkeitt im Gewicht, Maaß unnd Wahr prauchen, daßelbig verfelschenn oder geringernn, sonndern einem jederm (!) recht Maß unnd Gewicht, auch unverfelscht Wahr geben, alls bey Straaff, so Burgermeister unnd Raht erkennen werden. . ."

Ist es von den hessischen Landgrafen bekannt, daß sie sich mit besonderer Vorliebe „des gemeinen Mannes" annahmen, „daß ihm gleich und recht widerfahre", wie es in der letztwilligen Verfügung Landgraf Wilhelm's IV., des Weisen, heißt, daß sie anderseits aber darauf bedacht waren, allen berechtigten Interessen der einzelnen Erwerbszweige ihren landesherrlichen Schutz zu Theil werden zu lassen, so gilt dieses auch in Bezug auf vorstehende Verfügung der Marburger Stadtobrigkeit, die, wie wir oben sahen, neben dem Interesse des Käufers auch das der Aufkäufer wahrte, soweit es eben wirklich berechtigt erschien.

Aus Heimath und Fremde.

Der Verein für hessische Geschichte und Landeskunde zu Kassel hielt am Abend des 30. März an gewohnter Stätte seine Monatsversammlung ab. Wiederum konnte der Vorsitzende, Bibliothekar Dr. Brunner, über den Eingang werthvoller Geschenke (Hassiaca) berichten. So schenkte Apothekenbesitzer Dr. Weiß in Kiel außer einigen kleineren Druckschriften Rechnung der Hansegebengilde von 1798, Karte des Königreichs Westfalen sowie Exposé de la situation du royaume de Westphalie; ferner Major a. D. von Stamford zu Kassel mehrere Drucksachen, darunter seine Schrift: „Der Antheil der hessischen Regimenter des XI. Armeecorps am Kriege von 1870/71". Rittmeister a. D. Freiherr Gustav Rabe von Pappenheim überwies von ihm selbst angefertigte photographische Aufnahmen von zwei Urkunden der Rabe von Kalenberg vom 21. Juni 1459 und 1. August 1461 sowie der Siegel der erstgenannten Urkunde, von denen das erste, ein Heirathswappen (Allianzwappen), besonders bemerkenswerth ist. Nach Erledigung der geschäftlichen Mittheilungen hielt Oberstlieutenant a. D. von Stamford seinen angekündigten Vortrag über den Feldzug des Drusus im Sigambrer-, Cherusker- und Chattenlande und die Schlacht bei Arbalo im Jahre 11 v. Chr., für den der Vorsitzende dem Herrn Redner zum Schluß den Dank der Versammlung aussprach.

Universitätsnachrichten. Geheimer Medizinalrath Professor Dr. Behring zu Marburg wurde von der Wiener Gesellschaft der Aerzte zum Ehrenmitglied gewählt, desgleichen von den entsprechenden Gesellschaften in Wilna und Konstantinopel. — Dr. med. Arthur Barth zu Marburg ist zum außerordentlichen Professor daselbst ernannt worden, desgl. der Privatdozent der neueren Literaturgeschichte Dr. Wilhelm Wetz zu Gießen (geboren am 7. Oktober 1858) zum außerordentlichen Professor in der philosophischen Fakultät zu Gießen.

Todesfälle. Am 29. März verschied nach längerem Leiden Rektor Philipp Ullmann zu Kassel. Geboren im Jahre 1822 zu Niedervellmar war der Verstorbene nach vorübergehender Wirksamkeit in Marburg allein in Kassel volle 50 Jahre als Lehrer thätig, darunter die letzten 12 Jahre als Rektor der Bürgerschule 3. Ullmann, einer der vortrefflichsten Pädagogen des Hessenlandes in neuester Zeit, ist als Begründer des pädagogisch-rationellen Turnunterrichts in den Kasseler Bürgerschulen zu betrachten. Auch als Vorsitzender des Arbeiterfortbildungsvereins hinterläßt Ullmann ein gesegnetes Andenken. — Am 1. April verstarb zu Kassel der Senior des hessischen Adelsgeschlechts von Baumbach Oberstlieutenant z. D. Moritz von Baumbach im 83. Lebensjahre, einst Kommandeur des ersten Bataillons im 2. kurfürstlich hessischen Infanterieregiment in Hanau, seit dem 21. Oktober 1866 im Dispositionsstande. — Der Tod hat unter den altverdienten hessischen Beamten, deren besonderer Fürsorge unsere Wilhelmshöhe unterstellt war, in kurzer Frist leider sehr aufgeräumt. Nach dem soeben heimgegangenen Gartendirektor Vetter starb bereits am 12. April im Diakonissenhaus zu Wehlheiden der Geheime Hofbaurath Friedrich Knyrim im 70. Jahre seines thätigen Lebens. Seit seiner im Jahre 1864 erfolgten Ernennung zum Hofbauinspektor war Knyrim die spezielle Leitung der Wilhelmshöher Bauten übertragen. Der Verstorbene waltete auch nach seinem 50jährigen Dienstjubiläum, welches ihm den Titel eines Geheimen Hofbauraths brachte, bis vor Kurzem seines Amtes.



Personalien.

Verliehen: dem Kreisschulinspektor Schuldirektor Junghenn zu Hanau die Amtsbezeichnung Schulrath; dem städtischen Steuerinspektor Weitzmann zu Kassel die Amtsbezeichnung Obersteuerinspektor; dem Steuerinspektor a. D. Biermann zu Kassel der rothe Adlerorden 4. Klasse.

Ernannt: Staatsarchivar Archivrath Dr. Könnecke zu Marburg zum Vorsteher des von ihm verwalteten Staatsarchivs; die Forstassessoren Wagner und Volkenand zu Oberförstern in Oedelsheim bezw. Rentershausen; Postkassirer Heine in Bebra zum Postdirektor; Oberpostdirektionssekretär Göhring in Kassel zum Postkassirer.

Uebertragen: dem Telegraphensekretär Becking in Straßburg (Elsaß) und dem Postsekretär Heckeroth in Kassel Obertelegraphensekretärstellen in Hanau bezw. Rheydt.

Versetzt: der Geheime Regierungsrath von Rabenau zu Kassel nach Köln; der Regierungsrath von Kienitz zu Stettin nach Kassel; der Obertelegraphensekretär Gretemann von Rostock nach Kassel.

Vermählt: Praktischer Arzt Dr. med. Ludwig Ernst Freese mit Fräulein Auguste Emilie Grebe (Kassel, April); Oberpostdirektionssekretär Ludwig Max Damm mit Fräulein Emma Karoline Wangemann (Kassel, April).

Geboren: ein Knabe: Professor Dr. Kauffmann und Frau Elli, geb. Brauns (Kiel, 30. März); Dr. Paulmann und Frau, (Kassel, 12. April); ein Mädchen: Kreisbauinspektor Lucas und Frau (Kassel, 2. April); Gideon Schirmer und Frau Anna, geb. Voilmer (Kassel, 5. April.)

Gestorben: Privatmann Ludwig Nolte, 75 Jahre alt (Kassel, 28. März); Rektor Philipp Ullmann, Kaufmann Franz August Knappe, 63 Jahre alt (Kassel, 29. März); Fabrikant Wilhelm Backes, 64 Jahre alt (Hanau, 30. März); Amtsgerichtsrath a. D. Julius Fulda, 75 Jahre alt (Kassel, 31. März); Oberstlieutenant z. D. Moritz von Baumbach (Gilsenhausen) 82 Jahre alt (Kassel, 1. April); Fräulein Bona von Trott zu Solz, 17 Jahre alt (Solz, 4. April); Privatmann Konrad Reuter, 69 Jahre alt (Kassel, 5. April): Postmeister a. D. Bernhard Kranz, 78 Jahre alt (Witzenhausen, 6. April); Fräulein Karoline Sabine Hillebrand (Kassel, 10. März); Geheimer Hofbaurath Friedrich Knyrim, 70 Jahre alt (Kassel, 12. April); verwittwete Frau Rentmeister Julie Iserloh, geb. Carl (Kassel, 12. April).

Touristische Mittheilungen aus beiden Hessen, Nassau, Frankfurt a. M., Waldeck und den Grenzgebieten, herausgegeben von Dr. Wilh. Lange, Jahrgang IV, Nr. 10, April 1896. Inhalt: Gudensberg von Dr. Wilhelm Chr. Lange. II. [Mit Abbildung.] Eine Reinhardswaldfahrt von C. Freese (Schluß). Die Aufgaben der deutschen Touristenvereine von Peter Kittel. Eine „Punschpartie" im Harzer Hochgebirge von Heinrich Hertzer (Schluß). Berichte.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. W. Grotefend in Kassel. Druck und Verlag von Friedr. Scheel in Kassel.



№ 9. X. Jahrgang. Kassel, 1. Mai 1896.

Der Hexenritt.

(Aus dem Efzegrund.)

Aufgepaßt und gebet acht!
Gestern in der Walpurg'snacht
Trat ich leis' —
Denn ich weiß
In dem Hause alle Schliche —
An das Fenster von der Küche,
Um im Stillen zu erlauschen,
Was mein Traudel hätt' zu plauschen.

Na, da traf ich's. Zauberein
Trieb es in dem Mondenschein.
Einen Kreis
Zog es weiß
Auf den Estrich flink mit Kreide,
Griff zum Besen, ging zur Seite,
Um den Stiel mit einer falben
Wunderschmiere einzusalben.

Dann sprang's hurtig in den Kreis:
„„Vorwärts, altes Besenreis!
Ohne Ruh
Immerzu
Durch die Luft und über Wälder,
Ueber Korn und Dorn und Felder
Bei des Vollmonds bleicher Fülle
Flink, wie Wind geschwind, zum Knülle!““

Mächtig war dies Zauberwort;
Denn das Traudel trabte fort. —
Aufwärts, auf,
Den Schlot hinauf
Sah ich's auf dem Besen fahren
Und mit aufgelösten Haaren
Dann das alte Dach umkreisen,
Singend gelle Zauberweisen.

Schüchtern drohte ich empor:
„Traudel?! . . Hexe?! . . Sieh Dich vor!“
Doch: „„Hihi!““
Lachte die,
„„Komm! . . . Was thust Du so verfroren? . . .
Hast wohl gar den Spruch verloren? . . .
Dummer Junge, praktikabel
Ist ja auch die Ofengabel!““

Flugs sprang ich zum Kreis hinein:
„Fort! ich muß beim Traudel sein!
Ohne Ruh
Immerzu
Durch die Luft und durch die Wälder,
Korn und Dorn und Bach und Felder
Bei des Vollmonds bleicher Fülle
Flink, wie Wind geschwind, zum Knülle!“

Mächtig war dies Zauberwort;
Denn die Gabel trug mich fort,
Aufwärts, auf,
Den Schlot hinauf;
Aber dann, zu meinem Schrecken,
Abwärts und — durch Dorn und Hecken,
Während — neckend mich — die Kleine
Trabte über Stock und Steine.

Hatt' ich's doch beim Spruch verfehlt
Und statt „über" „durch" gewählt,
Und nun schoß
Flugs mein Roß
Trotz Ruf, Schelten, Fleh'n und Bitten
Und trotz Hüh und Hott stets mitten
Durch die Hindernisse alle
Zu dem Hexensabbathsballe.

Mitten durch — durch Sumpf und Rohr,
Korn und Dorn und Ried und Rohr.
Ach! wie spliß
Mir und riß
Da der Hambuttdorn, der spitze,
In's Gesicht und Koller Ritze,
Und wie färbten Schuh und Strümpfe
Gelb die Pfützen und die Sümpfe.

„Liebe Gabel," rief ich aus,
„Hab' Erbarmen! Eil' nach Haus!
Ohne Ruh
Immerzu
Durch die Luft und über Wälder,
Ueber Korn und Dorn und Felder,
Ueber Stock und Stein und Hecken
Flink, wie Wind geschwind, mein Stecken!"

Statt gehorsam mir zu sein,
Ging's zum Niederwald hinein,
Wo sogleich
Das Gesträuch
Von dem Kopf mir, trotz der Litze,
Streifte meine neue Mütze,
Und wo Schrammen es und Beulen
Setzte an den Eichstammsäulen.

Endlich war der Wald zu End',
Und durch grünendes Geländ
Ging's jetzund
Zu dem Grund,
Wo mit spitzen Kirchenthurme
Blank ein Dörfchen; d'raus im Sturme
Groß' und kleine Leute wallten
Und, wie toll, mit Peitschen knallten.

„Liebe Gabel," rief ich aus,
„Hab' Erbarmen! Eil' nach Haus!
Wie der Wind,
Pfeilgeschwind
Durch die Luft und über Wälder,
Ueber Korn und Dorn und Felder;
Nur den lauten Schwarm der Leute
Meide, liebe Gabel, heute!"

Aber, daß sich Gott erbarm'!
Mitten durch den dicht'sten Schwarm
Ging's in Hast
Mir zum Brast;
Denn ich sah auf Stein und Stufen
Kreuze rings, und lautes Rufen
Flog von Mund zu Mund der Spötter:
„Knüll? . . Das kommt vom Knüll, Herr Vetter!!"

„Auch noch das?" rief ich verschämt,
Wie ein Sünder, der vervehmt.
Da — da schrie:
„Kikeriki!"
Hell der Dorfhahn von der Stange,
Und nun machte bei dem Klange
Kehrt mein Rößlein, um zum zweiten
Male durch den Schwarm zu reiten.

Das, das machte — meiner Sechs! —
Mich zum Schlusse ganz perplex,
Und wie ich
Endlich mich
Wieder und zurecht gefunden,
Denkt! war's bei dem Traudel unten,
Das bereits am Herd hantierte
Und das Kaffeefeuer schürte.

Als sodann ich ihm beschrieb,
Wie mit mir die Gabel trieb
Narrethei;
War's vorbei
Mit dem Ernst ihm. Ja, mit voller
Kehle lachte's, als im Koller
Ich ihm zeigte all' die Ritze
Und des Röhrichts gelbe Sprütze.

„„Junge!"" sprach es schelmisch d'rauf,
„„Schwarzen Kaffee gieß' ich auf;
Doch versprich
Mir, nie Dich
In der Walpurg'snacht in Kneipen
An dem Knüll herum zu treiben;
Finden doch die Bockbiergeister
In Dir keinen Hexenmeister!""

Ludwig Mohr.





Schloß Wilhelmsburg bei Schmalkalden.*)

Schmalkalden war noch bis in die jüngere Zeit ein stiller und vom großen Verkehr wenig erreichter Ort; kein Wunder also, wenn die alte hessische Fürstenburg, die von der Queste auf das Städtchen herabblickt, und deren Aeußeres so schlicht und anspruchslos erscheint, lange Zeit übersehen und von der Denkmälerforschung stiefmütterlich behandelt wurde; kein Wunder auch, daß sie mehr und mehr zerfiel und kaum vor dem schlimmen Schicksal, zu Gefängnißzwecken nutzbar gemacht zu werden, bewahrt werden konnte. Wohl hatte sie ihre Verehrer und Freunde in der engeren Heimath, aber darüber hinaus blieb sie fast unbekannt, sie mußte für die Außenwelt erst entdeckt werden. Meldahl in Kopenhagen, der die hohe Bedeutung des Baues für die dänischen Königsschlösser erkannte, und Essenwein, der einstige hochverdiente I. Direktor des Germanischen Nationalmuseums, gaben fast gleichzeitig die ersten Anregungen; direkt fördernd griff Lübke ein, indem er im Jahre 1877 bei Stellung der ersten Aufgabe der *Friedrich Eggers'schen Stiftung* auf die Schloßkirche der Wilhelmsburg hinwies. Laske, in dessen Hand damals die Bearbeitung gelegt wurde, konnte elf Jahre später mit Unterstützung des Kultusministeriums eine zweite erschöpfende Aufnahme des gesammten Schlosses folgen lassen; sie liegt nunmehr vor in einer Publikation, die den Architekten und Kunsthistoriker, den Erforscher wie den Freund hessischer Geschichte im vollsten Maaße erfreuen und befriedigen muß. Auf 24 Tafeln und in 62 Textbildern werden uns Plan der Anlage und ihrer Theile wie alle bemerkenswerthen Einzelheiten der Ausführung und Einrichtung erschlossen. Zu den sorgfältigen und gewissenhaften Zeichnungen Laske's und seiner jüngeren Mitarbeiter aus der Schule des Berliner Kunstgewerbemuseums treten Photographien, die Rothe in Kassel mit bekannter Meisterschaft gefertigt hat; in die Vervielfältigung im Lichtdruck und Farbendruck haben sich, gleich tüchtig in der Herstellung, A. Frisch in Berlin und Römmler & Jonas in Dresden getheilt.

Auf derselben Höhe wie der bildliche Schmuck steht der Text. Hier ist dem Werke die treue Beihilfe eines Mannes zu Gute gekommen, der längst geschätzt als Kenner der Geschichte Schmalkaldens wie nur einer zur Mitarbeit berufen war. Otto Gerland's Verdienst tritt zu bescheiden zurück, wenn ihm das Titelblatt nur die Beigabe der geschichtlichen Forschungen, in denen im vierten Kapitel aus zumeist ungedruckten Quellen eine Geschichte des Baues und seiner späteren Schicksale gegeben wird, zuschreibt; fußt doch Laske in den von ihm bearbeiteten Abschnitten „Bauherr und Werkleute" und „Bauanlage", wie er auch selbst hervorhebt, zum guten Theil auf den umsichtigen und glücklichen Nachsuchungen und *Forschungen Gerland's und seinen ungedruckten* wie gedruckten Materialien.

Die Zeit Wilhelm's IV. bedeutet für Hessen gegenüber der Regierung seines Vaters eine Periode der Ruhe; sie gestattete dem Fürsten Lieblingsneigungen sich hinzugeben, unter denen die oft gepriesene Vorliebe für wissenschaftliche Thätigkeit wie die noch fast gar nicht gewürdigte Pflege der Kunst ihre besondere Rolle spielen. In die Reihe der Bauten, welche, in verschiedenen Städten des Landes, dem Landgrafen ihre Entstehung oder Wiederherstellung verdanken, stellt sich die Wilhelmsburg, die seit 1584 auf der Stätte der abgetragenen Hennebergischen Wallrabsburg emporwuchs. Als der Landgraf die Augen schloß, war sie in der Hauptsache vollendet; Moritz brauchte nur noch für die Außenanlagen, für Garten und Vorgelände zu sorgen.

Laske weist darauf hin, daß dem Landgrafen bei seinem Bauplane eine Schöpfung seines Schwiegervaters, des Herzogs Christoph von Württemberg, nämlich das von diesem umgebaute bezw. neu gebaute alte Schloß zu Stuttgart in vielen Stücken, besonders auch hinsichtlich der

*) Schloß Wilhelmsburg bei Schmalkalden, aufgenommen, dargestellt und kunstgeschichtlich geschildert von Friedrich Laske. Unter Beigabe geschichtlicher Forschungen von Dr. Otto Gerland. Herausgegeben mit Unterstützung des Königlich Preußischen Ministeriums der Geistlichen, Unterrichts- und Medizinal-Angelegenheiten. Mit 34 Tafeln, von denen 9 in Farbendruck, und 62 Textabbildungen. Berlin 1895. Schuster & Bufleb. fol.

Grundanlage zum Vorbild gedient habe. Mir erscheint eine unmittelbare Beeinflussung durch diesen süddeutschen Bau fraglich*); dagegen spricht sich eine unverkennbare Aehnlichkeit der Wilhelmsburg mit einigen von Wilhelm's IV. früheren Bauten, so mit dem Marstall zu Kassel und besonders mit dem (von Laske übersehenen) Rotenburger Schlosse**) aus.

Schlichtheit und Einfachheit kennzeichnet die Wilhelmsburg gegenüber manch einem Fürstensitze der damaligen Zeit und während sich anderwärts, wie z. B. in Stuttgart, der Hof nach südlichem Vorbilde mit schmucken Arkaden umzieht, begnügt man sich hier bei gleicher entschiedener Betonung der Ausbildung der Hofanlage, mit kunstvoller Bildung der auf sie führenden Thüren und Portale***). Hierin beruht jetzt fast allein der Außenschmuck des Gebäudes, seitdem im Anfange unseres Jahrhunderts die kunstvollen Schnörkelverzierungen der Erker ihren luftigen Sitz verlassen haben†).

In der Regelmäßigkeit der Anlage der Wilhelmsburg zeigt sich bereits entschieden der Einfluß der italienischen Renaissanceströmung; daneben fehlt es nicht an mittelalterlichen Erinnerungen, wohin z. B. die in den vier Ecken des Hofes angeordneten Treppenthürme zu rechnen sind. Die Vertheilung der Räume ist im ganzen die, daß der Unterstock den Zwecken der Wirthschaft und Hofhaltung eingeräumt war, während im oberen Stock die Gemächer für den Landgrafen (nur Wilhelm IV. wohnte unten, weil ihm bei seiner Wohlbeleibtheit das Treppensteigen lästig war), die Räume für die landgräfliche Familie, die Zimmer für fürstlichen Besuch, sowie die Prunksäle, nämlich der große Speisesaal und der Bankett- oder Tanzsaal liegen. Beiden Stockwerken gemeinsam ist das baukünstlerisch schönste Glied des Ganzen, die Kapelle. Ihre Grundanlage, rechteckige Saalkirche mit Emporen, wie die planvolle Anordnung von Altar, Kanzel und Orgel übereinander††) bringt die veränderten Formen des protestantischen Gottesdienstes auch baulich in entschiedener Weise zum Ausdruck; so wird diese Kapelle, die hierin bewußter vorgeht als die Stuttgarter, zu einem Markstein in der kirchlichen Baukunst.

Widerspruch gegen die römische Kirche äußerte sich auch in den Tafelbildern an den Brüstungen der Emporen, in denen, nach Cranach's Vorgange, ein Passional Christi und Antichristi dargestellt war. Die Tafeln sind leider längst geschwunden, geblieben aber ist dem Raume jener wunderbare dekorative Schmuck, der — hierbei allerdings im Gegensatz zu der sonstigen Nüchternheit der protestantischen Saalkirchen — reich und phantasievoll gezeichnet im lichten, und durch matte Farbentöne gehobenen Stuck die Pfeiler und Bogen der Emporen wie die Gewölbe überzieht und eine Wirkung hervorruft, der Lübke Ausdruck giebt mit den Worten: „In der ganzen deutschen Renaissance kenne ich keinen Innenraum von ähnlicher Feinheit der Dekoration".

In der Ornamentik der Wilhelmsburg liegt — und dies gilt nicht nur von derjenigen der

---

*) Daß Wilhelm IV. für seine früheren Baupläne auch dieses Fürstenhaus studirt hat, soll natürlich nicht bezweifelt werden.

**) Diese einst so glänzende Anlage ist ja leider durch spätere Eingriffe stark verändert und geschädigt worden. Der Ostflügel mit seinem Rittersaal ist völlig verschwunden. (Ihn zierte — und hierin mag eine Anlehnung an das Stuttgarter Schloß liegen — in der zweiten „Wandlung" eine von sieben jonischen Säulen getragene offene Gallerie, die freilich nicht nach dem Hofe, sondern nach dem Garten zu lag.) Erhalten sind (abgesehen von den westlichen Vorbauten) die drei übrigen den viereckigen Hof begrenzenden Bauten, und zwar Nord- und Westflügel in späterem Umbau, während die Südseite (abgesehen von Modernisirung der dem Hofe zugewendeten Fensterreihe des ersten Stockes) noch den alten Charakter im ganzen gewahrt hat; ferner stehen noch in drei Ecken des Hofes drei der alten Treppenthürme, mit achteckigen Grundriß wie die der Wilhelmsburg. (Hierdurch berichtigen sich die zum Theil irrigen Angaben in Dehn-Rothfelser's und Lotz' Bau-Denkmälern S. 234.) Eine Rekonstruktion der Außenanlage wie der wichtigeren Innenräume wird wesentlich gefördert durch die Beschreibung, welche Friedrich Lucae im „Edlen Kleinod an der Hessischen Landes Crone, oder Vorstellung der Fürstlichen Residentz Rotenburg" (Ungedruckt Mscr. Hass. fol. 47 der Ständischen Landesbibliothek) giebt; Mittheilungen bei Winkelmann kommen hinzu. Wie weit sich außerdem aus Archivalien des Marburger Staatsarchives Ergänzungen geben lassen, ist mir nicht bekannt, wäre aber wohl der Nachforschung werth.

***) Von den Portalen des Rotenburger Schlosses sind nur wenige im ursprünglichen Zustande erhalten; doch lassen sich auch hier an dem Wenigen Aehnlichkeiten mit Portalbildungen der Wilhelmsburg nachweisen; so vergleiche ich die den Treppenthürmen (Südostecke und Südwestecke) benachbarten Portale in Rotenburg mit dem neben dem südöstlichen Treppenaufgang befindlichen zu Schmalkalden (bei Laske, Tafel 4).

†) Laske hat sie auf Tafel 1 nach dem Muster des Marstalles in Kassel rekonstruirt. Auch Geisthirt, Histor. Schmalc. B. 2. C. IV. § 5 (Zeitschr. d. Ver. f. Henneb. Gesch. I. Suppl. S. 67) „Das Tach, auf welchem sich Löwen und ander Bildwerck aus Stein rings herum praesentiren" dürfte an den Marstall als Vorbild denken lassen. Die Abbildungen der Stadt Schmalkalden bei Merian und in Meißner's Schatzkästlein sind leider zu klein, als daß sich Einzelheiten an den Giebeln an der Wilhelmsburg klar erkennen ließen.

††) Ob die Rotenburger Kirche, in der die Kanzel gleichfalls am mittleren Pfeiler über dem „Herrentisch" angebracht war, früher als die Kapelle der Wilhelmsburg fällt, vermag ich nicht anzugeben; sicher ist nur, daß in ihr im Sommer 1590 noch gearbeitet wurde.

Kapelle — überhaupt der Hauptreiz des Baues; hier gewahrt man am bedeutsamsten die Bethätigungen einer neuen Formenwelt. Was Laske in dem Abschnitte „Die den Bau beherrschenden künstlerischen Strömungen" hierüber mittheilt, ist im hohen Grade interessant und beachtenswerth. Lineare Elemente und stilisirte Pflanzenornamentik, wie sie in Anlehnung an orientalische Tauschirungsarbeiten die italienischen Intarsien in zahllosen Kombinationen aufweisen, erscheinen hier in's Plastische umgesetzt; hiermit verbinden sich, ihnen ähnelnd, die der Metalltechnik direkt entstammenden Motive, die bedenkenlos und ohne Rücksicht auf ihren Ursprung auf jegliches Material übertragen werden. Ueberall krause, gerollte, verschnörkelte, phantastische Formen.

Zu diesen von der Manier des Niederländers Vreedemann de Vries beeinflußten Bildungen, die besonders in den Steinarbeiten und Gipsmodellirungen hevortreten, gesellt sich monumentale Freskomalerei; auf der einen Seite in Technik und Motiven das Studium der italienischen Muster verrathend, auf der anderen Seite, im kecken und flotten Schaffensdrange und mit dem Reiz einer kraftvollen und eigenartigen Erfindungs- und Gestaltungsgabe, die eigenen neuen Bahnen suchend.

Weniger als von den Einflüssen, die sich beim Bau bemerklich machen, wissen wir leider — es liegt dies ja leider bei manchen Bauten der Zeit nicht viel anders — von den ausführenden Künstlern. Außer dem Baumeister **Christoph Müller** und seinem Sohne **Hans**, der auch Zeichnungen für vier Portale entwarf, wird ein niederländischer Meister, **Wilhelm Vernucken**, als Verfertiger der Gallerien in der Schloßkapelle genannt*); daß von ihm auch Altar und Kanzel herrühren, ist nach dem mit ihm geschlossenen Vertrage wenigstens wahrscheinlich.

Landgraf Wilhelm IV. verlangte von einem tüchtigen Bildhauer auch die Fertigkeit „Gibs zu arbeiten und auszustechen" und hatte diese Anforderung auch gerade an Meister Wilhelm bei seinem Eintritt in hessische Dienste im Jahre 1577 gestellt*); immerhin mag Laske Recht haben, wenn er nicht Vernucken, sondern einen gewissen **Hans Becker**, der ausdrücklich als Stuckateur erwähnt wird, als Verfertiger der sog. weißen Arbeit im Schmalkaldener Schlosse ansieht.

Von den Malern ist ein **Georg Kronhard** als Schöpfer der Bilder der Antithesis sicher bezeugt.**) Laske ist geneigt (s. S. 4 oben, S. 6 und besonders S. 18 unten), ihm noch weitere Leinwand- und Tafelbilder im Schlosse zuzuweisen. Für den Tanz- oder Bankettsaal trifft diese Vermuthung jedenfalls nicht das Richtige, da nach einer in Landau's Kollektaneen erhaltenen Notiz der Maler Meister Jost — zweifellos **Jost vom Hoff**, der auch sonst als Maler Wilhelm's IV. nachweisbar ist — die Decke des Tanzsaals gemalt hat, wofür er 195 Gulden erhielt.***)

Wir schließen unsere Besprechung, indem wir den Bearbeitern der Wilhelmsburg unsern lebhaften Dank aussprechen für diese mustergiltige Veröffentlichung, die uns Hessen zumal als weiteres Glied in der einst vom hessischen Geschichtsverein unter allseitiger Anerkennung herausgegebenen und leider wegen finanzieller Schwierigkeiten nicht fortgeführten kleinen Folge mittelalterlicher Baudenkmäler †) ganz besonders willkommen sein muß. Die nach so vielen Seiten hin durch diese Monographie gegebenen Anregungen werden sich unbedingt nutzbar erweisen; möchte auch die in der Vorrede ausgesprochene Hoffnung sich erfüllen und das schöne Werk den Erfolg haben, „das Interesse auf dies abseits der großen Heerstraße liegende Kleinod aus deutscher Renaissancezeit zu lenken und womöglich hilfreiche Hände in Bewegung zu setzen, den urspröglichen Zustand des alten Fürstensitzes wieder herzustellen".

*) Für Arbeiten am Schmalkaldener Schlosse hat Meister Wilhelm einmal — in welchem Jahre wird nicht angegeben — 521 Gulden (**Landau's** Kollekt. St. L. B.) erhalten. — Vernucken ist nachweislich wiederholt von Wilhelm IV. auch für **Rotenburg** beschäftigt worden; so mögen noch andere Künstler an beiden Schloßbauten betheiligt gewesen sein. Namen von solchen ließen sich vielleicht aus etwaigen Akten über den Rotenburger Bau noch gewinnen; Rückschlüsse für Schmalkalden daraus zu ziehen, würde nur insoweit möglich sein, als die spärlichen, im alten Zustande erhaltenen baulichen und dekorativen Rotenburger Reste Vergleiche zulassen.

*) S. Landau's Kollektaneen (St. L. B.).

**) Im Juli 1591 plante Wilhelm IV. eine Wiederherstellung der „im langen Sahl zu Rotenbergk" aufgemalten Wappen; er ließ zu dem Zwecke am 22. Juli von Kassel nach Schmalkalden, wo er sich befand, das Wappenbuch kommen, das sein Maler „alhier" (zu Schmalkalden) Meister Jorge „hiebeuor wiederumb" nach dort geschickt habe. (Landau's Koll.) Meister Jorge dürfte Georg Kronhard sein; er ist hiernach vermuthlich auch als Wappenmaler für das Schmalkaldener Schloß beschäftigt gewesen.

***) Das Jahr ist leider nicht angegeben. Ich trage nach, daß laut einer auf demselben Blatte befindlichen Nachricht im Jahre 1587 für die Wilhelmsburg 8288 Gulden verausgabt worden sind.

†) Herr von **Dehn-Rotfelser** hatte übrigens bereits im Jahre 1882 die Aufmerksamkeit des Geschichtsvereins auf Laske's Aufnahme der Wilhelmsburg hingelenkt und sie zur Veröffentlichung in einem künftigen Hefte der Baudenkmäler empfohlen. (Brief des Genannten vom 28. September 1882. Akten des Geschichtsvereins.)

C. Scherer.

Das ehemalige Benediktinerkloster Breitenau.

Von Adolph Fey.

(Schluß.)

IV. Die Güter.

Unter den hessischen Klöstern galt Breitenau als eines der ansehnlichsten. Den ersten Grundstock zu seiner späteren Größe bildet das Vermächtniß des Gründers*), der alle in dieser Gegend gelegenen Güter ihm übergab. (Der Wortlaut der Urkunde von 1123: Et universo patrimonio suo quod habuit inter . . Werram Rhenum et Mogonum . . braucht nicht wörtlich genommen zu werden.)

Die weiteren Erwerbungen geschahen theils durch Schenkungen von Seiten der Landgrafen, des bischöflichen Stuhles und von Privaten, theils durch Ankäufe. Von diesen allen verzeichnen wir aus den Jahren:

1128 Heidstatt bei Grifte durch Folchard,
1150 einen Wald in dem Gau Billolfesbach, Höfe in Lohne und Elmarshausen**) durch die Erzbischöfe Heinrich und Adelbert,
1155 Güter in Guxhagen, Ellenberg, Wollerode durch Gisela,
1156 Buchenwerder durch die Grafen von Reichenbach,
1231 Güter in Stelberg**, Wernersrode** durch Landgraf Konrad,
1253 das Dorf Erbrachterode** nebst einem Drittel von Dörnhagen durch die Wittwe Helmburg Hund zu Holzhausen,
1253 die Lehnsherrlichkeit über Malsfeld und Elfershausen durch Bertold von Felsberg,
1255 die Kirchen zu Grifte und Haldorf durch Papst Alexander,
1263 Güter in Odiffe (Ulfen) durch Guntram,
1289 durch Kauf von Arnold von Wolrode alle seine Güter zu Wolrode,
1294—1316 durch Kauf Güter in Guntershausen, Dörnhagen, Wolrode, Albshausen, Wehren, Besse, Gombet und Wernswig,
1304 die Höfe Verrenberg**, Otzhausen**, Schrothausen** durch Landgraf Heinrich I.,
1308 Güter zu Werkel durch Albrecht Walko,
1337 Haus und Hof in Brunslar und Hufe in der Feldmark Rabenshausen** von Diedrich dem Aeltern von Elben,
1347 die Pfarrkirche zu Grifte und die Kapelle zu Hertingshausen durch Erzbischof Gerlach,
1354 Güter zu Mutslar** bei Sand von Hermann von Elben,
1397 und 1411 das Dorf Dorla a. d. Emse mit Vorwerk (halb durch Kauf, halb durch Schenkung) von Eckhard von Wehren und Kurd von Falkenberg,
1436 durch Kauf Gut zu Wehren von Wolmarhusen,
1439 durch Kauf von Landgraf Ludwig seinen Antheil an Buchenwerder,
1465 durch Kauf die Vogtei von Neu-Brunslar von v. Löwenstein,
1465 die Pfarrkirche zu Neu-Brunslar durch Erzbischof Adolf,
(?) Patronatrecht über die Pfarrkirche zu Dennhausen,
1498 durch Belehnung Dorla und Brunslar von Landgraf Wilhelm dem Mittleren,
1507 Hof zu Holzhausen,
1525 den Sunthof.

Außerdem kommen noch Besitzungen vor in: Altenstedt, Baumbach, Baune, Bergheim, Dietzhausen**, Gensungen, Gleichen, Harle, Heilgershausen, Kirchberg, Körle, Maden, Nagke**, Ritte, Schützeberg, Stockhausen, Tossen und Wichdorf; welche hiervon noch zur ersten Stiftung gehören, ist unmöglich festzustellen.

Es heißt, daß das Kloster außer drei ganzen Dörfern Güter in siebenzig Orten hatte, deren Einkünfte noch 1585 auf 3410 Gulden jährlich veranschlagt wurden.

V. Von der Säkularisation bis zur Gegenwart.

Breitenau hat vom 28. Oktober 1527 an aufgehört Kloster zu sein, es wurde zur herrschaftlichen Meierei umgewandelt und ging später in Staatsbesitz über.

Der letzte Abt Johannes Meyer, Prior Zabel und 16 Konventualen erklärten sich zur Annahme der ihnen gebotenen Abfindung, bestehend aus (im Mittel) 8 Maltern Frucht jährlich, bereit und traten zur neuen Lehre über. Das Formular der Abdankung scheint bei allen gleichlautend gewesen zu sein; abweichend motivirt nur einer, Heuseler, seinen Austritt damit: „weil der vermeinte geistliche Stand vor nichts und zu scheitern gegangen, und die Kuche daselbst abgestellt worden“. Nach Philipp's Tode fiel bei der Theilung des Landes

*) Ueber das Werner'sche Grafenhaus vergleiche außer Wenck, Landesgeschichte, Cohn, Stammtafeln 2c. auch einen Aufsatz „Das Wernerische Grafenhaus im Neckargau, Hessengau, Lahngau und zu Worms“ von Gustav Freiherrn Schenk zu Schweinsberg im Korrespondenzblatt des Geschichtsvereins. 1875. Nr. 7.

**) Die mit ** bezeichneten Ortschaften sind ausgegangen.

unter seine Söhne Breitenau an Landgraf Wilhelm IV., den Weisen. Gerade dieser so verdiente Fürst mußte es nun sein, der der Kirche eine Verunstaltung, schlimmer als der Kriege Wüthen es vermocht hatte, zufügte, indem er sie zum Fruchtspeicher herabwürdigte. Unter seinem Nachfolger, Landgraf Moritz, eröffnete sich noch einmal eine bessere Aussicht. Moritz hatte wie sein Ahn Johannes I. die Absicht, hier eine Stadt entstehen zu lassen, die den Namen Köln oder Colonia Hessorum haben sollte. Die eigenhändigen Entwürfe hierzu werden in der Landesbibliothek aufbewahrt. Diese Idee zerschlug sich jedoch wieder, doch blieb Moritzens Gunst Breitenau stets zugewandt. Anstatt der etwas abenteuerlichen Städtegründung verwandelte er es in einen Landaufenthalt im Jahre 1608. Viele alte Gebäude wurden abgebrochen und durch den Baumeister Wiedekindt 1622 ein Marstall gebaut, dem dann Herrenhaus, Jägerei und Wirthschaftsgebäude nachfolgten. Diese Anlagen sollten jedoch alle nicht von langer Dauer sein, schneller, als sie entstanden, wurden sie von den Stürmen des dreißigjährigen Krieges wieder verschlungen. Schon 1626 wurde Breitenau von Tilly'schen Reitern und Fußvolk geplündert, nachdem das zum Theil gerettete Vieh nach dem Siechenhofe bei Kassel gebracht, wo es zehn Wochen gehalten wurde. Der Kirche wurden ihre drei Glocken geraubt, außerdem fast die ganze Büchersammlung. Eine zweite noch verheerendere Kriegswoge ergoß sich über Breitenau im Jahre 1640 und vollendete das Werk der ersten. Die kaiserliche Armee des Piccolomini begnügte sich dieses Mal nicht mit Plünderung, sondern brannte alle Wohn- und Wirthschaftsgebäude nieder, so daß überhaupt nur zwei Kirchen und eine massive Scheune übrig blieben. Die weitere Umwandlung haben wir bereits oben erwähnt. Am 1. Oktober 1874 wurde Breitenau der jetzigen Bestimmung als Korrektions- und Land-Armen-Anstalt übergeben. —

Betrachten wir nun noch einmal die ganze Wirksamkeit des Klosters, so gelangen wir zu dem Ergebniß: Kunstwerke und werthvolle Handschriften haben die Mönche nicht hervorgebracht, wenigstens sind uns keine überkommen, auf die Geschichte ihrer Heimath haben sie keinen Einfluß ausgeübt; aber eins haben sie uns hinterlassen: in der Kirche ein ehrwürdiges erhabenes Baudenkmal des Rundbogen- oder romanischen Stiles, unseres Wissens die einzige noch erhaltene frühromanische Pfeilerbasilika in Hessen. Daß die Mönche am Bau thätigen Antheil gehabt, ist wohl anzunehmen, denn Hirsau ist durch seine Kunst- und Gelehrtenschule unter Abt Wilhelm im 11. Jahrhundert berühmt. Wir müssen die Kirche deshalb als ein uns anvertrautes werthvolles Vermächtniß betrachten, und wäre es eine dankenswerthe Aufgabe unserer Zeit, das was ein allzu praktisches Jahrhundert an ihr gesündigt, wieder zu sühnen durch die Wiederherstellung derselben, um so der Nachwelt ein würdiges Bild des ehemaligen Benediktinerklosters Breitenau zu zeigen.

Spaziergang auf den Vesuv.

Von S. L. Du-Ry. Mitgetheilt von Otto Gerland.

(Schluß.)

Nachdem wir beinahe eine Stunde auf diesen Höhen zugebracht hatten und die Kälte anfieng empfindlich zu werden, begaben wir uns auf den Rückweg an einer von der, auf welcher wir herauf gestiegen waren, entgegengesetzten Stelle. Am Fuße des Piks oder Zuckerhutes angekommen, erblickten wir durch einen dichten Rauch einen hellen Schein, welcher, wie wir einen Augenblick nachher bemerkten, von der entzündeten Lava herrührte, welche aus einer Oeffnung, die sie sich denselben Tag gemacht hatte, wie ein Strom hervorkam; sowie wir weiter fortgiengen, vermehrte sich der Schein. Da wir endlich in einer gewissen Entfernung angekommen waren und der Rauch sich gelegt hatte, bemerkten wir eine Strecke von 5 bis 6 Landmeilen (Stundeweges) ganz entzündet. Die Lava kam aus der Oeffnung, bei der wir ganz nahe waren, wie ein Strom, der 15 bis 20 Fuß breit schien, mit einem Getöse, dem des bewegten Meeres ähnlich, hervor; und wir hörten den Berg mit dem Laut des entfernten Kanonenfeuers brausen und donnern. Dieser Strom floß nach der Verschiedenheit der Abhänge, welche er auf seinem Wege antraf, bald mit vielem Ungestüm, bald auf gleichem Boden sehr langsam. Ohngefähr 100 Schritte von seiner

Entstehung theilte er sich in zwei Bäche, welche nach den verschiedenen Abhängen sich einander näherten oder von einander entfernten, bald eine Art von Feuersee bildeten und dann einen Augenblick nachher, wenn sie auf einen Felsen stießen, sich wieder theilten, um einige Schritte weiter hinab zu stürzen. Diese Ströme rissen die Bäume, die Weinstöcke und selbst die Steine, welche sie auf ihrem Wege antrafen, mit sich fort; nachdem ich einen Stein von ohngefähr 10 Pfund aufgehoben hatte, näherte ich mich einem dieser Ströme bis auf vier Schritte und sah, da ich den Stein darauf schleuderte, denselben wie einen Ball zurückspringend und schwimmend eine beträchtliche Strecke fortgerissen werden, bis der Rauch mich verhinderte, ihn weiter zu sehen. Die Hitze, welche diese Feuerströme ausdünsten, war selbst auf 12—15 Schritte unausstehlich, heftiger als die von sehr glühenden Kohlen, und nach Versuchen, welche sind angestellt worden, schmolz ein Stück Blei von kegelförmiger Gestalt, fünf Unzen schwer, welches man auf ein Stück dieser entzündeten Lava gelegt, in Zeit von 3½ Minuten, während ein ander Stück, an Gestalt und Gewicht dem ersten vollkommen gleich, welches man auf eine auf Kohlen glühend gemachte Schaufel legte, 7½ Minuten Zeit brauchte, um in Fluß zu kommen. Man setzte ein kupfernes Gefäß, mit einer gewissen Menge kaltem Wasser gefüllt, auf die brennende Lava, dieses Wasser fieng in der dritten Minute an zu zischen und in der vierten stark zu kochen. Das nämliche Gefäß mit einer gleichen Menge Wasser, auf glühende Kohlen gesetzt, zischte nach vier Minuten und kochte nach fünfen. Ich folgte diesem Feuerbach 5—600 Schritte weit, da ich aber bemerkte, daß sich derselbe mehrere Meilen weit erstreckt, so ergriff ich die Partie, nach der Quelle zurückzukehren. Dennoch näherte ich mich einem Orte, wo der Strom mit vieler Gewalt floß, um ihn näher zu betrachten. Zwei Haufen von Lava, durch welche er sich einen Weg gemacht hatte, engten ihn an dieser Stelle ein und verursachten die Schnelligkeit seines Laufes. Ich kletterte längst einem dieser Hügel, welcher ganz von Schwefel gefärbt war, da ich darauf rechnete, er würde mich ein wenig gegen die schreckliche Hitze schützen, welche der Strom ausdünstete; ich näherte mich wirklich, indem ich meinen Hut vor die Augen hielt, dem Feuerstrom bis auf vier Schritte und war ohngefähr eine halbe Minute in dieser Stellung, da die Hitze unausstehlich wurde. Ich wollte zurückkehren, gleitete, indem ich den Fuß auf ein loses Stück Lava setzte, aus und fiel auf eine meiner Hände; die Hitze, welche ich sogleich empfand, bewog mich, sie schnell zurück zu ziehen, und ich eilte um so mehr, mich zurück zu begeben, da ich bemerkte, daß die Lava unter der Stelle, wo ich mich befand, hin floß und daß ich auf einer seit vielleicht einigen Minuten erkalteten Lava gieng; jedoch kam ich mit der Angst und etwas verbrannten Stiefeln davon. Sobald ich glaubte, ein wenig mehr in Sicherheit zu sein, blickte ich um mich, und ich bemerkte, daß ich viele hundert Schritte auf dieser Kruste gegangen war; der Rauch hatte mich verhindert, die Risse zu sehen, durch welche ich nachher das unter derselben verborgene Feuer bemerkte, sobald ich hinter dem Rauch war, welchen der Wind vorher nach meiner Seite jagte. Dieser Rauch wurde durch den Regen, welcher sehr häufig und mit dem Geräusch, als wenn man Wasser auf glühendes Eisen spritzt, auf das Feuer fiel, verursacht; er nöthigte mich sogar, mich zurück zu begeben, wiewohl ich mir vorgenommen hatte, um das Feuer besser zu sehen, die Nacht auf dem Berge zuzubringen. Da er aber jede Minute zunahm, befürchtete ich, daß er mir in der Folge beschwerlich werden würde, und fieng an den Berg hinauf zu steigen, um oberhalb des Spaltes, aus welchem der Feuerstrom hervorkam, hinzugehen, um wieder auf den Weg nach Portici zu gelangen, da mich der nämliche Strom hinderte, unterhalb durchzukommen, weil er sich zu weit erstreckte und mich würde genöthigt haben, einen zu großen Umweg zu machen. Während ich im Aufsteigen begriffen war, änderte sich der Wind, und ich stand eine gute Viertelstunde lang Rauchstöße aus, welche mich nöthigten, mich jeden Augenblick auf die Erde zu legen, und welche mir einen unausstehlichen Husten verursachten. Endlich gelangte ich dennoch, zum Theil von meinen beiden Männern gezogen, an die Quelle des Stroms, und da ich, indem ich über den Wind gekommen war, frei athmen konnte, fing ich von Neuem an, die Feuerbäche, welche zu meinen Füßen hinflossen, zu betrachten, da der Wind, welcher mir dadurch, daß er vorher den Rauch nach mir zugetrieben hatte, mir nun den Dienst erzeigte, mich, indem er den Rauch vertrieb, welcher sie mir vorher verbarg, sie ganz entdecken zu lassen. Es würde schwer sein, sich ein wunderbareres Schauspiel vorzustellen: alle Gegenden des Berges waren mehrere Meilen weit durch die Feuerbäche zertheilt, welche, da sie den verschiedenen Abhängen, welche sie antrafen, folgten, bald Inseln, bald Fälle bildeten und sich endlich in Wolken von Rauch verloren.

Die entflammte Materie, welche man Lava nennt, ist eine Art Teig, welche schon von mehreren

Personen ist aufgelöst oder genau untersucht worden. Man hat gefunden, daß sie aus verschiedenen Materialien, als Eisen, Kupfer, Sand und Kiesel, das Ganze durch die Heftigkeit des Feuers in Fluß gebracht, besteht. Wiewohl diese Materie fließet, so fehlt doch viel daran, daß sie so flüssig wie Wasser oder andere Flüssigkeiten sei, sie gerinnt oder verdickt sich sehr leicht; ich habe an Stellen, wo sie mit Heftigkeit floß, bemerkt, daß, indem sie eine Spitze von einem Felsen antraf, sie in die Luft spritzte und daß Stücke auf die Seite fielen, welche mit dem Getös von Steinen oder anderen harten Körpern anprallten, es hat sich sogar ereignet, daß, indem man auf eins dieser ganz glühenden Stücke geschlagen hat, es, anstatt wie das Eisen oder anderes Metall glatt zu werden, sich in mehrere Stücke zertheilt hat; indem es eine Menge Funken aussprühete. Glaubwürdige Personen haben mich noch versichert, daß, da sie sich einem dieser Ströme so sehr genähert hatten, um ihn mit einer Stange zu erreichen, sie versucht hätten, sie hinein zu stoßen, aber nie hätten ihren Zweck erreichen können, indem die Materie immer widerstanden habe, wohlverstanden, daß sich die Stange sogleich entzündete. Diese Ströme fließen langsamer nach Maßgabe, wie sie sich von ihrer Quelle entfernen. Ich habe einige Striche dieser Bäche vor meinen Augen gerinnen sehen, nach und nach ihre rothe Farbe verlieren und die schwarze, der alten Lava, auf welcher ich mich befand, ähnliche annehmen. Diese schwarze Kruste, welche der Form und Farbe nach sehr dem Eisenschaum gleicht, ist eigentlich nur eine Art Schaum, die wahre Lava ist von grauer Farbe mit schwarzen und metallischen Punkten. Die Straßen von Neapel sind damit gepflastert, sie läßt sich auch gut polieren, man macht in Neapel Dosen daraus, von denen ich eine besitze mit mehreren andern kleinen Arbeiten; die Dämme, selbst diejenigen, welche man in dem Meere anlegt, um die Gewalt der Wellen zu brechen, sind von diesem Stein, welches zeigt, daß, wenn auch diese Ströme vielen Schaden verursachen, sie auch ihren Nutzen haben.

Da ich endlich sah, daß der Regen schlechterdings nicht nachlassen wollte und es noch drei Stunden bis zur Nacht waren, entschloß ich mich, zurück zu gehen; ohne Verweilen stieg ich demnach den Berg herunter, und nach einem sehr ermüdenden Gang von zwei Stunden kam ich endlich an dem Orte an, wo ich den Wagen, welcher mich von Neapel gebracht, verlassen hatte, dahin ich alsdann, in der That sehr ermüdet und durchnäßt, aber auch sehr zufrieden mit dem, was ich auf dem Berge gesehen hatte, zurückkehrte.

Der junge Apotheker.

Eine wahre Geschichte. Von **Christian Lewalter** †.

Christian Lewalter, geb. 27. Dezember 1825, einer der beliebtesten hessischen Lyriker der neueren Zeit, verfaßte die Gedichtsammlung „Wiesenblumen“ (Kassel 1853) und war Herausgeber der „Kasseler Tagespost“, in welchem Blatte eine große Anzahl seiner Gedichte zuerst erschienen. Nach dem am 27. Juni 1874 in Kassel erfolgten Tode des Dichters erschien bei E. Hühn, Kassel, ein Band „Ausgewählter Gedichte“ (1876). Nähere Auskunft giebt die neueste Auflage des Franz Brümmer'schen „Lexikon der deutschen Dichter und Prosaisten des 19. Jahrhunderts“ (Leipzig, Ph. Reclam's Universalbibliothek). — Nachstehendes Gedicht verdanken wir freundlicher Mittheilung seines Sohnes, unseres verehrten Mitarbeiters Herrn Johann Lewalter in Kassel, durch dessen Güte wir in die Lage gesetzt werden dürften, unsern Lesern demnächst noch mehrere bislang unbekannte Dichtungen seines Vaters zu unterbreiten.

In einer Stadt, — den Namen weiß ich nicht,
Doch davon ward mir jüngst die Kunde,
Daß sie nur höchstens eine Stunde
Entfernt von Bettenhausen liegt —,
In einer Stadt also — 's ist lange her,
Und mancher weiß es schon nicht mehr —
Begab sich's, daß aus einem nahgeleg'nen Orte
Ein Landmann kam und an der Apotheke Pforte
Sich lang das Schild besah, eh' er in's Inn're schritt.
Er brachte ein Rezept von seinem Doktor mit
Und wollte gern ein halbes Stündchen warten.
Er schaute rings die Gläser aller Arten
Und las, wie das der Langenweile Brauch,
So gut wie möglich ihre Inschrift auch.
Da fiel sein Blick hoch oben in die Ecke,
Wo in dem Käfig, drehend flink sein Rad,
Ein munt'res Eichhörnlein sich bene that.
Der Bauer schaute staunend nach der Decke,
Noch unbekannt war ihm das Instrument.
Er fragte deshalb, wie man's nennt.
Der Apotheker dacht' bei sich im Stillen:
Den Bauer führst du heute an!
Und sprach: „Das wißt Ihr nicht, mein lieber Mann?
Ein junger Apotheker ist's, der dreht die Pillen!“ —
Der Bauer schwieg. — Er ging dann seine Straße,
Und nach zwei Jahren führt ihn das Geschick
An den besproch'nen Ort zurück,
Um was zu holen für die kranke „Wase“.

Der Sohn des Apothekers, roth von Haaren,
Bediente flink den stummen Bauersmann,
Und dieser schaute jenen immer an,
Als kenn' er ihn schon seit gar vielen Jahren.
Doch endlich brach sich Bahn bei ihm das Wort,
Er fragte keck, er fragte immer fort:
„Sagt, seid Ihr's denn? — Ihr seid's wahrhaftig nicht!"
Der Apotheker sah dem Bauer in's Gesicht
Und wußte die Bekanntschaft nicht zu deuten.
„Versteht sich, bin ich's", sagt er dann bescheiden,
„Wer soll es anders sein als ich?" —

Der Bauer wundert sich gar mächtiglich,
Wie heutzutag die Menschen doch gedeihen.
„Seht," sagt' er, „kaum sind's jetzt zwei Jahr,
Daß ich bei Eurem Vater war,
Da saßt Ihr noch da oben in der Ecke
In so 'nem Ding wie einer Vogelhecke
Und drehtet stillvergnügt die Pillen!"
Der Apotheker schwieg, — er dacht' im Stillen:
Der Eltern Sünde rächt sich doch fürwahr
An ihren Kindern noch nach manchem Jahr!

Aus alter und neuer Zeit.

Folgende Eingabe der Kasseler Steinmetzmeister, die uns ohne ein angegebenes Datum vorliegt, jedoch das Alter eines Jahrhunderts besitzen muß, zeigt, daß Streike der Handwerksgesellen nicht von neuer Erfindung sind, sondern daß schon vor hundert Jahren, ebenso wie jetzt in Kassel die Steinmetzen und Maurer, dieselben Berufsgenossen sich durch das gleiche Mittel eines Streiks günstigere Arbeitsbedingungen zu schaffen versuchten und ebenso die Meister betr. Handwerks hiergegen sich zu vertheidigen.

„Wohlgebohrne Herren
insonders Hochzuverehrende Herren Oberkammerrath und Bau-Directeur wie auch
Bau-Inspecteur!

Die Steinmez-Gesellen sind der ganz irrigen Meinung, als wenn uns alle Preiße des damalen obrigkeitlich gemachten und unterschriebenen Accords wären erhöhet worden, und wollen sie deswegen gleichfals erhöhet haben. Dies ist die Ursache, worum sie müßig gehen — sie haben zwar, weil wir ihre neüe Chicanen bei dem Accord, wohl voraussahen, und deswegen die nötige Maasregeln nahmen, an dem Corp du Logis zu arbeiten noch nicht den Anfang gemacht, und überhaupt ist jezt keine Arbeit pressant, so daß sie also feüren mögten so lange, als sie wolten; Allein, um die Sache in Ruhe, ohne obrigkeitliche Hülfe, mit ihnen abzuthun, erbothen wir uns, ihnen an einigen Posten zuzusetzen, ob uns gleich an einigen Posten abgezogen worden ist, sie waren aber damit nicht zufrieden. Weil wir nun ihnen mehr zu geben nicht vermögend sind, so musten wir sie beim Stadtgericht gestern sich vernehmen lassen, wo wir zu Protocoll erklärten, daß die Preiße, die einmal in dem Accord damals bestimt, und festgesetzt worden, unverändert bleiben, dahingegen die Schaft Gesimser Saülen, Architraf und Haupt-Gesimse-Arbeit, nach der proportion, wie die Peripherie der 3 Fuß dicken Saülen sich zu der 5 Fuß 2 Zoll dicken Saüle verhält, bezalt werden solte, und für die besonders vorfallende mehrere Fugen und Lager wolten wir ihnen den Quadrat Fuß mit 10 hl. bezalen. Weilen sie damit nicht zufrieden seyn wolten, so wurd ihnen von der Obrigkeit bedeütet, daß ein jeder, welcher für den Preiß nicht arbeiten wolte, Abschied nehmen könte. Hiermit waren sie aber auch nicht zufrieden, sondern bathen sich zur Entscheidung der Sache eine Commission aus. Das Protocoll wird also vermutlich wohl zu dem Ende an Ew. Wohlgebohrne eingeschickt werden.

Wenn man zu denen von uns zugesagten verschiedenen Posten die Erhaltung des Werckzeügs und andre Zuthaten rechnet, so bleibt uns zur Unterhaltung unserer Familien, zur Bezalung der Contribution und anderer Abgaben, nichts übrig. In dieser Rücksicht, und da diese unbillige Leüte bei jeder vorfallenden noch nicht veraccordirten Arbeit diesen nemlichen Versuch machen würden, wenn sie diesesmal reuessirten, auch andere Professions-Gesellen ihren Beispiel folgen könten, je mehr aber solche Leüte verdienen, desto mehr die Arbeit versaümt wird; So bitten wir Ew. Wohlgebohrne ganzgehorsamst:

Die Sache baldmöglichst zu untersuchen,
und nicht zu unsern Nachtheil zu entscheiden.

Wir hoffen eine hochgeneigte Erhörung, und beharren mit vollkommenster Hochachtung

Ew. Wohlgebohrne 2c. 2c.
gehorsamste
J. Burghard Barthold Steinmetz M
Heinrich A. Wolff Steinmetz Mstr
Heinrich Mueller Steinmetz Meistr."

L. W.

Ein Medaillon Philipp's des Groß-müthigen. Im königlichen Münzkabinet zu München befindet sich ein einseitiges ovales Medaillon, 85 mm hoch, 70 mm breit. Es zeigt das geharnischte Brustbild des hessischen Landgrafen Philipp. Der Landgraf hat einen mit einer großen Feder geschmückten Hut auf dem Kopf und trägt an einer doppelt um den Hals geschlungenen Kette ein Kleinod auf der Brust; die rechte Hand ist erhoben und weist mit dem Zeigefinger nach oben. Das stark erhaben gearbeitete Gesicht mit Schnurr- und Backenbart ist von vorn dargestellt. Das Brustbild ist 67 mm hoch. Die Umschrift in 5 mm hohen Buchstaben lautet, unten beginnend: VON · GOTTES · GNADEN · PHILIPS · LANDTGRAFF · ZVO · HESSEN · G. K. ⁀ D. Z. N. ✱ *) Die Umschrift ist von einer schmalen Guirlande umschlossen.

Von diesem prächtigen Medaillon verfertigt die galvanoplastische Anstalt von Gg. Lindner in München auf Bestellung vollkommen getreue Kopien in gleicher Größe wie das Original und wie dieses altversilbert, das Stück zu 2 Mark (nebst 20 Pfg. für Porto). Die Kopie ist hohl und auf der Rückseite nicht geschlossen, das Original vermuthlich gleichfalls. Das Medaillon bildet ein herrliches Schmuckstück und wird jeden Hessensammler, insbesondere hessische Numismatiker, aber wohl überhaupt jeden Verehrer unserer Heimath erfreuen. Der Betrag von 2,20 Mark kann der Firma Gg. Lindner in deutschen Reichspostmarken eingesandt werden.

Leipzig. **Paul Weinmeister.**

P. S. Nachträglich erfahre ich, daß man die Herstellung der vorstehend beschriebenen Kopie einer Anregung des Herrn Dr. J. Böhlau, Direktorialassistenten am Museum Fridericianum zu Kassel, verdankt, sowie daß sich ein Exemplar in genanntem Museum befindet. **P. W.**

*) Graf zu Katzenellenbogen, Dietz, Ziegenhain, Nidda.

Aus Heimath und Fremde.

Am 24. April Abends hielt der Hanauer Geschichtsverein seine Jahresversammlung ab. Nach Verlesung des Jahresberichtes wies der Vorsitzende, Professor Dr. Suchier, auf die große Jubelfeier der Neustadt hin, welche im nächsten Jahre anläßlich des 300 jährigen Bestehens dieses Stadttheiles gefeiert werden soll. Von anderer Seite wurde die Aufmerksamkeit auf das in Kürze erscheinende Werk von Professor Suchier „Hanauer Münzen und Münzmeister“ gelenkt. Der Vorstand besteht aus den Herren Dr. phil. Suchier (Vorsitzender), Landgerichtspräsident Koppen (Stellvertreter des Vorsitzenden), Dr. med. Eisenach (Schriftführer), Heusohn (Rechnungsführer), Thormählen (Konservator), Professor Wackermann (Konservator), Pfarrer Neßler (Archivar), Landgerichtsrath Dr. Brandt (Bibliothekar). Sodann hielt Dr. Kihn aus Groß-Auheim einen auf den eingehendsten Forschungen beruhenden Vortrag über „Die Geschichte des Dorfes Groß-Auheim. — Die Monatsitzung des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde zu Kassel, die letzte im Winterhalbjahr 1895/96, fand am Montag, den 27. April, statt. Nach einigen geschäftlichen Mittheilungen widmete der Vorsitzende, Bibliothekar Dr. Brunner, einem dem Verein durch den Tod entrissenen Mitgliede, Superintendent Heußner in Ziegenhain, der sich noch im vorigen Jahre um das Zustandekommen der daselbst abgehaltenen Jahresversammlung wesentlich verdient gemacht hatte, warme Worte der Anerkennung. Im Hinblick auf den jüngst verhältnißmäßig starken Abgang — einem Verlust von 9 Mitgliedern steht nur ein Zugang von 7 gegenüber — ersuchte der Vorsitzende die Mitglieder, fleißig für den Verein und seine idealen Ziele zu werben. Den Vortrag des Abends hielt Kanzleirath a. D. Keßler über: „Landgraf Wilhelm IV. von Hessen und Prinz Wilhelm von Oranien“. Die auf eingehenden archivalischen Studien beruhenden, auch in gefälliger Form gebotenen Ausführungen des Redners, auf die wir in diesem Blatte noch zurückkommen werden, fanden lebhaften Beifall. Im Laufe des Sommers werden von dem Verein, wie stets, wieder mehrere Ausflüge nach geschichtlich bemerkenswerthen Punkten unserer schönen Heimath unternommen werden; so zunächst im Monat Mai nach Grebenstein, wo Dr. med. Schwarzkopf, der beliebte Redner, über Stadt und Burg vortragen wird.

Universitätsnachrichten. Sonnabend, den 25. April hielt zu Marburg Privatdozent Dr. phil. Hermann Diemar aus Kassel seine Antrittsvorlesung über „Maximilian I. und die Niederlande“, nachdem er auf Grund seiner gediegenen Habilitationsschrift über „Die Entstehung des deutschen Reichskrieges gegen Herzog Karl den Kühnen von Burgund“ die venia docendi für mittlere und neuere Geschichte erhalten hatte.

Wünschen wir dem Streben des jungen hessischen Gelehrten, dessen treffliche wissenschaftlichen Leistungen auf dem Gebiete der mittleren Geschichte bereits vielfache Anerkennung gefunden haben, auf seiner akademischen Bahn auch für die Zukunft besten Erfolg. — Die königliche Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen verlieh, wie in deren Sitzung vom 25. April verkündet wurde, dem Bibliothekar an der Landesbibliothek zu Kassel Dr. phil. Karl Scherer für die Lösung der für 1895 gestellten Preisaufgabe über die schönwissenschaftlichen Schriften Abraham Kästner's (als Vorarbeit für eine Ausgabe derselben) den vollen Preis (im Betrage von 500 Mark.) Mit Genugthnung werden unsere Leser von dieser dem rastlosen Fleiße eines hessischen Gelehrten zutheil gewordenen bedeutenden Auszeichnung Kenntniß nehmen.

Alterthumsfund. Bei Ausgrabung eines Fundamentes stieß ein Bewohner der Stadt Wanfried auf den ehemaligen Wall, wobei Thonschüsseln und andere aus Thon gefertigte Gegenstände zu Tage gefördert wurden, welche die Jahreszahl 1619, 1622 2c. trugen. Diese Gegenstände enthalten saubere, farbig ausgeführte Zeichnungen, wie Mönch, Ritter, heilige Elisabeth, Kirchen, und lassen deutlich erkennen, wie schon im Anfang des 17. Jahrhunderts die Herstellung irdener Waaren in Hessen in hoher Blüthe stand.

Am 22. April beging der Forstmeister Wilhelm Lentz zu Hersfeld, geboren am 14. April 1829 zu Bad Sooden als Sohn des dortigen Salzfaktors, sein 50 jähriges Dienstjubiläum in voller Rüstigkeit.

Todesfall. Am 21. April verschied in Ziegenhain nach schwerem Leiden der dortige Superintendent Johannes Rudolf Heußner, der langjährige treue Seelsorger seiner Gemeinde. Geboren zu Rinteln am 14. Juli 1821, studierte der nunmehr Heimgegangene in Marburg Theologie und Philologie. Seine erste Pfarrstelle erhielt er im Jahre 1854 zu Ottrau bei Ziegenhain. Von dort wurde er sehr bald als zweiter Pfarrer nach Ziegenhain versetzt, wo er bis an sein Lebensende, hochgeachtet und allgemein beliebt, gewirkt hat, seit dem Jahre 1879 als erster Pfarrer und Metropolitan, seit 1884 als Superintendent. Heußner war auch auf literarischem Gebiete thätig. Von ihm erschien im Jahre 1887 das verdienstvolle Buch „Geschichte der Stadt und Festung Ziegenhain", auf das an dieser Stelle besonders hingewiesen sei. Der Tod des ehrwürdigen Geistlichen wird weit und breit tief betrauert.

Personalien.

Verliehen: dem Amtsgerichtsrath Willius in Witzenhausen der rothe Adlerorden 4. Klasse; dem zweiten Pfarrer Gonnermann in Allendorf a. W. die Pfarrstelle zu Frankershausen; dem Pfarrer Heimerich zu Waßmuthshausen die Pfarrstelle in Caßdorf; dem Rentmeister Rechnungsrath Appelius zu Witzenhausen bei seinem Ausscheiden aus dem Staatsdienste der rothe Adlerorden 4. Klasse.

Ernannt: der bei der Generalkommission in Kassel beschäftigte Gerichtsassessor Roemer zum Regierungsassessor; die Regierungssekretariatsassistenten zu Kassel Wiedemann, Ritz, Ebert, Kniese, Kirchner, Weise, Fiedler, Friedrich Müller, Hochstein, Rudolph Müller, Berendes, Johannes Müller, Berndes, Lütcke, Bönning, Reinhardt, Riede, Herzog, Henze, Roß, Hecht, Gerke, Thielmann zu Regierungssekretären; die Regierungshauptkassenassistenten Müller und Hellmuth zu Regierungshauptkassenbuchhaltern; die Generalkommissionsbureauassistenten zu Kassel Bangert, Horn, Müller II., Kruhöffer, Müller I., Lapp, Wuest, Brencher, Marx, Kellner, Weiß, Fromme, Fries, Steneberg, Schmidt I., von Jaworski und Erdmann sowie die Generalkommissionsbureaudiätare Koch II. und Klose zu Generalkommissionssekretären; der Regierungssekretär Ebert zum Rentmeister in Marburg.

Versetzt: Amtsrichter Lahmeyer von Böhl nach Kassel; der Landmesser Albrecht von Frankenberg nach Hersfeld.

Gewählt: der 2. Bürgermeister Wittrock in Eisenach zum Bürgermeister in Wehlheiden.

Geboren: ein Knabe: Dr. phil. Paulmann und Frau. (Kassel, 12. April); Regierungsbaumeister Wenzel und Frau (Kassel, 23. April);

Gestorben: Pfarrer Wilhelm Ursprung, 55 Jahre alt (Fronhausen, 13. April); Frau Pfarrer Anna Deichmann, geb. Bernhardi (Schweinsberg, 13. April); Frau Marie Textor, geb. Justi, 59 Jahre alt (Marburg, 13. April); verwittwete Frau Forstmeister Marie Renno, geb. Rommel, 60 Jahre alt (Kassel, 15. April); Apotheker Wilhelm Kehr (Treysa, 15. April); Kaufmann Oskar Fuhse aus Kassel, 22 Jahre alt (Marburg, 18. April); verwittwete Frau Pfarrer Emilie Sardemann, geb. Brockhoff, 74 Jahre alt (Marburg, 19. April); Kammermusikus a. D. Johannes Ellenberger aus Kassel, 72 Jahre alt (Göttingen, 20. April); Superintendent Rudolf Heußner, 74 Jahre alt (Ziegenhain, 21. April); verwittwete Frau Mathilde Pfeiffer, geb. Fritze, 78 Jahre alt (Kassel, 22. April); Fräulein Elisabeth Kersten aus Kassel, 26 Jahre alt (Göttingen, 23. April).

Briefkasten.

R. J. in Guatemala. Besten Dank. Wir werden uns sehr freuen demnächst Ihre persönliche Bekanntschaft zu machen. Landsmännischen Gruß.

K. N. in Kesselstadt. Für Ihre letzte Zusendung vielen Dank. Wir ersuchen freundlichst um geneigte Uebermittelung des in Aussicht Gestellten. Besten Gruß.

J. Sch. in Biegenheim. Ihre Arbeit haben wir dankend erhalten. Sie werden in einigen Tagen bestimmten Bescheid bekommen.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. W. Grotefend in Kassel. Druck und Verlag von Friedr. Scheel in Kassel.



№ 10. X. Jahrgang. Kassel, 16. Mai 1896.

Antwort.

Ob ich wohl an Dich gedacht? . . .
Und Du kannst es fragen?
Hat Dir denn kein Ton gebracht
In der Nacht
Meiner Sehnsucht leises Klagen?

Oder — sag' — verstand'st Du's nicht,
Wenn der Abend ging zur Rüste,
Daß in jeden Sternes Licht
Dein Gesicht
Nun mein Geist andächtig küßte?

Hat der Wind nie aufgescheucht
Nächtlich, plötzlich — all Dein Sehnen?
Hat's Dir wirklich nie gedäucht,
Er sei feucht,
Feucht doch nur von meinen Thränen?

Ach, wenn Dich der Wind umschmiegt
Frag' ihn, daß er Dir's erzähle,
Wie sie schluchzend, liebbesiegt
Vor Dir liegt
Meine arme wunde Seele.

Guatemala. **Richard Jordan.**

Im Hafen.

Still und dunkel der Hafen —
Schiffer und Schiffe schlafen,
Kein Lüftchen die Segel bauscht;
Das lustige, lärmende Hasten
Hinauf und hinab die Masten,
Längst ist es verrauscht, verrauscht.

Nur mit den Wimpeln leise
Der Wind verstohlener Weise
Noch schmeichelnde Grüße tauscht;
Die Fluth in lässigem Spiele
Reckt sich und streckt sich am Kiele,
Ihr Kampfmuth ist verrauscht.

Aus silberflockiger Wolke
Der Mond mit dem Sternenvolke
Starren Angesichts lauscht:
Wind und Wetter schweigen!
Ist drunten der Lebensreigen,
Der schäumende, denn verrauscht?

Tilsit. **A. K. T. Tielo.**



Der Hof zu Wettesingen von 1326—1828.

Nach einem Vortrag im Verein für hessische Geschichte und Landeskunde zu Marburg
von Gustav Rabe Freiherr von Pappenheim.

Mit dem nachfolgenden Aufsatz, dessen Inhalt auf eingehenden Studien des Herrn Vortragenden im Königlichen Staatsarchiv zu Marburg beruht, wird ein Gebiet betreten, das in dem „Hessenland" bislang kaum berührt worden ist. Obgleich die Grenzen des Themas so eng gezogen sind, dürfte eine Bearbeitung desselben doch im Kreise unserer Leser Anklang finden, weil es selbst bei einem so kleinen Stück Erde wie dem Hofe in Wettesingen nur selten möglich ist, sich so eingehend über dessen Geschick zu unterrichten, zudem auf die Gestaltung der ländlichen Besitz- und Wirthschaftsverhältnisse älterer Zeit mehrfach neues Licht fällt.

Wo im früheren Mittelalter nur immer ein Grundherr in einem Orte mehrere Hufen besaß, da hatte er eine von ihnen mit einem ihm besonders verpflichteten Grundhörigen besetzt und ihn als Meier mit der Beaufsichtigung der übrigen Hufenbesitzer beauftragt. Meist waren zugleich zerstreute Hufen der nächsten Dörfer, die den Grundherrn gehörten, der Aufsicht des Meiers mit unterstellt worden. Auf diese Weise zerfiel jede Grundherrschaft in eine Anzahl hufenmäßig, nicht räumlich geschlossener Meiereibezirke; die Meiereien bildeten den durchgehenden Rahmen der unteren Verwaltung. Der Meier, zumeist ein Grundholde wie die andern Bauern, erhob in seinem Bezirk die Zinse; er war der Richter in dem Ding der Zinsgenossen, auf dem Acker seines Hofes, des Fronhofes, wurden die persönlichen und die Pflugdienste der untergeordneten Bauernhöfe geleistet. So war er auf der einen Seite der naturalwirthschaftliche Einnehmer gleichsam der Grundherrschaft, sein Fronhof eine herrschaftliche Rezeptur. Hinausgehoben über diesen Charakter wurde der Fronhof andererseits durch die auf ihn entfallenden Dienste der Hofbauern: um sie nutzbar zu machen, bedurfte er alsbald eines ausgedehnteren Landes, als es die übrigen Höfe besaßen. Mit der Zeit war dann die Eigenwirthschaft des Großgrundbesitzers wesentlich eingeschränkt. Seit er nach der Stellung des Hofherrn, des Kriegers, des Trägers höherer Bildung strebte, seit er das Bedürfniß fühlte, sich mit einem ritterlichen Dienstgefolge auszurüsten, war die Grundherrschaft mehr und mehr dazu übergegangen, ihr Gut in lehnsrechtlicher Form an Ministerialen zu verleihen, während für die nach und vor übliche bäuerliche Leihe freiere Formen aufgekommen waren, namentlich die Zeitpacht.

Der weit ausgedehnte Stand der grundholden Bauern hatte sich mehr und mehr gehoben, der Grundholde war fast ein freier Pächter geworden. Dieses neue Verhältniß war auch zum Vortheil des Grundherrn selbst ausgeschlagen; während er vordem von dem erheblichen Steigen der Bodenrente, welches vom 9. bis zum 12. Jahrhundert festzustellen ist, in der Regel keinen Vortheil gehabt hatte, da die Grundholden jeden Versuch der Grundherrn, die einmal festgelegte Abgabe zu erhöhen, abzuschlagen pflegten und so die Grundherrn keineswegs mehr im Besitz der Grundrente ihres Bodens geblieben waren, gelangte der Grundherr auf dem Wege der Zeitpacht wie der Pacht auf dies vitae und Erbpacht, vornehmlich aber der ersteren wieder in den Genuß einer höheren Rente. Bei jedesmaligem Ablauf der Pachtfrist war wenigstens die Möglichkeit offen, die Pachtsumme für den Fall, daß inzwischen die Grundrente gestiegen war, zu erhöhen.

Mit der Beschränkung der Fähigkeit des Großgrundbesitzers seinen Besitz selbst zu bewirthschaften, bezw. bewirthschaften zu lassen und der damit verknüpften Hebung der bäuerlichen Freiheit stieg auch die Bedeutung der Meier, welche die dadurch gebotene Gelegenheit, von ihren Herrn Land pachten oder kaufen zu können, häufig benutzt haben. Waren sie ehedem völlig abhängige Diener ihres Grundherrn, so wurden ihre Verpflichtungen allmählich genauer begrenzt, so daß sich der einzelne Meier bald, wo nicht als den eigentlichen selbstständigen Verwalter seines Fronhofes, so doch als dessen Pächter betrachtete. Der Ge-

sichtspunkt bloßer Rentberechtigung des Grundherrn trat wie für die Bauerngüter so auch für den Fronhof in den Vordergrund. Damit wuchs denn selbstverständlich nicht minder die soziale Stellung der Meier, zumal wenn sie so wie so bereits nähere persönliche Beziehungen zu ihren ritterlichen Herren hatten, als Lehnsmannen des Grundherrn mit dem Fronhof erblich bewidmet erschienen und sich den Ministerialen anreihten.*)

In solch bevorzugter Stellung befand sich um das Jahr 1370 der Meier und Erbpächter **Bertold Brundes** zu **Wettesingen**, der den dortigen Meierhof der stammverwandten **Raben von Pappenheim** und **von Kalenberg** bewirthschaftete, von denen die ersteren damals auf den Burgen Kogelnberg, Liebenau, Warburg und Kalenberg angesessen waren.

Ueber die Lage des Meierhofes werden wir durch ein altes Lehnsregister der von Pappenheim vom Jahre 1573 unterrichtet, nach welchem dessen Ländereien auf dem sog. Wettesinger Hagen gelegen waren und seit dem Jahre 1433 „**die fünf Hufen zu Etzelkiesen**" genannt wurden. Darnach scheint um diese Zeit auf dem Wettesinger Hagen zwischen **Wettesingen** und **Breuna** eine bald untergegangene Ortschaft des Namens bestanden zu haben.

Bertold Brundes ist bereits von Rittern als ihresgleichen betrachtet worden; denn Widele, die Gattin Johann's von Steinheim, dem er am 29. September 1400 Ländereien zu Wettesingen und Herlingshausen abtrat, war seine Enkelin, die von Steinheim aber waren ritterliche Ministerialen der von Pappenheim. Nach dem Lehnsverzeichniß von 1573 befanden sich die Raben von Pappenheim-Kalenberg mindestens seit dem Jahre 1326 im Besitze des Gutes zu Wettesingen. Von ihnen zu Lehen trugen es damals zwei Brüder, die Knappen Ludolf und Heinrich von Driburg.

Eben diese Brüder von Driburg trugen zur Erhöhung des Ansehens und des Einflusses des Bertold Brundes gewiß nicht unerheblich bei, indem sie, vermuthlich in wirthschaftlicher Bedrängniß, ihm am 26. Mai 1372 mit Einwilligung ihrer Lehnsherrn von Pappenheim eine Mark jährlichen Zinses aus dem in seinen Händen befindlichen Meierhofe zu Wettesingen und am 6. Januar 1373 diesen Meierhof selbst für 10 Mark schwerer Warburger Pfennige = 4 Mark löthigen Silbers, bezw. für 60 Mark schwerer Pfennige = 24 Mark Silbers verpfändeten, oder wie es in der Urkundensprache des Mittelalters heißt, auf Wiederkauf veräußerten. Daß diese Veräußerung nach mittelalterlicher Art nur pfandweise erfolgte, sollte, wie sich später herausstellen wird, für die Folgezeit von erheblicher Bedeutung sein. Der bisherige Lehnbesitz der von Driburg zu Wettesingen wurde in dieser Zeit überhaupt nicht unwesentlich verringert, da die beiden genannten von Driburg außerdem noch am 27. Juni 1371 dem Knappen Tile Wolff von Gudenberg und seiner Gattin Jutta zwei Hufen (eine Hufe etwa = 30 Morgen gerechnet) und dem Propste in Wormeln 2 Hufen Landes auf dem Hagen daselbst widerkäuflich veräußerten. Da in den diesbezüglichen Urkunden die Hufe Landes mit 11½ bezw. 9 Mark Pfennigen berechnet wurde, so wird der Meierhof des Bertold Brundes 5—6 Hufen umfaßt haben. Damit stimmt es durchaus, wenn nach dem Pappenheim'schen Lehnsregister von 1573 die Größe des Meierhofs auf 5 Hufen Landes angegeben wird. Dieser Bertold muß überhaupt ein strebsamer Mann gewesen sein, dem sehr daran gelegen war, vorwärts zu kommen und seinen Besitz zu vergrößern. So erwarb er am 16. Mai 1378 pfandweise von den Knappen Werner und Friedrich von dem Rodenberge, Ritter Werner's Söhnen, 5 Morgen im Felde des jetzt ausgegangenen Dorfes Rottwersen, nördlich von Wettesingen bei dem Hunoldsberg, ferner am 25. November 1380 die Hälfte des Bosenhofes in Herlingshausen von dem Knappen Gier von Kalenberg, nach dem Preise von 25 Mark Pfennigen zu urtheilen etwa 2½ Hufen. Bereits früher hatte er im Rottwerser Felde von dem Warburger Bürger Bischof eine halbe Hufe Landes käuflich erstanden, Lehen von Reineke und Gier von Kalenberg. Auch zu Wormeln und Holzhausen war Bertold begütert, wie wir sogleich sehen werden. Durch seine Arrondirungspolitik scheint sich Bertold jedoch in zu große Unkosten gestürzt zu haben und so den erhofften Vermögensvortheil nicht erreicht zu haben. Wir erfahren nämlich, daß Bertold Brundes und sein Sohn Diedrich dem Warburger Bürger Liborius für von ihm entliehene 30 rheinische Gulden Ländereien zu Wettesingen, Herlingshausen, Wormeln und Holzhausen verpfänden mußten, ebenso dem oben bereits erwähnten Ehepaar **Johann von Steinheim** und Frau **Widelen** den Meierhof in **Wettesingen** und weitere Güter daselbst, sowie den Bosenhof in Herlingshausen, dessen zweite (?) Hälfte er, wie gesagt, erst selbst erworben hatte. Selbst seinen ältesten Besitz vermochte er demnach nicht mehr zu

*) Zu dem Vorangehenden sei auf **Karl Lamprecht**, Deutsche Geschichte, Bd. 3, S. 58—68 und auf **Richard Schröder**, Lehrbuch der deutschen Rechtsgeschichte, 2. Auflage, S. 418 f. hingewiesen.

halten. Bemerkenswerth ist, daß gerade der Gatte seines Enkelkindes für Bertold Brundes eintrat und den Wettesinger Meierhof an sich brachte. Derartige Erscheinungen, die im Mittelalter ziemlich häufig zu verzeichnen sind, stellen dem in jener Zeit herrschenden Familiensinn das günstigste Zeugniß aus. Von Johann und Widelen von Steinheim ging der Hof bald an den Rodenberg'schen Vasallen Knappen Burchard von Steinheim und seine Frau Else über, später am 12. September 1428 an den Bruder Burchard's, den Paderborner Domherrn Heinrich von Steinheim. Die geistlichen Beziehungen des neuen Inhabers des Hofes machten sich unverzüglich geltend. Domherr Heinrich überwies dem St. Katharinenaltar in der Pfarrkirche zu Warburg und Borchholz,, mit dessen Patronat der Bischof von Paderborn Heinrich und seine Familie erblich belehnt hatte, als Benefizium jährlich 6 Malter Frucht. Vorläufig blieb nun der Wettesinger Hof der Familie von Steinheim erhalten. 1469 wird Johann von Steinheim und 1502 Burchard von Steinheim als Inhaber genannt. 1535 Vincenz von Steinheim nebst Gattin Ida, einer geborenen von Pappenheim. Durch Erbschaft von dem verwandten Geschlecht der Sculteten war das von Steinheim'sche Gut zu Wettesingen, zu dem die Familienbeziehungen zu dem einstigen Meier Berthold Brundes den Grund gelegt hatten, inzwischen um Ländereien auf dem Wettesinger Hagen, welche die Sculteten im Jahr 1372 von dem bereits bekannten Geschlecht von Driburg erstanden hatten, vermehrt worden, hernach 1502 durch den sog. Burghäckel vor Wettesingen, den ihnen Knappe Wolf von Kalenberg nebst Zubehör zu Lehen auftrug. An dem Lehnsverhältniß, bezw. Pfandschaftsverhältnisse der von Steinheim zu den von Pappenheim-Kalenberg hatte sich inzwischen nichts geändert, von irgend welchen Ansprüchen und Anrechten der von Driburg war seit dem Zeitpunkte der Verpfändung des Hofes an Bertold Brundes im Jahre 1373 nicht mehr die Rede, wie so oft war der Vorbehalt des Wiedereinlösungsrechtes ohne praktische Bedeutung geblieben. Wohl in Folge ihres rittermäßigen Lebens hatten die von Steinheim übrigens nicht Muße zu eigener Bewirthschaftung des Wettesinger Hofes gefunden, wenigstens nicht auf die Dauer. Im Jahre 1535 bewirthschaftete den Hof der Meier oder Pächter Johann Hesse, der noch 1577 als solcher verbürgt ist.

(Schluß folgt.)



Moritz Gudenus.

Von A. Heldmann.

Zu denjenigen Geistlichen, welche unter Landgraf Ludwig V. bei der Besitznahme des vom Landgrafen Moritz seit Landgraf Ludwig's IV. Tod innegehabten oberhessischen Landestheiles 1624 entlassen wurden, gehört der Subdiakonus Moritz Gudenus zu Marburg. Derselbe war am 11. April 1596 zu Kassel als der Sohn des später als Amtsschultheiß zu Sontra gestandenen Christoph Gudenus und dessen Frau, einer geb. Lucan, geboren und stammte aus einer Bürgerfamilie zu Frankenberg, welche bald Jeide, Jeude, Geude, bald Guderus oder Gudenus geschrieben wird. Schon der Frankenberger Chronist Wigand Gerstenberg erwähnt einen Altaristen Joh. Jeude, welcher 1476 nach dem großen Brande das Gestühl der dasigen Pfarrkirche herrichtete, einen Jakob Geude, dessen Frau Gertrud, geb. Hüstener, 1496 eine Tuchstiftung für arme Leute daselbst gemacht hat. Weiter war aus dieser Familie im Anfange des 16. Jahrhunderts Konrad Jeude (1507) Pfarrer zu Röddenau, Joh. Geude, Bürgermeister und Rathsschöff zu Frankenberg (1585), Joh. Geude, wahrscheinlich dessen Sohn, 1588 bis 1591 Praeceptor tertius, 1591—1593 Konrektor, 1594—1606 Diakonus zu Frankenberg, welcher wegen Nichtannahme der sog. Verbesserungspunkte von Landgraf Moritz entlassen wurde, aber 1612—1622 wieder als Rektor daselbst erscheint, sich also „anbequemt" hat. Endlich war Kunegunde, des Theis Geude Tochter, seit 1637 die Gattin des zu Röddenau (1624—1657) gestandenen Pfarrers M. Heinrich Preusch aus Frankenberg und somit die Stammmutter der späteren Freiherrn von Preuschen zu Liebenstein. Pathe unseres Moritz Gudenus war kein Geringerer, als Landgraf Moritz, welcher ihn im Studium wesentlich unterhielt, und bei dem, wie er selbst nachgehends bekennt, niemals eine Fehlbitte für ihn geschah. Moritz Gudenus erlangte am 29. Dezember 1617 zu Marburg die Magister-

würde und zeichnete sich in den folgenden Jahren in mehreren philosophischen und theologischen Disputationen über die Kindertaufe und das Abendmahl des Herrn aus, wurde Lehrer am Pädagogium daselbst und 1622 Subdiakonus an der dasigen Pfarrkirche als Nachfolger des übelberüchtigten Joh. Weishaupt. Weishaupt, gebürtig aus dem kölnischen Städtchen Marsberg in Westfalen, gehörte zu den theologischen Abenteurern und Zugvögeln, welche unter Landgraf Moritz aus aller Herren Länder nach Hessen strömten, um die infolge der sog. Verbesserungspunkte erledigten Pfarreien einzunehmen, wo sie dann ihr ungeistliches Wesen fortsetzten und durch Eifer für die Reformen des Fürsten zuzudecken sich bestrebten. Weishaupt, seit 1609 Pfarrer zu Elnhausen, wurde 1611, als der von Moritz eingesetzte Superintendent Valentin Schoner und Subdiakonus Valentin Crajus an der Pest verstorben waren, an des Letzteren Stelle nach Marburg, 1622 aber wegen seines ärgerlichen Lebens nach Bottendorf versetzt, wo er am 18. Dezember 1624 am Wege nach Frankenberg an einem Raine sitzend todt gefunden wurde. Daß Moritz Gudenus zu Weishaupt's Nachfolger in Marburg bestellt wurde, läßt darauf schließen, daß man in ihm einen treuen, gewissenhaften und tüchtigen Geistlichen sah, der das, was sein Vorgänger verdorben, wieder gut machen sollte. Moritz Gudenus war seit 24. Februar 1623 mit Beata, des Rathsherrn Joh. Stein zu Sontra Tochter, einer Schwester des Superintendenten Paul Stein zu Kassel, vermählt, welche ihm in allen Lagen seines Lebens treu verbunden blieb und Noth, Schmach und Elend mit ihm getheilt und getragen hat. Nach seiner Entlassung zu Marburg (1624) fand Gudenus schon 1625 wieder Verwendung als Gehilfe des Pfarrers Joh. Curäus zu Abterode und wurde, als dieser infolge von Mißhandlungen durch kaiserliche Soldaten am 18. Mai 1626 verstarb, sein Nachfolger. Hier hatte er eine der besten Pfründen des Landes, auf der er selbst in jenen trüben und unglücklichen Zeiten „täglich einen Goldgulden zu verzehren hatte".

Es ist ein eigenthümliches Geschick, daß, wie Landgraf Moritz in seiner Regierung, im Staats- und Kirchenwesen durch die sog. Verbesserungspunkte die größten Verwickelungen sich selber bereitet und seine Lande und Unterthanen in das unsäglichste Unglück des dreißigjährigen Krieges verwickelt hat, er auch selbst bei denen, welche seinem Herzen am nächsten standen oder stehen sollten, für seine kalten biblischen und kirchlichen Abstraktionen kein Verständniß schließlich mehr gefunden, und sich auch diese von seinen mit der größten Energie und Daransetzung seiner ganzen Existenz und der Wohlfahrt seiner Lande für seine Lebensaufgabe erkannten kirchlichen Zielen ab- und der römisch-katholischen Kirche zuwandten, um in derselben einen frischeren geistlichen Lebenshauch und Befriedigung ihres geistlichen Verlangens zu suchen und die Sicherheit und Festigkeit des Glaubens wieder zu gewinnen, welche ihnen die fürstliche Willkür und die kirchlichen Veränderungen genommen hatten. Es waren dieses seine Pathenkinder Moritz Gudenus, Moritz, Herr von Büren bei Paderborn, welcher sogar (1644) in den Jesuitenorden trat und demselben seine Herrschaft vermachte († 1661), der Pfarrer Aron Crusemann zu Eschwege und sein eigener Sohn zweiter Ehe, der geistreiche und schreibselige Landgraf Ernst zu Rheinfels, der in seiner Jugend mit dem Heidelberger Katechismus überfüttert und noch bei seinem Regierungsantritt zu Rheinfels 1649, von demselben Eifer für den Calvinismus, wie vordem sein Vater Moritz, beseelt, in seiner neuen Herrschaft Niederkatzenellenbogen dem lutherischen Kirchenwesen, das er vertragsmäßig zu erhalten und zu schützen übernommen, den Krieg zu erklären und „den Lutherischen den Muth von Tag zu Tag zu benehmen" bemüht war.*) Zählt man noch den auf der hohen Landesschule zu Kassel 1637 ausgebildeten Hanauer Adolf Gottfried Volusius hinzu, welcher unter dem Erzbischof Anselm Kasimir (von Wambold) von Mainz konvertirte und zu den höchsten geistlichen Würden aufsteigend 1676 mainzischer Weihbischof zu Erfurt wurde († 17. März 1679), so läßt dieses erkennen, daß die einseitig abstrakte, verstandesmäßige Richtung, welche seit Moritzens Regierung in Theologie und Kirche zur Herrschaft gekommen, tiefere religiöse Naturen unbefriedigt ließ. Niemals konvertirten in Hessen so viele Persönlichkeiten, als im 17. Jahrhundert, wenn auch ein großer Unterschied der Begabung und des Weges der Konversion zwischen den Genannten vorhanden war.

Alle Konvertiten sind in der Regel Leute von tiefer Religiösität, welche erst nach vielen Bewegungen des Herzens und nach schweren Seelenkämpfen ihren Schritt thun. In diese Kämpfe hineinzusehen, gewährt ein hohes Interesse. Nur wenige lassen einen so klaren Blick thun in diese Kämpfe als Moritz Gudenus.

Moritz Gudenus, der Pfarrer zu Abterode, war unter dem Genannten der Zweite, welcher diesen

*) Schreiben Landgraf Ernst's an dem von ihm berufenen reformirten Prediger Joh. Werner vom 14. Dezember 1649.

Schritt that. Wenn, wie gewöhnlich bei Konversionen, sein Schritt dem Einflusse der Jesuiten (zu Heiligenstadt) zugeschrieben wird, so ist dieses seinem Selbstbekenntniß nicht entsprechend. Gudenus ist nicht durch fremde Einflüsse, sondern vielmehr durch eigenes theologisches Studium der Unterscheidungs- und Kontroverslehren, namentlich durch Beschäftigung mit den Schriften Bellarmin's zu Zweifeln an der Schriftmäßigkeit des Calvinismus gekommen, welche ihn endlich veranlaßten, am 4. Juli 1630 nicht bloß seinem Schwager, dem Superintendenten Paul Stein, sondern auch den fürstlichen Räthen zu Kassel von seinem Schritte Mittheilung zu machen. Er hatte jedoch diesen Vorsatz schon längere Zeit gehegt, ohne denselben auszuführen, da er sich der Folgen in einer Zeit, welche weder Religionsfreiheit, noch auch nur religiöse Duldung, sondern nur das rohe cujus regio, ejus religio kannte, dessen Anwendung er an sich selbst im Jahre 1624 hatte erfahren müssen, wohl bewußt war. Ein Uebertritt bedeutete nicht nur ein Aufgeben seines Amtes, sondern zog auch das der Freundschaft und des Vaterlandes nach sich. Der Schritt war schon während seines Studiums zu Marburg in ihm rege und während seiner Amtszeit daselbst reif geworden, je mehr er sich mit den Schriften Bellarmin's beschäftigte.

Für den Bellarmin, seinen geistlichen Vater, hegte er zeitlebens eine kindliche Liebe, er nennt ihn einen Mann, der alles Lob übertreffe, dessen gottseligster und auserwählter Seele sich sein Gemüth unsterblichen ewigen Dank zu sagen freue. Er rechnete es sich zum höchsten Glück, wenn er an Bellarmin's Grab würde haben beten können, und schenkte die Werke dieses katholischen Theologen der Jesuitenbibliothek zu Heiligenstadt, damit sie jedem, der sie zum Heil seiner Seele begehre, ausgelehnt würden.

Lange Zeit verzögerte er seinen Uebertritt aus Furcht. Er konnte selbst seinen Schritt nicht gut heißen, wenn er an die Wohlthaten des Landgrafen bei seiner Ausbildung und an die Beförderungen und Ehren dachte, zu denen er Hoffnung hatte. Es war ihm namentlich wohl bekannt, daß Landgraf Moritz einmal über einen zu Bremen konvertirten Hessen Namens Cäsar geäußert hatte, der Uebertritt desselben sei eine Schande für das ganze Hessenland, für seine Eltern und Freunde und das ganze Vaterland, aber Gott, meinte er später, werde darüber anders urtheilen, als die Einwohner in Hessen. Erst nachdem er von einer schweren Krankheit heimgesucht worden war, that Gudenus den lange beabsichtigten Schritt, und zwar durch ein Schreiben an die Jesuiten zu Heiligenstadt am 8. Juli 1630.

In dem weiteren Schreiben vom 4. Juli an den Superintendenten Stein legt er ein unzweideutiges Bekenntniß ab, daß „Jesus Christus wahrer Gott und Mensch und unser Heiland sei, und alle Gerechtigkeit und Seelenheil nur von seinem bittersten Leiden und heiligsten Tode kommen, daß er auch nicht das geringste Stück der Gerechtigkeit und himmlischen Seligkeit ohne den Herrn Jesum suche". Nach dem Inhalt dieses Schreibens waren es vornehmlich die Uebertreibungen der protestantischen Theologie und der Bruch mit der kirchlichen Vergangenheit unter Landgraf Moritz, welche den Gudenus in seinen Zweifeln bestärkt hatten. Er könnte nicht glauben, daß diejenigen Diener des Antichrists seien, welche so freundlich in der Wahrheit und Religion einmüthig übereinstimmten unter einem Richter, hingegen die Gottes Eigenthum, welche sich gegenseitig in Haß und Streit feindselig zerfleischten und aufrieben. Er wolle daher seine und der Seinigen Seelen dem „heiligen Wege, dem sicheren und königlichen Wege lieber anvertrauen, als sie in das Dorngebüsch eines Luther und Calvin gerathen lassen".

Am selben Tage richtete er, wie bemerkt, ein Schreiben an die fürstlichen Räthe zu Kassel, in welchem er wegen der ihm erwiesenen fürstlichen Wohlthaten sich pflichtschuldig erkennt, dem Vaterlande nütze zu sein. In seinem theologischen Studium habe er die schwebenden Kontroverslehren durchlesen und befunden, daß es um die katholische Religion weit anders, als fast insgemein die calvinischen Doktores schreiben, predigen und daher die Leute beredet seien. So sei er zweitens in solcher Lektion in seinem Gewissen überzeugt worden, daß die Lehre der Katholischen dem Worte Gottes gemäß, die reformirte dagegen in vielen Stücken wider Gottes Wort und die heilige Schrift streite und es unmöglich sei, die letztere in allen Stücken aus der heiligen Schrift zu erweisen. Er sei auch drittens aus dem eigenen reformirten Lehrern überweiset, daß das ganze christliche Alterthum, darunter viel tausend Märtyrer und vortreffliche Lehrer, überall katholisch gewesen und dasselbe bekannt und geglaubt hätten, was noch heute die römisch-katholische Kirche lehre und glaube. Daher werde es ihm in Ewigkeit unverantwortlich sein, in seinem vorigen Stande zu verharren, und wolle lieber den Tod, als solche tägliche Anklage seines Gewissens ferner erdulden. Die Räthe möchten daher den Fürsten für ihn betrübten Menschen zunächst für alle Wohlthaten danken, für welche, sowie für des Fürsten ewiges Heil er stetig zu beten verpflichtet sein und bleiben wolle. Wenn er auch stets

seinem Vaterlande zu dienen wünsche, so sei es doch auf die bisherige Weise nicht möglich. Der Fürst möge sein Thun nicht ungnädig ansehen, da es geschehe, um seine Seele zu retten, das zu bezeugen, er den wahren, lebendigen Gott anrufe. Es sei aber besser, alle Bequemlichkeit, die dem Fleisch und Blut lieb wären, aufzugeben, als wider Gott und sein Gewissen zu handeln. Er bittet noch um ferneren gnädigen Schutz für sich und die Seinen und schließt mit Segenswünschen für das hessische Fürstenhaus, Räthe und Vaterland.

Gudenus trat am Sonntag vor Mariae Magdalenae Tag, 21. Juli 1630, in der Liebfrauenkirche zu Heiligenstadt über, wo er selbst tief ergriffen nach der Predigt vor dem Chore zu dem versammelten Volke eine ergreifende Rede hielt über 1. Mose 28, 16: Gewißlich ist der Herr an diesem Orte rc., indem er diese Worte von der katholischen Kirche auslegte, sodaß viele durch seine Worte zu Thränen bewegt wurden. Darauf las er mit lauter Stimme das katholische Glaubensbekenntniß und empfing das heilige Sakrament des Altars. Eine Wiederholung der Taufe, welche in der Neuzeit bei einer Konversion aus der niederhessischen Kirche vorgekommen, muthete man diesem Diener derselben nicht zu.

Gleichzeitig konvertirte, wie oben bemerkt, der Pfarrer Aron Crusemann zu Eschwege, eine geistig weit geringere Persönlichkeit, als Gudenus.*) Crusemann sagte damals zu Gudenus: „Wir werden unsere besten Tage auf der Welt gehabt haben.“ Das Wort erfüllte sich bald. Crusemann lebte noch 10 Jahre nach seiner Konversion; er wurde mainzischer Schultheiß zu Fritzlar, wo er, wie seine Wittwe bezeugte, unter brünstigem Gebet und standhaft im Bekenntniß des katholischen Glaubens starb. Seine Frau und Kinder waren ihm in der Konversion zur katholischen Kirche nicht gefolgt, während dem Gudenus seine Frau und Kinder in die katholische Kirche und die nun folgenden bösen Tage folgten. Ob des Gudenus Schwager, der Superintendent Stein zu Kassel, und der Superintendent des Eschweger Bezirks, Hermann Fabronius, von den Neigungen beider Geistlichen zuvor Kenntniß gehabt und ob und wie sie denselben kraft ihres oberhirtlichen Amtes zu begegnen gesucht, entzieht sich unserer Kenntniß. Landgraf Moritz, vor dessen Zorn und Ungnade sich Gudenus so sehr gefürchtet, sprach ihn wegen des Uebertritts von aller Geld- und Ehrsucht ohne Bedenken frei.

*) Von Crusemann's Konversion wird in Gudenus' erstem Briefe an Landgraf Ernst vom 16. Februar 1661 nichts erwähnt.

(Fortsetzung folgt.)

Ernst und Scherz in Inschriften und malerischen Verzierungen an Gefachen der Häuser im Schwalmgrunde.

Von Metropolitan F. Riebeling zu Wolfsanger.

In unserm Hessenlande und ganz besonders im lieben Schwalmthal hat von alten Zeiten her die jetzt leider immer mehr abnehmende Sitte bestanden, die vom dunkeln Gebälke umrahmten, hell schimmernden Gefache der Wohnhäuser, Scheuern und Stallungen durch oft sehr geschickt, mitunter sogar künstlerisch ausgeführte Inschriften und Malereien zu verzieren. Ernst und Scherz wechseln darin mit bunter Mannigfaltigkeit und sind ein beredter Ausdruck vom festen Glaubensleben des Volkes, wie von seinem gesunden, wenn auch oft derben Sinne. Da findet man Sinn- und Denksprüche aller Art, oft heilig ernsten, aber auch toll lustigen Inhaltes; da erblickt man große Blumenschilder, bunte Schnörkelei, ja sogar Menschen und Thiere; da sieht man Sonne, Mond und Sterne, Häuser und Höfe, Blumen und Bäume, Pferde und Einhörner. Weise Lehren finden sich da in Bild und Wort. So zeichnete sich bis vor mehreren Jahren in Zella an der Schwalm namentlich ein Bauernhof durch verhältnißmäßig sehr kunstvollen Bilder- und Schriftschmuck aus. Da galoppirt auf dem einen Gefach am Pferdestall ein verwegener Reiter, hoch in die Brust geworfen, den Säbel über dem Haupte schwingend und die über dem Bildniß stehenden Worte rufend:

„Ich hab' mir einmal vorgenommen,
Gerade durch die Welt zu kommen.“

Am anderen Gefach aber reitet derselbe, auf Hindernisse gestoßen, recht demüthig und vorsichtig, dicht auf den Hals seines Rößleins gebückt unter einem Zaune weg mit den Worten:

„Bald mußt' ich sehn, es wollt' mir nicht glücken,
Ich mußt' durch die Welt mich drücken und bücken.“

An demselben Stalle stand unter einem Eselsbild ein Räthsel, dessen Lösung m. W. dem ganzen Dorfe unklar blieb:

„Es ist einer gestorben und nicht begraben,
Hat Gott gedient und ist doch nicht selig worden."
(Nämlich des Heilands Esel.)

In Loßhausen findet sich der Spruch:

„Die Leute sagen immer:
Die Zeiten werden schlimmer;
Die Zeiten bleiben immer,
Die Leute werden schlimmer."

In dem Balken über der Thür des oben erwähnten Zellaer Stalles findet sich, vom Zimmermann eingebrannt, noch heute die ernste und schöne lateinische Inschrift:

„Spes mea est in Christo";

desgleichen in dem Thürbalken eines Hauses in Loßhausen „ora et labora".

An einem Auszugshaus in Zella steht das Wort ernster Mahnung:

„Bedenke Mensch das Ende,
Bedenke deinen Tod"

und an einem anderen:

„Hin geht die Zeit, her kommt der Tod,
O Mensch, thu recht und fürchte Gott."

Ferner findet sich dort an einem Gebäude diese offene Vierzeile:

Glaube . . . . hörst
Sage . . . . weißt
nicht alles, was du
Thue . . . . kannst
Richte . . . . siehst

An einem Hause desselben Orts, einem Nachbarhaus des Pfarrhauses, stand, gleichsam als Motto des Hauseigenthümers, der unzählige Male von mir gelesene und schon von mir als Kind zusammenbuchstabirte Reim:

„Johann Konrad Baumgart bin ich genant,
Und all mein Glück steht in Gottes Hand" —

und daneben am andern Gefach:

„Ich achte meine Hasser
Gleichwie das Regenwasser,
Das von den Dächern fleußt.
Ob sie mir gleich nichts gönnen und auch nichts geben,
So müßen sie doch sehen, daß ich lebe."

An demselben Hause stand die Klage geschrieben:

„Die Wahrheit ist gen Himmel gezogen,
Die Treu ist über's Meer geflogen,
Gerechtigkeit ist gar vertrieben,
Untreu allein ist auf Erden geblieben."

In dem Dörfchen Gungelshausen ist an einem alten, fast baufälligen Hause zu lesen:

„Was Adam that
Nach Gottes Rath —
Er baute Gottes Erde —
Desselbengleichen thu' auch ich,
Der Feldbau ernähr' mich
Mit Weib und Kind und allem, was ich hab'."

Im „Ernähren" oder „Nähren", wie es in diesem Spruch vorkommt und in unzähligen andern wiederkehrt, haben wir ein charakteristisches Merkmal nicht etwa der Volksdichtung, sondern dessen, was man so recht eigentlich mit „Bauernpoesie" bezeichnen könnte. So fand sich vor 25 Jahren, beiläufig gesagt, auf dem Friedhof zu Lohne, jenem angesehenen Dorfe im Kreis Fritzlar, von welchem das in Hessen allgemein bekannte Reimsprichwort gilt: „Lohne ist des Hessenlandes Krone" — folgende höchst merkwürdige Inschrift auf dem Grabdenkmal eines Erschlagenen:

„Allhier auf diesem irdschen Grunde
Allwo du dich zu nähren dachtst,
Da bekamst du diese Wunde,
Die dich früh in's Grab gebracht."

Ganz besonders interessant aber war mir von früher Jugend an bis in die neueste Zeit eine Inschrift an einem dicht an der Neukircher Poststraße stehenden Gebäude zu Riebelsdorf, welche aus dem Jahre 1848 datiren soll und folgenden für damalige Zeit einigermaßen charakteristischen Wortlaut hat:

„Der Edelmann hat seinen eignen Trewuth (= Tribut),
Der Pfarrer spricht: ich bin frei,
Der Schullehrer schreibt sich auch dabei,
Der Soldat spricht: ich gebe nichts,
Der Bettelmann spricht: ich habe nichts;
So muß denn der Bauer den lieben Gott lassen walten
Und diese Herren alle erhalten."

Ursprünglich aber hieß es in der letzten Zeile nicht „Herren", sondern „diese Schelme alle erhalten". Die Verwandlung dieser „Schelme" in „Herren" hatte mein seliger Vater, welcher einige Jahre vorher noch Pfarrer des Kirchspiels Riebelsdorf gewesen war, indirekt veranlaßt. Eines schönen Tages — jedenfalls bereits in der sog. Reaktionszeit — wanderte ich als kleiner Knabe an des Vaters Hand des mir von Kindheit auf lieb und vertraut gewordenen Weges nach meiner Vaterstadt Neukirchen. An dem erwähnten Riebelsdorfer Gehöfte vorbeigehend, ließ sich mein Vater mit dem Besitzer desselben in ein freundliches Gespräch ein, wobei er u. a. auf die angeführte Inschrift deutete und scherzend zu dem Manne sagte, die „Schelme" an dem Gefach könnten ihm am Ende noch etwas zu schaffen machen. Dies schien in der That dem guten Manne nicht so unbedenklich und — was Wunder! — über ein Kleines hatten sich die

„Schelme" in „Herren" verwandelt. Der frakturschriftkundige Weißbindermeister hatte das erstere Wort übertüncht und letzteres an dessen Stelle gesetzt. Höchst ergötzlich aber blieb es anzuschauen, wie durch die „Herren" immer noch die „Schelme" hindurchblickten, als wollten sich diese nun einmal nicht austilgen lassen.

Sogar der sogenannte „Rebus" beansprucht in den Schwälmer Hausinschriften sein gutes Recht. Der interessanteste derselben ist, wie ich mich erst letzter Tage noch selbst überzeugen konnte, noch heute in Wasenberg zu lesen. Er lautet folgendermaßen:

Ich 4 1 3es [Herz]
Und 8 mich [Gans] ge [Ringe],
Doch [Leiter] schilt mich jeder [Mann],
Gott ist es, der es [Rechen] kann. *)

(Deutung: Ich führ' ein treues Herz und acht' mich ganz geringe, doch leider schilt mich Jedermann; Gott ist es, der es rächen kann.)

Sehr oft, wie schon aus einem der obigen Beispiele hervorgeht, findet man den Namen des Hausbesitzers in eine Reiminschrift verwoben. So war an einem Haus in Merzhausen bis in die 1860er Jahre zu lesen:

„Johannes Grein bin ich genannt,
Merzhausen ist mein Vaterland."

In Willingshausen, dem durch seine überaus anmuthige Lage und seine liebliche Waldumgebung ausgezeichneten und vollends durch Ludwig Knaus selbst zu einer gewissen Berühmtheit gelangten reizenden „Malerdorf", wo der gefeierte Meister der Kunst schon vor länger als 35 Jahren bedeutende, später mit dem reichsten Erfolg, mit Ruhm und Ehre gekrönte Malerstudien gemacht hat, in diesem schönsten und stolzesten Schwälmer Dorfe steht heutiges Tages noch an einem Hause der recht derbe und nahezu unsittlich klingende Reim, der aber bei dem derben Geschmack der ländlichen Bevölkerung wohl kaum als unsittlich empfunden werden dürfte, übrigens von einer gewissen Schwälmer Gourmandise Zeugniß giebt:

„Ein Schweinebraten kalt
Und ein Mädchen von neunzehn Jahr alt,
Wer diese Speis veracht —
Der bleibt ein Narr bei Tag und Nacht."

Höchst merkwürdig und komisch klingt die Mischung von Ernst und Scherz in einem und demselben Spruch, welcher lediglich eine Posse zum Ausdruck bringen will, jedoch nicht ohne einen ernsten Hintergrund, sondern unter ausdrücklicher Voranstellung einer unbestrittenen biblischen Wahrheit, so wenig auch beides inhaltlich sich zusammen reimen will, wie z. B. in Ransbach an einem Pferdestall, wo bekanntlich der Großknecht und Kleinknecht, welch letzterer an der Schwalm „der Jung" genannt wird, auf dem Stallboden zusammen schlafen:

„Gott ist wahrhaftig und auch gerecht,
Hier liegt der Jung und auch der Knecht.
Ihr Jungfern, geht nun all herbei
Und rath' mir, welches der Jung oder welches der Knecht sei."

Weitaus überwiegend jedoch sind Sprüche ernsten Inhaltes, und nicht zum wenigsten Bibelsprüche, wie an einem Hause in Zella:

„Christum lieb haben, ist viel besser, denn alles wissen".

oder auch altdeutsche Sprüche, wie an einem Auszugshause in Leimbach der schöne Spruch zu lesen ist:

„Mit Gott thu alles fangen an,
So wirst du Glück und Segen han.
Des Menschen Fleiß garnichts gelingt,
Wenn Gott nicht seinen Segen bringt."

Ueberhaupt haben fast alle Hausinschriften, ob in ernstem oder heiterem, ob in geistlichem oder weltlichem Tone gehalten, irgend eine gute Tendenz, wie man auf den ersten Blick an all' den guten Lebensregeln erkennt, welche da unserm Auge begegnen, wie in folgendem Spruch, der in Ascherode und mehreren andern Schwalmdörfern, — übrigens auch in meinem jetzigen Pfarrort Wolfsanger — zu finden ist und wie eine Warnung für untreues Gesinde klingt:

„Ich kam einmal in ein fremdes Land,
Da stand geschrieben an der Wand:
Sei stille und verschwiegen,
Was nicht dein ist, das laß liegen."

Sehr häufig beziehen sich die Inschriften auf das Haus selbst, welches der göttlichen Obhut empfohlen wird, etwa mit dem Spruch:

„Dieses Haus steht in Gottes Hand,
Gott bewahr' es vor Feuer und Brand",

oder wie in dem kurzen, überall beliebten Sprüchlein, das mit dem Haus auch dessen Bewohner unter den Schutz des Höchsten stellt:

„Gott bewahre dieses Haus
Und alle, die gehn ein und aus",

ferner auf die gemalten Blumen, mit denen es geziert ist, und die doch mit den lebendigen, aus Gottes Schöpferhand entsprossenen Blumen nicht zu vergleichen sind, wie an einem neueren Haus in Zella:

„Blumen malen ist gemein,
Aber den Geruch zu geben, das kann Gott allein",

*) An dem Hause in Wasenberg erblickt man an Stelle der hier im Texte in Klammern eingefügten Worte die entsprechenden Figuren: ein Herz, eine Gans, zwei Ringe, eine Leiter, einen Mann und einen Rechen.

weiter auf die oft allzu neugierige, tadelsüchtige Nachbarschaft, wie an demselben Hause:

„Wer will wohnen an der Straßen,
Der muß die Leute reden lassen",

oder:

„Sieh auf dich und die Deinen,
Dann schilt mich und die Meinen",

desgleichen auf unnütze und unliebsame Gäste:

„Wer zu dieser Thür eingeht
Und sein Sinn auf's Schmarotzen steht,
Der bleibe lieber draußen;
Denn unsre Katz kann selber mausen",

oder auf Geschäft und Beruf des Hausbesitzers, wie an einer Schwälmer Mühle:

„Willkommen mein lieber Mahlgast,
Bring alles, was du zu mahlen hast;
Dann stell' ich die Mühle in Gottes Namen,
Und fröhlich singen wir alle Amen."

In ergreifender Weise wird hin und wieder dem Hausbesitzer die Vergänglichkeit dieses seines Besitzes zu Gemüthe geführt. So hält eine Hausinschrift zu Loßhausen dem Hausherrn und — jedem andern, der sie lesen und beherzigen mag, täglich eine ernste Predigt mit den Worten:

„Dies Haus ist mein und doch nicht mein;
Wer nach mir kommt, wird's auch so sein",

wie sich auch ein, auf die Ewigkeit gerichteter, das Zeitliche nicht hoch anschlagender Sinn kund giebt in jener anderen Hausinschrift:

„Hier will ich ein wenig wohne,
Bis mir Gott schenkt die Himmelskrone."

Es ist leicht einzusehen, wie derartige Hausinschriften oft recht heilsame Gedanken und segensreiche Betrachtungen im Herzen des Beschauers anregen müssen, sei es, daß derselbe solche Mahnungen täglich vor Augen hat oder auch nur im Vorübergehen dieselben flüchtig erblickt und liest. Und wer könnte es vollends ermessen, wie gar manches Mal solche stumme Mahner, ohne daß die Welt es zu ahnen vermöchte, eine thatsächliche Schicksalsführung zur Folge haben, wenn sie dem Vorüberziehenden eine gute Lehre mit auf den Weg geben.

Die angeführten Beispiele — nur ein verschwindend kleiner Bruchtheil aller vorhandenen — können schon ein deutliches Bild von dem gottesfürchtigen, redlichen, wenn auch oft derben Sinne geben, der aus jenen Inschriften und durch dieselben aus den unverdorbenen alten Schwälmern zu deren Söhnen und Enkeln redet, die den väterlichen Sitten leider nicht überall treu geblieben sind, sondern mit theilweiser Verleugnung ihrer höchst malerischen, kleidsamen, kostbaren und den „Bauernadel" (wie H. v. Pfister sagt) würdig repräsentirenden Tracht auch manche gute alte Sitte von sich abgestreift haben. Schämt sich doch heutzutage der Schwälmer seiner wirklich schönen Kleidung in anderen Gegenden. Und doch erscheint derselbe nur in seiner Nationaltracht (selbstredend nicht in der schlechten Werktags-, sondern in seiner Staatskleidung) als das, was er wirklich ist.

Solche Inschriften und malerischen Verzierungen aber, wie die angeführten, kommen heutzutage an neuerbauten Häusern nur noch höchst selten vor, und der Künstler unter den Weißbindern, die sich auf Frakturschreiben und Malen verstehen, werden immer weniger, sodaß über fünfzig Jahre vielleicht die Schwalmdörfer eine ganz andere Physiognomie und sicherlich ein weniger vortheilhaftes Aussehen haben werden.

Dem Dichter.

Dem Dichter gebt den Herrscherstab,
Sein Reich ist diese ganze Welt,
Die ganze Welt, allwo sein Wort
In sinn'ger Menschen Busen fällt.

Und weil ich meine, daß die Welt
Gut ist in ihrem größten Theil,
Drum sag' ich, da noch mehr ich will
Der ganzen Menschheit Glück und Heil:

Dem Dichter gebt den Herrscherstab,
Sein Reich ist diese ganze Welt,
Die ganze Welt, allwo sein Wort
In sinn'ger Menschen Busen fällt!

Berlin, 27. II. 1893.

Julius W. Braun †.

Welseng[1] es do.

(Schwälmer Mundart.)

Melodie: Wo e kleins Hüttle steht ꝛc.

Wenter[2]) es nü verbei,
Ö mer konn[3]) lache.
Fott[4]) es dr Frost ö Schnei[5]).
Welseng es do.
Liewe Zeiht,
Welseng freit
Ros im Don.
Sah, see hon
Fest sich emschlonge.
Hößig es scho.[6])

Sah doch, bie schie[7]) es es,
Bann sich zwee liewe.
Grie[8]) wedd dr Büsch, die Wes[9]).
Alles es froh.
Lärch ö Sprin
Seng ree hin,
Senge schie
Spät ö frieh:
Liewe es Friehleng.
Welseng es do[10]).

Friehleng es wongerschie[11]).
Schatz, Dü best schenner[12]).
Enger[13]) dr Heck dott blieh[14])
Veijoln[15]) so bloo.
Men ich doch,
Schenner noch,
Mäje, Deng
Ööje seng.[16])
Bloooöj, meng[17]) Himmel,
Lach mich nür o!

Kurt Nuhn.

[1]) Willsein d. i. Welsung, der Gott der Naturherrlichkeit*); [2]) Winter; [3]) wir können; [4]) fort; [5]) Schnee; [6]) Liebe Zeit, Welsung freit (die) Rose im Dorn (= Dornröschen). Sieh', sie haben fest sich umschlungen. Hochzeit ist schon; [7]) schön; [8]) grün; [9]) Wiese; [10]) Lerche und Sprehe (= Staar) sind rein hin, singen schön, spät und früh': Lieben ist Frühling. Welsung ist da; [11]) wunderschön; [12]) schöner; [13]) unter; [14]) blühen; [15]) Veilchen; [16]) Meine ich doch, schöner noch, Mädchen, Deine Augen sind; [17]) Blauauge, mein.

*) Die Wälsungen, deren Thaten den Inhalt der altnordischen Völsungasaga bilden, waren nach derselben ein Heldengeschlecht, das seinen Ursprung auf den Frankenkönig Sigi, einen Sohn Odin's zurückführte und nach dessen Enkel Wals oder Wälsung genannt wurde. Wälsung's Sohn ist Siegmund. Von ihm und seiner Schwester Sigar stammt der Held Sigurd (Siegfried). — Mit dieser Bemerkung soll dem Werth des obigen Gedichtes kein Abbruch gethan werden. Die Redaktion.



Aus alter und neuer Zeit.

Lieblingsbiere hessischer Landgrafen. Wie nachhaltig und durchgreifend die hessischen Landgrafen immer wieder gegen die Ueberhandnahme der Völlerei in ihrem Lande einschritten, ist hinlänglich bekannt. Andererseits hatten sie gegen einen guten Trunk in Ehren nichts einzuwenden, so waren u. a. die Landgrafen Philipp, Wilhelm IV. der Weise und Moritz der Gelehrte selbst Verehrer des edlen Gerstensaftes, namentlich des wie noch heute, so auch schon damals in aller Welt bestens eingeführten Einbecker Bieres. Zufällig stießen dem Schreiber dieser Zeilen in den letzten Tagen vier im Besitz der Ständischen Landesbibliothek in Kassel befindliche Schreiben auf, die wohl geeignet sind, die eben hervorgehobene Thatsache zu erläutern. Am 2. Mai 1566 theilt des Landgrafen Küfer Johann Hombergk zu Marburg seinem zur Zeit in Darmstadt weilenden Herrn mit, daß er auf S. F. G. Schreiben und Befehl „zwo Kuffen frisch Eimbeckisch Mertzbier, als gut m. g. Herr bekommen" bestellt habe, daß dieselben nunmehr eingetroffen seien und er sie anbei übersende. Gleichzeitig fügt er hinzu, daß dem Ueberbringer im Ernst anbefohlen sei, „solch Bier E. F. G. verwarlichen und woll zu Darmstadt anzupringen und zu lieffern, hof es werde E. F. G. gefallen."

Mag Brief und Sendung vielleicht für Landgraf Philipp's gleichnamigen Sohn, den Regenten der Grafschaft Katzenelnbogen, bestimmt gewesen sein, dessen großer Durst sicher beglaubigt ist, so haben die drei anderen hier in Betracht zu ziehenden Briefe auf Persönlichkeiten Bezug, deren Ruf auch in dieser Beziehung tadellos ist.

Am 2. August 1590 schreibt Landgraf Wilhelm IV. an Herzog Philipp zu Braunschweig*) aus Ziegenhain: „Wir mögen Euer Liebden freundtlich nicht verhalten, daß wir ein zeithero keinen guten Drunck Biers auß der Stadt Eimbeck bekommen konnen, so uns zu drincken anmutig oder gut gewesen. Wann wir dan nicht zweifeln, E. L. bei dem Rath oder andern Leuten daselbst wol etwas Guts zu wegen bringen konnen, alß gelangt an E. L. unsere freundtlich Bitt, E. L. wollen sich unserthalben soviel bemühen und gegenwertigem unserm Haußschencken gute Anweisung geben, auch bei dem Rath oder andern Leuten zu Eimbeck die Beforderung thun, damit ehr ein Kueffen oder etzliche deßelben Biers so gut und uns zu drincken anmutig seyn, bekommen möge. Daran thun E. L. uns zu freundtlichen Gefallen" 2c.

Am 16. November 1592 schrieb Landgraf Moritz von der Zapfenburg aus seinem Amtmann zu Höckelheim in der Herrschaft Plesse: „nachdem wir zu behuef unser Hofhaltung in Mangel des Einbeckischen Bier stehen, undt aller unsers Ambts Zapfenburgk Underthanen zu Haltung unser Schweinehatz undt zu anderm furfallenden Behuef dißmahl zu Abholung solches Biers nicht wohl entrathen konnen, alß bevehlen wir dir in Gnaden, das du jegenwertigem unserm Bender soviel Wagen auß unserm Stift Hockelheim zugebest, alß ihm zu zwölf Kuefen Biers von Einbeck gehn Pleß zu fuhren vonnötten sein."

Neben dem Einbecker scheint am hessischen Hofe namentlich das Hamburger Bier „zu drincken anmutig und gut" gewesen zu sein; denn am 5. Januar 1591 ließ Herzog Heinrich Julius zu Wolfenbüttel*) an seinen „freundlichen, lieben Vetter, Schwager und Vater" vier Tonnen Hamburger Bieres abgehen, deren Verehrung er ihm bei seinem letzten kürzlich stattgefundenen Besuche am Hofe zu Kassel zugesagt hatte. Der Herzog bat den Landgrafen, „E. L. wollen dieselben, so gut wir sie vor dies Mal haben konnen, freundlich annehmen und in Frolichkeit mit den Ihren genießen". Gleichzeitig wünscht er dem Landgrafen „ein gnadenreiches, froliches newes Jahr".

*) Herzog Philipp II., geboren 1533, gestorben 1596, war der letzte Sproß der Linie Grubenhagen des Welfenhauses.

*) Herzog Heinrich Julius (1589—1613) ist bekannt als fruchtbarer dramatischer Dichter und bedeutender Rechtsgelehrter.

Aus Heimath und Fremde.

Geschichtsverein. Bei Gelegenheit eines Ausfluges am 26. April besichtigten eine Anzahl Mitglieder des hessischen Geschichtsvereins zu Marburg die behufs Ausführung eines Neubaues im gothischen Stile im Zustande des Abbruchs befindliche Kirche zu Schönstadt, insbesondere das noch stehende Chorgewölbe, in welchem jüngst gothische Wandmalereien aus dem 15. Jahrhundert entdeckt wurden, welche Ereignisse aus der Lebens- und Leidensgeschichte des Heilandes und das jüngste Gericht in charakteristischer Ausführung, theilweise sehr drastisch, zur Darstellung bringen. Regierungsbaumeister Zölffel, welcher den Anwesenden die Wandgemälde in liebenswürdiger Weise erläuterte, wird dafür sorgen, daß die Kunstwerke durch Photographien der Vergessenheit entrissen werden.

Münzfund. In einem Hause zu Heskem bei Marburg fand man am 9. Mai beim Abreißen in der Füllung einer Stubenthür einen Beutel mit 15 alten Silbermünzen preußischen und braunschweigischen Gepräges, die meistens die Jahreszahl 1756 trugen.

Todesfälle. Am 1. Mai starb im „Rothen Kreuz" zu Kassel Amtsgerichtsrath a. D. Julius Willius im 62. Lebensjahre. Der Verstorbene, Sohn eines kurhessischen Oberstlieutenants zu Kassel, hat 31 Jahre in Witzenhausen gewirkt, und zwar von 1865—1867 als Assessor, von da bis 1875 als Amtsrichter und seitdem bis zum 1. April dieses Jahres als Oberamtsrichter, bezw. Amtsgerichtsrath. Als berufstreuer Richter und liebenswürdige Persönlichkeit genoß der Dahingeschiedene allgemein großes Ansehen. — Am 6. Mai setzte ein Schlaganfall dem segensreichen Wirken des Metropolitans zu Felsberg, Pfarrers Ferdinand Wilhelm Hellwig, ein plötzliches Ziel. Geboren am 26. November 1812 zu Dannenberg im Lüneburgischen als Sohn des dortigen Brigadiers der westfälischen Gendarmerie, nachherigen kurhessischen

Distriktsoffiziers zu Rinteln, besuchte der Verstorbene das dortige Gymnasium, um später in Marburg Theologie zu studieren. Nach Vollendung seiner Studien wurde Hellwig im Juni 1837 Erzieher in dem landgräflichen Hessen-Barchfeldischen Fürstenhause. Am 9. Januar erfolgte seine Ordination, nachdem er bereits unter dem 10. Dezember 1840 auf Präsentation des Freiherrn Riedesel zu Eisenbach seine Bestallung als Geistlicher zu Beenhausen in der Klasse Rotenburg erhalten hatte. Dieses weitläufige, wegen seiner bergigen Lage oft recht schwer zu versehende Kirchspiel verwaltete er 27½ Jahre lang mit unverdrossener Freudigkeit, wobei er sich namentlich auch die Hebung des Unterrichts in den vernachlässigten Schulen angelegen sein ließ. Im Jahre 1868 wurde Hellwig zum Hauptpfarrer der Altstadt zu Rotenburg und Metropolitan daselbst ernannt. Aus seiner dortigen arbeitsreichen, verdienstvollen Wirksamkeit wurde er am 5. bezw. 28. Mai 1878 als Pfarrer und Metropolitan nach Felsberg, seiner letzten Amtsstätte, berufen, wo ihm am 9. Januar 1891 das Glück zu Theil wurde, in voller Rüstigkeit das 50 jährige Amtsjubiläum feiern zu können, zu dem ihm der rothe Adlerorden 3. Klasse mit der Schleife und der Zahl 50 verliehen wurde. Die Theilnahme an diesem Ehrentage war eine sehr rege. Auch der frühere Zögling des Jubilars, Landgraf Alexis zu Hessen-Philippsthal-Barchfeld gedachte desselben huldvollst durch Schreiben und Spende. Am 18. Februar 1891 konnte dann von ihm im trauten Familienkreise mit seiner Ehefrau Henriette, geborene Röbing, noch das Fest der goldenen Hochzeit begangen werden. Die Gemeinde Felsberg wird ihres bis in seine letzten Tage überaus rüstigen Seelsorgers um so dankbarer gedenken, als derselbe bei dem stilgerechten Umbau der Kirche zu Felsberg in den Jahren 1882 und 1883 Hand in Hand mit dem Bürgermeister Fenge die anregende und fördernde Kraft war. Von der Hand des verblichenen Metropolitans besitzt die Pfarrei Felsberg eine recht werthvolle, mit großem Fleiße ausgearbeitete Chronik der Pfarrei und Stadt Felsberg, in die Einblick zu nehmen der Redaktion dieses Blattes von dem Dahingeschiedenen noch wenige Tage vor seinem Tode gütigst gestattet worden ist.

Ein tiefer Kenner hessischer Geschichte! Unsern Lesern möchten wir die Kenntniß folgenden Machwerks nicht vorenthalten, welches unter dem Titel: „Die Kurfürsten von Hessen" nach den Hessischen Blättern in dem soeben im Verlag von Thormann & Götsch in Berlin erschienenen Buche: „Die Michelslieder" von Karl Brumm enthalten ist.

Die Kurfürsten von Hessen.

Wohl gab es einst der Herrscher viel,
Die ird'scher Krone Zweck und Ziel
Gemeinen Sinns vergessen;
Doch kam im ganzen röm'schen Reich
An Schändlichkeit schier niemand gleich
Den Kurfürsten von Hessen.

Der Treue Sold — des Kerkers Hut,
Der Liebe Pfand — dem Herrn Dein Blut;
Zur Habgier der Maitressen
Verschachert schamlos Schaar an Schaar,
Dem Leu'n dem Bären und dem Aar
Vom Kurfürsten von Hessen!

Nicht Einer in der ganzen Sipp',
Der herzlos nicht, verlog'ner Lipp',
Galt's Schätze zu erpressen,
Mit Tück' und Frohn' gedrückt das Land;
Von Gottes Gnaden, uns zur Schand',
Ihr Kurfürsten von Hessen!

Und wo ein Mann von Schrot und Korn
Mit freiem Worte, edlem Zorn
Sich stolzen Geists vergessen,
Zu pochen auf sein gutes Recht,
Da fiel zum Raub er dem Geschlecht
Der Kurfürsten von Hessen!

Und wo ein Weiblein, jung und frisch,
Im Bauernhof, am Herrentisch,
Der Schönheit Reiz besessen,
Da floh das Glück zur Thür hinaus,
Da schlichen sünd'ger Minn' in's Haus
Die Kurfürsten von Hessen!

Zu grauses Lied der Opfer Qual,
Zu schreckvoll Bild der Sünden Mal!
Es zog selbst Michel, dessen
Geduld'ge Schaftsnatur vorbei,
Die Schlafmütz' ab zu zorn'gem Schrei:
„Fluch Dir, Tyrann von Hessen!"

Und als die Stunde scholl durch's Land,
Da Preußens Schwert getilgt die Schand'
Der Throne, wurmzerfressen:
Der Feigling allergrößter war
Sammt seiner tück'schen Bastards-Schaar
Der Kurfürst tapf'rer Hessen.

Wo der Verfasser sein geschichtliches Wissen sich erworben hat, muß im Dunkeln bleiben. Daß seiner Ansicht nach die hessischen Fürsten den Titel „Kurfürst" von jeher, also auch schon zur Zeit des „römischen Reichs" besessen haben, erscheint gegenüber dem übrigen Zeug, welches er in geschmacklosen, kümmerlichen Versen zusammenwirrt, noch als ein verhältnißmäßig unbedeutender Irrthum. Woher er aber die Berechtigung zu der Behauptung nimmt, daß „im ganzen römischen Reich an Schändlichkeit den Kurfürsten von Hessen schier niemand gleich gekommen sei", und diese, unter ihnen so tüchtige, in ganz Deutschland und zum Theil in ganz Europa hoch angesehene Regenten wie Philipp den Großmüthigen, Wil-

helm IV., Wilhelm V., Amalie Elisabeth, Wilhelm VI., Karl und Wilhelm VIII., ohne jede Einschränkung mit Schmutz zu bewerfen, ist völlig schleierhaft. Auf gleicher Höhe mit der Allgemeinheit derartiger Aufstellungen stehen deren Ausführungen im Einzelnen. Daß der „Dichter“ den „Soldatenhandel“ sich nicht hat entgehen lassen, wen will das Wunder nehmen? In dieser Hinsicht sind wir Hessen nicht im mindesten verwöhnt, wenn die Angelegenheit, um die es sich handelt, auch hier mit besonderer Unverfrorenheit ausgebeutet ist. Aber dann Vers 3, 4, 5 u. s. w.! So viel Strophen, so viel Unwahrheiten. Ein kräftiges „Pfui!“ ist die einzige Antwort, welche uns darauf, wie auf das gesammte Geschreibsel des Herrn Karl Brumm zu Gebote steht.

Hessische Bücherschau.

Aug. Eigenbrodt, Dr. phil. Lampert von Hersfeld und die neuere Quellenforschung. Eine kritische Studie. Kassel, Verlag von Ernst Hühn, 1896.

Die Leser des „Hessenlandes“ kennen alle aus der Geschichte des unglücklichen deutschen Königs Heinrich IV. die Erzählungen von dem Königsraub bei Kaiserswerth (Ostern 1062), von der Prunk- und Herrschsucht des für die nordischen Lande so wichtigen Erzbischofs Adalbert von Bremen, unter dem Helgoland entdeckt worden ist, sowie von der Verschlagenheit des Kölner Erzbischofs Anno, der sich zum größten Unheil des Zöglings und des deutschen Vaterlandes mit dem Bremer in die ganz verkehrte Erziehung des jungen Königs Heinrich theilte, ferner von Heinrich's Flucht von der Harzburg nach Eschwege und Hersfeld (1073) und seiner beschwerlichen Alpenfahrt nach Canossa und der dortigen Buße (1077). Diese und andere Erzählungen sind dem Geschichtswerk unseres hessischen Landsmannes Lampert von Hersfeld, des Geschichtsschreibers König Heinrich's IV., entnommen, bei dem die historische Forschung allerdings vielfach die Unrichtigkeit der Einzelheiten nachgewiesen hat, dessen hervorragende Darstellung aber immerfort seine Bedeutung sichern wird.

Das hessische Benediktinerkloster Hersfeld, das dem Mainzer Erzbischof Lullus seine Gründung verdankt, ist durch sein hohes Alter und seinen literarischen Ruhm wohl bekannt. Der Abt war ein angesehener Reichsfürst. Zur Zeit Heinrich's IV. stand die Reichsabtei im Mittelpunkt des sogen. Thüringer Zehntstreites. Fulda und Hersfeld nämlich besaßen in Thüringen viel Eigengut und eine Reihe stattlicher Kirchen, von denen sie den üblichen Kirchenzehnten einzogen, während das übrige Thüringen seit der Bekehrung durch Bonifatius aus Zweckmäßigkeitsrücksichten ausnahmsweise von dieser Steuer befreit war. Aber schon unter König Heinrich III. hatte das Erzstift Mainz angefangen auch in Thüringen den Kirchenzehnten einzuführen, von dem ihm dann der vierte Theil rechtlich zufließen mußte. Der Widerstand der Thüringer gegen diese Neuerung wurde durch Fulda und Hersfeld auf's Eifrigste geschürt. Denn wenn das Erzstift mit seiner Forderung durchdrang, mußten diese Abteien nicht allein von ihren reichen thüringischen Gütern den Zehnten entrichten, sondern auch ihre eigene Zehntgerechtigkeit in Thüringen verlieren. Auf Betreiben Siegfried's von Mainz kam es unter Heinrich IV. zur Entscheidung: Auf der Erfurter Synode im Jahre 1073 wurde die Aufhebung der thüringischen Zehntfreiheit verfügt und außerdem zwischen Mainz einerseits und Fulda und Hersfeld andererseits unter Vermittelung des Königs ein Vergleich erwirkt. Dieser Vorgang trieb die erzürnten Thüringer auf die Seite der gegen Heinrich aufstehenden Sachsen, die die Harzburg erstürmten und auf das Barbarischste zerstörten. „Nach der Beruhigung Sachsens und Thüringens nahm Siegfried auf einer Erfurter Synode im Oktober 1074 die Zehntforderung von Neuem auf.“ Als die Thüringer mit ihrem Widerspruch und ihrer Berufung auf den Gerstunger Frieden kein Gehör fanden, sprengten sie die Versammlung. Nach der Schlacht bei Hohenburg sprach deshalb Siegfried den Kirchenbann aus. In Hersfeld zürnte man gleichfalls dem Erzbischof und dem Könige.

Unter diesem Gesichtspunkte — und nur deshalb ist der Thüringer Zehntstreit hier ausführlich erwähnt worden — muß Lampert's Geschichtswerk betrachtet werden. Lampert ist ein gesinnungseifriger Hersfelder. Er wird in seinem Werke dem König immer feindseliger, ohne aber ungerecht gegen ihn zu werden.

Nur wenig wissen wir über Lampert's Persönlichkeit. Nach der Annahme des Mönchskleides im Frühjahr 1058 war er noch im Herbst desselben Jahres in Aschaffenburg zum Priester geweiht worden und hatte eine heimliche und gewiß recht

abenteuerliche Pilgerfahrt nach Jerusalem gemacht, von der er im folgenden Jahre reuig nach Hersfeld zurückgekehrt war. Anderes ist uns aus seinem Leben nicht bekannt, weder seine Herkunft noch sein Todesjahr, noch das Jahr der Veröffentlichung seines bedeutenden Geschichtswerkes. Er scheint ein Mann von tiefem, sittlichen Empfinden, aber auch, wo sein Rechtsgefühl verletzt wurde, von aufbrausender Leidenschaftlichkeit gewesen zu sein. Von König Heinrich hatte er sich, wie gesagt, immer mehr abgewandt und hielt beim Ausbruch des deutschen Bürgerkrieges im Jahre 1077, wo sein Werk schließt, dessen Sache für verloren, ohne aber Interesse für den Gegenkönig Rudolf von Schwaben zu verrathen.

Das Urtheil über den Werth der Lampert'schen Annalen hat im Laufe der Zeit recht gewechselt. Noch Waitz galt der Hersfelder im Jahre 1844 als „wohlunterrichtet von den Begebenheiten und Verhältnissen, von dem Fernerliegenden weniger" und als wahrhaft objektiv. Aber Ranke schon rüttelte 1855 an dieser Objektivität, indem er auf Lampert's Parteistandpunkt und mönchische Lebensanschauung hinwies und zweifelte, ob Lampert auch immer über das Berichtete genau unterrichtet gewesen wäre. Außerdem fand er, daß der Mönch des Verständnisses für die rechtliche Seite der großen Streitigkeiten entbehrte. Immerhin war Ranke's Kritik wesentlich eine erhaltende. Dagegen warf Floto im selben Jahre (1855) dem Hersfelder Mönche völlige Parteibefangenheit vor und meinte, dieser habe nie geschehene Dinge erdacht, erfunden und erlogen. Und im Jahre 1873 behauptete Hans Delbrück, auf 37 konkrete Beispiele gestützt, daß Lampert unter der Maske der Objektivität ein Tendenzlügner sei. Zu diesem schärfsten Ankläger des Hersfelders haben sich andere gesellt, die wir übergehen. Den jetzigen Stand der Lampertfrage veranschaulicht am besten die Gegenüberstellung der Ansichten Meyer's von Knonau und Holder-Egger's. In seinen vorläufig bis 1077 geführten Jahrbüchern des Deutschen Reiches unter Heinrich IV. „will Meyer von Knonau zwar nicht an die Tendenzlügerei des Hersfelder Mönches glauben, wenn er sich auch gelegentlich Delbrück'schen Anschauungen anschließt und auf Lampert's Schwächen mit Vorliebe hinweist". Aber der Herausgeber Lampert's, Holder-Egger (1894), „zieht die in Vergessenheit gerathene Delbrück'sche Meinung wieder an das Licht".

Dagegen wendet sich der Verfasser der in der Ueberschrift unseres Artikels genannten vorzüglichen kritischen Studie. Weit entfernt, die objektive Geltung des landsmännischen Geschichtsschreibers in dem früher behaupteten Umfange aufrecht zu halten, bestreitet Dr. Eigenbrodt, auf Ranke zurückgehend, das Delbrück'sche Verdikt über Lampert mit großem Glücke. Richtig betont er, daß Lampert's Annalen, eigentlich eine Sammlung von Einzelaufsätzen, nirgends einen einheitlichen Charakter tragen, was doch sonst das Kennzeichen einer Streit- und Tendenzschrift ist. Auf Eigenbrodt macht Lampert durchaus den Eindruck eines selbständigen und wahrhaften Mannes, dem es nie eingefallen ist, wie dies Holder-Egger als Zweck des Lampert'schen Buches bezeichnet, die Abtei Hersfeld oder weitere Kreise des Reiches auf des Gegenkönigs Seite zu ziehen. Versetzte er doch auch seinem Abte Hartwig empfindliche Hiebe! Wohl hat Lampert oft geirrt, vor allem verstand er nicht die staatsrechtlichen Fragen und die diplomatischen Vorgänge zu beurtheilen. Aber diese Fehler „haben ihren Grund in der Eigenart des Verfassers, dieses rasch denkenden und schnell arbeitenden, stark subjektiven und geistig doch nicht allseitig durchgebildeten Mönches. Lampert war zu sehr bemüht, sich die Dinge in seinem Kopfe zurechtzulegen, ehe er entferntere Nachrichten sorgfältig geprüft hatte; er that den Dingen manchmal Gewalt an, unwillkürlich, ohne das Bewußtsein eines wahrheitswidrigen Handelns. Auch beschrieb er eine Zeit voll Unruhe, voll unsichern Herüber- und Hinübertastens, ein Treiben, bei welchem sich die Haltung der Mithandelnden durch den Druck der Verhältnisse immerwährend verschob. Schwierige Fragen staatsrechtlicher, kirchenrechtlicher und privatrechtlicher Natur standen wiederholt zur Entscheidung. Gerade hier fehlte dem gemeinen Manne — und als mehr ist Lampert politisch nicht anzusehen — das zur publizistischen Darstellung erforderliche Verständniß. Verständig, wie er war, wird Lampert, was ihm an Nachrichten zuging, in seiner ursprünglichen Auffassung auch wohl gesichtet und geläutert haben. Nur dürfen wir nicht voraussetzen, daß er auch bei der schriftstellerischen Verarbeitung des Stoffes eine übergroße kritische Sichtung angewendet hat. Am meisten Bedenken müssen seine Angaben über Versammlungen, über gehaltene Reden und gefaßte Beschlüsse erregen". So das verständige und gerechte Urtheil Eigenbrodt's über Lampert's Annalen.

Mit den Delbrück'schen Beweisen für die Verlogenheit Lampert's geht Eigenbrodt einzeln und sehr ausführlich in's Gericht und widerlegt sie und die Behauptungen anderer Forscher mit großem Geschick. Damit sind wir in den „besonderen Theil", den zweiten Abschnitt der Eigenbrodt'schen Studie, eingetreten, der außerdem noch folgende Ereignisse aus dem Geschichtswerk des Hersfelders mit gleicher Gründlichkeit untersucht: den thüringer Zehntstreit, die Zeit von 1062—1066, den

Sachsenaufstand 1073—1075 und den Streit zwischen Heinrich und Gregor VII.

Wollten wir aber auf diese Einzeluntersuchnngen auch nur in aller Kürze eingehen — wozu sie ganz besonders durch die vornehme Art der Kontroverse und die gründliche Quellenuntersuchung einladen —, so gebrauchten wir noch mindestens zehn der Seiten dieses Blattes. Deshalb müssen wir auf diese lohnende Aufgabe mit Bedauern verzichten und die freundlichen Leser um so mehr auf die Lektüre der gehaltvollen Studie verweisen. Und ihrer echt konservativen Kritik entspricht die gewandte und fesselnde Darstellung, wie wir sie selten in solchen „kritischen Studien" gefunden haben. In der wissenschaftlichen Welt wird man diese Lampert-Studie nicht übergehen. Wir möchten ihr sogar einen abschließenden Werth zuerkennen.

Soest i. W. **Dr. H. Nöthe.**

Zur Besprechung ging ein:

Gustav Eskuche: „Heidenthum und Christenthum im Chattenlande. Freunden deutscher Kulturgeschichte dargestellt." Siegen (Druck von W. Vorländer) 1896.

Die deutschen Dichter der Neuzeit und Gegenwart. Biographien, Charakteristiken und Auswahl ihrer Dichtungen. Herausgegeben von Karl L. Leimbach. Bd. 6. Leipzig, Kesselring'sche Hofbuchhandlung (E. v. Mayer) 1896.

Von dieser groß und weit angelegten Sammlung unseres hessischen Landsmanns, des derzeitigen Provinzialschulrathes Dr. Karl Leimbach zu Breslau liegt nunmehr der 6. Band komplet vor. Derselbe umfaßt den Buchstaben M, ohne ihn gänzlich bewältigt zu haben, so daß er noch in den Band 7 überspringen wird. Wir finden in ihm neben 71 behandelten Dichtern der Neuzeit auch die Namen der speziell hessischen Ludwig Mohr und Salomon Hermann Ritter von Mosenthal.

Dieses verdienstvolle, auf gründlichen Studien und eigenem objektiven Urtheil beruhende Werk sei allen Freunden neuzeitlicher Literatur, besonders auch den Lehrerbibliotheken zur Anschaffung bestens empfohlen. ✝

Personalien.

Verliehen: dem Landrichter Ungewitter zu Kassel der Charakter als Landgerichtsrath; dem Amtsrichter Orthelius zu Witzenhausen der Charakter als Amtsgerichtsrath; dem kommunalständischen Oberförster Wilhelm Stahl zu Haina der Titel Landesforstmeister; dem Bürgermeister a. D. Stock zu Wehlheiden der Kronenorden 4. Klasse.

Ernannt: der mit der kommissarischen Verwaltung des Landrathsamtes im Kreise Homberg beauftragte Regierungsassessor von Gehren zum Landrath daselbst; der Forstassessor Bandow zum Oberförster in Orb; die Referendare Reinhard, Malkmus, Friedrich Leonhardt und Diehl zu Gerichtsassessoren, die Rechtskandidaten Freiherr Senfft von Pilsach, Vogt, Heußner und Kugel zu Referendaren.

Bestätigt: die Wahl des Stadtsyndikus und Stadtraths Jochmus zu Halle zum zweiten Bürgermeister der Residenzstadt Kassel.

Versetzt: der Amtsrichter Grohne in Eiterfeld an das Amtsgericht zu Witzenhausen; der Gerichtsassessor Lohmeyer aus dem Bezirk des Oberlandesgerichts zu Celle in den des Oberlandesgerichts zu Kassel.

Zugelassen: die Gerichtsassessoren Heermann aus Nenndorf und Prack aus Melsungen unter Entlassung aus dem Justizdienste zur Rechtsanwaltschaft bei den Amtsgerichten zu Rinteln bezw. Melsungen.

Geboren: ein Mädchen: Fabrikant Dr. phil. Wilhelm Heraeus und Frau (Hanau, 28. April); Sekretär der Landeskreditkasse J. Hornung und Frau, geb. Poppe (Kassel, 6. Mai); Ingenieur Fritz Basse und Frau, geb. Dietrichs (Kassel, 9. Mai).

Vermählt: Premierlieutenant Alexander Kutscha mit Fräulein Susanne Stengel (Hanau, 25. April); Forstassessor Friedrich Groß mit Fräulein Mathilde von Loßberg (Kassel, 2. Mai); prakt. Arzt Dr. Friedrich Mißmahl mit Fräulein Adele Michelssen (Kassel, Mai); prakt. Arzt Dr. med. Otto Mainz mit Fräulein Lilly Gaußmann (Wetter, 7. Mai).

Gestorben: Fabrikant Ludwig Wohlrath Grau, 52 Jahre alt (Hanau, 30. April); Regierungsrath Gustav von Hauteville, 50 Jahre alt (Kassel, 30. April); Amtsgerichtsrath a. D. Julius Willius, 62 Jahre alt (Kassel, 1. Mai); Kaufmann Anton Umbach, 28 Jahre alt (Hanau, 4. Mai); Rechnungsrath a. D. Ernst Schröder (Wehlheiden, 5. Mai): Metropolitan Ferdinand Hellwig, 83 Jahre alt (Felsberg, 6. Mai); verwittwete Frau Gerichtsrath Wilhelmine Hillebrandt, geborene Lange, 82 Jahre alt (Altenbeken, 7. Mai); Kaufmann Karl Klüppel, 32 Jahre alt (Stuttgart, 7. Mai); Justizrath Karl Brunner, 68 Jahre alt (Gudensberg, 11. Mai); verwittwete Frau Justizrath Louise Spohr, geb. Hoyer (Kassel, 12. Mai).

Touristische Mittheilungen aus beiden Hessen, Nassau, Frankfurt a. M., Waldeck und den Grenzgebieten, herausgegeben von Dr. Wilh. Lange, Jahrgang IV, Nr. 11, Mai 1896. Inhalt: Thurm von Burghasungen (Abbildung). — Gudensberg. Von Dr. Lange. III. — Schwarzenborn. Von Carl Neuber. — Berichte. — Literatur.

Briefkasten.

Unsern verehrten Mitarbeiter W. B. in Kassel, K. N. in Kesselstadt und E. S. in Haina besten Dank für ihre sehr gut zu verwendenden Einsendungen.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. W. Grotefend in Kassel. Druck und Verlag von Friedr. Scheel in Kassel.



№ 11. X. Jahrgang. Kassel, 1. Juni 1896.

Ode.

I.

Hast du den Nordwind sausen gehört, wenn Eis und Schnee die
Heide bedeckten und blätterleere
Bäume ihr kahles Geäst dem flockenschwangeren
Himmel entgegenstreckten?
Ein Leichentuch, blendend weiß, ist dann über die
Erde gezogen — alles still und frostig.

Hast du aber gehört, mein Herz, wenn des
Nordwinds Heulen sich aufgelöst in
Wonnigen Zephyrs Gesang?
Hast du des Schneeglöckleins Läuten vernommen und
Lachenden Sonnenschein über grünen
Fluren erschaut?
Schöner Frühling, ewig hast du den Sieg!

II.

Schau', wie die Flamme lodert um hohen Felsengipfel!
Prächtig mit gleißendem Helm geschmückt und
Blinkender Brünne, von Wotan rauh berührt mit dem
Schlafdorn: so sank die arme
Walküre in tiefen Schlaf. — Brünnhild, wehe, du
Herrliches Weib! Umflammt dich ew'ges Feuer?

Hei, da bricht durch die heiße Lohe der
Hehre Siegfried mit kühner Schnelle!
Seligste Fraue, dich küßt
Sehnend der stärkste der Helden zu lachender
Minne; es schweigt die flackernde Flamme —
Brünnhilde wacht.
Starker Siegfried, dein war leuchtender Sieg!

III.

Mitten im Wald, von Dornengestrüpp umwachsen, liegt ein
Prächtiges Schloß, in dem wunderhold ein
Mägdelein schlummert; vor hundert Jahren senkte der
Zauberin Wort die schöne
Prinzessin in tiefen Schlaf. Traun, das liebliche
Dornröschen ist's, des Königs einzige Tochter.

Sieh', da dringt durch die Dornenhecke ein
Königssohn, und die Dornen weichen
Seinem zertheilenden Arm.
Würziger duften die Rosen, und Dornröschen
Wacht, durch des Prinzen wonnigen Kuß zur
Freude erweckt.
Kühner Recke, dein war minniger Sieg!

Johann Lewalter.



Der Hof zu Wettesingen von 1326—1828.

Nach einem Vortrag im Verein für hessische Geschichte und Landeskunde zu Marburg
von Gustav Rabe Freiherr von Pappenheim.

(Schluß.)

Um diese Zeit fiel ein Ereigniß, welches den bisherigen ruhigen Gang der Dinge plötzlich unterbrach. Hermann von Kalenberg vertrieb den Meier Johann Hesse aus dem Wettesinger Hof und richtete sich dort einen Edelsitz ein, ein harter Schlag, der mehr gegen die von Steinheim als ihren Pächter gerichtet gewesen sein dürfte, da Herman von Kalenberg nicht minder von allen anderen Lehen und Pfandschaften, welche die von Steinheim von den von Kalenberg und den Raben von Pappenheim zu Liebenau und Stammen trugen, Besitz ergriff und sich weigerte, denselben die ihnen daraus zukommenden Zinsen und Gefälle zu entrichten. Darüber brach ein böser Rechtsstreit aus, in welchem die Mitlehnsherren der von Steinheim, die Raben von Pappenheim, die zwar das Ziel Hermann's von Kalenberg, nicht aber dessen gewaltthätiges Vorgehen, billigten, beschwichtigend und ausgleichend eingriffen, indem sie auf von Seiten der Steinheims bei ihnen in obiger Eigenschaft erhobene Beschwerde in den Jahren 1583 und 1588 eine gütliche Vereinigung anzubahnen suchten und den Steinheims in üblicher Weise Lehen und Pfandschaften kündigten. Diese Bemühungen waren aber nicht von Erfolg begleitet, worauf die Vertreter der Familie von Steinheim, Probst Johann von Steinheim zu Erfurt und sein Vetter Jobst von Steinheim, beide erbgesessen zu Dalheim, für sich und ihre unmündigen Vettern

Wolf und Burchard von Steinheim bei den Oberlehnsherrn in Paderborn und Hessen gleichzeitig klagten. Die hessische Regierung entschied im Jahr 1590 diese Streitigkeiten zwischen den Parteien dahin: daß Hermann von Kalenberg die den Steinheims vorenthaltenen Zinsen und Gefälle von 1577—1590 gänzlich herauszuzahlen habe, und gab den Beklagten ferner auf, die Beträge, für welche den v on Steinheim einst das Gut zu Wettesingen verpfändet war, in Gemeinschaft mit den Pappenheims zurückzuzahlen, also den Wettesinger Meierhof in aller Form einzulösen. Auf Grund dieses Entscheids wurde schließlich zwischen den Parteien ein Vergleich geschlossen, durch den die Steinheims mit der Zeit zu ihrem Gelde kamen und abgefunden wurden. Der Meierhof in Wettesingen blieb fortan auf lange Zeit in Besitz der stammesverwandten Familie von Pappenheim-Kalenberg.

Fragen wir nach den Gründen, aus welchen Hermann von Kalenberg so sehr danach verlangte, das Gut zu Wettesingen selbst wieder in die Hand zu bekommen, so sind diese leicht zu ersehen. Die Zeiten hatten sich geändert. Die grausame Nothwendigkeit, nichts anderes wird es gewesen sein, was die Kalenbergs zwang allen ihnen noch zustehenden Landbesitz wieder an sich zu bringen zu eigener Bewirthschaftung. Aus dem alten Meierhof war, wie so häufig, der Hauptbestandtheil eines Rittergutes geworden. Daß man sich der alten Rechte auf so lange hinaus so gut bewußt war, zeugt von dem lebendigen, sich von Generation zu Generation vererbenden geschichtlichen Sinne unserer Altvorderen.

Bis zum Aussterben des Mannesstammes der Niederhaus Westheim'schen Linie des Hauses Kalenberg, welches am 30. Dezember 1813 mit dem Freiherrn Johann Werner von Kalenberg erfolgte, vererbte das Wettesinger Gut, das nicht nur aus dem alten Meierhof, sondern auch aus sonstigem Besitz der Familie bestand, in derselben weiter. Da damals von sämmtlichen Linien des Hauses Kalenberg nur noch die heute noch blühende reichsgräflich-sächsische Linie bestand, ging das Gut auf dieselbe über. Mit diesem Uebergang waren indessen wiederum Weiterungen verknüpft. Neben den Angehörigen des reichsgräflichen Zweiges, dem österreichischen Generalmajor und Kämmerer Graf Joseph von Kalenberg († am 3. Juli 1833), seinem Sohn, dem österreichischen Oberlieutenant, nachherigen Major Johann Nepomuk Karl Heinrich († 1854), dem edlen Herrn und Grafen zu Lippe-Sternberg und Schwalenberg Bernhard Heinrich Ferdinand, dem Sohn des Grafen Karl Christian zu Lippe-Biesterfeld-Weißenfels und der Louise Henriette, Gräfin von Kalenberg († 1799) zu Dresden, und der Charlotte Henriette Susanne Gräfin von Ranzau auf Schwarzenbeck, der Tochter des Grafen Kurt Heinrich von Kalenberg († 1800), erhoben die Schwestern des verstorbenen Besitzers, bezw. deren hinterlassene Töchter gleichfalls Ansprüche, über welche schließlich am 2. Juli 1824 zu Münster ein Erbvergleich zu Stande kam. Das Gut erhielt nach diesem Abkommen der eben erwähnte edle Herr und Graf zu Lippe-Sternberg und Schwalenberg ausschließlich, der aber aller Wahrscheinlichkeit nach seine Verwandten abgefunden hatte. Dieser Graf zu Lippe war der letzte adelige Besitzer des Gutes Wettesingen. Im Jahr 1828 verkaufte er es nämlich für 12 550 Rthlr. an den Gutsbesitzer Wrisberg, der durch seine dorther gebürtige Frau, eine geborene Finis, Beziehungen zu dem Ort hatte, nachdem es vorher schon Jahre lang verpachtet gewesen war.

Aus den fünf Hufen zu Etzelkiesen, dem alten Meierhofe, war im Laufe der Zeit ein erheblich umfangreicheres Besitzthum erwachsen, das die von Kalenberg, wie wir sahen, gegen Ende des 16. Jahrhunderts zusammengefaßt hatten. Außer dem Meierhofe besaßen sie dort noch fünf Hufen, mit denen die Aebtissin Margarethe von Heerse im Jahre 1551 sie belehnt hatte, daneben noch anderes hessisches und wohl auch Mainzisches Lehengut. Das hessische Lehngut bestand besonders in der Patrimonialgerichtsbarkeit und dem von Windel'schen Hof.

Uns interessirt nach den vorhergehenden Darlegungen am meisten der alte Meierhof, dessen Geschichte Gelegenheit giebt, die verwickelte Komplizirtheit mittelalterlicher Lehnsverhältnisse zu veranschaulichen. Wir wissen aus dem Vorhergehenden, daß die von Driburg, deren Stelle später Bertold Brundes und hiernach die von Steinheim einnahmen, in Bezug auf den Wettesinger Meierhof Lehnsträger der von Kalenberg waren, ebenso daß auch die mit ihnen stammverwandten von Pappenheim lehnsherrliche Rechte daran hatten. Ursprünglich waren sie gemeinsam mit dem von Kalenberg gleichberechtigte Inhaber und Lehnsherren gewesen, doch hatte es sich dann formell so gestaltet, daß die letzteren Lehnsträger der ersteren geworden waren. Damit noch nicht genug, schwebte auch über denen von Pappenheim noch eine höhere Lehnsinstanz, nämlich die des Bischofs von Paderborn als obersten Lehnsherrn.

Als die westfälische Herrschaft mit Einführung der Code Napoléon am 1. Januar 1808 die

Patrimonialgerichtsbarkeit und die Privilegien der Grundherrn beseitigte und unter dem 28. März 1809 auch die Allodifikation aller Lehngüter und die Verwandlung derselben in freies Eigenthum erfolgte, war dies somit auch für das Gut Wettesingen von Belang. Die wieder eingesetzte kurhessische Regierung erkannte diese Allodifikation jedoch nicht an, sodaß diese endgültig erst mit der im Jahre 1848 bewerkstelligten Ablösung der Lehnsverbände erreicht wurde. Anders war es mit der Patrimonialgerichtsbarkeit. Diese wurde schon im Jahre 1817 durch kurfürstliche Verordnung für immer aufgehoben. Mit ihrem Bestehen war jedoch schon vorher für die Ortseingesessenen kein Druck verbunden gewesen, indem die Dienstpflicht derselben, welche in 52 Sichel- und Pflugdiensten bestanden hatte, nach einer von den von Kalenberg mit den Dienstpflichtigen getroffenen Abmachung längst in ein Dienstgeld verwandelt worden war. —

Indem wir in alte ländliche Besitzverhältnisse einen Blick thun konnten, sahen wir, daß unseren Vorfahren an der Kontinuität derselben ungemein viel gelegen war; man veräußerte nicht blind darauf los, sondern suchte, wenn eine Veräußerung nicht zu umgehen war, möglichst den Zusammenhang mit der Familie des bisherigen Inhabers zu wahren, ein Grundsatz, dessen Beachtung auch für die Gegenwart von Segen sein dürfte.

W. Grotefend.



Moritz Gudenus.

Von A. Heldmann.

(Fortsetzung.)

Konvertiten pflegen, wenn sie einige Bedeutung und Stellung in der Welt haben, die Beweggründe ihres Schrittes öffentlich zu ihrer Rechtfertigung und anderen zur Ermunterung darzulegen. Ein Mann von der Bedeutung, wie Gudenus, ließ dieses um so mehr erwarten, je ungewöhnlicher und aufsehenerregender sein Schritt in Hessen war, wo die Bevölkerung, abgesehen von den zerstreuten mainzischen Gebietstheilen, ungemischt war und seit Moritzens Regierung ausschließlich der reformirten Kirche angehören mußte. Gudenus hat jedoch bei seinen Lebzeiten eine solche Schrift nicht veröffentlicht. Er hatte sich in seinen Schreiben an die Räthe und den Superintendenten Stein in Kassel und an die Jesuiten zu Heiligenstadt genugsam darüber ausgesprochen und alles dargelegt, was sein Gewissen bewegte. Erst nach seinem Tode kam eine solche Konversionsschrift unter dem Titel: „Mensa Neophyti septem panibus instructa a viro clarissimo domino Mauritio Gudeno“ im Jahre 1686 an's Licht, welche jedoch weniger für seinen Uebertritt, als hinsichtlich der ihn nach demselben betroffenen Schicksale und seiner Lebenswege in der katholischen Kirche von Bedeutung ist. Da ist das Verlegenheitswort: „Woher nehmen wir Brod in der Wüste“, das er oft gethan, und das: „sie aßen und wurden gesättigt“ sein Bekenntniß im Rückblick auf seine Lebenswege seit dem Jahr 1630. Wenn er das nicht auch bekennen würde, so würde das, meint er, ein Undank und Lüge gegen seinen gütigen Speisemeister sein.

Zunächst ging mit seinem leiblichen Befinden eine wesentliche Aenderung vor. Die Beruhigung, welche seine Seele seit seinem Schritte empfand, theilte sich auch ihrem Gefährten, dem Leibe, mit. Gudenus war eine hagere Gestalt und galt vielfach als schwindsüchtig. Aber „diese göttliche Wohlthat meiner Gesundheit“, schreibt er (Septem Panes, cap. 4), „ist mir desto offenbarer und handgreiflicher, wenn ich mich meines Zustandes in vorigen Jahren noch erinnere“. Da habe er sehr gefährliche Anstöße des Fiebers und Kopfschmerzen, wodurch er oft in Todesgefahr gewesen, unaufhörliche Flüsse, Halsverschwellungen, Zahnschmerzen und dadurch Mangel des Schlafes gehabt. Dieses wußten viele seiner Bekannten und schrieben seinen Uebergang zur katholischen Kirche seinen gewöhnlichen Krankheiten, dem Kopfschwindel oder gar einer Gehirnerschütterung und zugefallenem Aberwitz zu. Aber alsbald nach seinem Uebertritt habe ihn der himmlische Arzt von aller Betäubung und üblen Zustand des Leibes befreit. Die mit medizinischen Pulvern und Säften angefüllten Schachteln und Büchsen habe er im Hessenlande zurück-, und die Krankheiten ihn im Eichsfelde verlassen. „Was für Dank bin ich deswegen dem unsterblichen Gotte schuldig!“ Gegen das Ende seines Lebens war er schwerhörig, ohne jedoch deshalb Beschwerden in seinem Amte zu haben. Die Ursache davon war, wie er selbst sagt, seine innerliche Ruhe und die Freude, zu der sein Gewissen gekommen war, denn vorher habe es ihm an Angst nicht gefehlt, weil er sich auf einem falschen Wege befunden, welcher dem aller Heiligen zuwider gewesen; „aber was sie geglaubt haben, glaube ich jetzt auch, was sie festgehalten, halte ich jetzt auch“.

Gudenus war nach seinem Uebertritt unter den dürftigsten Verhältnissen ungefähr zwei Jahre Lehrer in Duderstadt, mußte aber von da weichen, „weil der katholische Glaube durch einen unglückseligen Nordwind (die Schweden) verwehet", dann ebenso in Heiligenstadt, wo ihn ein lutherischer Offizier, der von seinem Uebertritt Kenntniß erhalten hatte, auf einen zur Bestrafung der Soldaten aufgerichteten hölzernen Esel setzen und verspotten ließ. Der Befehlshaber jener schwedischen Truppen aber entzog ihn diesen Mißhandlungen und beschenkte ihn sogar mit etwas Geld. Er aber freute sich und dankte Gott, daß er „um Jesu und der Wahrheit willen zu leiden gewürdigt worden".

Ein andermal mußte er im Kriege sich in den Schornstein verkriechen und durch einen Pistolenschuß heruntergeschossen zu werden befürchten. Weil aber dieses nur der Anfang größerer Leiden sein sollte, verließ er auf deshalbige Warnungen Heiligenstadt, indem er, wie einst St. Paulus, über die Stadtmauer flüchtete und sich nach Göttingen begab, wohin ihm die Seinigen nachfolgten. Dorthin hatte sich auch der ihm befreundete und in gleicher Lage befindliche mainzische Landschreiber Johann Christoph Zwehl begeben, dessen Kinder er dort unterrichtete. Als er bei einem ausgebrochenen Brande sich durch einen Sprung aus einer Kammer rettete, brach er durch einen unglücklichen Fall ein Bein, an dessen Heilung er ein ganzes Jahr zubrachte. Da die Heilung nur unvollkommen geschehen war, behielt er zeitlebens Beschwerden und Schmerzen beim Gehen. Bei diesem Brande verlor er die wenigen vom Brande übrigen Mobilien durch Diebstahl. Erzbischof Anselm Kasimir (von Wambold) von Mainz (1629—1647) machte ihn zum mainzischen Amtmann zu Treffurt um das Jahr 1645, wo er eine ganz mäßige Besoldung hatte.

Gudenus kam noch mehrfach nach Hessen und auf Reisen durch die alte Heimath. Seinen ältesten Sohn brachte er zum Studium nach Köln und trug denselben dabei zuweilen auf dem Rücken, wenn er vor Ermüdung nicht weiter konnte. Auf der Rückreise von Köln wurde er von Soldaten, die er für schwedische hielt, aufgegriffen, in's Gebüsch geschleppt, um den Tod zu leiden, weil er denselben wahrheitsgemäß von Kassel gebürtig zu sein bekannt hatte, wurde aber, als sie den Rosenkranz bei ihm bemerkten, los gegeben, denn es waren nicht Schweden, sondern Kaiserliche und Katholiken. Bei Fritzlar begegnete er einst einem Bauer, der sich dahin äußerte, die unlängst zur katholischen Kirche Uebergetretenen seien werth, daß sie am ersten Baume aufgehängt würden. Aehnliches wurde ihm in Lichtenau gesagt. In den Kreisen der niederhessischen Geistlichen nannte man ihn einen Apostaten, Bettler, Flüchtling, der nichts lieber, als zum Calvinismus zurückzukehren wünsche, und ein ihm befreundeter Geistlicher sagte ihm, selbst die Katholischen hielten ihn für einen Ueberläufer und nichtswürdigen Menschen, weil sie meinten, daß er aus Gewinn- und Ehrsucht oder Leichtsinn übergetreten sei. Er selbst aber schreibt: „Ich sehe hinter mir diejenigen, welche die Verspottung anrichten. Ich sehe mich selbst an und was in mir ist. Ich sehe an den höchsten Richter, welcher über mir ist, und befinde allerseits, daß alle Verspottung und Verachtung gar nicht zu achten sei. Was soll ich achten das Geschrei der Nachteulen, welche wider ein solches Licht streiten"?, nämlich des wahren Glaubens, welches die Verläumder nicht sowohl in seiner, als aller heiligen Kirchenlehrer und Gläubigen Person, welche vor dem unglücklichen Abfall gelebt, anföchten. „Gewißlich, wenn der Menschen Urtheil zu fürchten, so ist weit schwerer und sorglicher von so viel hundertjährigen Gläubigen, welche eben in dem Glauben, so ich durch Gottes Gnade angenommen, beständig so lange Zeit verharrt haben, verdammt zu werden, als von diesen, so kaum ungefähr hundert Jahre alt und innerhalb dieser geringen Zeit aus dem Vorwand des göttlichen Wortes solche Religionen bekannt haben, welche soweit als Himmel und Erde von einander sind." Er meint damit die Religionsveränderungen in Hessen im Anfang des 17. Jahrhunderts, wo „heute die lutherische Religion als eine irrige verworfen worden ist, welche gestern als ein pur lauteres Gottes Wort bekannt worden war. Laßt sie mich verachten, schmähen und verspotten; wann ich mich ansehe, achte ich mich noch eines weit Aergeren werth, als zum Höchsten würdig, dem Gott widerspreche, den die Engel verachten, dem die ganze Welt zuwider sei, der ewig zu Schanden werde. Was soll ich denn klagen, wenn die Menschen mich verachten und spotten? Der die Hölle verdienet, was soll der sich beschweren über ein augenblickliches Leiden, welches die ewige, über alle Maßen wichtige Herrlichkeit in uns wirket? Gewißlich so ich meine Unwürdigkeit bedenke, werde ich dergestalt Verspottung mit gleichem und fröhlichem Gemüth zu ertragen aufgemuntert, daß ich wünsche, daß Schmach und Spott nicht mit Händen, sondern mit vollem Sack über mich ausgesäet werde" 2c.

Bei der hohen Verehrung, welche die heilige Elisabeth bei Fürst und Volk in Hessen gehabt,

und in Erinnerung des von ihr verbreiteten Segens in Werken der Barmherzigkeit ist die Reformation des Landes durch Landgraf Philipp und seine Nachfolger von jeher katholischerseits bis in die Neuzeit auf Alban Stolz herab als ein Undank und Impietät bezeichnet worden, und sowohl die einzelnen Konvertiten aus Hessen, wie die römische Kirche haben diesem Vorwurf bei den in der Neuzeit in Hessen und Thüringen errichteten Kirchen und der Dedikation von Altären durch deren Benennung Ausdruck gegeben, um dem hessischen Volke und Fürstenhaus diese Landesheilige in's Gedächtniß zu rufen. Auch Gudenus sagt, er habe täglich seine Patronin, die heilige Elisabeth, angerufen, daß sie mit ihrer kräftigen Fürbitte bei Gott die Bekehrung seines Vaterlandes und ihrer Nachkommen erlangen, und Gott deren Herzen erleuchten möge. In der 1652 erfolgten Konversion des Landgrafen Ernst zu Rheinfels, wie in der am 19. November, dem Elisabethentage, 1647 erfolgten Wahl und Erhebung des Grafen Johann Philipp von Schönborn auf den erzbischöflichen Stuhl zu Mainz glaubte er eine Frucht seiner Fürbitte bei seiner Patronin, der heiligen Elisabeth, zu finden. Außer ihr gedachte er besonders des heiligen Bonifatius, des Apostels der Hessen und Thüringer.

Landgraf Ernst eröffnete selbst den Briefwechsel mit Gudenus, seines Vaters Taufpathen, der denselben Lebensweg wie er selbst gegangen, aber durch tieferes Studium und größere Nöthe seines unruhigen Gewissens auf denselben gekommen und tiefer als durch eine bloße theologische Disputation, darin gegründet und darum auch alles für die genannte Ueberzeugung zu opfern bereit war*). Auf Landgraf Ernst's Erkundigung, wie er zur katholischen Kirche gekommen, erwiderte ihm Gudenus in einem Schreiben vom 16. Februar 1660**) unter herzlicher Freude und Dank, daß die Ursachen von ihm vor seinem Scheiden aus Hessen den Räthen dargelegt seien. Weiter erörtert er dann nochmals seine Betrübniß über die durch seinen Uebertritt in seinem Verhältniß zu Landgraf Moritz eingetretene Aenderung.

„Unter allen den vielfältigen Beschwerden, so mir dero Zeit als einem armen, betrübten Menschen vor Augen gestanden und mich abgeschreckt, vom Irrweg umzukehren und zu wählen den Weg der Wahrheit und ewigen Seligkeit, weiß ich nit, ob mir etwas von Fleisch und Blut so grausam vorgebildet, als die offension, Zorn und Ungnade des durchleuchtigen hochgeborenen Fürsten und Herrn, Herrn Moritzen, meines gnädigen Herrn. Denn Ihre fürstl. Gnaden hielten mich vor dero Taufpathen, hatten mich aus sonderbar hoher Gnad auch eine Zeit lang mit Verlag aus der fürstl. Rentkammer zum Studieren gehalten, haben niemals abgeschlagen, sondern jedesmal gnädig verwilligt, wenn vor mich etwas undertheniq gebeten worden. Meine Eltern und Voreltern waren in ihrer fürstl. Gnaden und dero Vorfahren Diensten gewesen. Ew. fürstl. Durchlaucht weiland Frau Mutter ließen uff Cassel und Rotenburg mich ad habendas conciones fordern und nicht ohne gnädige Begabung wiederumb nach Hause ziehen. Daß solche fürstl. Gewogenheit und Gnad durch meine Veranlassung uff einmal in lauter Zorn und Ungnade verwandelt und bei solchen hohen gnädigen Wolthätern ich vor ein undankbaren und leichtfertigen Menschen gehalten werden solle, das war mir gleichsam der Tod und ein über alle Maße großes Elend und Beängstigung, welches doch endlich durch göttliche Verleihung mit Furcht der ewigen Schande und diesen Gedanken überwunden."

Die Verachtung der Menschen wegen seines Uebertritts kam ihm jetzt weniger hart vor, als früher. Denn „obgleich itzund", schreibt er in dem erwähnten Schreiben an Landgraf Ernst weiter, „von meiner Bekehrung zum katholischen Glauben so übel geurtheilt wird, dennoch werden Engel und Menschen ein ander judicium fällen. Was ich nun vermeint alles im Himmel zu erwarten, das habe noch in der Welt erlangt, indem durch die große Güte und vorkommende Gnade des allerhöchsten Gottes geschehen, daß Ew. fürstl. Durchlaucht die allein seligmachende heilige katholische religion erkannt und bekannt haben und mit dero fürleuchtendem exempel dem ganzen Vatterland bezeuget, ja vieler Herzen gerühret nachzudenken, daß nit wahr sei, was die römisch-katholische Kirche von Lästerern beschuldiget. Post hanc mutationem dexterae Excelsi hat mich bedunket, daß verschämet und verstummet seint, welche zuvor meine Bekehrung übel gedeutet. Und gleich wie ein geringes Kräutlein oder die niedrige miricas, so der hohe Cedernbaum bedeckt, die Winde nit treffen, also empfinde nit

---

*) Den Landgrafen Ernst bezichtigten bekanntlich seine Zeitgenossen theilweise übler Dinge, namentlich, daß er einen Harem von jungen Mädchen unterhalte.

**) Dieser Brief, der meines Wissens noch nicht veröffentlicht ist, findet sich im Staatsarchiv zu Marburg, Ecclesiastica der Niedergrafschaft Katzenellenbogen, Bd. VIII, 12. Die in der Schrift Septem Panes enthaltenen Briefe des Gudenus, welche bei Strieder 5, S. 161 und 162 aus den Jahren 1671 ff. angeführt werden, sind demnach nicht die ersten.

mehr den eitelen Wind einiger Schmähung und Verachtung ob fidem catholicam, nachdem Ew. fürstl. Durchlaucht mit Dero klaren Schein (cum nihil clariore homine praefulgeat, quam recta fides in principe) im geliebten Vaterlande voranstehen. Von dergleichen bei Ew. fürstl. Durchlaucht coram underthenigst zu gedenken und Dero gehorsambst ufzuwarten, habe ich etliche Jahr Gelegenheit gesucht, war auch im Majo nächst vorigen Jahres nach abgelegter meiner Rechnung zu Maintz in procinctu forters bei Ew. fürstl. Durchlaucht Residentz mich underthenigst anzumelden, aber dieselben waren verreyset". Gudenus hegte jetzt, wenn auch nicht für sich, so doch für seine Söhne, die Hoffnung einer Rückkehr und Anstellung durch Landgraf Ernst in der alten Heimath. „Mit meines jüngsten Sohnes Moritzen's, welcher itzo zu Ingolstadt juris prudentiae studirt, seiner thesium underthenigsten dedication", schreibt er weiter an Ernst, „ist zu nichts anders gezielet, als bei Ew. fürstl. Durchlaucht dardurch in etwas zu innotesciren. Könnte er oder sein älterer Bruder Christoph, welcher praxin zu sehen in Speyer sich aufhält, solche qualification erreichen, daß ihrer einer zu Ew. fürstlichen Durchlaucht underthenigsten Diensten hiernechst tauglich und etwa nach meinem Tod underthenigst suppliciren würde, so verhoffe demüthigst und bitte underthenigst, Ew. fürstliche Durchlaucht wollen Dero angestamte fürstliche clementz nit versagen denen, welche zur fidelitat Ew. fürstlichen Durchlaucht und zu Dero underthenigsten getreuen Diensten sich durch eine Erbschuldigkeit gewidmet und verpflichtet wissen. Schließlich ruffe an den allmächtigen Gott, der wolle Ew. fürstliche Durchlaucht sampt Dero hochfürstlichen Gemahlin und junge Herrschaft bei guter vermuglicher Leibesgesundheit und friedlicher Regierung, auch allen selbst erwünschten fürstlichen hohen Wohlstand gnedigst erhalten und endlich zur unendlichen glorie aller Seligen im Himmelreich einführen. Mit welchen innigen Wünschen meines Herzens zu Ew. fürstlichen Durchlaucht beharrender fürstlicher Gewogniß mich und die Meinigen demüthigsten Fleißes underthenigst recommendire Ew. fürstlichen Durchlaucht underthenigster und in Pflicht schuldiger treu gehorsambster Diener Mauritius Gudenus, Dreffurth, am 16. Februar 1660."

(Schluß folgt.)



Was der Apfelbaum erlebt hat.

Von Emilie Scheel.

Es war ein altes Universitätsstädtchen, in das eben der Frühling einzog. Zwar blies der Wind noch rauh aus Norden, und an jedem Morgen breitete der Reif ein silberschimmerndes Tuch über die Wiesen und Berggelände, aber die Sonne schien hell und warm und verkündigte strahlend, daß nun alle Wintersnoth ein Ende haben sollte. Im Thale spiegelten sich moderne Wohnhäuser und reizende Villen in dem klaren Gewässer eines schnell dahin eilenden Flusses. Oben auf dem Berge aber thronte eine alte Burg mit gewaltigen Steinmauern, an denen die Gothik nur bescheiden gemeißelt und gehämmert hatte. Trotzig sah das stolze Bauwerk auf die kleinen Behausungen seiner nächsten Umgebung, die wie Schwalbennester an den steilen Burgberg angeklebt waren, hernieder.

Auf einem Absatze des mächtigen Bergkegels, gleich unter dem alten Schlosse, war früher der Frühling immer zuerst eingezogen und hatte in wohlgepflegten Gärten tausende von Frühjahrsblumen hervorgelockt. Beschützt gegen rauhe Winde von dem jäh aufsteigenden Felsen hatten hier Sträucher und Bäume ein sonniges Dasein geführt. Sie hatten durch buntfarbige Blüthenpracht und das erste zarte Grün das Auge der Menschen entzückt und manchem armen Herzen in der trostlosen Wüste des Lebens ein süßes Eden vor die trüben Augen gezaubert. Nun war alle Herrlichkeit verweht, und nur ein alter, breitästiger Apfelbaum stand noch allein auf einem kleinen grünen Rasenfleck.

Ueber die Menschen war fieberhafte Bauthätigkeit gekommen. Wo nur ein freies Plätzchen Erde sich zeigte, wuchsen, wie mit Zaubermacht, große Gebäude hervor, kasernenartig und mit langen Reihen von Fenstern übereinander. Immer näher waren die Häuser gerückt, hatten alle Gärten zerstört, und unter ihren Steinmassen waren nun die zarten Crocus, Veilchen und Maiblümchen begraben. Immer enger drängten sie sich um den Apfelbaum, raubten ihm Luft

und Licht und jede Aussicht auf das weite Land, durch das sich der Fluß silbern schlängelte. Der alte Baum stand träumend im Sonnenschein, der ihn, den alten knorrigen Gesellen, noch nicht mit graugrünen flaumigen Quäſtchen, in denen die Blätter, enge zusammengedrückt, ruhen, geschmückt hatte.

Wie schön war es doch früher gewesen, als er noch dem ersten Frühlingsrufe gefolgt war und unter allen Bäumen am frühesten grünte, wie es einem jungen, lustigen Gesellen auch zukam. Damals hatten auf der Burg noch kühne Ritter gehaust, und er hatte hinab geschaut, wenn sie mit Fahnen und klingendem Spiel zur Fehde oder zum Turnier gezogen, und hatte sie zurückkehren sehen, sieggekrönt und mit Beute beladen. Das Burggärtlein hatte sich bis hierher ausgedehnt, zarte blondzöpfige Burgfräulein waren gekommen und hatten in seinem Schatten gesessen, und stattliche Junker hatten sich zu ihnen gesellt. Liebesschwüre waren im dämmernden Abend verhaucht, und schwere Abschiedsseufzer hatte er mit anhören müssen. Die blonden Ritterfräulein waren wieder gekommen, aber die Ritter blieben oftmals aus. Sie waren vielleicht im Kampf gefallen oder waren lockere Vögel, die die Schwüre vergessen hatten, denn die Welt wird damals nicht anders gewesen sein, wie heute. Die blonden Mägdlein aber weinten, daß dem jungen, heißblütigen Apfelbaum vor Mitgefühl alle Pulse klopften. Abends hatten sich unter seinem Blüthendache die Gnomen und Bergmännlein versammelt und hatten tolle Scherze getrieben, auch wußten sie von wunderbaren Dingen zu erzählen, denn die vielhundertjährigen Bergmännlein waren wohlerfahrene Leute und hörten alles, was auf Erden und unter der Erde passirte. Von gräulichen Spukgeschichten, die sie mit Vorliebe auftischten, war aber der Apfelbaum kein Freund. Wenn er einsam in dunklen Nächten stand und der Sturm ihn umtoste und er dabei denken mußte, die wilde Jagd mit Wotan an der Spitze sei es selber, sträubten sich seine Blätter, zur Winterszeit seine kahlen Zweiglein.

Diesen Erinnerungen gab sich eben der alte Baum wehmüthig hin, da kam ein kleines Meisenpärchen angeflogen. Die kecken Vögel waren aus dem Süden zurückgekehrt und wußten noch nicht, wo sie ihr Zelt aufschlagen sollten. Früher hatten sie immer in den Gärten genistet und hatten gute Freundschaft mit dem alten Apfelbaum gehalten. Jetzt aber thaten sie sehr verächtlich und meinten, das wäre ja hier ein verlorener Posten. Sie wollten lieber auf der Promenade wohnen und geputzte Menschen sehen, keine geschwärzten Küchenmägde und arme, blasse Kinder. Da riß aber dem Apfelbaum der Geduldsfaden und er nannte sie herzloses Gesindel. Er habe auch bessere Zeiten gesehen, ihm habe man nicht an der Wiege gesungen, daß er später so weit aus aller hochadligen Umgebung herausgedrängt werden würde, — — und er freue sich doch, wenn die armen, blassen Kinder aus den Hinterhäusern kämen und meinten, er, der einzelne Baum, wäre der Wald, von dem ihnen die alte Wase in der Ofenecke erzählt habe. Sie spielen Rothkäppchen, und ein kleiner herziger Junge beschützte immer liebevoll sein schwächliches, schiefbeiniges Schwesterchen. Auch wenn die hübsche Küchenmarie hier des Abends mit ihrem Schatz zusammentrifft, so breitet der Baum über sie ebensogut behütend die Aeste aus, als früher über die Schloßfräulein. Er hört gern ihr fröhliches Geplauder und wenn eigenthümliche Laute durch die Luft schallen, als wenn Rosenblätter auf der flachen Hand zerknallt würden, dann schüttelt er sogar tüchtig seine Gezweige, daß unbefugte Ohren nur das Rauschen der Aeste hören. Die kleinen Vögel wippten mit den Schwänzchen, drehten blitzgeschwind die zierlichen Köpfchen, schlüpften durch die Zweige und sagten schließlich: „Du mußt deine Bauplätze an andere Vögel vermiethen, wir wollen lieber in ein vornehmeres Stadtviertel ziehen“, und husch, husch waren sie hinweg.

Der Apfelbaum war tief gekränkt. Er spürte die treibenden Kräfte in sich, die ihm bald grünendes Laubdach verleihen, ihn mit tausend und abertausend Blüthen schmücken und endlich goldene Früchte in seinen Zweigen reifen lassen würden. — — Solch' herrliche Sommerwohnung verschmähten unkluge Vögel, die er immer liebevoll aufgenommen, beschützt und beschirmt hatte! Diesen trüben Gedanken wurde er indessen bald entzogen durch das rege Leben, welches sich nebenan in dem großen eben fertig gestellten Hause entfaltete. Ueber die breiten Korridore huschten schwarzgekleidete Frauengestalten, mit stillen, weißen Gesichtern, ernsthafte, feingekleidete Herren mit Brillen und kahlen Köpfen ertheilten Befehle oder hielten sinnend den goldenen Knopf ihres Stockes an die Nase. Vorsichtig wurden stöhnende Menschen in Betten wohl verpackt hin und her getragen. „Aha“, dachte der Apfelbaum, „das ist eine Klinik“; denn er war in einer Universitätsstadt alt geworden und konnte es beurtheilen.

Seine Zweige reichten bis an ein dichtverhangenes Fenster. Wenn der Wind kam, so konnten sie sogar daran klopfen und thaten es auch oft ganz vernehmlich, in der Hoffnung, es

sollte sich öffnen. Endlich — es war eine warme Frühlingsnacht — drang Licht durch die geschlossenen Vorhänge, und jetzt öffnete sich ein Fensterflügel, und der Apfelbaum hörte eine schwache Frauenstimme sprechen. Schnell schüttelte er die nächtliche Müdigkeit ab und schaute neugierig in's Zimmer, das er ganz übersehen konnte. Es war ein mittelgroßes Gemach, mit einem großen Bett, Lehnstuhl und Tisch ausgestattet. Auf dem Tisch standen Fläschchen, Gläser und Instrumente. Eine nonnenhafte Frauenerscheinung bemühte sich liebevoll um eine abgezehrte Kranke, die in dem großen Bette ruhte. Jetzt verstand der alte Baum auch die Worte, die die Kranke zur Schwester sprach: „Es peinigt mich, daß ich Sie um die nöthige Nachtruhe bringe, ja, dieser Gedanke raubt mir sogar selbst jedes Gefühl behaglicher Ruhe. Legen Sie sich, bitte, endlich nieder." Widerstrebend schien die Schwester die Wünsche der Kranken zu erfüllen, endlich aber entfernte sie sich, zuvor hüllte sie die Kranke in warme Tücher, schürte das Feuer und überzeugte sich, daß der Klingelzug leicht und vernehmlich in Bewegung gesetzt werden konnte; das Fenster ließ sie auf Wunsch der Kranken, die behauptete, die Luft wäre sehr wohlthuend, offen stehen.

Jetzt richtete sich die Kranke auf, die fieberglänzenden Augen glühten, die abgezehrten Hände schlangen sich bebend in einander, die zitternden Lippen redeten in herzzerreißenden Tönen, die niemand hörte, als der alte Apfelbaum, dessen warmfühlendes Herz im tiefsten Mitleid bebte. „Endlich allein, los des lästigen Zwangs, den mir die Gegenwart Anderer auferlegt, ledig der leichten Trostworte, die mir die Todesangst vertreiben sollen! Ich sehe es an den Blicken der Menschen, höre es aus ihren Reden, sie glauben mich dem Tode verfallen. Der mitleidige Tonfall ihrer Sprache dringt mir wie Dolchstöße in's zitternde, hoffende, verzweifelnde Herz. O, ich kann noch nicht sterben. Dereinst, wenn sich mein Wünschen und Hoffen erfüllt hat, dann will ich dem Tode willig folgen, aber jetzt muß ich leben. Soll ich nicht mehr die Sonne, das Frühjahr sehen, nicht mehr die Liebe meiner Angehörigen fühlen? Soll mein Körper, an dessen blühender Schönheit ich meine Freude hatte, in's dunkle Grab gelegt werden, um — — — o, entsetzlich! Oder sollen die Messer der Aerzte in mein zuckendes Fleisch dringen? Soll ich die Qualen einer Operation auf mich nehmen, um vielleicht doch zu sterben, oder als Krüppel von diesem Lager zu erstehen? Ich will beten, beten", so flüsterten jetzt die bebenden Lippen, und sie betete mit der Kraft der Verzweiflung eines angstgequälten, aber gläubigen Herzens. Nach und nach legten sich die Wogen der Aufregung, die Wangen wurden bleicher, und die heißen Augen matter. War es die Macht der himmlischen Worte, die sie immer wiederholte: „Kommt her zu mir, alle, die Ihr mühselig und beladen seid, ich will Euch erquicken", oder ließ die Fiebergluth nach? Sie wurde ruhig und stille.

Im Osten graute der Tag, und der Morgenwind schüttelte die Zweige des Apfelbaumes, daß sie laut an die Fenster schlugen. „Wie in der Heimath, wo mir die Linde an's Fenster klopft", so flüsterte die Kranke, sie lauschte den trauten Klängen und schlief bald friedlich ein. Der Apfelbaum aber hielt jetzt die Aeste ganz fest, daß nur kein Geräusch die Schläferin wecken sollte.

(Schluß folgt.)

Aus alter und neuer Zeit.

Zwei seltene hessische Denkmünzen. Hier in Schmalkalden findet man fast in allen wohlhabenden Haushaltungen die alte schöne Sitte, daß jedes Familienmitglied einen seidengestickten Pathenbeutel hat, der meist mit alten, oft recht werthvollen Silber- und Goldmünzen gespickt ist. Eine schöne und vernünftige Sitte ist es, wenn der wohlhabende Pathe seinem „Taufdoten" bei der Kindtaufe einige werthvolle alte Münzen im „Dötebutele" in die Wickelschnur steckt, sodaß der Täufling nach seinem Heranwachsen im Fall der Noth den Inhalt seines Pathenbeutels versilbern und zu seinem Besten verwenden kann. Hat er die Versilberung einmal nicht nöthig, nun, um so besser, dann wandert der Pathenbeutel wohlgespickt weiter von Kind auf Kindeskinder, und so kommt es, daß ich z. B. im Besitz einer ganzen Reihe von werthvollen Münzen bin. Eine dieser Münzen ist ein interessantes und seltenes Stück aus der Geschichte des hessischen Fürstenhauses, es ist eine Denkmünze auf den Tod des Landgrafen Wilhelm IV. mit dem Beinamen „der Weise". Nach dem übereinstimmenden Zeugniß der Großmütter von drei Generationen ist die Münze schon wenigstens seit dem Jahr 1748 im Besitz meiner Familie, mit Rücksicht auf ihre Seltenheit wäre es aber besser, wenn

sie aus dem Privatbesitz in ein öffentliches Münzkabinet käme! Sie ist von Silber und schwer vergoldet, wiegt 24,7 Gramm und ist, wie es scheint, gegossen, nicht geprägt. Auf der einen Seite ist das sehr erhabene Brustbild des Landgrafen Wilhelm IV. von Hessen mit der Umschrift: Apoc. 14. Cap. Beati. mortvi. qvi. in Domino morivntvr. †. Auf der anderen Seite steht: 1592 / Wilhelmvs / Dei G. Hassiae / Landgravivs etc. / paterni et fra / terni amoris er / go testamēto / legavit. Die Umschrift lautet: Pie in Christo defvnctvs anno Dni. 1592 die Aug. 25 aet. 61. Die Uebersetzung lautet: Offenb. Joh. 14. Kap.: Selig sind, die in dem Herrn sterben. — Wilhelm, Landgraf von Hessen stiftete sie durch letztwillige Verfügung, aus väterlicher und brüderlicher Liebe. — Selig in dem Herrn verstorben den 25. August 1592, 61 Jahre alt. — (Obiger Spruch war der Text seiner Leichenpredigt.)

Die Münze hat am Rand ein gedrehtes Oehr, aus dessen Beschaffenheit unzweifelhaft ersichtlich ist, daß sie lange an einer Kette (um den Hals) getragen worden ist. Ausführlich ist die Münze beschrieben in Rommel's neuerer Geschichte von Hessen, I, 836, ferner in Hoffmeister, Beschr. hess. Münzen, Bd. I, 578, 579, im Katalog des Prinzen Alexander von Hessen, Nr. 259; auch ist sie in der Sammlung des Herrn Sekretär Stern. Nach Rommel scheinen nur wenige Stücke dieser Münze hergestellt worden zu sein, die an einer goldnen Kette, nach des Landgrafen eigener Bestimmung im Werth von 300 Dukaten, von seinen Brüdern, Schwestern, Sohn und Töchtern zu seinem Gedächtniß getragen werden sollten.

Eine zweite seltene hessische Denkmünze ist ein dukatenähnliches Goldstück mit dem Brustbild des Landgrafen Friedrich II. und der Umschrift seines Namens. Auf der anderen Seite ist das Kasseler Lyceum Fridericianum abgebildet, wie es sich von der Königsstraße aus zeigt, mit einem beigefügten Spruch. Diese letztere Münze ist nicht in meinem Besitz, ich kann aber Liebhabern die Adresse des Besitzers mittheilen, der nicht abgeneigt ist, dieselbe zu verkaufen.

Schmalkalden. **R. Matthias.**

Noch einige Hausinschriften. In der letzten Nummer des „Hessenlandes" veröffentlichte Metropolitan Riebeling zu Wolfsanger eine hübsche Auslese von Hausinschriften aus der Schwalmgegend. Ich habe ebenfalls eine Anzahl solcher Haussprüche aus verschiedenen Dörfern Oberhessens vorigen Sommer gelegentlich der Ferien gesammelt, von denen ich einige den verehrten Lesern d. Bl. hier mittheile. Einem Theil der Sprüche, welche genannter Herr in den Schwälmer Dörfern gefunden, begegnet man auch in den oberhessischen Orten; ich habe diese deshalb weggelassen. Im Allgemeinen macht man auch hier die traurige Beobachtung, daß die schöne Sitte, die Häuser mit passenden Sprüchen zu versehen, am Schwinden ist. Es ist bedauerlich, daß unsere alles gleichmachende Zeit einen schönen Volksbrauch nach dem andern ausrottet. Der Inhalt dieser Inschriften birgt tiefe Religiosität, ungeschminkte Wahrheit, die oft, ähnlich wie im echten Volkslied, mit gerader Derbheit gepaart ist, gesunden Humor und treffenden Witz. Am meisten findet man sie noch in den Dörfern, die etwas abseits von den großen Verkehrsadern liegen. So fand ich in Erksdorf, welches wegen seiner Wohlhabenheit in ganz Oberhessen bekannt ist und zwei Stunden von Kirchhain liegt, folgende Sprüche:

Gott erhalte mein Haus, Frau, Kind und Gesind',
Gott bewahre vor Seuch' mein Pferd und mein Rind,
Schütze sie auf der Weid',
Daß ihnen geschieht nichts zu leid.

Geh' ohne Stab nicht durch den Schnee,
Geh' ohne Steuer nicht zur See,
Geh' ohne Gott und Gottes Wort
Niemals aus deinem Hause fort.

Der Mensch gleich einer Blume ist,
Die in der schönen Frühlingsfrist
Des Morgens in der Blüthe steht,
Des Abends hinfällt und vergeht.

Der Mensch gar leichtlich geht zu Grund,
Muß sterben und weiß nicht die Stund.

Wer mich veracht't und die Meinigen,
Der gehe nach Haus und betrachte sich und die Seinigen.
Wenn er da findet keinen Fehler oder Verbrechen,
So kann er von mir und den Meinigen sprechen.

Der echte Bauer ist stolz auf seinen Stand. Und wer wollte ihm das verdenken? Diesen „Bauernstolz" drückt der Spruch aus:

Die Männer, die das Feld bebauen und alle Welt ernähren,
Die muß man lieben und ehren
Und schenken das Vertrauen.

Weshalb die Treue so selten ist in der Welt meldet uns die Inschrift:

Als die Treue geboren ward,
Da floh sie in ein Jägerhorn,
Der Jäger schoß sie in den Wind,
Weshalb man sie so selten find't.

Wem Gottes Vaterhand Erhaltung zugedacht,
Den unterdrücket nichts, es sei List oder Macht.

Man nehm die letzte Red'
Der Eltern wohl in Acht,
Dieweil aus Gottes Trieb
Sie uns wird vorgebracht.

Bemerken muß ich hierbei, daß sämmtliche Sprüche vom Weißbinder gemalt sind, infolgedessen leicht vom Wind und Wetter verwischt werden. Aber trotzdem sind einige darunter, die schon ein ziemliches Alter haben. So sind z. B. die beiden letzten, welche an einer geschützten Stelle angebracht, und jetzt noch gut erhalten sind, aus dem Jahre 1846.

An einem Hause in Wohra steht:

Wer sein Glück sucht auf der Straße
Und seine Gesundheit in der Apothekerflasche
Und sein Recht auf einer Kanzlei,
Die bedaure ich alle drei.

An einem Hause in Bracht am Burgwalde fand ich die Inschrift:

Kannst du des Nächsten Elend sehen
Und ungerührt vorüber gehen,
So bist du keinem Christen gleich
Und hast kein Theil am Himmelreich.

In Schönstadt:

Es wird kein Ding so schön gemacht
Es kommt ein Narr, der es tadelt und belacht.
Jedoch etwas zu tadeln und zu belachen
Und doch nicht besser zu machen,
Das sind fürwahr sehr schlechte Sachen.

Es wird noch alles werden gut,
Viel besser als man hoffen thut.

Eschwege. **H. Bierwirth.**

Aus Heimath und Fremde.

Geschichtsverein. Die diesjährige Jahresversammlung des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde findet aller Wahrscheinlichkeit nach in den Tagen des 3. und 4. August in Gersfeld a. d. Rhön statt. Die Theilnahme verspricht wegen der anziehenden Lage des Versammlungsortes besonders zahlreich zu werden.

Universitätsnachrichten. Der „Hannov. Courier“ hatte berichtet, daß unser berühmter hessischer Landsmann Geheimer Medizinalrath Professor Dr. König in Berlin zum Herbst seine dortige Lehrthätigkeit einzustellen und dann nach Göttingen zurückzukehren gedenke. Demgegenüber erklärt nun Professor König in der „Voss. Zeitung“, daß die Meldung jeglicher Begründung entbehre.

Auf der kürzlich eröffneten „Internationalen Jubiläums-Kunstausstellung“ in Berlin sind von hessischen Künstlern die folgenden vertreten: J. Kleinschmidt-Kassel (Bildniß, Genrebild: „Des Einen Leid, des Andern Freud’“), Max Lieberg-Kassel (zwei Bildnisse), Adolf Lins-Düsseldorf (Im Kuhstall. — Dorfwinkel), Hermann Metz-Kassel (Bauernhof bei München), Adolf Müller-Düsseldorf (Nach dem Regen. — Motiv aus Brüssel), Heinrich Otto-Düsseldorf (In der Morgensonne. — Im April. — Dorfteich am Abend), Bernhard Zickendraht-Charlottenburg (Quellen-Nymphe), Emil Zimmermann-Willingshausen (Im Dorfe. — Herbsteswald), Professor Karl Echtermeyer-Braunschweig (Brunnengruppe in Bronze), Hans Everding-Kassel (Büste des Herrn E. Habich und männliche Studie, Bronze), Adolf Kürle-Berlin (Gefesselte Sklavin. — Gypsstatuette), Professor Hugo Schneider-Kassel (Marktbrunnen in Lübeck).

Die im Eingange der vorliegenden Nummer abgedruckte Ode unseres geschätzten Mitarbeiters Johann Lewalter hat kein Geringerer als Professor Felix Dahn, der von ihr Kenntniß nehmen konnte, als besonders gelungen bezeichnet. Wir empfehlen die Dichtung mithin der Aufmerksamkeit unserer Leser.

Todesfälle. Am Abend des 11. Mai verschied zu Gudensberg an den Folgen eines Gehirnschlages der Rechtsanwalt und Notar Justizrath Karl Wilhelm Thomas Brunner, eine in weiten Kreisen hochangesehene und beliebte Persönlichkeit. Der Entschlafene, geboren am 9. März 1828 zu Philippsthal, wo sein Vater, der nachherige Metropolitan zu Waldkappel, als Pfarrer stand, besuchte die Gymnasien zu Fulda, Marburg und Kassel und widmete sich in Marburg und Heidelberg dem Studium der Rechte. In Marburg gehörte er der Progreßverbindung „Franconia“ an. Nach bestandener Referendarprüfung als Praktikant bei dem Justizamt zu Gudensberg beschäftigt, wurde Brunner am 30. November 1855 zum Untergerichtsanwalt befördert. In Gudensberg, wo er im Laufe der Zeit viele Ehrenämter bekleidete, ist der Verstorbene, der bei Einführung der preußischen Justizorganisation in

Hessen zum Notar und 1885 zum Justizrath ernannt wuude, bis an sein Lebensende als Rechtsanwalt thätig gewesen. Sein strenger Rechtssinn, die lautere Biederkeit seines Charakters, sein einfaches, schlichtes Wesen verschaffte ihm das besondere Vertrauen der ganzen Bevölkerung, sodaß sein Hinscheiden aufrichtige Theilnahme erweckt. — Am 22. Mai verschied zu Karlsruhe der kaufmännische Direktor der dortigen Maschinenbaugesellschaft, Adolf Steude. Der Verstorbene, welcher im Jahre 1861 Kasseler Bürger wurde und durch Verheirathung mit der Tochter einer althessischen Familie immer mehr in der Vaterstadt seiner Frau Wurzel faßte, war den musikalischen Kreisen Kassels eine wohlbekannte und geschätzte Kraft. Adolf Steude war am 5. September 1832 zu Torgau als Sohn des Postdirektors Steude geboren. Im Jahre 1861 trat er bei Henschel & Sohn als kaufmännischer Bureauchef ein, verblieb in dieser Stellung bis zum Anfang der siebziger Jahre, um alsdann der Aufforderung der badischen Maschinenbaugesellschaft in Karlsruhe zu folgen und die Stelle eines kaufmännischen Direktors bei derselben anzunehmen. In der süddeutschen Residenz wurde er, wie vordem in Kassel in musikalischen Vereinen ein sehr geschätztes Mitglied. Seine Biederkeit und väterliche Fürsorge gegenüber den ihm unterstellten Beamten der Fabrik und den Arbeitern hatten Adolf Steude zu einem ebenso beliebten als hoch geachteten Mann gemacht.

Personalien.

Verliehen: dem Professor der Mineralogie Dr. Max Bauer zu Marburg der Charakter als Geheimer Regierungsrath; den Forstmeistern Lentz in Hersfeld und Hassel in Mottgers anläßlich ihres 50jährigen Dienstjubiläums der rothe Adlerorden 3. Klasse mit der Schleife und der Zahl 50; dem Regierungs- und Baurath Rüppel in Kassel der rothe Adlerorden 4. Klasse; dem Domänenrentmeister Domänenrath Schmidt in Marburg bei seinem Rücktritt in den Ruhestand der rothe Adlerorden 4. Klasse; dem Pfarrer Hast in Mitterode die Pfarrstelle in Niedergrenzebach; dem Pfarrer Selig in Rockensüß die Pfarrstelle in Mitterode.

Ernannt: der Regierungsbaumeister Wittig in Kassel zum Leiter der baulichen Anlagen zu Wilhelmshöhe; Referendar Förster zum Gerichtsassessor.

Ueberwiesen: Regierungsassessor von Damnitz zu Rüdesheim der Regierung zu Kassel.

Geboren: ein Sohn: praktischer Arzt Dr. med. Walther Ambrosius und Frau (Hanau, 17. Mai); eine Tochter: Dr. Friedrich Grau und Frau Johanna, geborene Gerhardt (Kassel, 20. Mai).

Vermählt: Kaufmann Eduard Gundermann mit Fräulein Dora Fenner (Kassel, 14. Mai); Kaufmann Julius Stange mit Fräulein Lina Pitel (Kassel, 23. Mai); Architekt August Leu mit Fräulein Else Scheurmann (Kassel, 27. Mai); Kaufmann Georg Hooß mit Fräulein Marie Traumüller (Schotten, 28. Mai); Glasermeister Ludwig Schmidt mit Fräulein Sophie Schäfer (Kassel, 30. Mai).

Gestorben: Baron Georg von Bülow (Wahlershausen, 15. Mai); verwittwete Frau Oberförster Henriette Streichenberger, geb. von Stiernberg, 87 Jahre alt (Kassel, 14. Mai); Professor Dr. Wilhelm Henke (Tübingen, 17. Mai); verwittwete Frau Amtsgerichtsrath Lina Bode, geb. Eichenberg, 66 Jahre alt (Kassel, 19. Mai); verwittwete Frau Forstmeister Fanny Homburg, geb. Gößmann (Potsdam, 19. Mai); verwittwete Frau Regierungsrepositar Franziska Weinmeister, geb. Beyer, 77 Jahre alt (Leipzig, 21. Mai); Lederhändler Gustav Hornthal, 58 Jahre alt (Kassel, 25. Mai); verwittwete Frau Marie Meyer (Sandershausen, 26. Mai); Lehrer Ludwig Otto Nau, 59 Jahre alt (Kassel, 29. Mai).

Druckfehlerberichtigung.

In Nr. 10 muß es auf S. 127 in Zeile 27 bezw. 28 von oben, Spalte rechts, heißen: „von dem Kalenberge" statt „von dem Rodenberge".

Briefkasten.

Alle Sendungen für die Redaktion wolle man an die Buchdruckerei von Friedr. Scheel, Kassel Schloßplatz 4, richten.

F. M. in Bernburg. Daß der letzte Kurfürst von Hessen nach Paris gereist ist, um Louis Napoleon seine Tochter anzubieten, wie Theodor von Bernhardi in seinen „Briefen und Tagebuchblättern" I, S. 139, zu erzählen weiß, erscheint durchaus unglaubwürdig. Uebrigens findet sich in dem Buche neben vielen werthvollen Nachrichten nach Aussage in der hohen Politik bewanderter Personen manch müßiger Klatsch. Die Redaktion wird den Punkt im Auge behalten.

E. H. in Frankfurt. Ihr so ansprechendes Gedicht mußte leider wegen eines gerade vorliegenden Beitrags ganz ähnlicher Tendenz ein wenig zurückgestellt werden.

W. A. in Simmern. Besten Gruß und vielen Dank. Brief folgt.

B. C. in Fulda. Leider vermögen wir Ihr freundliches Schreiben heute noch nicht endgültig zu beantworten; bislang haben wir Ihre Ansicht über die „Marburger Dippchen" aber lediglich bestätigt gefunden. Brief folgt.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. W. Grotefend in Kassel. Druck und Verlag von Friedr. Scheel in Kassel.



№ 12. X. Jahrgang. Kassel, 16. Juni 1896.

Lenzluft!

Hinter jedem Blumentöpfchen
Nickt mit buntem Band im Zöpfchen
Maienfrisch ein liebes Köpfchen,
Weithinaus lacht blaue Luft.
Ueberall die Hecken blühen,
Ueberall die Herzen glühen,
Alles athmet Frühlingsduft.

Und in jedem Staarmatzkästchen
Und in jedem Finkennestchen
Unter weißen Blüthenästchen
Kehrt die Liebe freudig ein.
Und auch ich such' stille Wege
Durch der Gärten Duftgehege;
Aber selten ganz allein.

Hinter jedem Gartenpförtchen
Winken helle Kleiderbörtchen,
Locken heiße Liebeswörtchen, —
Kleine Brüder halten Wacht. —
Und die Flieder rauschen leise
Eine süße Märchenweise,
Gold'ne Sterne stickt die Nacht . . .

Rauschenberg.

Valentin Traudt.





Die Kasseler Schützen.

(In Anlehnung an den Vortrag des Oberstlieutenants z. D. von Kropff im Verein für hessische Geschichte und Landeskunde zu Kassel.)

Die ersten eingehenderen Nachrichten über das Schützenwesen in Hessen entstammen dem 16. Jahrhundert, zumal der Zeit der Landgrafen Philipp des Großmüthigen und Wilhelm IV. des Weisen. In den handschriftlichen Quellen dieses Zeitraums, Urkunden, Briefen und Berichten, lesen wir mehrfach von den damals abgehaltenen regelmäßigen Schießübungen, Preis- und Freischießen, zu welch letzteren Theilnehmer auf Einladung von weit her kamen. Eine Reihe Aktenstücke des 16. und 17. Jahrhunderts aus der werthvollen und stattlichen Sammlung, welche aus Landau's Nachlaß in den Besitz der Ständischen Landesbibliothek zu Kassel gelangt ist, handelt ausschließlich von dem Scheibenschießen in Hessen. Die ältesten aus Hessen erhaltenen Schützenordnungen der Kasseler Schützen von 1553 und 1594 wie manche andern auf deren Geschichte bezügliche Archivalien befinden sich im Archiv der Residenzstadt, ebenso die wöchentlichen Schießregister aus den Jahren 1627—1647.

Landgraf Philipp wie seine nächsten Nachkommen ließen sich die Pflege des Schützenwesens angelegen sein, um die Wehrhaftigkeit ihres Landes zu fördern. In einer Eingabe der Frankenberger Bürger und Schützen vom August 1593 um Genehmigung der Abhaltung eines von ihnen geplanten Freischießens, wurde, um den Landgrafen ihrem Unternehmen geneigter zu machen, als Zweck des Freischießens ausdrücklich hervorgehoben, „damit die junge Bürgerschaft so viel desto mehr lusten mitt Buchsen umbzugehen und uff den Fall der Noht mehr auch fertige Schutzen haben moichten". Aehnlich begründeten die Schützen und Bürger zu Allendorf a. W. fast gleichzeitig ein dem Frankenberger entsprechendes Anliegen.

Nicht zufällig fällt die erste Erwähnung der Kasseler Bürgerschützen im Jahre 1552 mit der Anlegung der neuen Befestigungen der Residenzstadt zusammen. Die Kasseler Bürgerschützen waren für den Fall einer Belagerung der nach Philipp's Rückkehr aus der Gefangenschaft neu befestigten Hauptstadt, deren Werke Wilhelm der Weise gänzlich umbaute, ausdrücklich mit zu deren Vertheidigung bestimmt. „In jeder Kasematte soll einer vom Adel das Kommando über die Büchsenmeister und Bürgerschützen führen", heißt es in einer der vom Landgraf Wilhelm für den Fall eines feindlichen Angriffs ertheilten Unterweisungen. Die Förderung des Schützenwesens erschien geradezu als eine nothwendige Ergänzung der Bestrebungen auf Erhöhung der Wehrfähigkeit des Landes.

Wir sahen bereits, daß die Pflege des Schützenwesens sich nicht allein auf die Stadt Kassel beschränkte. Abgesehen von Frankenberg und Allendorf, interessirte man sich beispielsweise auch in Eschwege, Rotenburg, Melsungen, Sooden a. W. und Ziegenhain für die Abhaltung von Schießübungen lebhaft, in Rotenburg und Sooden schon um die Mitte des 16. Jahrhunderts. In Kassel wie in Ziegenhain nahm die Militärbehörde selbst mehrfach die Abhaltung von Freischießen in Angriff, so in Kassel für den 3. September 1581 und für den 27. Mai 1588, in Ziegenhain für den 26. August 1627.

Während die fürstlichen Beamten wie Schultheißen und Rentmeister die Bestrebungen auf Einrichtung regelmäßiger Schießübungen unterstützten, ist dies von den Förstern keineswegs zu sagen, die, wie ein übler Streit zwischen Schultheiß und Förster zu Rotenburg im Jahre 1582 lehrt, namentlich auf dem platten Lande, wo man sich in der edlen Schießkunst auch zu üben wünschte, vielmehr mit allen Mitteln die Schießübungen zu hindern bemüht waren, da sie vielleicht nicht ohne Grund befürchteten, die Wilddieberei würde in deren Gefolge wesentlich um sich greifen. Von Einrichtung regelmäßiger Uebungen in den Dörfern hören wir denn auch weiter nichts.

Den Schießfesten gingen im Sommer Sonntags nach der Mittagskirche regelmäßig abgehaltene Uebungen voraus, bei denen man, um den Eifer der Schützen zu steigern, wohl kleine Preise ausschoß, wie z. B. in Eschwege

Honigkuchen. Landgraf Wilhelm IV. ließ den Kasseler Schützen, um sein Einverständniß mit deren Bestrebungen zu bekunden, auf der Nordspitze der Halbinsel zwischen der großen und kleinen Fulda einen Schießstand anweisen und stiftete zu gleichem Zwecke Geldpreise für gute Schießleistungen im Betrage von 12 Gulden jährlich (Herrengabe), um die besondere Preisschießen etwa am dritten Oster- und dritten Pfingsttage wie am Geburtstage des Landgrafen veranstaltet wurden. Auch die korporative Gestaltung der Kasseler Schützen machte unter ihm durch die Ordnung von 1553 bemerkenswerthe Fortschritte. Aus dieser ältesten, schon recht umfangreichen Ordnung sei hervorgehoben, daß an der Spitze der Schützen zu Kassel ein Schützenmeister stand, der die Leitung hatte. Neben Bestimmungen über die Einrichtung des technischen Betriebs und die Ausrüstung der einzelnen Schützen enthielt diese Ordnung solche über die nöthigen Sicherheitsregeln, gab Anleitung für anständige Umgangsformen und suchte zu verhindern, daß die Schießübungen willkommene Gelegenheit zu Gelagen und Völlerei böten. Wer die Bestimmungen der Ordnung übertrat, hatte Strafe zu zahlen, die für die Einzelfälle des Näheren festgesetzt war. Die Beträge sind zwar nach unseren heutigen Begriffen recht niedrig bemessen, da der höchste Satz sich auf 1 Albus bezw. 12 Pfennig belief, doch sind die damaligen Verhältnisse dabei in Betracht zu ziehen. Die höchsten Strafen standen auf Fortsetzung von Zanken und Schlagen der Schützen unter einander nach behufs Ausgleichung geschehenem Eingreifen des Schützenmeisters und daneben auf über das Läuten der Bierglocke (8 Uhr Abends) hinaus fortgesetztes Zechen. Aus den den Betrieb des Schießens betreffenden Bestimmungen sei hervorgehoben, daß mit schwebendem Arm geschossen werden mußte, ohne den Arm nach dem Leib zu in sich zu beugen, bei Verlust des Schusses und Strafe nach Erkenntniß der Schießgesellen. Mit gefederten oder gefälschten Kugeln zu schießen oder mit gereiftem Rohr war streng verboten. Wer mit falschem Zeuge betroffen wurde, sollte sein Schießzeug verloren haben und nach Erkenntniß der Schützen gestraft werden. Im Stand selbst durfte nicht geladen werden. Neben dem Herrenschuß, der Bewerbung um den vom Landesfürsten gesetzten Preis, bestand der Ritterschuß, die Bewerbung um den von den Schützen selbst gestifteten Preis, zu dem ein jeder Theilhaber des Schießens 2 Pfennig beizusteuern hatte. Dem Gewinner beim Ritterschusse fiel außer der Summe der Einlagen das Vorrecht zu, beim Aus- und Einmarsch das „Kleinod“, einen silbernen Schild an silberner Kette, um den Hals zu tragen. Dieses Kleinod stammt aus dem Jahre 1559. Auf der äußeren Seite des Schildes ist in getriebener Arbeit oben rechts der hessische Löwe sichtbar, links das Stadtwappen und in der Mitte eine an einem Pfahle hängende Scheibe, die von zwei Löwen gehalten wird. Auf der inneren Seite befindet sich die Inschrift: „Dis Kleinoht gehoert den Scheibenschützen zu Cassel undt haben das samptlich gezeuget 1559“.

Im Jahre 1594 wurde das Bedürfniß nach einer neuen Schützenordnung rege, in welcher die Einzelheiten der Unterweisung der Schützen besonders in den Vordergrund traten. Es mußte dies ein recht beschwerliches Geschäft sein, denn allein zum Laden und Feuern bedurfte es 28 verschiedener Tempos. Wer noch nicht ordentlich schießen konnte, sollte nicht zum Scharfschießen zugelassen werden, sondern vorläufig nur lernen, „wie sie hurtig abschießen und laden mögen. Die aber, so mit ihren Gewehren Bescheid wissen, sollen vor der Scheibe stehend, auch gehend item nach einem gegebenen Ziel reihen- oder gliederweise nach Gelegenheit geübet werden“. Hinsichtlich des Anzuges der Schützen herrschte die größte Willkür. Man trug Wämser, Beinkleider, Strümpfe, Stiefel von beliebiger Farbe und beliebigem Schnitt. Der Schützenmeister war durch eine Feder am Hute bezeichnet. Für die Wämser war als Stoff Leder oder Leinen vorgeschrieben, Barchent dagegen als feuergefährlich verboten. Eine Heranziehung bezw. Ausbildung zum Wachtdienst scheint damals noch nicht stattgefunden zu haben, wohl aber lernte man „mit den Rohren Reverentz thun“.

Neben dem Schießen wurde auch gekegelt und zwar mit fünf Kegeln. Ein eigenes Schützenhaus bestand jedoch noch nicht; ein seitens der Schützen im Jahre 1617 an den Landgrafen gestellter Antrag, ihnen ein Schützenhaus zu erbauen, fand kein Gehör.

Geschossen wurde bei den gewöhnlichen Uebungen in der Regel mit der Pirschbüchse, an deren Stelle wohl auch „Musqueten oder Luntenrohre“ zuläßig waren, wenigstens betonte der Veranstalter des Ziegenhainer Freischießens von 1627, der dortige Kommandant Oberstlieutenant Otto Reinhard von Dalwigk, daß einem Jeden freistehe, die Muskete zu gebrauchen. *)

Man schoß mit diesen Gewehren auf die Entfernung von 250 Ellen. Dieselben waren übrigens

*) Ueber diese Waffe findet sich Näheres bei August Edelmann, „Schützenwesen und Schützenfeste der deutschen Städte vom 13. bis 18. Jahrhundert. München 1890“. S. 20—26.

keineswegs die einzigen Waffengattungen, in deren Gebrauch man sich übte, sondern außerdem wurde auch mit zweipfündigen „Falckonehten“ (Feldstücken*) und Hakenbüchsen**) nach der Scheibe geschossen. Diese Hakenbüchsen mit langen eisernen oder bronzenen Rohren mit Schwamm-schlössern, die ihren Namen von einem am Schafte angebrachten eisernen Haken führten, welcher außen an der Schießscharte oder an einem dreibeinigen, Bock genannten Gestelle angelegt wurde, um den Rückstoß zu vermeiden, erforderten, wenn sie von schwerem Kaliber waren, wie die Doppelbüchsen, aus denen mit achtlöthigen Kugeln geschossen wurde, zwei Mann Bedienung.

Das von Georg von Scholley, dem obersten Befehlshaber der Stadt und Festung Kassel für den 3. September 1581 anberaumte Preisschießen mit Feldschlangen, zu dem aus anderen Gegenden Deutschlands aus damaliger Zeit manches Analogon bekannt ist***), wurde auf dem Werder auf 600 Ellen Entfernung gegen eine schwebende, vier Ellen lange Scheibe abgehalten.

Es durften sich neben allen vom Adel alle Büchsenschützen betheiligen, „so sich in Zeit der Noht inn- oder außerhalb der Vestungen vor Schutzen gebrauchen wollen lassen“, so daß der Zweck des Schießens deutlich zu Tage trat. Als Preise waren für den besten Schützen ein Ochse, reichlich 20 Thaler im Werth, bestimmt, für den zweitbesten seidener Atlas zu einem Wamms. Dann hatte jeder Theilnehmer einen Gulden einzuschießen, damit aus diesen Einlagen weitere Preise errichtet werden konnten. Das Schießen mit den Doppelhaken sollte auf 400 Ellen statthaben, der erste Preis bestand wieder in einem 20 Thaler-Ochsen, der zweite in 4 Ellen Lundischem Tuch zu einem Rock oder Mantel, der dritte in einem Paar Hosen, der vierte in einem vom Landgrafen gestifteten seidenen Hut mit einer Straußenfeder und einer seidenen Fahne. Zwei weitere Preise sollten aus der von den Theilnehmern des Schießens erhobenen Einlage von je 16 Albus beschafft werden, doch durften sich an der Bewerbung um die letzten Preise nur die bis dahin ohne Gewinst ausgegangenen Schützen betheiligen. Nicht ohne Belang sind die übrigen Punkte des Ausschreibens des Georg von Scholley, in dem fortgefahren wird: „Wehr nun umb hochgedacht m. g. F. u. Hern Gaben gedenckt mit zu schißen, der soolde sich ein Tag 2 oder 3, wie ihme das geliebt, zuvor anhero nach Cassel vorfügen, dem sol durch Ihr. F. G. Zeuchwertter und Zeugschreiber ein Doppelhaken mit einem Schwammschloß sampt seiner Zugehör und ein halb Pfd. Pulver neben einem Pfd. Pley zugestellt werden, darmit seine Versuchsschuß zu tuhn. Und da derselbig ferner von Pulver etzwas von Nöhten haben wird, sol ihme vom Zeuchwertter und Zeuchschreiber jedes Pfd. vor funf Albus zu vorkeufen gefolget werden. Es sol auch ein jeder Schutz, so balt daz Schissen geendet, seinen empfangenen Doppelhaken außgewischet mit aller Zugehör dem Zeuchwertter und Zeuchschreiber bei Vermeidung einer nahmhaftigen Straf wieder uberliefern und zustellen.“

(Fortsetzung folgt.)

*) S. Edelmann a. a. O. S. 29, 30.
**) S. Edelmann a. a. O. S. 24.
***) S. Edelmann a. a. O. S. 69—76.



Die ersten hessischen Kupfermünzen.

Von Dr. Paul Weinmeister.

Nachdem im 17. Jahrhundert erst vereinzelt angefangen worden war, Kupfermünzen zu prägen (z. B. von dem Bisthum Würzburg, den Städten Bocholt, Hamm u. a.), verbreitete sich im 18. Jahrhundert die Kupferprägung über fast ganz Deutschland und erhob so den bisherigen Tauschhandel, der bis dahin bei kleineren Beträgen immer noch unentbehrlich gewesen war, allmählich zu einem wirklichen Verkaufshandel. Preußen führte unter Friedrich dem Großen 1751 die Kupferprägnug ein, Oesterreich unter Maria Theresia 1760, in Sachsen ließ Kurfürst Friedrich August I., der seit 1697 zugleich König von Polen war, im Jahre 1721 den ersten Kupferpfennig schlagen, genehmigte aber dann seine Ausgabe nicht. Infolgedessen ist dieser Probepfennig sehr selten und wird heute von Sammlern mit 36 Mark bezahlt; ja sogar für eine galvanoplastische Nachbildung wurden vor einem Jahre 3 Mark verlangt und — gegeben! Erst 1772 (unter dem letzten Kurfürsten und ersten König von Sachsen) wurde dort das Kupfergeld thatsächlich eingeführt. Demgegenüber hat Hessen unter richtiger Beurtheilung der Verhältnisse sich

früher schon zur Einführung der Kupfermünzen entschlossen. Abzusehen ist hierbei zunächst von den etwas rätselhaften kupfernen Marken aus der Zeit Wilhelm's IV., die als Grundsteinmarken für die Bastionen der Festung von Kassel gedient zu haben scheinen.*) Ferner gehören nicht hierher Kupferabschläge von Gold- und Silbermünzen, so z. B. der in meinem Besitze befindliche seltene Kupferabschlag eines für Schaumburg vom Landgrafen Karl 1680 geprägten silbernen Hohlpfennigs (Hoffmeister, Beschreibung aller hessischen Münzen, Nr. 4733). Endlich sind auch die aus der berüchtigten Kipper- und Wipperzeit (1619—23) stammenden fast wie Kupfermünzen aussehenden Stücke, insbesondere die Schreckenberger des Landgrafen Moritz von 1621 und 1622, sowie die Kreuzer und Zweipfenniger Ludwig's V. aus dieser Zeit, nicht hierher zu rechnen, da sie thatsächlich Silbermünzen vorstellen sollen.

Erst der Anfall der Grafschaft Schaumburg an die Linie Hessen-Kassel führte zur Prägung wirklicher Kupfermünzen in Hessen. Im Jahre 1640 war Otto VI., der letzte Graf von Schaumburg, gestorben, und 1648 wurde durch den westfälischen Frieden dem Hause Hessen-Kassel das jus directi et utilis in praefecturas Schaumburg, Buckenburg, Saxenhagen et Stadthagen an der Grafschaft zugesprochen. Schon am 19. Juli 1647 hatte Hessen-Kassel mit dem Grafen Philipp zur Lippe, der Mitantheil an der erledigten Grafschaft erhielt und dadurch zum Stifter der Linie Schaumburg-Lippe wurde, einen Vertrag geschlossen, in dem es heißt, daß Titel und Wappen nicht weniger als die Münzgerechtigkeit beiden Theilen gemeinsam bleiben sollen, und am 12. Dezember 1647 wurde festgesetzt, daß „Sechshundert Thaler an kleiner kupffern Müntz, darauf auf einer seiten ein Lawe, auf der Andern ein Nesselblatt, in beysein des hierzu von beiden Fürst- und Greffl. Deputirten beEydigten gesambt Zollners zu Rinteln jetzo geschlagen werden soll". Ohne Zweifel hat man dann alsbald im Jahre 1648 solche Kupfermünzen mit dem hessischen Löwen und dem schaumburgischen Nesselblatte geprägt, man darf also die dem Münzsammler bekannten Kupfergepräge dieser Art zu 6 und 4 Pfennigen, die übrigens etwas selten geworden sind, in das Jahr 1648 setzen, obwohl sie selbst keine Jahreszahl enthalten. Stücke, auf denen der Löwe fehlt, sind mindestens zweifelhaften Ursprungs, wenngleich später auch manchmal die von Hessen für Schaumburg geprägten Münzen nur das Nesselblatt führen. Die von einigen Münzwerken unter Hessen aufgeführten Pfennige, Mariengroschen u. ä. aus dem Jahre 1750, die lediglich das Nesselblatt führen, sind dagegen sicher vom Grafen Wilhelm I. (1748—1777) und nicht von Hessen geprägt worden.

Wenn auch nun obige Stücke von Hessen geschlagen worden sind, so waren sie doch für Schaumburg und nicht für das eigentliche Hessen geprägt. Hier schritt man erst später zur Kupferprägung. Das entsprechende Reskript des Landgrafen Karl, datirt Cassell den 9ten Aug. 1723, hat folgenden Wortlaut:

„Nachdem Unß verschiedentlich fürgebracht worden, daß zu genugsahmer scheidemünze sowohl im Commercio alß auch in abstattung derer praestandorum es in Unsern Landen an eintzelnen Hellern ermangele, und solche wegen des jetzo gestiegenen silber preyßes in einiger feine mit nutzen des publici zwar nicht zu machen stünden, gleich wohlen aber weder im handell und wandell noch bei entrichtig (!) der steur und Monathlicher contribution auch Amts-Cammerey- und dergleichen gefällen ohne mercklichen schaden derer dantium nicht zu entbehren seyn; So haben Wir endlich in gnaden resolviret, diese kleine scheidemüntze nach dem Exempel derer Benachbarten Herrschafften und derer meisten Europaeischen Staaten aus purem kupfer prägen zu lassen, jedoch dergestalt, daß ein eintzeler Heller denen Fürstl. Braunschweig-Wolffenbüttelischen schwehren pfennigen*) im gewicht wenigstens gleich komme, und die stückelung solchergestalt eingerichtet werde, daß nach Bezahlung des Kupfers undt derer auffs genaueste zu bedingenden Müntzkosten auff den Centner Kupfer etwa Fünff rthlr. überschuß verbleibe, wovon die Salaria mit zu bestreiten, das übrige aber Unß gehörig zu verrechnen ist; Darnach sich dann diejenige, so es angehet, zu achten haben."

Alsbald begann denn nun auch in Kassel die Kupferprägung, der Medailleur Gabriel Hölling verfertigte die Stempel, und es wurden noch im Jahre 1723 kupferne Heller im Betrage von 928 Thalern 4 Albus 6 Hellern geprägt. Diese ersten Kupfermünzen von Hessen-Kassel (Hoffmeister 1765), von denen es drei Varianten (mit unbedeutenden Abweichungen) aus dem Jahre 1723 giebt, zeigen auf der einen Seite den gestreiften, doppeltgeschwänzten Löwen, auf der anderen

---

*) Vergl. Hoffmeister in Mémoires de la société d'archéologie et de numismatique de St. Petersbourg, 1848, S. 243 ff., und in Leitzmann's numismatischer Zeitung, 1848, Nr. 16, Spalte 126.

*) Diese das bekannte lauenburgische springende Roß zeigenden Münzen wurden bereits seit 1704 geprägt.

die Inschrift | I | HELLER | SCHEIDE | MVNTZ | 1723 |. Ebenso sehen die Heller von 1724 aus, dagegen wurde von 1725 an der Löwe durch das gekrönte Monogramm aus C L (Carl Landgraf) ersetzt (Hoffmeister 1787). Zweiheller-Stücke wurden unter dem Landgrafen Karl nur einmal, im Jahre 1727, geprägt; sie sind natürlich größer als die Heller und enthalten die Werthzahl II, außerdem aber unterscheiden sie sich von jenen dadurch, daß zu den Seiten des Monogrammes die Buchstaben Z — H (zu Hessen) stehen (Hoffmeister 1812). Wesentlich anders ist die Vorderseite der in den Jahren 1726 und 1728 geprägten Dreiheller-Stücke, indem sie das Kopfbild des Landgrafen (von der rechten Seite) mit der Umschrift CAROL : DG : ⌒ HASS : LANDGR. (Carolus Dei Gratia Hassiae Landgravius) zeigen (Hoffmeister 1817). Die meisten dieser Stücke aus dem Jahre 1728 haben neben der Werthzahl III eine eigenthümliche Erhöhung, in der man einen Kuhfuß erblicken wollte. Das Volk erzählte sich (wie Hoffmeister in seiner Münzkunde S. 48 mittheilt), daß in damaliger Zeit eine auf dem Forste bei Kassel weidende Kuh einen Klumpen Kupfer ausgescharrt habe, daß man aus diesem Kupfer jene Dreiheller-Stücke von 1728 habe ausprägen und zur Bezeichnung jenes Ausscharrens einen Kuhfuß auf dem Gepräge nachahmen lassen. Schon damals hielt man entgegen, daß die Erhöhung, wenn sie überhaupt einen Fuß (oder richtiger ein Bein) darstelle, einem Einhufer und nicht einem Zweihufer angehöre. Dann aber kamen mit der Zeit einige Stücke zum Vorschein, auf denen das Pferdebein fehlte und nur eine feine linienartige Erhöhung an seiner Stelle zu sehen war. Damit war die Sache aufgeklärt: Der Stempel hatte einen feinen Riß gehabt und dieser Riß hatte sich unter der Gewalt des Prägens schon nach der Anfertigung der ersten Stücke stark erweitert und dabei zufälliger Weise die Gestalt eines Pferdebeines angenommen. Mit der Kupferhaltigkeit des Kasseler Forstes war's also nichts.

Die Herrschaft Schmalkalden hatte ihre besondere Währung, die aus mehreren anderen gemischt war. Deshalb wurden für sie wiederholt besondere Münzen geschlagen, so auch seit 1724 besondere Kupfermünzen. Schmalkalder Heller, sogenannte dürre Heller, von denen oft zwei auf einen niederhessischen Heller gerechnet wurden, wurden von Karl in den Jahren 1725 und 1726 geprägt. Diese ersten Schmalkalder Heller (Hoffmeister 4819), die übrigens nicht häufig vorkommen, zeigen das ungekrönte Monogramm aus C L (in Schreibschrift) und die Inschrift | I | SCHMALK. | HELLER | 1725 [oder 1726] |. Aehnlich sehen die seit 1724 geprägten Schmalkalder Pfennige und Stücke zu $1^1/_2$ Pfennig aus (Hoffmeister 1778 und 1786). —

Wir haben danach von Karl aus den ersten sechs Jahren, von 1723 an, folgende Kupfergepräge: 1 Heller: 1723, 1724, 1725, 1726, 1727, 1728; 2 Heller: 1727; 3 Heller: 1726, 1728; 1 Schmalkalder Heller: 1725, 1726; 1 Schmalkalder Pfennig: 1724, 1726; $1^1/_2$ Schmalkalder Pfennig: 1725, 1728.

Andere Werthe in Kupfer wurden erst später geprägt, und zwar $1^1/_2$ Heller im Jahre 1746 von Friedrich I. (1730—1751), Hanauische Zweiheller-Stücke im Jahre 1745 und Heller seit 1739 von Friedrich's Bruder Wilhelm, der schon bei dessen Lebzeiten die im Jahre 1736 an Hessen-Kassel gefallene Grafschaft Hanau-Münzenberg regierte (als Wilhelm VIII. Landgraf 1751—1760); ferner von Friedrich II. (1760 bis 1785) Vierheller-Stücke seit 1760, Stücke zu 6 und 8 Hellern (die sogenannten „Schusterthaler") seit 1772, für Oberhessen ganze, halbe und viertel Kreuzer seit 1783, für Schaumburg „gute" Pfennige seit 1769; endlich vom Erbprinzen Wilhelm, der 1760—1785 zu Hanau regierte, Hanauische Kreuzer vom Jahre 1773.

Die Linie Hessen-Darmstadt entschloß sich zwölf Jahre später als die von Kassel zur Prägung von Kupfermünzen, im Jahre 1735 ließ nämlich der Landgraf Ernst Ludwig Stücke zu 1, 2, 3, 4 und 6 Pfennigen in Kupfer schlagen. Sie stimmen in der Prägung alle fünf im Wesentlichen überein: die Vorderseite enthält das Monogramm aus E L mit dem Fürstenhut und die Umschrift FURSTL. HESS. DARMST. LANDMUNTZ, die Rückseite dagegen in einer Kartusche die Werthzahl und als Umschrift ANNO DOMINI 1735 (Hoffmeister 3648). Als Muster für die Rückseite hatten offenbar Paderbornische Kupfermünzen gedient, aber merkwürdiger Weise nicht die des damaligen Bischofs Clemens August (1719—1761), der übrigens zugleich Kurfürst von Köln war, sondern die seines Vorgängers Franz Arnold Freiherrn von Wolf Metternich zu Gracht, auch nicht dessen letzte Kupfergepräge (von 1718), sondern dessen erste (von 1706). Auch auf den Sechspfennig-Stücken dieses Bischofs von 1706 zeigt die Rückseite in einer Kartusche die Werthzahl und als Umschrift ANNO DOMINI 1706. Die Vorderseite ist dagegen ganz anders gestaltet; sie zeigt in einer Kartusche das vierfeldige Stiftswappen (in Feld 1 und 4 das Paderbornische Kreuz, in Feld 2 und 3 das Pyrmontische Ankerkreuz) mit dem Metternich'schen Herzschild (unter einem

Turnierkragen ein Wolf) und die abgekürzte Umschrift Franciscus Arnoldus Dei Gratia Episcopus Paderbornensis, Sacri Romani Imperii Princeps et Comes Pyrmontanus.

Während Hessen-Kassel die begonnene Kupferprägung alsbald fortsetzte, vergingen in Darmstadt fast 40 Jahre, ohne daß neue Kupfermünzen geschlagen wurden. Ludwig VIII. (1739—1768) prägte nur Gold und Silber, und erst unter Ludwig IX. (1768—1790) beginnen im Jahre 1773 wieder die Kupfermünzen, natürlich mit sehr verändertem Aussehen. Bis 1819 wurden fast nur Pfennige geprägt (in 47 Jahren 24 Jahrgänge), daneben 1776 Zweipfennig-Stücke, 1777 Zollpfennige, 1805 von Ludwig X. (1790—1806) halbe und viertel Stüber, dann von demselben (als Großherzog Ludwig I. 1806—1830) halbe Kreuzer 1809 und 1817, viertel Kreuzer 1809, 1816 und 1817. In den Jahren 1824—1855 wurden von Ludwig I. (1806—1830), Ludwig II. (1830—1848) und Ludwig III. (1848—1877) als einzige Kupfermünzen Heller geschlagen (in 32 Jahren 18 Jahrgänge), danach von Ludwig III. in der Zeit von 1857—1872 nur Pfennige (in 16 Jahren 15 Jahrgänge, 1863 fehlt). Seit 1874 sind dann einige Jahrgänge von Pfennigen und Zweipfennig-Stücken in Reichswährung geprägt worden, jedoch beschränkte man sich bald auf die höheren Werthe, und schließlich ging die Münze zu Darmstadt ganz ein. Das Jahr ihres Eingehens ist mir nicht bekannt, von 1879 giebt es noch Stücke mit ihrem Münzbuchstaben H, von 1888 an solche mit A, die Schließung fand also unter Ludwig IV. (1877—1892) statt, seitdem werden Stücke vom Zweimark-Stück an aufwärts für Hessen in Berlin geprägt.

Die Linie Hessen-Homburg hat keine Kupfermünzen geschlagen; die wenigen Gold- und Silbermünzen sind sehr gesucht, besonders die kleineren Stücke zu 1, 3 und 6 Kreuzer.

Den hessischen Münzsammlern bietet vorstehende Zusammenstellung kaum etwas Neues, wenn sie auch eine derartige Uebersicht über ein Gebiet von Münzen, deren Beschreibungen sonst nur zerstreut vorkommen, vielleicht freundlich aufnehmen werden. Den sonstigen Freunden unseres Heimathlandes und Lesern dieser Zeitschrift hoffe ich einen Einblick in ein wichtiges Gebiet unseres Kulturlebens haben geben zu können.



Moritz Gudenus.

Von A. Heldmann.

(Schluß.)

In der Folgezeit setzten beide Konvertiten ihren Briefwechsel fort, und der konvertirte Pfarrer von Abterode in seiner weltlichen Amtmannsstellung zu Treffurt, zu der ihn Erzbischof Anselm Kasimir hatte kommen lassen, gab dem Landgrafen über theologische Streitfragen, z. B. über den Kultus der Jungfrau Maria und über die ihr in der Anrufung zu gebenden Bezeichnungen, über welche die katholischen Orden unter sich stritten, Belehrung und Aufschluß. Auch sonst betheiligte er sich in theologischen Schriften an den seine Zeit bewegenden Streitfragen zwischen Protestanten und Katholiken. Als Andreas Wigand zur lutherischen Kirche übertrat und das Alter der katholischen bestritt, setzte ihm Gudenus unter dem Namen eines Catholicus Laicus eine „Erklärung" 1671 entgegen, zu der ihm Landgraf Ernst gratulirte. Doch sind nicht alle seine Schriften zum Druck gekommen, namentlich nicht eine gegen des Skribenten Phil. Andreas Oldenburger (Burgoldensis) Notitia rerum imperii verfaßte Widerlegungsschrift.

Als er nach 38jähriger Ehe, in welcher ihm 9 Kinder, 5 Söhne und 4 Töchter geboren waren, von denen eine Tochter im Kindesalter, eine andere nach ihrer Verheirathung vor ihm starben, seine Gattin verloren hatte, ging er mit dem Gedanken des Wiedereintritts in den geistlichen Stand um. Sein hohes Alter und die Meinung seiner Unwürdigkeit hinderten ihn daran, und ein gottseliger Mann rieth ihm davon ab, weil er im weltlichen Stande mit heiligem Leben und gutem Exempel mehr aufzubauen scheine.*) Der Erzbischof Johann Philipp (von Schönborn) von Mainz (1647—1673) hatte ihm zweimal weit einträglichere Dienste als die Stelle zu Treffurt angeboten. Gudenus schlug sie ebenso aus, wie die Wünsche seiner Gattin nach Landgütern, zu deren Erwerb ihm Gelegenheit geboten war. Er fürchtete den Reichthum als eine Last auf dem Wege zum ewigen Leben, denn großer Reichthum, meint er, sei den Eltern

*) Septem Panes, S. 136.

an ihren Seelen schädlich und gedeihe an den Kindern selten, — eine Bescheidenheit, Genügsamkeit und Demuth, der niemand die Achtung versagen wird und die viele, Geistliche und Nichtgeistliche, in der heutigen streberischen und habsüchtigen Zeit in Schatten stellt. Seine Treue und Fleiß rühmte der mainzische Oberamtmann Freiherr von Bicken zu Heiligenstadt.

Gudenus starb am 16. Februar 1680. Auf dem Sterbebett, wo er den Treffurtischen Gerichtsschreiber, welcher Protestant war, zum Zeugen forderte, daß er in dem katholischen Glauben sterben und die ewige Seligkeit zu erlangen beabsichtige, wollte er sich noch vor dem Sakrament auf die Kniee werfen und betete fortwährend das Miserere mei deus (Psalm 51). Sein irdisches Theil wurde am 20. Februar in der Bonifatiuskirche zu Wendehausen beigesetzt, wobei ihm Landgraf Ernst's Sohn, Landgraf Karl, zu Grabe folgte, und der mainzische geistliche Kommissar des Eichsfeldes Herwig Böning die Leichenrede über 1. Mos. 24, V. 1: „Und Abraham ward alt und der Herr hatte ihn gesegnet in allem", hielt, welche auch nachgehends im Druck erschien.

Hatte Gudenus die ihm von den Erzbischöfen von Mainz zugedachten Beförderungen, Reichthum und Ehren, für sich ausgeschlagen, so wurden dieselben seinen Kindern und Nachkommen um so mehr zu Theil, und so auch, wie sein Leichenredner Böning sagt, das Wort an Abraham (1. Mos. 12): „Ich will dich zum großen Volk machen und will dich segnen und dir einen großen Namen machen" an diesen erfüllt. Des Vaters Uebertritt eröffnete den Söhnen und Nachkommen eine glänzende Laufbahn, welche ihnen in dem protestantischen Hessen weder im weltlichen, noch weniger im geistlichen Stande auch bei aller persönlichen Tüchtigkeit und bei aller Gunst des Landgrafen Moritz und seiner Nachfolger jemals beschieden gewesen sein würde. Der Uebertritt und die Zugehörigkeit zu einer anderen als der herrschenden Staatskirche zog in der Regel das Verlassen der Heimath nach sich, und die dem Grundsätze cujus regio ejus religio anhängende Unduldsamkeit trieb im 17. Jahrhundert in der That manche berühmte Namen und Familien und tüchtige Kräfte aus dem engeren Vaterland.*) Diese begaben sich in der Regel in die Residenz der geistlichen Kurfürsten oder an den Kaiserhof zu Wien, wo sie Gelegenheit hatten, sich den maßgebenden Personen zu nähern und bekannt zu machen. Im 17. Jahrhundert bildete ein Uebertritt zur römischen Kirche und der Abschied aus den Diensten eines protestantischen Fürsten schon an sich eine Empfehlung bei dem Kaiserhof, wie ein umgekehrter Uebertritt für den Dienst der protestantischen Fürsten empfahl, wenn sich darunter auch zuweilen Schwindler und Abenteurer befanden, z. B. der durch seine protestantisch-türkischen Bündnißprojekte bekannte Marquis von Langallerie, welcher mit seiner Frau, der späteren Maitresse des Landgrafen Karl, 1711 nach Kassel kam. Des Moritz Gudenus Söhne und Nachkommen brachten des Vaters hessischen Fleiß und Energie mit in mainzische und kaiserliche Dienste. Am Kaiserhof wußte man die Arbeitskraft solcher Hessen zu schätzen.*)

Noch am Abend seines Lebens erlebte es M. Gudenus, daß sein ältester Sohn Dr. theol. Joh. Daniel Gudenus, geb. 1. Mai 1625, Propst und Kanonikus der Kollegiatstifter zu Erfurt und Heiligenstadt, vom Erzbischof Anselm Franz von Mainz (1679—1695) zum mainzischen Weihbischof zu Erfurt bestellt wurde, als welcher derselbe als Titularbischof von Utika (episcopus Uticensis) am 7. Juli 1680 zu Erfurt die bischöfliche Weihe erhielt.**) In seiner bischöflichen Stellung war er öfters auch in den mainzischen Orten in Hessen und in Fulda thätig, namentlich firmte er 1692 zu Fritzlar und Naumburg. Er starb am 11. Februar 1694, bezeichnet als lumen et conservator totius cleri Erfurdensis.***)

Von seinen übrigen Söhnen Joh. Christoph, geb. 16. Februar 1632, Urban Ferdinand, geb. 28. August 1634, Georg Friedrich und Joh. Moritz, geb. 24. Februar 1639, wurde der erstere, Joh. Christoph, am 7. März 1696 in den Reichsritterstand und am 20. September 1696 in den Reichsfreiherrnstand erhoben. Die Behauptungen des Diploms und mancher Adelsbücher, daß die Familie Gudenus eine alte adelige Familie aus den Niederlanden sei, sind nach der schwindelhaften Ahnenhascherei des Heroldsamtes zur Begründung der Nobilitirung zu beurtheilen.†) Joh. Christoph,

*) Aus Hessen gehören dahin die Familien von Hatzfeld, von Viermund, von Dermbach, von Fabricius, von Lyncker.

*) Dahin gehört z. B. der kaiserliche Hofrath Nikolaus Christoph von Lyncker, gest. 1726.

**) In der Erzdiözese Mainz gab es zur Ausrichtung der bischöflichen Funktionen zwei Weihbischöfe, einen zu Mainz für die rheinischen Gebiete und einen zu Erfurt für Hessen und Thüringen. Meistens gehörten diese Weihbischöfe einem Orden an und traten im Alter auch in's Kloster zurück.

***) Koch, Erfurter Weihbischöfe. Zeitschr. des thüring. Geschichtsvereins, 1865, 5. Bd., S. 17 u. 19.

†) Auch Kneschke, Adelslexikon 4, S. 86, wiederholt noch dieses Abstammungsmärchen der Gudenus aus niederländischem Adel. Vilmar hat schon in der Hess. Zeitschr. 1869, N. F., 2, S. 7 u. ff., die richtige Abstammung dargelegt.

gest. 8. März 1705, war kurmainzischer Geheimrath und Reichstaxator bei dem Reichshofrath zu Wien. Von seinen zwölf Kindern gingen drei Töchter in Klöster, die fünf anderen wurden an hochgestellte kaiserliche Beamte, theilweise aus gräflichem Stande, vermählt; von den vier Söhnen waren drei ebenfalls kurmainzische, bezw. kurpfälzische Minister, einer Komthur des Maltheserordens und päpstlicher Hausprälat. Joh. Christoph von Gudenus' Nachkommen, welche durch Heirath und Kauf Güter in Oesterreich und Steiermark erwarben, theilen sich in eine österreichische und eine steiermärkische Linie.

Der obige Urban Ferdinand Gudenus, geb. 28. August 1634, gest. 9. März 1698, war Doktor und Professor der Medizin und Hofrath zu Mainz. Sein Sohn war der spätere Reichskammergerichtsassessor **Valentin Ferdinand von Gudenus zu Wetzlar**, geb. 19. Juni 1679, gest. 9. März 1758, ein Mann von ausgezeichnetem Fleiß und seltener Arbeitskraft, welcher sich durch die Herausgabe der mainzischen Urkundenwerke, des Codex diplomaticus Moguntinus, Sylloge u. a. um die Quellenforschung der deutschen Geschichte wie auch unserer engeren hessischen Heimath, soweit dieselbe zur ehemaligen Erzdiözese Mainz gehörte, bleibende Verdienste erworben hat, die um so größer sind, weil in den am Ende des 18. und im Anfang des 19. Jahrhunderts über das alte Reich und die Stadt und das Erzstift Mainz gekommenen Kriegsstürmen ein großer Theil dieses Urkundenmaterials zu Grunde gegangen ist. Auch als Münzkundiger hat Valentin Ferdinand von Gudenus einen berühmten Namen. Auch er wurde nebst seines Bruders Söhnen Philipp Ferdinand, kurmainzischem Oberstwachtmeister, und Valentin Ferdinand Leopold, Kapitular zu Aschaffenburg, durch Diplom vom 11. Januar 1746 in den Reichsfreiherrnstand erhoben.

Von seiner großen Arbeitskraft wird erzählt, daß er im Sommer von 4 Uhr, im Winter von 5 Uhr Morgens bis Abends 7 Uhr mit einziger Unterbrechung von Mittags 12 bis 2 Uhr an seinem Arbeitstische beschäftigt war. Seine Schreibstube stieß unmittelbar an den Garten. Wenn die Glocke drei Viertel schlug, legte Gudenus die Feder nieder, öffnete die Gartenthüre und promenirte im Garten, bis die Stunde ausschlug als ein Zeichen für die Wiederaufnahme der Arbeit.*)

Georg Friedrich Gudenus' Stamm erlosch 1732 mit Anselm Franz Gudenus, Propst zu Paradies in Westfalen.

Der jüngste Sohn endlich, welcher des Vaters Namen Joh. Moritz trug und, wie oben bemerkt, zu Ingolstadt Jurisprudenz studirt hatte, war Doktor und Professor der Jurisprudenz zu Erfurt und kaiserlicher Hofpfalzgraf. Auch er hat sich um die Geschichtsforschung durch eine Historia Erfurdensis, welche sich in Joannis Rerum Moguntiacarum T. III, p. 123 befindet, bleibende Verdienste erworben. Sein Sohn **Christoph Ignatius von Gudenus**, geb. 1674, wurde am 9. Juni 1726 ebenfalls als mainzischer Weihbischof zu Erfurt mit dem Titel eines episcopus Anemoriensis konsekrirt; er starb am 11. Dezember 1747.

Das Wappen der Gudenus zeigt die hessischen Farben weiß-roth: im rothen Felde einen stehenden weißen Mann mit ausgereckten Händen, in der rechten eine grüne Feder, in der linken einen nach unten gerichteten Stoßdegen haltend, auf einem Drachen stehend, auf dem Helme ein rothes Herz, die Helmdecken sind weiß und roth.**)

---

*) Rhein. Antiquarius II, 3, S. 796.
**) Siebmacher's Wappenbuch. V, S. 104.



Meiner Tage Frühroth!

Meiner Tage Frühroth
War kein leuchtend Glühroth;
Dunklen Wolkenkranz verbrämte
Matten Blicks kaum das verschämte.

Doch ich hoffe muthvoll,
Daß mein Abend gluthvoll
Wird mit glühen Spätrothstrahlen
Mir den Himmel rosig malen.

Bleibt jedoch er freudlos,
Oder bringt mir Leid blos;
Nun, Gott wird schon helfen tragen,
Wenn sein Spätroth will versagen.

Ludwig Mohr.

Was der Apfelbaum erlebt hat.

Von Emilie Scheel.

(Schluß.)

Am anderen Morgen trat ein ergrauter Herr, mit mildem Lächeln im Angesicht und einer Welt von Mitleid im Auge, an das Krankenbett. Er verweilte einige Zeit dort, helfend und rathend, und verließ dann mit der Schwester das Zimmer. Der Apfelbaum aber hörte wieder deutlich durch das geöffnete Korridorfenster, an das sie getreten waren, jedes Wort, das die Beiden sprachen. Der alte Herr, ein berühmter Professor, glaubte, daß nur eine Operation helfen könnte. Er theilte der Schwester mit, daß die Angehörigen hierzu die Zustimmung gegeben, daß auch die Kranke die Nothwendigkeit einzusehen scheine, und daß es nun die Aufgabe der Pflegerin sei, die Patientin heiter und hoffnungsvoll zu erhalten. Der Termin zur Operation könne noch nicht bestimmt werden, keinenfalls solle ihn die Kranke früher erfahren, als kurz zuvor. Er selbst wolle alles aufbieten, die Aermste zu retten, Wissen, Kraft und Kunstfertigkeit, der liebe Gott möge seinen Segen dazu geben. —

Die Tage vergingen langsam und still. Die Kranke lag klaglos. Von Schmerzen gepeinigt, von Angst verzehrt, war sie doch geduldig und hatte für jede Aufmerksamkeit und Handleistung ein freundliches Lächeln und leisen Dank. Wie ihr Herz kämpfte, wie sie ringen mußte um Kraft und Fassung, das wußte nur der Apfelbaum, der in verschwiegener Nacht ihr Klagen, ihr heißes Flehen gehört hatte.

Unterdessen war der Frühling siegreich eingezogen. Hell schien die Sonne vom Himmel herab, brachte die Erstlinge der Blumen zum Blühen und streute Glanz und Licht in alle Winkel und Ecken des Bergstädtleins. Auch im Apfelbaum regten sich verborgene Triebe, dehnten und schwellten die Knospen, brachten sie zum Zerspringen und lockten die ersten grünen Blattspitzen hervor. „Der Apfelbaum wird grün!“ so rief die Kranke, „o, der Frühling kommt zu mir, weil ich ihn nicht wie sonst in Feld und Wald besuchen kann.“ Die Schwester brach ein Zweiglein und legte es in die abgezehrte Hand der Kranken. Sie freute sich darüber, aber der Apfelbaum noch viel mehr und beneidete wahrlich nicht die Bäume, die auf der Promenade standen und geputzte Menschen bewundern konnten.

Kräftig hatte seit Wochen die Sonne geschienen, der frische Frühlingswind hatte die Erde ausgetrocknet, und alles sehnte sich nach einem erquickenden Regen. Da umzog sich der Himmel mit dunklem Gewölk, und eine schwüle, bedrückende Luft wehte von Westen her. Bang und doch selig schauerten die Pflanzen und jegliche Kreatur dem nahenden Frühlingsgewitter entgegen, denn alles fühlte, daß das segnende Naß, welches der Himmel unter Blitz und Donner spenden wollte, ein Blühen und Grünen ohne Gleichen hervorzaubern werde.

Auf den Treppen und Gängen des großen Hauses war reges, doch geheimnißvolles Leben. Viele Menschen gingen hin und her und trugen mancherlei Gegenstände herbei. Sie verrichteten alle schweigend ihre Obliegenheiten, und man konnte wohl merken, daß auf ihnen das Vorgefühl eines drohenden, schmerzlichen Ereignisses lastete. Jetzt kam der Professor die breite Treppe heraufgeschritten, gefolgt von seinen Gesellen — so nannte sie wenigstens der Apfelbaum —, und alle waren in lange weiße Gewänder gehüllt. Hätte dem Apfelbaume nicht so bange sein mitfühlendes Herz geschlagen, dann wären sie ihm schier komisch vorgekommen, die martialischen Gestalten, wie unschuldige Chorknaben gekleidet, mit kecken Schnurrbärten und Kneifern auf der Nase. Der Professor betrat das Zimmer der Kranken und sprach zu ihr mit bewegter Stimme: „Die entscheidende Stunde ist gekommen. Liebe Frau, nun zeigen Sie Muth und Kraft, und vertrauen Sie auf Gottes Gnade und meine Geschicklichkeit!“

Die Kranke konnte nichts erwidern, sondern reichte ihm nur die Hand und neigte zustimmend das Haupt. Ein großes Gestell mit Kissen und Decken wurde hereingetragen. Im Nebenzimmer hantirten unterdeß die „Gesellen“ mit blitzenden Instrumenten, thaten sie in kochendes Wasser und polirten sie. Manchmal drang ein leises Klirren der zusammenstoßenden metallenem Geräthschaften bis zum Ohr der lauschenden Patientin, dann klang es leise von ihren Lippen: „O, diese Folterqualen!“, sonst lag sie still und ergeben in ihr schweres Schicksal. Der Professor näherte sich ihr jetzt und legte einen Schwamm auf ihr Angesicht, von welchem ein scharfer, betäubender Geruch ausging, den sogar der Apfelbaum verspürte. Verzweiflungsvoll wehrte sie sich, ihre Hände schlugen, ihre Brust arbeitete krampfhaft, bis sie endlich leblos in sich zusammen sank. Todtenähnlich waren ihre Gesichtszüge, schlaff und regungslos ihre Glieder. Schnell wurde mit einem leichten Vorhang das Fenster verhüllt, und der Apfelbaum

konnte nichts mehr sehen, nur die lauten, bestimmten Befehle des Professors und manchmal ein leises Wimmern oder lauteres Stöhnen der armen Frau hören. „Luft, laßt Luft herein!“ so hatte einmal der Professor gerufen, und die Fenster wurden weit geöffnet, aber der Vorhang verwehrte jedem Neugierigen den Einblick.

So verging lange Zeit, dem Apfelbaum waren es endlose qualvolle Stunden. Selbst die Natur schien das Werk, das da drinnen eine todesmuthige Hand, geleitet vom denkenden Menschengeist, ausführte, nicht stören zu wollen. Es herrschte die unheimliche Ruhe und Stille vor dem Gewitter. Doch endlich kamen gewaltige Windstöße daher gesaust, Donner und Blitz und nachtschwarzer Graus, daß die Erde erbebte und die Menschen erzitterten. Auch der Apfelbaum hatte viel zu thun, sich des Unwetters zu wehren. Er faßte seine breiten Aeste zusammen und beugte das alte, knorrige Haupt. Leise fing es an zu tröpfeln, und plötzlich stürzten lauwarme Wasserfluthen herab und brachten Erfrischung der dürstenden Erde. Es ward langsam Abend, der Himmel klärte sich, und helle Sterne leuchteten in der wonnigen Frühlingsnacht. Ein Wehen und Weben, ein Raunen und Rauschen begann. Es regten sich die Frühlingsgeister, die geschäftig ihre Arbeit verrichteten. Auch im alten Apfelbaum ward es gar lebendig. Jedes Blüthenseelchen klopfte ungestüm an seine schützende Hülle. „Aufgethan!“ so rief es allerwegen und allerorten, in den untersten Zweigen und hoch oben im Wipfel. Der Apfelbaum mußte sich tüchtig rühren, alle zu befriedigen.

Als die Sonne die ersten Strahlen zur lachenden, blühenden Erde sandte, waren auch bei ihm die letzten Fesseln gesprengt, und er stand da herrlich anzuschauen in der ganzen Fülle seiner rosigen Blüthenpracht. — „Ist sie gestorben?“ Es war sein erster Gedanke wieder, als er zur Ruhe gekommen. Das Fenster war immer noch geschlossen, und auf dem ganzen Hause lag tiefes Schweigen, Aber jetzt öffnete die Schwester den Vorhang, und der Apfelbaum konnte wieder das kleine Zimmer übersehen. Die Kranke lag auf ihrem Bette ruhig schlummernd, um den Mund spielte sogar ein leichtes Lächeln. Der Professor war auch zugegen. Ein Sonnenstrahl schlüpfte in's Zimmer, huschte bis zum Lager der Frau und streifte ihr Angesicht, sie erwachte und blickte erstaunt umher. Der Professor sprach in tiefer Bewegung das eine Wort „Gerettet!“ Sie erfaßte den seligen Sinn des Wortes, und ihr Mund sprach nach „Gerettet!“ Ihr Blick fiel auf den blühenden Apfelbaum, und jubelnd rief sie: „Der Apfelbaum blüht zur Verheißung, zum herrlichen sichtbaren Zeichen, daß auch ich wieder aufblühen und meines Lebens mich freuen soll!“ Da trat der Professor an's Fenster und sagte tief gerührt: „So lange meine Befehle hier befolgt werden müssen, soll nie eine Axt an diesen Baum gelegt werden. Er soll noch lange meinen Kranken selige Botschaft bringen von dem Gott, der nach langer Wintersnacht wonnigen Frühling sendet, und der auch die Menschen aus langer Todesnoth zu neuem Leben erwecken kann.“

Der Apfelbaum freute sich darüber so sehr, daß er ganz stolz seine Blüthen trug. Alle Vögel sahen ihm auch an, daß ihm etwas sehr Schönes begegnet war; er ließ sich auch nicht lange nöthigen, seine Erlebnisse zu erzählen, da freuten sich die Vögel mit ihm und sangen der genesenden Frau ihre schönsten Lieder. —

Der Apfelbaum, den ich einmal selbst belauschte, als er die einfache Geschichte seinen Abmiethern erzählte, steht heute noch in seinem stillen Winkel. Viele Vögel nisten in seinen Zweigen, sogar das freche Meisenpärchen war eines schönen Tages wieder da. Böse Buben hatten sein Nest zerstört, und nun suchte es Schutz und sichere Wohnung in seiner alten Heimath. Es ist ein fröhliches Leben. Die Vögel singen und jubiliren, bauen Nester und erziehen ihre Jungen. Manchmal ist der alte Apfelbaum eine große Kinderstube, aber er beherbergt sie alle gern. Der alte Gesell ist sehr ernst und gesetzt geworden, und statt der Schnurren und Räthsel, die er früher wußte, erzählt er seinen Schützlingen, die eifrig horchen, ernsthafte Geschichten. Er erzählt von Elend und Krankheit, aber auch von Aufopferung und barmherziger Nächstenliebe. Er weiß zu berichten von schlichten Männern der Wissenschaft, die den Tod bezwingen und die ihr ganzes Leben der leidenden Menschheit widmen, die in ernster Forschung die Räthsel des Lebens zu ergründen suchen, die Natur in ihrer geheimsten Werkstatt belauschen, und deren geschulter Geist dem Erforschten lebendige Bedeutung zu geben versteht.

Der Art sind die Erlebnisse eines alten Apfelbaums in der Neuzeit, und wenn sie auch nicht von dem Duft der Romantik umwebt sind wie die Kindheits- und Jugenderinnerungen des alten Gesellen, so legen sie doch Zeugniß ab von großer werkthätiger Liebe und eifrigem humanen Streben, das in unserer so viel gescholtenen Zeit der Goldgier und der Genußsucht lebt und viele herrliche Thaten zeitigt.



Gruß.*)

Der Wind trägt zu dem Seegestade
Ein frohes Rauschen mächtig fort,
Und auf den Wogen eilt es westwärts,
Zu suchen warmer Herzen Port —:
Es grüßen Euch die blauen Hessenberge,
Der sanften Thale reiche Sommerpracht,
Der Dörfer Frieden und der Quellen Murmeln,
Der weiten Wälder milde Märchennacht!

Es jauchzt und jubelt in den Lüften,
Erinnrung webt in aller Brust!
Wie Glockenläuten aus den Bergen
Tönt fernher durch des Tages Luft —:
Euch schlagen warm die treugewohnten Herzen,
Euch, die umschlingt der Heimathliebe Band.
In Freud' und Leid, in Lust und bangen Schmerzen
Bleibt ewig eins mit Euch das Hessenland.

Und wenn ein seliges Beglücken
In stiller Stunde Euch umweht,
Ein altes Lied vom Fuldastrande
Durch Euer Sinnen leise geht —:
Dann grüßen Euch die blauen Hessenberge,
Der sanften Thale reiche Sommerpracht,
Der Dörfer Frieden und der Quellen Murmeln,
Der weiten Wälder milde Märchennacht.

Durch Träume aus der Kindheit Tagen,
Aus ernster Kämpfe schwerer Zeit,
Die heute Eure Busen füllen
Kling' wie ein Lied der Ewigkeit —:
Euch schlagen warm die treugewohnten Herzen,
Euch, die umschlingt der Heimathliebe Band!
In Freud' und Leid, in Lust und bangen Schmerzen
Bleibt drum auch eins mit unserm Hessenland!

Valentin Traudt, Rauschenberg.

*) Dem Hessischen Nationalverband von Nordamerika gewidmet zu seinem Bundesfeste am 6., 7. und 8. Juli 1896 (s. „Hessenland" 1896, Nr. 5, S. 64).



Aus alter und neuer Zeit.

Ein vom Superintendenten H. Orth zu Marburg am 9. Dezember 1699 erlassenes Zirkularschreiben an die Metropolitanen und Pfarrer seiner Diözese läßt erkennen, daß bei einem Theil der damaligen Prediger eben keine große Frömmigkeit, keine reinen Sitten und keine Treue in Verwaltung ihres Amtes vorhanden waren. Deshalb und „damit nicht durch des Pfarrers Person, böße mores und Leben, das Hl. Ampt verlästert werde" verordnet „ex autoritate officii" der Superintendent in sehr energischem Tone Folgendes:

1. Weilen die Pfarrer bisher auf der Cantzley und Consistorio mit Prügelln, Stöcken, auch wohl Reuterstiffeln und Sporen vor Verhör erschienen, welches doch der geringste Bürger nicht thut noch thun darff, wovon dann offters viele scoptische Reden gehen, als soll ins künfftige Niemand anders, dan in seinem priesterlichen Habit, Mantell, Umbschlag, Schuhen 2c. wie er pflegt auf die Cantzel zu gehen, daselbst erscheinen, bey Straffe allemahl dem Convent $1/2$ Rthlr. zu geben.

2. Die Maerckte, da kein respectus personarum ist, wolle doch ein jedweder, so viel als immer möglich, vermeiden, so er aber doch unumbgänglich darzu gehen muste, so wolle er sich hüten, daß er nicht reuterisch, mit großen Stiffeln, Pistohlen, langen croatischen und farbigen Mützen, braunen Reißeröcken 2c. ankommen; auch manchmahl incognito unter Juden undt Judengenossen herum vagire, Wucher und andere unziemende Handthierung treibe, worauf der Fiscalis cuiusvis Conventus Kundschaft zu legen, solches anzuzeigen und der Convent nach befindten zu straffen hat.

3. Privatim mitt guten Freundten in der Furcht des Herrn sich zu ergetzen, und geziement zu laben, ist erlaubt. So aber das Gegentheil dem Superintend. oder Convent angedeutet wirdt, poenam luat arbitrariam.

4. Weillen Ich auch berichtet werdte, daß einige Pfarrer, welche den Staetten nahe gelegen, fast alle Sonnabent (da sie auf die Predigt studiren sollten!) in denselben erscheinen, herumb lauffen, auch offt biß an den Abent, Ja, auch wohl (o Schande!) sich einen Rausch sauffen, und dan den Sonntag eine alte Predigt, welche die Bauren fast auswendig zuvor sagen können, wieder auffwärmen, oder stammelnd jammer- und aergerlich hersagen, wie mir solches auch von hohen Personen ist angezeigt worden; alß soll extra casum necessitatis auff den Sonnabent in die Statt zu kommen, verbotten seyn sub poena arbitraria.

5. Bey Hochzeiten, Weinkauffen, Kindtauffen, Kirmessen rc. werden etliche Prediger beschuldigt, daß sie biß auf den letzten mann sitzen, in die Wette sauffen, mit unnutzen und vergeblichen Reden sich heraus lassen, sich auch berauschen, daß sie nicht wissen, was sie thun. Alsdan wohl (zur hochsten Schande ihres Ampts:) an den Tantz gehen und mit ihren Beichtkindern, die ihnen auff die Seele gebunden, herumb springen, oder sich zancken, und schelten, in den Koth fallen, und sich so stellen, das gantz nicht priesterlich ist. Wolle demnach ein Jeder seines Ampts undt Gewissens schonen, und sich so bezeigen, daß Er Ehre habe und behalte vor allen Christen und allen die mit Ihme zu Tische sitzen. Sollte dergleichen vorgehen, so ist solches sub poena arbitraria, seria tamen, zu straffen.

Endlich gleichwie einem Jedwedern sein eigen Gewissen erinnern wirdt, also ermahne ich auch brüderlich einen jeglichen, daß er sich also verhalte in seinem Leben, daß er seinen Zuhörern und andern frommen Christen sich zu einem Exempel darstellen und sagen könne mit Paulo: „Folget mir, lieben Brüder!“ Die Zeit ist kurz, das Ampt ist schwer, die Rechnung ist hoch, der Richter ist vor der Thür, Gott gebe, daß wir alle seine trewe Knechte seyen. Amen!

Welches wohlmeinend, aus treu-eifrigem Hertzen Amptwegen also errinnern und verordnen wollen, meiner in Christo geliebten Brüder

Datum Marburg den 9ten Xbris 1699.

dienstwilliger
Heinrich Orth,
Superintendens.

Frkft. J. S.

Landgraf Christian zu Eschwege (geboren am 17. Juli 1689, gestorben am 21. Oktober 1755), ein Enkel des Stifters der Nebenlinie Hessen-Rheinfels-Rotenburg Landgraf Ernst, Inhaber der Hälfte der sogenannten niederhessischen Quart und als solcher Landgraf von Wanfried genannt, muß ein Fürst gewesen sein, der schon wegen seiner beschränkten Mittel auf ordentliche Führung seines Haushalts- und Rechnungswesens großes Gewicht legte. Seinen Amtmännern hatte er wenigstens streng eingeschärft, „alle Quartal einen extractum manualis und statum“ von in ihren Händen befindlichen „Ambtsintraden, wie solche von Zeit zu Zeit erhoben, und was davon und wozu außgegeben wird, dergestalt anhero zu Unserer Hofcammer einzuschicken, daß solche Extracte mit der Ambtsrechnung vom Gantzen übereinkommen sollen“. Diese Vorschriften des Landgrafen wurden nun nicht von allen Beamten nach dessen Wunsch befolgt. Nach dem Sprüchwort: „Neue Besen kehren gut“ hatte man zwar einige Jahre sich pünktlich erwiesen, dann aber die Einsendung der Auszüge aus „sträflicher Nachlässigkeit“ unterlassen, so auch der Amtmann zu Sontra, Gottfried Hilchen, des Landgrafen Rath. Das wollte der Landgraf nun nicht länger so hingehen lassen, sondern verlangte Abstellung seiner Beschwerden. In diesem Sinne schrieb er unter dem 26. Oktober 1744 seinem „Lieben Getreuen“ in nicht mißzuverstehender Weise Folgendes: „Nachdem Wir nun zwischen vermelter Unserer Hofcammer und Unsern Beambten eines richtigen und klahren Haußhalts, hingegen aber nicht gewohnt seind, in confuso zu leben noch weniger assignationes auf Gefälle, wo keine vorhanden, zu ertheilen, alß befehlen Wir Euch hiermit nochmahlen alles Ernstes und bey willkühriger Straf alle Quartal einen solchen Extract und zwar den für das Quartal bis Ende praet. Septembris noch vor dem 8. seq. Novembris einzuschicken und damit alle 3 Monath ohnfehlbar 8 Tage nach dem Quartal zu continuiren also und dergestalt, damit man darauß zuversichtlich ersehen könne, was an ständ- und unständigen Geld und Früchten eingenommen und davon, auch wozu, außgegeben und was besonders biß Ende Septembris von diesem laufenden Jahr biß dahin, pro futuro aber von Quartal zu Quartal jedesmahl vorräthig oder überzahlt ist. Hieran geschicht unser gnädigster Wille, und Wir seind Euch damit in Gnaden beygethan.“ Das landgräfliche Schreiben, welchem diese Worte entlehnt sind, befindet sich zur Zeit in den Händen der Redaktion dieses Blattes.

Die Zweitheilung der Linie Hessen-Rotenburg hörte mit Landgraf Christian's Tode auf, da er keine Kinder hinterließ.

Aus Heimath und Fremde.

Hessische Juristenversammlung. — Am 8. Juni fand zu Marburg unter reger Betheiligung die im vorigen Herbst geplante Versammlung hessischer Juristen statt. Einem auf der neuen Bopp'schen Terrasse getrunkenen Frühschoppen schloß sich eine Besichtigung der Elisabethenkirche an, welche insbesondere auch auf eine interessante Sammlung von Waffen und Schilden, zum Theil aus

vorreformatorischer Zeit, erstreckt wurde. Unter Führung des Geh. Raths Professors Dr. Ubbelohde wurde darauf ein Rundgang durch die herrlichen Räume des Universitätsgebäudes gemacht. Das Festessen fand im großen Saale des neuen Museums statt. Der Erste Staatsanwalt Grevert begrüßte die anwesenden Gäste, Oberlandesgerichtspräsident Geh. Oberjustizrath Dr. Eccius toastete auf das Blühen und Gedeihen der Kollegialität, Landgerichtspräsident Koppen von Hanau überbrachte Grüße der dortigen Juristen, und Professor Dr. Frank aus Gießen widmete der kurhessischen Rechtsprechung warme Worte der Anerkennung. Die Nachmittagstunden wurden bei herrlichem Wetter zu einem Besuche des Schlosses und der dort aufbewahrten Sammlungen des Geschichtsvereins verwendet, wobei Archivrath Dr. Könnecke die Führung zu übernehmen die Güte hatte. Ein Abschiedstrunk im Garten des neuen Museums schloß das schöne Fest, um dessen Gelingen sich besonders Landgerichtsrath Gleim verdient gemacht hatte. x.

Max Walter, Direktor des Realgymnasiums in Frankfurt a. M., von 1883—1887 an der Kasseler Oberrealschule thätig und in Kassel noch im besten Andenken stehend, ein begeisteter Vorkämpfer der „neuen Methode" in dem modernen Sprachunterricht, hat für die freundliche Aufnahme, die hospitirende schwedische Lehrer stets bei ihm gefunden haben, den schwedischen Nordsternorden erhalten. Derselbe ist von König Friedrich I., Landgrafen von Hessen, gestiftet. A.

Wir möchten nicht unterlassen, unsere Leser darauf aufmerksam zu machen, daß das Kasseler Bose-Museum, eine Stiftung der 1883 verstorbenen Gräfin Louise Bose, Tochter des Kurfürsten Wilhelm II. und der Gräfin von Reichenbach-Lessonitz, nach Fertigstellung der Louisenstraße eröffnet worden und an jedem Mittwoch und Sonntag von 11 — 1 Uhr zugänglich ist. Bekanntlich birgt dies Musenm eine reiche Gemäldesammlung, zumal sehr werthvolle Portraits hessischer Fürsten. Die Verwaltung der Bosestiftung, an deren Spitze als Mitglied des Stadtraths Oberrealschuldirektor a. D. Dr. Ackermann steht, hat einen äußerst sorgfältig gehaltenen Katalog bearbeiten lassen, der bei dem Aufseher des Museums zu billigem Preise zu haben ist.

Das Grimm-Denkmal, über welches in dieser Zeitschrift wiederholt berichtet worden ist, wird voraussichtlich im September d. J. in Hanau zur Aufstellung gelangen. Der Guß erfolgt nach dem nach Urtheil der Sachverständigen vorzüglich gelungenen Modell des Professors Eberle in München in der Gießerei Hans Klement daselbst.

Auch das in Hersfeld zu errichtende Lingg-Denkmal geht seiner Vollendung entgegen. Ueber den zur Ausführung angenommenen Entwurf des Bildhauers Felix Görling in Friedrichshagen bei Berlin entnehmen wir den Tageszeitungen das Folgende: Der Renaissancesockel wird im unteren Theil aus grauem schlesischen, der mittlere aus rothem schwedischen und der obere Theil aus dunkelgrünem polirten Granit gehauen werden. Die vordere Fläche trägt eine Cartouche mit dem Stadtwappen. Lingg von Linggenfeld tritt mit dem rechten Fuß auf eine brennende Fackel, die schon an dem Stadtwappen emporzüngelt. Der feine Kopf des wackeren Offiziers ist von edlem Feuer beseelt; die Bewegung der rechten Hand scheint beredt seine Worte zu begleiten; die linke hält den Säbel an das Herz. Dargestellt ist der damalige Major in hohen Kononenstiefeln und dem kleidsamen Waffenrock der badischen Dragoner, der von der Feldbinde umschlossen wird. Darüber legt sich in flotter Behandlung der sogenannte Yorkmantel, zu dem der Künstler den wirklichen Originalmantel des Generals York benutzen durfte. Das Standbild wird in der Gladenbeck'schen Gießerei in Friedrichshagen in Bronze gegossen. Die Enthüllung soll am 15. Oktober d. J. erfolgen.

Wir wollen bei dieser Gelegenheit unseren Lesern die nachstehenden geschichtlichen Entdeckungen nicht vorenthalten, welche das Berliner Tageblatt (Morgenausgabe vom 3. Juni) der obigen Beschreibung zur Erläuterung des der Denkmalserrichtung zu Grunde liegenden Thatbestandes voraussendet:

> Das Denkmal gilt dem General Lingg von Linggenfeld, der in der napoleonischen Zeit durch eine nicht kriegerische That eine deutsche, architektonisch sehr interessante Stadt vor dem Untergang gerettet hat. Es ist das alte Hersfeld „in der Rhön", das noch eine von Karl dem Großen geschriebene Urkunde besitzt; die romanischen Bauten dieser Stadt genießen weiten Ruf. Im Jahre 1812 waren einige französische Gefangene in Hersfeld getödtet worden. Napoleon gerieth darüber in hellen Zorn und erklärte, daß zur Strafe die ganze Stadt niedergebrannt werden sollte. Das Schicksal von Hersfeld schien besiegelt. Da wagte sich der damalige badische Major Lingg von Linggenfeld in das feindliche Lager, erwirkte eine Unterredung mit Napoleon und hielt diesem mit eindringlicher Beredsamkeit vor, daß er die verwerfliche That Einzelne, nicht viele Unschuldige und nicht die Stadt selbst entgelten lassen möchte. Die Rede machte Eindruck auf den Kaiser; er nahm am folgenden Tage den Befehl zurück und

zog ab, ohne ein Strafgericht über die Stadt zu verhängen. Das tapfere und wirksame Eingreifen des Majors ist in Hersfeld durch Generationen mit Dankbarkeit bewahrt worden. Jetzt soll Lingg von Linggenfeld dort auf dem Platze, wo die Zusammenkunft mit Napoleon stattgefunden hat, ein Denkmal errichtet werden.

Beleuchten wir diese wundersamen Nachrichten doch etwas näher! Zunächst ist männiglich bekannt, daß die That, welche den Hersfeldern den heftigen Zorn der Franzosen zuzog, der Aufstand gegen die in die Stadt eingerückte 3. Kompagnie 2. Bataillons des ersten leichten italienischen Infanterieregiments, welcher die Ermordung eines Soldaten zur Folge hatte, bereits auf den 24. Dezember 1806 fällt. Der Tag, an welchem die Stadt auf Napoleon's Veranlassung des Aufstandes wegen, um dessentwillen die unbesonnene Menge schon schwer gebüßt hatte, ausgeplündert und an allen vier Ecken in Brand gesteckt werden sollte, war der 20. Februar 1807, dieser also auch der Ruhmestag des Majors Lingg von den badischen Jägern, einer Rheinbundstruppe. Die ganze Erzählung von der Ermordung einiger französischer Gefangenen in Hersfeld im Jahre 1812, von dem Ausflug des Majors Lingg in das feindliche Lager zu dem in und bei Hersfeld garnicht anwesenden Napoleon, der Unterredung Lingg's mit dem Kaiser, der Zurücknahme des ertheilten Befehls und der Errichtung des Denkmals auf dem Platze der Zusammenkunft zwischen Napoleon und Lingg ist in das Reich der Fabel zu verweisen. Daß Hersfeld in die Rhön hinein versetzt wird, dürfte demgegenüber noch als verhältnißmäßig geringer Schnitzer erscheinen.

Hätte eine französische Zeitung Derartiges berichtet, so würden wir es noch hingehen lassen können, von einer deutschen Zeitung, noch dazu von einer so viel gelesenen, wie das Berliner Tageblatt eine sein soll, ist so etwas kaum für menschenmöglich zu halten.

Todesfälle. Der am 17. Mai d. J. in Tübingen verstorbene Professor der Medizin Dr. Philipp Jakob Wilhelm Henke ist am 19. Juni 1834 in Jena als das älteste Kind seiner Eltern geboren; aber in Marburg, wo sein mit Betty, der ältesten Tochter des berühmten Philosophen Fries, verheiratheter Vater E. L. Th. Henke nachmals 33 Jahre lang ein hervorragender Professor der Theologie war, hat er hauptsächlich seine Kindheit und Jugend verlebt und genossen. Nachdem er von 1843 an neun Jahre lang das dortige Gymnasium besucht und darauf noch einmal ein Jahr lang in dem Carolinum zu Braunschweig hauptsächlich den neueren Sprachen, der Mathematik und dem Zeichnen obgelegen hatte, studirte er vor allem dort, dann aber auch in Göttingen und Berlin Medizin. Auf letzterer Universität empfing er, der bereits ein guter Zeichner war und einen Kunst liebenden Gelehrten zum Vater hatte, zugleich eine solche Anregung und Vorliebe für die plastische Kunst, daß er schwankte, ob er sich ihr nicht ganz wenigstens als Kritiker weihen sollte. Doch entschied er sich bald für die akademische Laufbahn und habilitirte sich in Marburg als Dozent in der Anatomie. Nach Veröffentlichung seines Handbuchs der Anatomie und Mechanik der Gelenke erhielt er 1864 einen Ruf als ordentlicher Professor der Anatomie nach Rostock, wo er, nachdem er sich mit Amalie, der Tochter des Rechtsanwalts Lambert von Amöneburg, verheirathet hatte, mit dieser eine glückliche Ehe führte und mit den Landsmännern, erst mit Karl Hüter und darauf mit Franz König, die dort damals nach einander Professoren der Chirurgie waren, schaffensfrohe Tage verlebte. Die Erfolge, die er als Dozent durch die Benutzung von gelungenen Zeichnungen beim mündlichen Vortrag hatte, und der epochemachende anatomische Atlas, den er herausgab, verschafften ihm bald einen Ruf an die Universität Prag, wo er eine ihn sonst sehr befriedigende Wirksamkeit hatte, aber diese infolge von tschechischen Umtrieben bald wieder aufgab, um einem Ruf als Professor der Anatomie nach Tübingen zu folgen, wo er dann, nachdem sich eine Berufung nach Berlin an den von ihm gestellten Bedingungen zerschlagen hatte, seine Tage nach wiederholten schweren Schlaganfällen (den ersten erlitt er auf einem Hofball in Stuttgart, wo er als Rektor der Universität fungirte) beschlossen hat. Im Jahre 1886 Wittwer geworden, hinterläßt er fünf bereits erwachsene Kinder. Was Wilhelm Henke als Gelehrten auszeichnete, das war eine ungemein scharfe und sichere Beobachtungsgabe im Bunde mit einem klaren und durchdringenden Verstande. Dieser Begabung ist es zu verdanken, daß er nicht blos auf seinem professionellen Gebiete so manches Neue sah, darstellte und erklärte, sondern auch auf dem Gebiete der darstellenden Kunst, der er immer auch noch seine Muße zuwandte, in seinen Schriften über die Gruppe des Laokoon, über Oedipus auf Kolonos, über den Unterschied der antiken und modernen Plastik, über Michel Angelo u. s. w. auf Grund anatomischer und physiologischer Bedingungen ganz neue Gesichtspunkte eröffnete und Aufschlüsse ertheilte. Und eben so groß wie als Gelehrter war er als Mensch: mit einem hohen und edlen Geiste war bei ihm ein kindlich reines Gemüth verbunden; alles Gemeine war ihm, dem warmherzigen Vaterlands- und Menschenfreund, fremd. — Am 30. Mai

d. J. verschied in Kassel der königl. Eisenbahnsekretär a. D., Rechnungsrath Jean Woringer. Einer alten Kasseler Familie entstammend, wurde er am 12. September 1824 geboren. Er trat im Jahre 1839 als Gehülfe in die Renterei zu Hofgeismar ein, um sich für das Rechnungsfach des kurhessischen Staatsdienstes auszubilden. Nach vorzüglich bestandenem sog. Probaturexamen wurde er 1850 als Gehülfe bei der gemeinschaftlichen Werkstättenverwaltung der kurhessischen Staatsbahn (Main-Weser-Bahn) und der Kurfürst Friedrich Wilhelms-Nordbahn angestellt, deren Leitung ihm am 1. Januar 1854 übertragen wurde. Gleichzeitig wurde er zum Buchführer befördert. In den Jahren 1858 und 1859 sandte ihn die kurhessische Regierung nach Paderborn, Braunschweig, Hannover, Minden, Dortmund und Köln, um das Eisenbahn-Rechnungswesen bei den norddeutschen und rheinischen Bahnen kennen zu lernen und das Rechnungswesen der hessischen Werkstättenverwaltungen danach einzurichten. 1866 zum Buchhalter ernannt, erhielt er 1885 den Titel eines Rechnungsraths und wurde bei seinem am 1. April 1890 erfolgten Uebertritt in den Ruhestand durch die Verleihung des rothen Adler-Ordens 4. Klasse ausgezeichnet. — Seine langjährige Thätigkeit in der Werkstättenverwaltung gab ihm Gelegenheit, sich namentlich auch um die Verbesserung der materiellen Lage der Werkstättenarbeiter verdient zu machen. Stets mit Rath und That zur Hilfe bereit und ein in seinem Fache hervorragend tüchtiger Beamter, erfreute er sich allgemeiner Beliebtheit und hohen Ansehens.

Personalien.

Verliehen: dem Geh. Justizrath Professor Dr. Ubbelohde zu Marburg der Kronenorden 2. Klasse; dem Katasterinspektor Steuerrath Gehrmann zu Kassel der Kronenorden 3. Klasse mit der Zahl 50; dem Regierungsassessor Timm zu Kassel die Stelle des Oberzollinspektors zu Cleve.

Ernannt: der Referendar Oppermann zum Gerichtsassessor.

Geboren: ein Mädchen: Handelskammersekretär Konrad Gustav Steller und Frau (Hanau, 1. Juni); Lehrer Arnold Latwesen und Frau, Angela, geb. Herzog (Kassel, 2. Juni).

Verlobt: Lehrer Karl Blum (Frankfurt a. M.) mit Fräulein Marie Ruhn (Kesselstadt, Mai); cand. med. Wilhelm Schlunk (Würzburg) mit Freiin Bertha Schenck zu Schweinsberg (Kassel, Mai).

Vermählt: Pfarrer Friedrich Hermann Stockhaus mit Fräulein Ida Emilie Fuchs (Kassel, 4. Juni).

Gestorben: Rechnungsrath Johannes Woringer, 71 Jahre alt (Kassel, 30. Mai); Rentner Wilhelm Walther, 73 Jahre alt (Hanau, 3. Juni); Oberst z. D. Franz Mirich, 74 Jahr alt (Kassel, 3. Juni); Lehrer a. D. Heinrich Kupfrian (Marburg, 3. Juni); verwittwete Frau Dorothea Strack, geb. Hohmann, 77 Jahre alt (Kassel, 4. Juni); Kaufmann Anton Abt, 34 Jahre alt (Marburg, 5. Juni); verwittwete Frau Obergerichtsrath Marie Platner, geb. Gerling (Marburg, 5. Juni); Fräulein Anna Mecke, 27 Jahre alt (Marburg, 6. Juni); Lehrerin Fräulein Elisabeth Roehling, 60 Jahre alt (Kassel, 9. Juni); Amtsrichter August Korff, 43 Jahre alt (Hessisch-Oldendorf, 10. Juni); Justizrath Wilhelm Osius, 61 Jahre alt (Hanau, 10. Juni).

Anfrage.

Wer von den Lesern des „Hessenland“ ist in der Lage, Auskunft zu geben über die Bedeutung und Herkunft des Kasseler Kraftausdrucks „Kotz (oder Potz) Gemicke“, und ob derselbe auch sonst noch verbreitet ist? Vilmar's und Pfister's Idiotikon geben nur unbefriedigenden Aufschluß darüber. H.

Touristische Mittheilungen aus beiden Hessen, Nassau, Frankfurt a. M., Waldeck und den Grenzgebieten, herausgegeben von Dr. Wilh. Lange, Jahrgang IV, Nr. 12, Juni 1896. Inhalt: Wanderungen im Vogelsberg. Von Emil Becker (Hersfeld). — Burghasungen (nach Landau). — Einweihung des Schutzhauses auf der schönen Aussicht bei Allendorf a. W. Von Oberpostsekretär a. D. Müller. — Berichte. — Litteratur. —

Briefkasten.

F. W. J. in Preungesheim. Besten Dank für die Beweise der Fortdauer Ihrer alten Anhänglichkeit an das „Hessenland“. Die Haussprüche aus Grebenstein lassen sich vielleicht gelegentlich im Zusammenhang mit andern ihrer Art bringen.

C. P. in Wächtersbach. Vielen Dank für Uebersendung der Adresse. Der Brief wird Ihnen in den nächsten Tagen wieder zugehen. Herzlichen Gruß.

V. T. in Rauschenberg. Sie sehen, wir sind mit Ihnen gleiche Ansicht gewesen. Freundlichen Gruß und besten Dank.

L. A. in Simmern. Auch der Empfang des neuen Aufsatzes sei mit besonderem Dank bestätigt. Das Gedicht konnte leider nicht mehr zur Verwendung kommen.

Anläßlich des bevorstehenden Quartalswechsels bitten wir unsere werthen Post-Abonnenten das Abonnement gefl. rechtzeitig zu erneuern. Bei direktem Bezug von dem unterzeichneten Verlag oder bei Bezug durch eine Buchhandlung bedarf es ausdrücklicher Neubestellung nicht, vielmehr wird stets angenommen, daß Fortsetzung des Abonnements gewünscht wird, wenn nicht eine Abbestellung vor Quartalsschluß erfolgt ist.

Der Verlag des „Hessenland“.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. W. Grotefend in Kassel. Druck und Verlag von Friedr. Scheel in Kassel.



№ 13. X. Jahrgang. Kassel, 1. Juli 1896.

Der Jugend heit'rer Morgen.

Der Jugend heit'rer Morgen ist wolkenlos und hell,
Es schlafen noch die Sorgen, es springt der Freuden Quell.
Sei uns gegrüßt, du junger Tag,
Und was er Gutes bringen mag!
Die Welt voll Lust und Hoffen
Steht offen.

Doch ernster wird das Leben, und ernster wird der Sinn,
Und dunkle Schatten schweben um Roß und Reiter hin.
Es weicht der gold'nen Träume Pracht
Der Wirklichkeit, nun, Herz, hab' Acht
Den Schatz aus Jugendjahren
Zu wahren.

Die argen Sorgen quälen, die Welt strebt Tag für Tag,
Wie sie aus freien Seelen Philister schaffen mag;
Allein es wahrt der rechte Mann
Des Ideales Talisman,
Wie auch die Wetter dräuen,
In Treuen.

In Treuen laßt uns halten zusammen Mann für Mann,
Daß uns Philisterwalten nicht unterkriegen kann.
Laßt nach des Tages Dienst und Müh'n
Der Freiheit Jugendfeuer glüh'n;
Es fehl' ihr holder Schimmer
Uns nimmer!

Und rauscht mit stetem Schwalle der Jahre Strom vorbei;
Die helle Losung schalle: Das Herz bleibt jung und frei!
Das sei der frohe Willkommgruß,
Das mag beim letzten Glas und Kuß,
Bei unserm letzten Singen
Erklingen!

O. A. Ellissen.





Amelia Elisabeth,

Landgräfin zu Hessen, geborene Gräfin zu Hanau.

Vortrag, gehalten zur Feier des fünfzigjährigen Jubiläums des Hanauer Geschichtsvereins und der sechzigsten Jahresversammlung des Hessischen Geschichtsvereins zu Hanau am 28. August 1894
von

Dr. Otto Brandt.

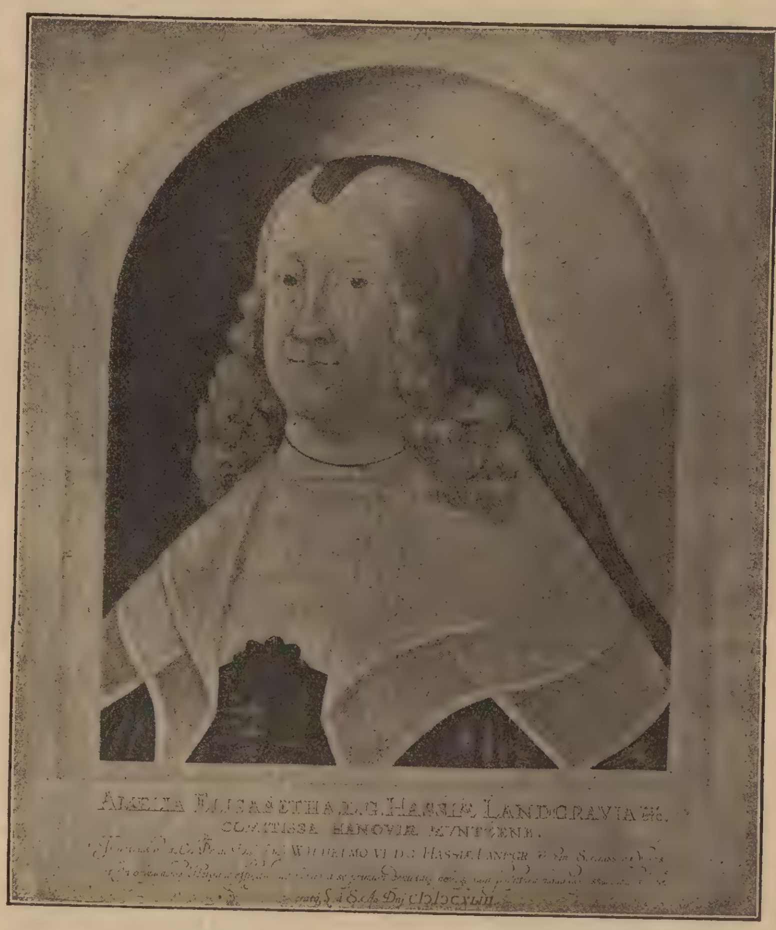
Ein Doppelfest, wie das unserige, lenkt die Blicke auf das, was den Feiernden gemeinsam ist. Hessen und Hanau, zwei selbstständige Territorien, benachbart, aber in dem Gang ihrer Geschichte Jahrhunderte hindurch nur wenig sich berührend, vereinigen sich in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts beim Aussterben des Hanauischen Grafenstammes in der Hand der hessischen Fürsten. Doch in zwei Theile geschieden. Wie Gesammthessen nach den beiden Hauptlinien seines Fürstenhauses getrennt ist, so zerfällt das Land Hanau jetzt wieder in seine zwei ehedem selbstständigen Theile, und es gelangen, nach Ausscheidung der im Elsaß und am Rhein gelegenen vormals Hanau-Lichtenbergischen Besitzungen für Hessen-Darmstadt, nur das Stammgebiet und die späteren Erwerbungen der älteren Linie, die Hanau-Münzenbergischen Lande in der Wetterau und am Main, an Hessen-Kassel. Wir gehen, indem wir nach dem Grund dieser letzteren als der unsere Heimathländer treffenden Verbindung fragen, um ein weiteres Jahrhundert in der Geschichte zurück und treten vor das Bild der Fürstin, deren Lebensgang unsere heutige Betrachtung gewidmet ist. Amelia Elisabeth, die Tochter aus dem Grafenhaus Hanau — die große hessische Landgräfin-Wittib und Vormünderin, mit diesen Grenzlinien ist ein Leben umschrieben, das gerade unserer heutigen festlichen Versammlung theuer sein muß. Und nicht etwa blos wegen des diplomatischen Verdienstes, daß Amelia es war, die jene Vereinigung der hanauischen und hessischen Stammlande begründete. Sondern vor allem in Erinnerung an die Dankespflicht, die Hanau seiner Tochter und ihrem fürstlichen Gemahl schuldet, weil ihm in schlimmster Noth von dort die Erlösung kam, die wir noch heute hier alljährlich festlich begehen, Amelia auch noch weiterhin ihrem Heimathlande wichtigste Dienste leistete; um des Dankes Willen aber zugleich, den Hessen seiner großen Fürstin schuldig ist, die das Land Hessen-Kassel vom Untergang errettet und zu erweiterter Machtstellung und neuer innerer Kräftigung geführt hat; und schließlich, wenn wir alle diese Ereignisse und Ergebnisse, die ich in kurzen Zügen Ihnen vorzuführen haben werde, auf ihre innere Begründung prüfen und so uns menschlich näher bringen, weil in dem Bild dieser Fürstin und Frau, die nach ihrem Werden Hanau, ihrem Wirken nach Hessen, und somit uns allen gemeinsam zugehört, eine unserer Bewunderung und Liebe werthe, große historische und menschlich edle Persönlichkeit uns entgegentritt, die wir nur mit Stolz die unserige nennen können.

In dem gräflichen Schloß, in dem wir tagen, jedoch einem älteren, nicht mehr vorhandenen Theile, wurde Amelia Elisabeth am 28. Januar des alten, 7. Februar des heutigen Kalenders im Jahre 1602 geboren. Sie war die Tochter des regierenden Grafen Philipp Ludwig II. von Hanau-Münzenberg*) und seiner Gemahlin Katharina Belgica.

Die Grafen von Hanau, seit der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts in die zwei schon erwähnten Linien geschieden, nahmen, an Alter und edlem Ursprung ihres Geschlechts den meisten der noch heute regierenden Fürstenhäuser nicht nachstehend, ihrer politischen Machtstellung nach bei mäßigem Territorialbesitz nur einen bescheidenen Platz im Reichsverbande ein; sie übertrafen an Einfluß im Reich wohl nur wenig die benachbarten Wetterauischen Grafen, die Ysenburge, Solmse u. a. Die Lage des Stammgebietes am Main, diesem das ganze Mittelalter hindurch am stärksten befahrenen unter den deutschen Strömen, hatte die Entwickelung einer Handelsthätigkeit bisher nicht zur Folge gehabt. Die Hauptstadt selbst, 1303 mit Stadtrecht beliehen und erst 1436 als

*) Ueber Graf Philipp Ludwig verweisen wir auf den im „Hessenland", Jahrgang 1894, S. 76 ff., 91 ff., abgedruckten Vortrag von Konrad Fliedner.
Anm. der Redaktion.

Residenzort an die Stelle Windeckens tretend, nicht am Main, sondern, in ihrer damaligen Beschränkung auf die Altstadt, eine Viertelstunde landeinwärts an der Kinzig gelegen, war ein lediglich ackerbautreibendes Städtchen, geringer als das damalige Fulda, Hersfeld und wohl noch kleinere Orte; ein 1468 der Stadt vom Kaiser verliehenes Meßprivilegium konnte erst einhundertzwanzig Jahre später, 1589, zur Ausführung kommen. Doch war das kleine Land keineswegs schlecht regiert worden. Ein ganz hervorragender Regent, Reinhard II., hatte 1429 seine Erhebung in den Reichsgrafenstand erwirkt. Er, wie seine Nachfolger vergrößerten das Land, dessen frühere Erweiterungen vornehmlich in günstigen Heirathen ihren Grund gehabt hatten, weniger durch Fehden,



Bildniß der Landgräfin Amelia Elisabeth aus dem Jahre 1643.
Nach einem Schabkunstblatt von Ludwig von Siegen.*)

deren Zeit bald vorüber war, als durch vortheilhafte Vergleiche, Einlösung früher verpfändeter Gebietstheile und Ankauf von Ortschaften und Herrschaftsrechten, wozu eine geordnete Verwaltung und Lebensführung ihnen die Mittel in die Hand gab. Nur allmählich war im Lauf des sechzehnten Jahrhunderts das evangelische Bekenntniß im Lande zur Herrschaft gelangt. Anfänglich der lutherischen Richtung folgend, doch, ähnlich wie in Hessen, ohne streng konsequente Ausprägung, schlossen sich, als der Kampf zwischen Lutheranern und Calvinisten erst gegen Ende des Jahrhunderts in voller Schärfe entbrannte, Grafenhaus und Land Hanau-Münzenberg, ganz in gleicher Weise von der lutherisch bleibenden jüngeren Linie

*) Vergl. über diesen den Aufsatz von Franz Gundlach in dem V. Jahrgang des „Hessenland" (1891), S. 66.

Lichtenberg sich trennend, wie um dieselbe Zeit Hessen-Kassel von Darmstadt, dem reformirten Bekenntniß an. Philipp Ludwig, der Vater Amelia's, war es, der gleich bei seinem Regierungsantritt im Jahr 1595, das schon von seinen Vormündern begonnene Werk vollendend, die reformirte Konfession zur Durchführung brachte. Der ersten thatkräftigen Regierungshandlung des jungen Landesherrn folgten weitere von gleichfalls großer Bedeutung. Für die Pflege der Wissenschaften sorgte Philipp Ludwig durch Stiftung der hohen Landesschule, unseres heutigen Gymnasiums. Handel und Verkehr hob er durch noch andere Maßnahmen und die Einrichtung eines regelmäßigen Schiffahrtsverkehrs auf dem Main. Er baute viel, unter anderem den Theil des Schlosses, in dem wir uns befinden. Seine bedeutendste Schöpfung aber war die Neustadt Hanau, die er durch Ansässigmachung um ihres Glaubens willen aus ihrer Heimath und demnächst aus ihren Zufluchtsorten in Deutschland vertriebener Niederländer und Wallonen gründete. Philipp Ludwig hat den Gesammtort Hanau geschaffen, wie er sich im Wesentlichen noch heute präsentirt, er hat durch Herbeirufung jener betriebsamen und geschickten Fremden den hervorragenden industriellen Geist hier seßhaft gemacht, durch den Hanau sich noch heute auszeichnet. Seine nur siebzehnjährige Regierung war hiernach eine in mehr als einer Hinsicht für die Entwickelung der ganzen Folgezeit grundlegende; Philipp Ludwig II. war ohne Zweifel der bedeutendste Regent des Hanau-Münzenbergischen Hauses.

Berühmter Herkunft und, wie sie als Regentin ihres Landes noch bewähren sollte, eine an Geist und Thatkraft hervorragende Frau war die Mutter Amelia's, Katharina Belgica, die Tochter Wilhelm's von Nassau-Oranien, des großen Statthalters der Niederlande. Es war nicht die erste Verbindung zwischen den Häusern Hanau und Nassau, die Philipp Ludwig einging; aber, nachdem dieser Zweig des nassauischen Grafenhauses inzwischen durch den Anfall der oranischen Besitzungen in Südfrankreich und den Niederlanden zu namhafter Machtstellung gelangt war, kann diese Heirath als die erste des Hauses Hanau von größerer politischer Bedeutung bezeichnet werden. Sie knüpfte ein auch zur oranischen Linie des Hauses Nassau schon bestehendes Verwandtschaftsband noch fester: Philipp Ludwig und seine Gemahlin waren Blutsverwandte, beide Nachkommen jener Juliane von Stolberg, der Mutter Wilhelm's von Oranien, die in zweiter Ehe mit Wilhelm dem Reichen von Nassau-Dillenburg, in erster mit Philipp II. von Hanau-Münzenberg vermählt gewesen war. Die Verbindung mit Nassau war dadurch noch inniger geworden, daß auch Philipp Ludwig's Mutter nach dem frühen Tod ihres ersten Gemahls sich in zweiter Ehe mit einem Grafen von Nassau, Johann, dem Enkel Wilhelm's des Reichen und Julianens, verheirathet hatte. An dem Hofe dieses seines Stiefvaters, zu Dillenburg, war dann Philipp Ludwig erzogen worden, in dem reformirten Bekenntniß, das er demnächst in seinem Lande durchführte und dem Nassau und Oranien und mit dem letzteren das niederländische Volk schon zugehörten. Durch die Verbindung mit Oranien aber trat das Haus Hanau zugleich in nahe verwandtschaftliche Beziehungen zu dem damals noch mächtigen, gleichfalls reformirten Kurfürsten von der Pfalz. Friedrich IV. von der Pfalz war der Gemahl einer anderen Tochter Wilhelm's von Oranien, einer rechten Schwester der Katharina Belgica; ihr Sohn war Friedrich V., der pfälzische Kurfürst, dessen Erwählung zum König von Böhmen demnächst den dreißigjährigen Krieg entfesseln sollte. Aus dem Allen ergeben sich für Amelia Elisabeth nach der Mutterseite hin folgende wichtige Verwandtschaftsbeziehungen: Moritz von Nassau-Oranien, der Nachfolger seines Vaters Wilhelm in der Statthalterschaft der Niederlande, und dessen Bruder und Nachfolger Friedrich Heinrich waren die Oheime Amelia's, die Brüder ihrer Mutter; Friedrich V., der von Beginn des dreißigjährigen Krieges an geächtete und seiner Länder entsetzte Kurfürst von der Pfalz und König von Böhmen, war ihr rechter Vetter. Zu diesen bedeutenden oder doch um ihrer Schicksale willen namhaften Persönlichkeiten tritt endlich der französische Marschall Turenne, Vicomte de la Tour d'Auvergne, der Hugenott, der im dreißigjährigen Krieg für die Sache der deutschen Protestanten focht, um dann gegen das Ende seines Lebens seinem König zu Liebe Renegat zu werden. Er war der Sohn einer weiteren rechten Schwester der Katharina Belgica, mithin ebenfalls rechter Vetter Amelia's und ebenso des böhmischen Winterkönigs.

Amelia Elisabeth erhielt, wie mangels eines Nachweises darüber doch vermuthet werden darf, ihre Namen von zwei Schwestern der Mutter, Amalie, späteren Pfalzgräfin von Zweibrücken, die wiederholt am Hanauischen Hof verweilte, und Elisabeth Flandrica, der Mutter Turenne's; die Benennung noch anderer Kinder Philipp Ludwig's nach Gliedern des oranischen Fürstenhauses läßt auf die Innigkeit dieser Beziehungen und den Werth schließen, den man ihnen beilegte.

Ueber die Jugendzeit Amelia's sind nur spärliche Nachrichten vorhanden. Wir erfahren, daß sie, nachdem sie die ersten Lebensjahre in der elterlichen Familie in Hanau verbracht hatte, noch bei Lebzeiten Friedrich's IV., der 1610 starb, an den pfälzischen Hof zu Heidelberg kam, um unter der Leitung der Kurfürstin, ihrer Tante, erzogen zu werden. Dort verblieb sie mehrere Jahre. In Heidelberg und schon in Hanau wurde sie mit gutem Erfolg unterrichtet, insbesondere in fremden Sprachen, von denen sie die französische wie ihre Muttersprache zu gebrauchen lernte. Der Leichenpredigt für Amelia darf für diese ihre erste Jugendzeit als vollkommen glaubhaft entnommen werden, daß bei ihr „gleich damals neben einem leutseligen, sanfftmütig- und gantz gütigem Gemüth allerhand herrlicher Qualitaeten und Gaben dergestalt herfür zu leuchten begonnen, daß Ih. Fürstl. Gn. von männiglichen geliebet und geehret, auch von vielen hohen Persohnen nicht wenig aestimiret, und schon dero Zeit eine sonderbahre gute Hoffnung von jhro geschöpfft worden".

Amelia befand sich noch in Heidelberg, als im Jahre 1612 ihr Vater Philipp Ludwig, kurz nach Rückkehr von einer Reise nach England, wo er seinem Neffen Friedrich V. von der Pfalz die Tochter des Königs Jakob zur Braut geworben hatte, im sechsunddreißigsten Jahr seines Lebens verstarb, eines frühzeitigen Todes, wie alle Regenten des Hanau-Münzenbergischen Hauses. Nicht ohne Rührung kann man den eingehenden Bericht lesen, den der Rathsherr Sturio in seiner im Hanauer Stadtarchiv aufbewahrten Chronik davon giebt, wie der ritterliche Mann, schon lange von schwacher Gesundheit, in frommem Vertrauen auf Gott und seinen Heiland die Schrecken des herannahenden Todes überwindet. Als er mit zitternder Hand in die Gebet- und Gesangbüchlein seiner Kinder ein letztes Mahnwort einträgt, schreibt er in dasjenige der abwesenden Amelia die einfachen Worte: „Habe Gott vor Augen, Ehre deine l. Frau Mutter mit kindtlichem Gehorsam, bewahre Zucht und ehr, das ist dein bestes Kleynot und Reichthumb". Sie hat es wohl treulich gehalten. Vor der feierlichen Beisetzung des Vaters kehrte Amelia nach Hanau zurück. Kurz darnach begleitete sie die Mutter zu einem längeren Besuch bei dem Oheim Moritz von Oranien im Haag. Nach Rückkunft von dort verblieb sie bis zu ihrer Vermählung bei der Mutter in Hanau. Es waren trübe Zeiten. Die Wolken des nahenden furchtbaren Kriegswetters ballten sich schon zusammen. Katharina Belgica aber, Vormünderin ihres Sohnes Philipp Moritz, regierte in diesen Jahren und demnächst noch unter den Gefahren und Bedrängnissen, die gleich der eben begonnene Krieg für Hanau brachte, ihr Land mit fester Hand und ihres klugen Vaters würdiger, erfolgreicher Umsicht. (Fortsetz. folgt.)



Die Kasseler Schützen.

(In Anlehnung an den Vortrag des Oberstlieutenants z. D. von Kropff im Verein für hessische Geschichte und Landeskunde zu Kassel.)

(Fortsetzung.)

Neben der Büchse, der Muskete, der Feldschlange und dem Doppelhaken erscheint gegen Ende des 16. Jahrhunderts in Hessen noch die Armbrust, die Waffe der mittelalterlichen Vogelschießen, die auch sonst, so in Meißen, Thüringen, Böhmen und Braunschweig, damals noch im Gebrauch war und an manchen Orten noch lange im Gebrauch blieb.*) Nach wie vor war die Armbrust die bei den jährlich abgehaltenen Vogelschießen übliche Waffe. In Kassel wurden diese Vogelschießen durch den Obersten Johann von Rolshausen 1588 eingeführt, in der Absicht, „darmitt man denn nunmehr hier auch gleicher Gestalt solche Kurtzweil und gute Gesellschaft halten und ins Wergk pringen, auch sich ein jeder darin exerciren möge". Dies Vogelschießen sollte „uffm Anger", am 27. Mai 1588, dem zweiten Pfingsttage, abgehalten werden. Ein Ochse, im Werth von 10 Gulden, den vermuthlich der Landgraf stiftete, war als erster Preis dem Schützen zugedacht, der den letzten Rest vom Vogel abschoß. Der Gewinner dieses Preises durfte übrigens zwischen dem Ochsen oder dem Betrag für denselben wählen. Wer den Kopf herunter holte, bekam zwei Gulden, wer den rechten Flügel anderthalb Gulden, wer den linken Flügel einen Gulden, wer den Schwanz drei Ortsgulden und „so oft einer ein Spon vom Vogel,

*) Siehe auch Edelmann a. a. O., S. 41—44.

er sey klein oder groß, daß man nerlich Holz erkennen kann, abschieße und auf die Erde fiele, soll deme sobalt ein Schreckenberger gehandtreicht und zugestellt werden". Zur Bestreitung der Preise, von dem ersten abgesehen, hatte jeder Schütze einen halben Gulden einzulegen, die Betheiligung war also auch minder Wohlhabenden möglich als bei dem oben erwähnten, von Georg von Scholley veranstalteten Schießen.

Daß das Armbrustschießen in Kassel noch weiter betrieben wurde, unterliegt keinem Zweifel; denn am 5. Mai 1596 bestellte Landgraf Moritz bei Pawel Kandeler in Nürnberg „zu behuef unsers Armbrustschießens" 500 Bolzen von 2½, 3, 3½, auch 4 und 4½ Lothen und forderte deren schleunigste Herstellung und Uebersendung. Aus einem Schreiben des landgräflichen Schwagers Herzog Johann Ernst zu Sachsen an den Landgrafen wissen wir ferner, daß für Ende Juni 1600 ein Schießen mit Armbrust und Doppelhaken geplant war. Beide Aktenstücke sind gleichfalls von Landau aufbewahrt. Zu beiden wurden die Einladungen weit verbreitet, um zahlreiche Theilnehmer nach Kassel zu führen.

Diesen von Kassel aus nach auswärts ergangenen Einladungsschreiben entsprach es, daß die Kasseler bezw. hessischen Schützen nun ihrerseits zu Schützenhöfen nach anderen Orten reisten, nicht ohne dazu von Seiten ihrer heimischen Behörden Unterstützung zu erhalten. Im Jahre 1613 wurde solche „nach altem Herkommen" den Kasseler Schützen, welche gen Heiligenstadt oder Duderstadt auf ausgeschriebenes Schießen auszogen, im Betrage von 2½ Gulden zu Theil, und zwar aus Mitteln der Stadt, deren Kämmerer am 25. September 1613 vom Bürgermeister zur Zahlung angewiesen wurde. Am 12. September 1617 erhielten der Kasseler Schütze Reinhold Löbe und sein Geselle, welche nach Mengeringshausen auf das Schießen ziehen wollten, von dem Stadtkämmerer 2 Gulden ausgezahlt.

Auf einem außerhalb Hessens, wo ist leider nicht zu ersehen, am 10. Oktober 1596 abgehaltenen Schützenhof, waren neben vielen andern Städten von jetzt hessischen folgende vertreten: Kassel, Marburg, Fulda, Hersfeld, Eschwege, Rotenburg, Melsungen, Hofgeismar, Fritzlar, Homberg, Witzenhausen, Ziegenhain, Treysa, Wolfhagen, Gudensberg, Lichtenau, Waldkappel, Grebenstein, Immenhausen und Spangenberg.

Dafür, daß die Schießübungen im Hessischen nicht nachließen, sorgten die Landgrafen immer mehr, zumal die Zeitläufe sich mit dem Beginn des 17. Jahrhunderts bald kriegerischer gestalteten. Von mehreren Ortschaften sind Quittungsbelege über aus fürstlichen Mitteln empfangene Zuschüsse zu den Zwecken der Schützen im Besitze der Landesbibliothek, so abgesehen von Kassel selbst in Bezug auf Gießen (1624), Romrod bei Alsfeld (1625), Frankenberg (1631), Rauschenberg (1633), St. Goar (1634, 1644), Marburg (1637). Die Beiträge bewegten sich in den Grenzen von 2—9 Gulden jährlich. Auch die einzelnen Stadtobrigkeiten steuerten wohl bei, wenigstens kehrt in den städtischen Rechnungen von Kassel, von dessen offener Hand für Schützenzwecke oben die Rede war, seit dem Jahre 1603 ein Posten von 3 Gulden für die Büchsenschützen ständig wieder.

Das 17. Jahrhundert war in seinem weiteren Verlauf für die Entwickelung des Scheibenschießens wie die Organisation der Schützen von erheblicher Wichtigkeit. Nach wie vor nahm sich der Landesherr der Angelegenheiten der Schützen an. So spendete Landgraf Wilhelm VI. für das am 29. Juli 1654 in Kassel abgehaltene große „allgemeine Preisschießen", zu dem alle Schützenmeister und Schießgesellen durch Ausschreiben eingeladen wurden, 50 neue Wilhelmsthaler zu Geldpreisen für die besten Schützen. Nach der neuen Schützenordnung von 1665, von der noch mehr die Rede sein wird, stiftete die Regentin Hedwig Sophie, die Schwester des großen Kurfürsten von Brandenburg, zu dem am Osterdienstag beginnenden Schießen 12 Gulden für die Herrengabe, Bürgermeister und Rath aber 6 Gulden jährlich. Landgraf Karl erhöhte im Jahre 1711 die bisher bewilligte Herrengabe um 4 Reichsthaler und bestimmte, daß der beste Schütze an Höchstseinem Geburtstage, abgesehen von den äußeren Ehren und dem Geldgewinn, die ihm winkten, für ein Jahr von jeder Kontribution, Geschoß und anderen Lasten befreit sein sollte. Derselbe Landgraf ließ zu dem an der Stelle des alten, mindestens seit 1681 baufälligen, aber erst im Jahre 1712 für 7 Reichsthaler 16 Albus auf Abbruch verkauften Schützenhauses auf dem Werder an der Fulda, das in der Ordnung von 1665 zuerst genannt wurde, geplanten Neubau im Jahre 1706 die Hälfte der Baumaterialien an Mauersteinen, Kalk, Backsteinen und Eichenstämmen aus dem fürstlichen Bauhofe anweisen und verlieh unter dem 7. März 1713, „um das zu bauen im Werk begriffene Schützenhaus", dessen Bau also nur langsam vorrückte, „desto eher zur Perfektion zu bringen", den Kasseler Schützen das Privileg, Wein, Bier, Broihan und Brandtwein auszuschenken. Bis dahin war nach der Ordnung von 1665 nur gestattet gewesen, daß an den Schießtagen ein Kannengießer und ein Krämer ihre

Buden mit Waaren aufschlagen und Butterkringel, Wecke und Bier verkaufen durften. Bei dem Feste von 1654 war bei strenger Untersagung aller Ueppigkeit Vorsorge getroffen gewesen, daß den Schützen ein guter Trunk Wein und Bier neben anderen Viktualien gegen billige Bezahlung verabfolgt wurden.

Den von der Obrigkeit gewährten größeren Vergünstigungen entsprach es, wenn dieselbe andererseits darauf bedacht war, das Band der Organisation straffer anzuziehen und die Anforderungen an die Schützen zu erhöhen. In der Ordnung von 1665 wurden sämmtliche Strafen höher normirt und deren Festsetzung dem Ermessen der Schützenmeister und Schießgesellen entrückt. Wer Schütze werden wollte, hatte sich beim Schützenmeister zu melden und ein Einschreibegeld von 4 Albus zu erlegen. Wer bei den monatlichen Zusammenkünften, die demnach reglementsmäßig festgelegt wurden, ohne Erlaubniß oder ohne hinreichende Entschuldigung fehlte, hatte 1 Albus Strafe zu zahlen. Wohl zur Unterstützung der Schützenmeister findet sich im Laufe des 17. Jahrhunderts ein von den Schützen erwählter Ausschuß der Siebener, dessen 1665 des Näheren gedacht wird und dessen Anordnungen Folge zu leisten war. Aus diesen Siebenern sind vielleicht die späteren Schützenoffiziere hervorgegangen.

Während bis dahin amtlich Offiziere und Unteroffiziere nicht anerkannt waren, vielmehr ein Antrag des Schützenkapitäns, richtiger Schützenmeisters, vom 17. März 1649, „den Herren Offiziers von Seiten der Stadt einen Recompens für ihre Ergötzlichkeit zu bewilligen", gar nicht beantwortet worden war, wurde im Jahre 1705 die Stellung der Schützenoffiziere und Unteroffiziere geschaffen, bezw. von Amtswegen genehmigt; erstere ernannte anfangs der Kommandant, seit 1763 wurden sie vom Landgrafen mit besonderem gnädigsten Reskript versehen. Gleichzeitig wurde eine zweite Schützenkompagnie errichtet und ihr alsbald eine Fahne verliehen, wie sie die alte Kompagnie seit 1690 führte. Schon vorher hatte man aus Zweckmäßigkeitsrücksichten die vorhandene Kompagnie unter der Hand getheilt und zwei sogenannte Ausnahmskompagnieen gebildet, sodaß das Eingreifen der Obrigkeit im Jahre 1705 nur das Gepräge der endgültigen Regelung bereits länger vorhandener Einrichtungen trug. Auf die militärische Seite des Schützenwesens wurde überhaupt mehr und mehr Gewicht gelegt. Neben der strafferen Organisation, der Genehmigung des Instituts der Schützenoffiziere und der Verleihung von Fahnen spricht dafür auch der Umstand, daß sich zum Beginn des Schießens am Osterdienstag die Schützen am Markt vor dem Rathhause versammelten und dann in geschlossenem Zuge unter Trommelschlag ausrückten.

Im Anschluß daran wurde auf Vervollkommnung der Uebung im Gebrauch der Waffen immer mehr gesehen. Nachdem die Landgräfin Hedwig Sophie im Jahre 1664 verfügt hatte, daß sich jeder Hausmann zur Landesvertheidigung — gegen die Türken, welche damals Wien und Deutschland bedrohten — mit tüchtigem Gewehr, Muskete oder Feuerrohr sammt Patrontasche zu versehen habe, wurde am 19. März 1680 vom Kommandanten von Kassel angeordnet, daß die Schützenkapitäns ihre Kompagnien „in denen Exercitiis" zu unterrichten hätten. Landgraf Karl ging auf diesem Wege weiter vor. Die Maßregel der offiziellen Anerkennung der zweiten Schützenkompagnie hatte den besonderen Zweck, eine eigene Abtheilung für die zur Vertheidigung der Stadt unerläßlich nothwendige Bedienungsmannschaft des schweren Gewehrs, der Doppelhaken, zu schaffen; die neue Kompagnie wurde ausdrücklich Doppelhaken-Kompagnie benannt. In einer Verfügung vom 24. April 1705, in welcher der Landgraf an die früher in dieser Hinsicht bestandene, unseren Lesern bereits bekannte Gepflogenheit, sich in dem Gebrauch der Gewehre schwereren Kalibers zu üben, erinnerte, befahl er dem Kommandanten Oberst Baron von Uffeln „das Exercitium des Doppelhaken- und schweren Gewehrschießens" wieder zu erneuern und in Aufnahme zu bringen und darauf zu halten, daß „dasselbe Exercitium nicht wieder in Abgang komme. Zu welchem Ende derselbe (der Kommandant) ungefähr 40 Mann aus obbesagter Unserer allhiesigen Schützenkompagnie, welche nicht nur Lust hierzu haben, sondern auch kräftig darzubefunden werden, auszuwählen, denselben sodann ihre eigenen Offiziers und zwar solche, die von selbst Belieben darzu tragen, anbei zu diesem Exercitio capabel seindt, die Schützen fleißig unterrichten und zu steter Uebung beständig anhalten, zu bestellen hat". Die Schützen, welche in die Doppelhaken-Kompagnie eintraten, waren damit von den übrigen Schützenfreiheiten nicht ausgeschlossen, sondern durften nach wie vor auf die anderen Scheiben mitschießen und genossen die gleichen Privilegien und Benefizien wie die übrigen Schützen.

Die Anforderungen, welche ein so umsichtiger und energischer Regent wie Landgraf Karl an die Schützen stellte, waren so erheblich, daß die Kasseler Bürger anfingen in ihrem Eifer für das

Schützenwesen zu erlahmen. Der Landgraf mußte, wie es unter'm 10. Mai 1718 wirklich geschah, darauf bedacht sein, Bürgermeister und Rath zu Kassel anzuhalten, daß sie ihren Einfluß auf die jungen angehenden Bürger in dem Sinne gebrauchten, daß dieselben wenigstens zwei Jahre vor der Scheibe mitschössen und sich übten. Die Schützenkompagnieen wurden somit in gewissem Sinne bereits zwangsweise ergänzt.

Nach Landgraf Karl's Tode zerfiel das Schützenwesen bald. Das öftere Scheibenschießen wurde vielfach als Gelegenheit zum Müßigang und zu „Debauchen“ betrachtet, weshalb die Regierung im Jahre 1733 das Scheibenschießen einschränkte und es abgesehen vom Geburtstage des Landesherrn, dem dritten Oster- und dritten Pfingsttage nur alle vierzehn Tage einmal abgehalten wissen wollte. Diese Verfügung wurde trotz wiederholter Beschwerden der Schützenmeister aufrecht erhalten. Darunter litt denn natürlich auch die militärische Ausbildung der Schützen, die man fortan nur noch zum Wachtdienst gebrauchen mochte, der durch Bestimmungen vom 25. Februar 1742 des Näheren geregelt wurde. (Schluß folgt.)



Das Johannisfest in Eschwege.

Von H. Bierwirth-Eschwege.

Wer Sinn für unseres Volkes Sitten und Gebräuche hat, wird bemerken, daß ein großer Theil derselben im Laufe der Zeit verschwunden ist. Unsere nüchterne, materialistische, poesiearme Zeit, die durch die riesigen Verkehrswege alles gleichmacht, beseitigt einen schönen Volksbrauch nach dem andern. Diese Volksbräuche wurzeln im Heidenthum; sie sind der letzte Rest, welcher uns von der Religion unserer heidnischen Vorfahren übrig geblieben ist. Die alten Deutschen waren ein Volk, welches mit der Natur sehr vertraut, mit ihr verwachsen war. Obwohl äußerlich von reckenhafter, furchtgebietender Gestalt, hatten sie doch ein tiefes Gemüth, eine lebhafte Phantasie und einen ahnungsreichen Sinn, der in den Bergen und Felsen, in Hainen und Wäldern, an Brunnen und Quellen überirdische Gestalten, wie Riesen, Wichtelmännchen, Kobolde, Elfen u. s. w., erblickte. An zahlreiche Orte knüpften sich poetische Sagen, welche ihnen eine besondere Weihe verliehen und sie zu erinnerungsreichen Stätten machten. Verschwunden sind die Wichtelmännchen aus unserer Gegend. Nur noch einige Flur- und Ortsnamen erinnern an dieses gutmüthige, in Ritzen und Löchern hausende Völkchen. So die „Wichtellöcher“ auf der Plesse, die „Wichtelhäuser“ zu Wanfried, die „Wichtelkirche“ und der „Wichtelanger“ bei Jestädt, die „Wichtelgrube“ auf dem Fürstenstein, das „Wichtelloch“ bei Abterode, der „Wichtelstein“ bei Datterode u. s. w. Auch die „Brunnenfeste“, welche bis vor wenigen Jahren hier gefeiert wurden, in unserer Nachbarstadt Mühlhausen aber heute noch gefeiert werden, sind Nachklänge aus der Heidenzeit. Aber die „Osterfeuer“ brennen noch, und der „Klobes“ erscheint noch jedes Jahr den Kindern. Ein solches Fest aus der grauen Vergangenheit ist auch das Eschweger „Johannisfest“. Dieses Fest, welches früher am Sonntag nach Johannis gefeiert wurde, seit etwa zwölf Jahren aber auf den Anfang der Sommerferien verlegt ist, ist ohne Zweifel das Fest der Sommer-Sonnenwende, welches unsere Vorfahren dem Lichtgotte Baldur zu Ehren feierten. Als die christlichen Sendboten den heidnischen Chatten das Evangelium brachten, ließen sie kluger Weise die heidnischen Feste bestehen, nur legten sie ihnen eine christliche Bedeutung unter, und so trat an die Stelle Baldur's der Prophet Johannes der Täufer. Daß es ein sehr altes Fest ist, geht aus mehreren, noch vorhandenen Urkunden hervor. So schreiben Bürgermeister und Rath von Eschwege unter dem 22. August 1594 in einer Eingabe an den Superintendenten, die sich auf das Johannisfest bezieht, daß dieses seit „undenklichen“ Jahren gefeiert würde.

Das Eschweger Johannisfest ist ein Kinderfest und dauert drei Tage: Sonnabend, Sonntag und Montag. Schon am Freitag Nachmittag begeben sich die drei obersten Klassen der Bürger-Mädchenschule unter Aufsicht ihrer Lehrer an den Leuchtberg, um Eichenlaub zu holen, aus dem sie Guirlanden und Kränze zum Ausschmücken der Schulhäuser winden. Am Sonnabend Morgen ist der „Maiengang“. Punkt 7 Uhr begeben sich die sämmtlichen Klassen der Knabenschule, von ihren Lehren geführt und von zahlreichen Bürgern begleitet, im Zuge nach dem „Schülerberg“ hinter Grebendorf zum Maienholen. Voran marschirt das Trommler- und Pfeifercorps,

flotte Märsche spielend, welche vor Wochen schon ein von Seiten der Stadt dafür bezahlter Musiker mit den Knaben eingeübt hat. Die Maibüsche sind Tags zuvor von städtischen Arbeitern gehauen. Schon in alter Zeit machte die Gemeinde Grebendorf, welcher der Wald gehört, den Eschwegern das Recht, Maien zu holen, streitig. Nach einem Bericht vom Jahre 1655 hatten die Eschweger Lehrer das Recht, jährlich zwei- oder dreimal mit ihren Schülern am Schülerberge zur Ausschmückung der Schulzimmer so viele Maien zu holen, als diese zu tragen vermochten; die Lehrer durften dieselben sogar nachher verkaufen. In der schon oben angeführten Eingabe vom 22. August 1594 beschweren sich Bürgermeister und Rath von Eschwege über die Grebendorfer. Darin heißt es: „Ob wol von vndenklichen Jahren hero alßo vblich vnd herbracht, daß vnsere Schuhlmeister vnd Schühler jehrlichs ihres Gefallens vnd, so oft ihnen geliebet, ann Schühlersbergk jenseitt Grebendorff gangen vnd Meyenpüsche oder Rutten geholet, die von Grebendorff itzo ihnen dasselbige zu verweigern vnnterstehen, indem sie das Gehöltz gentzlich abgestreupet oder gehawen vnd in Hege geleget.“ 1622 wurden die gleichen Beschwerden geführt und 1810 sogar zwischen Grebendorf und der Stadt Eschwege dieserhalb ein Prozeß angestrengt, der zu Gunsten der Stadt entschieden wurde. Da aber der Schülerberg für die Schulknaben, die sich im Laufe der Jahre vervielfacht haben und von denen jeder das Recht hat, zwei Büsche zu nehmen, die Maien in genügender Zahl nicht liefern kann, so wird eine Anzahl aus dem städtischen Walde im Schlierbach gehauen und vorher hierhergebracht. Nachdem man im Wirthshause zu Grebendorf ein gutes Frühstück eingenommen, begiebt sich der Zug nach der Stadt zurück.

Beim Eintritt in diese setzt sich die städtische Kapelle an die Spitze, und nun geht's zunächst nach dem zwischen den beiden Werraarmen gelegenen Festplatz, dem großen Werdchen, wo jeder Schüler einen Maienbusch niederlegt, der zum Schmücken des Festplatzes dient; den anderen nimmt er mit nach Hause. Unter den Klängen eines Marsches bewegt sich nun der Zug, der wie ein wandelnder Wald aussieht und einen hübschen Anblick gewährt, durch die Straßen der Stadt nach dem Marktplatze. Hier angekommen, fingen die Schüler die Lieder: „Stimmt an mit hellem, hohen Klang“ und „Danket dem Herrn“. Ein Frühschoppen-Konzert bildet gewöhnlich den Schluß des „Maienganges“.

Der Hauptfesttag ist natürlich der Sonntag. Nach dem Nachmittagsgottesdienste versammeln sich die Schüler und Schülerinnen, festlich angethan, in ihren Schulklassen. Die Mädchen mit weißen Kleidern und mit reizenden, aus lebenden Blumen gewundenen Kränzchen auf den Köpfen, die Knaben in ihrem besten Staat, rüsten sich zum Festzug. Ein jedes Schulkind erhält ein Milchbrot, das ebenso wie das auf dem Festplatze den Kindern verabfolgte Bier und die Musikkapelle, die dem Zuge vorantritt, von Seiten der Stadt bezahlt wird. Der Festzug, in welchem nach der vom Rektor der Knabenschule aufgestellten Ordnung die Knaben- und Mädchenklassen, von ihren Lehrern geführt, mit einander abwechseln, macht einen imposanten Eindruck. Deshalb wird man sich nicht wundern, daß alle Fenster in den Straßen, durch welche er sich bewegt, von Zuschauern gefüllt sind und ein nach vielen Tausenden zählendes Publikum in den Straßen Spalier bildet. Ist doch das „Johannisfest“ nicht allein ein Fest für die Eschweger, nein für den ganzen Kreis; ja sogar das benachbarte Eichsfeld sendet zahlreiche Besucher. Wenn es das Wetter und die Umstände einigermaßen gestatten, dann bleibt heute stundenweit in der Umgebung niemand zu Hause, sondern geht nach „Eschewei“. Auch die Eschweger, die in der Fremde weilen, kommen an diesem Tage zum großen Theile nach Hause. Auf dem Festplatze, dem großen Werdchen, entsteht bald ein arges Gedränge. Der Platz, auf dem am 21. Februar 1807 die fünf unglücklichen Opfer des „Eschweger Soldatenaufstandes“ standrechtlich erschossen wurden, dient sonst als städtischer Bleichplatz. Er hat sich schon lange zum Abhalten größerer Festlichkeiten als zu klein erwiesen, weshalb ihn die städtischen Behörden vor einigen Jahren durch Ankauf benachbarter Ländereien vergrößeren wollten. Die Angelegenheit scheiterte aber damals an den übertriebenen Forderungen der Besitzer. Nun hat vor etlichen Wochen die Stadt ein anliegendes Gartengrundstück gekauft und will das „kleine Werdchen“ mit dem „großen“ vereinigen, was im nächsten Herbst, wenn der Garten abgeerntet ist, geschehen soll. Auf dem Festplatze angekommen, singen die Kinder in Verbindung mit einem Männerchor seit Alters das zu diesem Zwecke eigens gedichtete und komponirte Lied:

Das Fest der Freuden ist erschienen;
Wir alle athmen Scherz und Spiel;
Es spiegelt sich in aller Mienen
Der Göttin reines Frohgefühl.
Wohlan, beginnt die schöne Feier,
Mit Blumenkränzen schmückt das Haar
Und töne zum Gesang die Leier,
Umringt in Chören den Altar — u. s. w.

Die letzte Strophe des „Johannisfestliedes" lautet:

Wo ist umher auf allen Auen
Ein Fest, das diesem sich vergleicht?
Wohin das Auge möge schauen,
Die Freude ist's, die sich ihm zeigt.
Die Freude tönt von allen Zungen,
Sie töne lang' im Herzen nach,
Und eh' ihr Laut dort ausgeklungen,
Kehr' uns der Sankt Johannistag.

Nachdem noch die Nationalhymne gesungen, läßt die Stadtkapelle muntere Tanzweisen erklingen, und die Kinder eilen zum Tanze, an dem sich kein Erwachsener betheiligen darf. Nur die zu Ostern Konfirmirten haben das Recht, noch einmal mitzumachen. Aber auch die Erwachsenen brauchen sich nicht mit dem Zusehen zu begnügen, ihnen winken, wie dies nun einmal zu einem echten Volksfeste gehört, die verschiedensten Genüsse: Glücksräder, Kraftmesser, Würfel,- Schieß- und andere Buden, Karussels, und wie die Volksbelustigungen alle heißen. Für die leiblichen Bedürfnisse sorgen zwei Konditoreien und etwa zehn Wirthszelte. So entwickelte sich bald das bunteste, fröhlichste Treiben. Für die Kinder endigt das Vergnügen mit dem Eintritt der Dunkelheit.

Am Montag nach eingenommenem Mittagsmahl wird die Feier fortgesetzt. In der Regel ist es jetzt auf dem Festplatze, da weniger Menschen anwesend sind, gemüthlicher als am Sonntage. —

In der beschriebenen Weise verläuft das „Johannisfest," Eschweges größtes Fest. Daß Wochenlang vorher die Schneider, Schuhmacher und Näherinnen vollauf zu thun haben, sei nur beiläufig bemerkt; gilt es doch als selbstverständlich, daß an diesem Tage jedes Kind und wäre es das ärmste, in neuen Kleidern erscheint.

Möge das schöne Fest noch recht viele Jahre in seiner Eigenart die Kinder erfreuen und dem Alter das in der Erinnerung zurückzaubern, wobei es am liebsten verweilt: die glückliche, selige Jugendzeit!

Am Walde her nach Marburg hin!

Ich wanderte am heißen Tage
Den Fluß entlang am Waldessaum. —
Da schritt vom Walde her die Sage
Und führte an der Hand den Traum.
Sie sprach zu mir bedächtig leise:
„Willst Du nicht jetzt im Schatten ruh'n,
Und dann, wie sonst wohl Deine Weise,
Nach ‚Einstmals' manche Frage thun!
Laß schweifen in die ferne Weite
In ihrer Schönheit Aug' und Sinn,
Der Traum und ich wir halten Beide
Dir unsern Zauberspiegel hin,
Der strahlt die Gegenwart Dir wieder
Im Glanze der Vergangenheit;
Dann wallt und wogt auf Dich hernieder
Des Mittelalters reiche Zeit!" —
— — — — — — — — —
Wie steht, von waldbekränzten Höhen
Umringt, das Schloß in stolzer Pracht,
Im frischen Wind die Fahnen wehen,
Die goldnen Löwen halten Wacht!
Ein hoher Tag ist aufgegangen
Der Burg, dem Städtlein an der Lahn:
Sieh, wie in ritterlichem Prangen
Die Fürsten mit dem Kaiser nah'n! —
Dort schreiten durch des Thores Enge
Des Deutschen Ordens stolze Herrn,
Und fröhlich eilt des Volkes Menge
Zum Feiertag von nah und fern! —
Sie, die im grauen Bußgewande
Dem Dienst der Armuth sich geweiht,
Die Fürstin aus dem Ungarlande,
Die sich in Demuth nicht gescheut
Sich allen Glanzes zu berauben,
Verschmähend jede äuß're Pracht,
Der Nächstenliebe, ihrem Glauben
Das ganze Leben dargebracht —,
Sie soll im Tode jetzt empfangen
Als tiefer Demuth höchsten Lohn
Für alles Leiden, alles Bangen
Der Heiligen Märtyrerkron'! —
Wie herrlich in der Landschaft Rahmen
Strebt himmelwärts der hehre Dom,
Der Sankt Elisabethens Namen
Verkündet in der Zeiten Strom!
Es strömt zu seinen hohen Hallen
Das Volk, bewegt, mit frommem Sang;
Hin, feierlichen Schrittes, wallen
Die Pilger unter Glockenklang. —
— — — — — — — — —
Dort — fröhlich mit dem Wanderstabe,
Dem Ränzel und dem Sammtbarett,
Der Schritt so leicht und leicht die Habe —
Zieht hin ein Hochschüler-Quartett!
Die wollen Marburgs alma mater
Erkenntnißdürstend sich vertrau'n.
Es half ein weiser Landesvater
Der Wissenschaft die Stätte bau'n. —
— — — — — — — — —
Das Fähnlein jetzt von reis'gen Knechten
Da, wo der Weg gen Frankfurt führt —,
Wer hat, daß Ihr für ihn sollt fechten,
Die Werbetrommel denn gerührt?
Heut' nennet Feind Ihr den von Hessen,
Den morgen aus kurmainzer Land! —
In fremder Fehde ward vergessen
Was an die eig'ne Heimath band! —
— — — — — — — — —

Welch' schwerer Tritt! Langsam gezogen
Kommt her des Fuhrmanns Viergespann;
Hinauf zum grauen Leinwandbogen
Die mächt'gen Ballen schwellen an.
Die Peitsche knallt zu dem Geläute
Der Schellen. — Naht der Ausspann schon?
Dann ist's des Wegs genug für heute,
Dort winkt des heißen Tages Lohn!
Die Straße auf, die Straße nieder —
Das trabt und rollt und knallt und singt.
Die gehen, jene kehren wieder;
Am Thor Willkomm und Abschied klingt. —
— — — — — — — — —

Des Frauenberges Zinnen hellen
Sich plötzlich auf im Abendstrahl,
Und purpurschimmernd trägt die Wellen
Der Lahnstrom durch sein herrlich Thal! —
Da tönt der Mahnruf: zu gedenken
Des Feierabends, nah und fern —
Bei Glockenklang hinauf zu lenken
Sinn und Gebet zum Thron des Herrn! —

„Wach auf!" Durch feierliche Stille
Dringt greller Ton zum Waldessaum,
Und — in des Dampfes grauer Hülle
Verscheucht die Gegenwart den Traum! —

Jeannette Bramer.



Aus alter und neuer Zeit.

Daumland und Darnland. Johann Georg Estor giebt in seiner Abhandlung „de antiqua Hassiae formula" die von dem älteren Schmincke gemachte Entdeckung wieder, daß nach dem Testament der Landgräfin Anna, der Mutter Philipp's des Großmüthigen, Hessen in das „Daunland" und in das „Darnland" zerfalle. Er leitet dann „Daunland" vom alten celtischen Worte „Dune" ab, welches einen Berg bedeute. In seinen „Origines juris publici" (Ausg. von 1738 S. 27 und von 1753 S. 169) führt Estor — vielleicht wegen Darmstadt — an Stelle des Dar**n**landes ein Dar**m**land ein. Hessische wie andere deutsche Geographen und Geschichtsschreiber von Ruf, z. B. Ayrmann, Büsching, Teuthorn und Engelhard haben in diese Behauptung Estor's bezw. Schmincke's nicht den geringsten Zweifel gesetzt. Der hochverdiente hessische Geschichtsforscher Helfrich Bernhard Wenck, dessen „Landesgeschichte" noch heute nicht zu entbehren ist, war der erste, welcher die wundersame Entdeckung bezweifelte und sie nicht eher als richtig anerkennen wollte, bis er die Urkunde, welche sie enthielt, selbst gesehen habe. Konrad Wilhelm Ledderhose, der bekannte Verfasser des „Hessischen Kirchenrechts", ist der Anregung Wenck's nachgegangen und hat den letzten Willen der Landgräfin Anna wirklich in der Urschrift eingesehen. Er fand darin Folgendes: „Zcum andern so gebe ich undt bescheide gein Caßel und in die Landtschafft da umb lang gelegen zcweyhundirt Gulden; zcu Marpurg undt in die Landtschafft da umb lang gelegen ... und Nidda zcweyhundirt Gulden." Alles ist also auf einen einfachen Lesefehler zurückzuführen. Kleine Ursachen, große Wirkungen!

Manchen älteren Lesern dieser Zeitschrift ist vielleicht noch in Erinnerung geblieben, daß sie einst in ihrer Schulzeit Gelegenheit hatten, das Nöthigste über Hessens Geschichte und Landeskunde in Knittelversen zu lernen, welche sich dem Gedächtniß leicht einprägten. Diese Verse, deren Einsender des Folgenden noch gern gedenkt, entstammen einem Büchlein mit dem Titel: Die Reise durch das Kurfürstenthum Hessen für Kinder, in Versen beschrieben von Johann Justus Schäffer, Lehrer und Organisten bei der Unterneustädter Gemeinde in Kassel. Kassel 1847. In seiner bescheidenen Weise maßte der Verfasser sich nicht an, Erschöpfendes zu geben, sondern wollte lediglich Haltpunkte für die Kinder bieten. Eltern und Lehrer sollten dann an der Hand von Landau's bezw. Pfister's Beschreibungen des Kurfürstenthums Hessen die Verse des Weiteren erläutern und das Fehlende hinzufügen. Es wurde also wesentlich auf das Zusammenwirken von Haus und Schule gerechnet. Um das Andenken an Schäffer's Büchlein bei den Alten wieder aufzufrischen und dem jüngeren Geschlechte dessen Bekanntschaft zu vermitteln, sei gestattet, an dieser Stelle einzelne Strophen daraus mitzutheilen.

Schäffer beginnt:

Wer will mit durch Hessen reisen?
Seid geladen, Groß und Klein.
Kommt, den Weg will ich Euch weisen;
Kommt, es wird Euch nicht gereu'n.
Nehmt die Karte jetzt zur Hand
Und reist mit durch's Vaterland.

Deutschland trägt in seinem Herzen
Unser liebes Heimathland,
Wo wir spielen, wo wir scherzen,
Kreise malen in den Sand;
Wo wir in die Schule geh'n,
Gutes lernen, Gutes seh'n.

Einen schnellen Gang durch die hessische Geschichte leitet der Verfasser folgendermaßen ein:

Schlicht und bieder ist der Hesse,
Seinem Fürsten stets getreu;

Und, was niemand ja vergesse,
Tapfer, muthig auch dabei.
Er, des Chatten würd'ger Sohn,
Strebt nach keinem schnöden Lohn . . .

um ihn mit nachstehender Strophe zu schließen:

Möge Fürst und Volk umschlingen
Fest der Liebe heilig' Band!
Heil und Segen wird es bringen
Unserm theuren Vaterland.
Ja, der Väter Treu' und Ruhm
Sei auch uns ein Heiligthum.

Daran schließt sich die Reise durch Stadt und Land.

Von Kassel und Wilhelmshöhe heißt es:

Hier liegt an dem Fuldaflusse
Kassel, Hessens erste Stadt.
Sie, die Residenz des Fürsten,
Die zu seh'n viel Schönes hat,
Sah seit Landgraf Heinrich schon
Manchen Herrscher auf dem Thron.

An den Füßen dreier Hügel
Breitet sich die Stadt hier aus,
Große Plätze mit Palästen,
Kirchen, manches schöne Haus
An den breiten Straßen hier
Sind derselben schönste Zier,

In der Au', dem schönen Haine,
Ziehen Schwäne durch die Fluth,
Und die Nachtigallen singen
In des Abendrothes Gluth.
Schaut hier in dem Marmorbad,
Was die Kunst gebildet hat.

Auf des Karlsbergs höchstem Theile
Steht auf einem Riesenschloß
Herkules mit seiner Keule,
Einunddreißig Fuße groß,
Der nach Kassel immer schaut;
Landgraf Karl hat ihn erbaut.

Wasser stürzen von den Höhen,
Wasser steigen himmelan,
Um die Löwenburg zu sehen,
Gehet man die linke Bahn.
In der Burgkapelle ruht
Kurfürst Wilhelm sanft und gut.

Bei dem alten, weißen Steine
Liegt das Lustschloß Wilhelmshöh',
Das sich mit dem grünen Haine
Spiegelt in des Waldes See.
Wenn die Flur begrüßt den Lenz,
Wird's des Fürsten Residenz.

Weiter weiß Schäffer u. a. zu erzählen:

Nach Hofgeismar nun gewandert,
Immenhausen, Grebenstein,
Sababurg im Reinhardswalde,
In Karlshafen kehret ein!
Schau, die Diemel fließet hier
In die Weser, merk' es Dir!

Und nun geht es nach Wolfhagen,
Auch nach Zierenberg alsdann;
Naumburg liegt am Flüßchen Elbe,
In Volkmarsen haltet an.
Hier der Dörnberg, hoch und kahl,
Dort die Malsburg — schaut einmal!

In dem Gudensberger Amte
Findet Metz und Maden ihr;
Uns're alten tapf'ren Väter
Hatten ihren Hauptsitz hier.
In dem heil'gen Götterhain
Gruben sie die Urnen ein.

Homberg, an des Schloßbergs Fuße,
Hat ein Lehrer-Seminar,
Das bisher in Kassels Mauern
Ueber fünfzig Jahre war.
In Holzhausen gießt man fein
Oefen, Töpfe, groß und klein.

Hersfeld, das in alten Zeiten
Abtei war, dann Fürstenthum,
Läßt viel schönes Tuch bereiten,
Und das bringt ihm Geld und Ruhm.
Schiffbar wird die Fulda jetzt,
D'rum herbei in's Schiff gesetzt!

Mit dem Dampfschiff geht's nach Schaumburg,
Es liegt weit vom Hessenland.
Rinteln hier, dort Obernkirchen,
Oldendorf ist Euch bekannt;
Rodenberg und Nenndorf hier,
In dem Bade bleiben wir.

Oben auf dem Nesselberge
Adolph's Schloß gar stattlich stand.
„Schau 'ne Burg!" sprach Kaiser Konrad *),
Schaumburg heißt darum dies Land;
Reich an Kohlen, Sandstein, Flachs,
Salz, Getreide, Honig, Wachs.

Marburg — mit den Professoren
Und Studenten — lieget hier,
Ziehst Du ein zu seinen Thoren,
Mußt Du lernen für und für.
Kopf und Geld vergiß ja nicht,
Sonst bist Du ein armer Wicht!

Nun zum Kreise Kirchhain, Lieber!
Rauschenberg, Amöneburg;
Kirchhain lieget gegenüber,
Ohm und Wohra fließen durch,
Schweinsberg hier und Neustadt dort,
Jetzt zum Schröcker-Brunnen **) fort.

In dem Ziegenhainer Kreise
Liegt am Knüllberg Schwarzenborn,
Hier bei Ziegenhain und Treise
Baut man Weizen und viel Korn;
Nach Neukirchen gehen wir,
Dann nach Oberaula hier.

Schöne Kühe, stolze Pferde
Giebt es hier im Schwälmer Land,
Und des Hirten weiße Herde
Graset an des Flusses Rand.
Butter, Käs' den Gästen beut
Hier die schmucke Schwälmer Maid.

---

*) Konrad II.
**) Den die heilige Elisabeth oft besucht haben soll.

Nun nach Hünfeld, wo im Kreise
Schöne Leinwand wird gemacht;
Durch ihn fließt das Flüßchen Haune,
Und das sei hier noch gesagt,
Daß Burghaun, auch Eiterfeld
Aemter sind, die wohlbestellt.

Nach Schmalkalden laßt uns reisen,
Wo die Hämmer lustig gehn;
Hier verfertigt man aus Eisen
Hausgeräth und Werkzeug schön.
Protestant'scher Fürsten Mund
Schloß hier den Schmalkald'schen Bund.

Hanau an der Kinzig droben,
Hat Bewohner fleißig, froh,
Und deshalb sind sie zu loben,
Mög' es bleiben immer so!
Hier hat's fürchterlich gekracht
In der heißen blut'gen Schlacht.*)

Vieles könnt' ich noch erzählen
Von dem Lande, das uns nährt;
Doch vom Vater und der Mutter
Werde dieses Euch gewährt;
Wissen auch manch' schönes Lied,
Märchen, daß das Herz erglüht.

*) 30. Oktober 1813.



Aus Heimath und Fremde.

Hessischer Forstverein. In den Tagen vom 21. bis 23. Juni wurde in Kassel die 22. Versammlung des hessischen Forstvereins abgehalten, zu der die Grünröcke aus allen Gegenden des Hessenlandes sich in erheblicher Anzahl eingefunden hatten. Die Verhandlungen fanden unter dem Vorsitz des Oberforstmeisters Schwarz im festlich geschmückten Saale des Evangelischen Vereinshauses statt. Als Ehrengäste nahmen Oberpräsident Magdeburg, Excellenz, Oberregierungsrath von Pawel und Bürgermeister Jochmus an der Versammlung Theil. Die gemeinsame Festtafel wurde im Gasthof Schombardt auf Wilhelmshöhe abgehalten. Am 23. Juni wurde eine Ausfahrt in den zur Oberförsterei Rottebreite gehörigen Theil des Kaufunger Waldes unternommen. In Oberkaufungen fand der an Anregungen reiche, durch ungezwungenen, geselligen Verkehr belebte Ausflug seinen Abschluß. Als Ort der nächstjährigen Versammlung wurde Eschwege gewählt.

Vereinigung der hessischen Vereine Nordamerikas. Die Vorbereitungen zu der am 6., 7. und 8. Juli in Detroit (Michigan) abzuhaltenden Versammlung der hessischen Vereine Nordamerikas behufs Gründung des „Hessen-National-Verbandes" sind nunmehr getroffen. Von fast allen Städten, in denen hessische Vereine vorhanden sind, mit Ausnahme von New York, sind zahlreiche Anmeldungen eingelaufen, so daß auf große Betheiligung gehofft werden darf. Der Festplan ist in den Grundzügen bereits aufgestellt: Das Fest beginnt darnach am ersten Abend nach deutschem Brauch mit einem großen Kommers. Am zweiten Abend findet nach Beendigung der Verhandlungen ein Sommernachtsfest mit Konzert statt, bei welch letzterem die sämmtlichen deutschen Gesangvereine von Detroit mitwirken werden. Für den Vormittag des dritten Tages ist eine Umfahrt mit Musik durch die Straßen Detroits nebst Besichtigung der Sehenswürdigkeiten der Stadt in Aussicht genommen, für den Nachmittag nach aufgehobener Tafel ein Dampfer-Ausflug nach St. Clair Flats, dem amerikanischen Venedig. Für Abwechselung ist also bestens gesorgt. Wünschen wir unsern Landsleuten drüben für ihre Bestrebungen einen schönen Erfolg!

Am 26. Juni beging der Ehrenbürger der Stadt Kassel und langjährige Vorsteher des Bürgerausschusses der Residenzstadt, Geheimer Justizrath Rechtsanwalt und Notar Adolf Hupfeld sein fünfzigjähriges Dienstjubiläum. Dem im 74. Lebensjahr stehenden, noch in ungeschwächter Geistesfrische in seinem Berufe thätigen, hochverdienten Jubilar wurden aus diesem Anlaß mannigfache Ehrungen zu Theil.

Der Nestor der hessischen und vermuthlich auch der deutschen Rechtsanwälte, Justizrath Klippert zu Kassel, feierte am 22. Juni im Kreise seiner Angehörigen seinen 95. Geburtstag. Der rüstige Greis ist noch in der Lage, seine Anwaltsgeschäfte in vollem Umfange zu führen. Gewiß eine seltene Gnade.

Universitätsnachrichten. Der Marburger Strafrechtslehrer Professor Karl v. Lilienthal siedelt demnächst an die Heidelberger Universität über. — Der ordentliche Professor der Theologie D. Wilhelm Hermann zu Marburg hat einen Ruf nach Halle als Nachfolger des Professors D. Köstlin abgelehnt. — Der Dozent der Mathematik Dr. Theodor Descoudres in Göttingen, ein geborener Kasselaner, erhielt den Charakter als Professor. Abgesehen von Arbeiten

auf dem Gebiete seiner Fachwissenschaft ist Descoudres bekannt als Verfasser der anonym erschienenen Schrift: „Das Casseler Gymnasium Lyceum Fridericianum der siebenziger Jahre. Erinnerungen eines Schülers aus damaliger Zeit. Berlin 1891", welche in Hessen Aufsehen erregte, aber nicht überall Zustimmung fand. — Verliehen wurde dem ordentlichen Professor Dr. Felix Marchand in Marburg der Charakter als Geheimer Regierungsrath. — Die philosophische Fakultät zu Marburg verlieh dem Stadtschulrath Eduard Fürstenau zu Berlin, gebürtig aus Rinteln, der am 20. Juni seinen siebzigsten Geburtstag beging, die Würde eines Dr. phil. honoris causa. Dr. Fürstenau war vom Januar 1856 bis Ostern 1873 Gymnasiallehrer zu Marburg, wo er den gesammten mathematischen Unterricht ertheilte, auch seit Sommer 1862 den Gesangsunterricht leitete. Von Marburg als Direktor des Realgymnasiums nach Wiesbaden berufen, wurde Fürstenau dann Provinzialschulrath und hernach Stadtschulrath in Berlin. Dr. Fürstenau hat sich durch verschiedene wissenschaftliche Abhandlungen und durch seine Erfolge als Lehrer einen ehrenvollen Namen gemacht. — Der langjährige Ordinarius für Zoologie an der Wiener Universität, Professor Dr. Karl Claus hat sich nunmehr in Folge von Differenzen mit dem österreichischen Unterrichtsministerium von seinem Lehrstuhle zurückgezogen. Claus ist bekanntlich ein geborener Kasselaner.

Todesfälle. Am 10. Juni verschied zu Hanau der Justizrath Rechtsanwalt und Notar Wilhelm Osius, ein in weiten Kreisen bekannter und geschätzter Jurist, der als Sachwalter namentlich in Strafsachen vor dem Schwurgericht großen Ruf hatte. Geboren zu Hanau am 5. Juni 1835 als Sohn eines tüchtigen Arztes studirte Osius in Marburg, Heidelberg und Berlin die Rechte und legte 1859 in Kassel die Referendarsprüfung mit Auszeichnung ab. Als Obergerichtsreferendar in Fulda, wo damals Geselligkeit und Musik blühten, fand er Gelegenheit das von seiner Mutter, einer ausgezeichneten Klavierspielerin, ererbte musikalische Talent — er besaß eine treffliche Tenorstimme — besonders zu pflegen. Wegen seiner politischen Gesinnung wollte ihn der Kurfürst nicht anstellen. 1867 wurde Osius Amtsassessor in dem eben von Baiern abgetretenen Orb, wo er die preußische Organisation einzuführen hatte, und alsbald Amtsrichter in Hanau, als solcher vornehmlich in Schöffensachen thätig. Während des Krieges von 1870/71 stand er als Feldauditeur bei Generalgouvernement im Elsaß. 1875 Oberamtsrichter in Hanau, und 1876 Kreisgerichtsrath in Marburg, ließ sich der Verstorbene nach Einführung der Reichsjustizgesetze in seiner Vaterstadt nieder. Die Bewegung behufs Errichtung des Grimm-Denkmals in's Werk gesetzt zu haben, ist im Wesentlichen das Verdienst Osius', dessen Hinscheiden alle, die ihm im Laufe seines Lebens näher getreten sind, schmerzlichst empfinden werden. Ehre seinem Andenken! — In der Nacht vom 16. zum 17. Juni verschied 68 Jahre alt, an einem Schlaganfalle der seit dem 1. April dieses Jahres im Ruhestande lebende Schulrath Theodor Junghenn zu Hanau, ein geborener Kasselaner, der seit dem 22. April 1852 als Lehrer an der Realschule, vom 1. Januar 1868 an aber als Direktor der höheren Töchterschule und der Stadtschule daselbst gewirkt hat. In Junghenn ist ein ebenso bewährter, tüchtiger Schulmann wie nobler Charakter und liebenswürdiger Mensch dahingegangen. — Am 17. Juni starb nach längerem Leiden der königliche Regierungs- und Forstrath Christian Mehlburger zu Kassel im 53. Lebensjahre. Der Verblichene, althessischer Familie entstammend, ein Sohn des kurfürstlichen Oberförsters Wilhelm Mehlburger zu Obernkirchen, hat nach Vollendung seiner Gymnasialstudien und praktischer Erlernung des Forstfachs die kurfürstliche Akademie zu Melsungen besucht und ist nach 1866 in den preußischen Forstdienst übernommen. 1874 wurde Mehlburger unter Ernennung zum Oberförster mit der Verwaltung der Oberförsterei Padrojen an der Ostmark des Reiches betraut, von wo er im Jahre 1885 als Forstmeister an die Regierung zu Gumbinnen versetzt wurde. Am 1. April 1890 erfolgte seine Rückkehr nach Kassel in die alte Heimath, wo ihm unter Ernennung zum Regierungs- und Forstrath die Forstinspektion Rotenburg übertragen wurde. Ein schweres Herzleiden, das ihn in den letzten Jahren vielfach an das Krankenlager fesselte, trübte die Freude über die Wiedervereinigung mit seinen Angehörigen. Als Beamter wie als Mensch erfreute sich der Dahingeschiedene wegen seiner reichen Kenntnisse und großen Liebenswürdigkeit hohen Ansehens und besonderer Beliebtheit. — Am 25. Juni endigte der Tod die längeren Leiden des Kaufmanns Georg Knetsch zu Kassel in dessen 59. Lebensjahre. Knetsch war ein Mann, der, auf verschiedenen Gebieten öffentlicher Wirksamkeit vielfach thätig, z. B. lange Zeit als Mitglied der städtischen Körperschaften und der Handelskammer, in den Kreisen, die mit ihm in Berührung kamen, allgemeine Achtung und Anerkennung genoß. Auch für die Geschichte seiner hessischen Heimath bekundete der Verstorbene stets reges Interesse.

Hessische Bücherschau.

Müller, Prof. Dr. Adolf. Vier Schreckenstage der Stadt Hersfeld. Hersfeld, Verlag von Hans Schmidt. 1896. Preis 50 Pf.

Unter dem obigen Titel erschien vor einigen Monaten aus der Feder eines geborenen Hersfelders ein Werkchen, das für jeden Freund hessischer Geschichte von dem größten Interesse sein wird. Aus der Geschichte der altehrwürdigen Lullusstadt Hersfeld werden uns in anziehender, fesselnder Darstellung vier Schreckenstage vorgeführt, die uns zugleich ein anschauliches Bild von den Leiden und Freuden der Stadt in vergangenen Zeiten entrollen.

Nach einer kurzen Uebersicht über die Geschichte Hersfelds im Mittelalter, seine Gründung, sein Wachsen und Gedeihen, schildert uns der kundige Verfasser die Bedeutung Hersfelds für die Gegenwart, die Einleitung schließt mit einer erschöpfenden Darstellung des sogen. Lullusfestes, das alljährlich im Oktober mit großem Prunk gefeiert wird. Sodann geht der Verfasser zur Schilderung der vier Schreckenstage über.

Der erste Schreckenstag ist der St. Vitalistag, der 28. April 1378. Während des ganzen 14. Jahrhunderts lag die immer mehr aufblühende Stadt Hersfeld im Streit mit den Aebten. Die Zwistigkeiten erreichten ihren Höhepunkt unter dem Abte Berthold von Völkershausen (1366—1388). Es kam so weit, daß der Abt in ein Bündniß mit dem Sternerbund trat und die Stadt mit dessen Hilfe zu überrumpeln beschloß. Am St. Vitalistag sollte die ruchlose That ausgeführt werden. Alles war zum Anschlage bereit, und um die nichts ahnenden Bürger ganz sorglos zu machen, lud der Abt den neu gewählten Stadtrath zu einem großen Bankett in das Stift ein. Indessen befand sich unter den vom Abte gewonnenen Rittern einer, Simon von Haune, der diese boshafte Art, eine friedliche Stadt zu überfallen, mit seiner Ritterehre für unvereinbar hielt und den Bürgern Hersfelds regelrecht Fehde ansagte. Hierdurch gewarnt, waren die Bürger auf der Hut und schlugen den Angriff ab, wobei als Erster der Ritter Eberhard von Engern fiel, dessen durchschossener Helm noch heute am Rathhause deutlich sichtbar aufgehängt ist. Ein steinernes Denkmal in den Anlagen mit entsprechender Inschrift erinnert an den unvergeßlichen St. Vitalistag.

Der zweite Schreckenstag ist der 20. Dezember 1760, der Brand des Stadtthurmes. Abends gegen 7 Uhr schlug der Blitz in die Thürme der im gothischen Stil erbauten Stadtkirche ein. Allgemeines Entsetzen herrschte in der Stadt, man befürchtete ein größeres Feuer, es gelang aber, demselben Einhalt zu thun und auch das Kirchengeläute zu retten. Indes sind die Folgen dieses Naturereignisses noch heute zu sehen, anstatt einer würdigen Spitze trägt der Thurm eine Nothhaube, die nichts weniger als schön ist. Die zum Neubau einer stattlichen Thurmspitze nöthigen Geldmittel haben leider bis auf den heutigen Tag noch nicht aufgebracht werden können.

Der dritte Schreckenstag ist der 19. Februar 1761, die Zerstörung der Stiftskirche. Bekanntlich hatte Hessen unter den Stürmen des siebenjährigen Krieges viel zu leiden. Speziell die Hersfelder Gegend war von den Franzosen nach der Schlacht bei Bergen 1759 besetzt worden. In der Stadt befand sich das Hauptmagazin derselben, in den Stiftsgärten und der herrlichen, romanischen Pfeilerbasilika waren ungeheuere Vorräthe aufgespeichert. Als aber Anfang 1761 preußischer Entsatz kam, sahen sich die Franzosen zum Rückzug genöthigt. Damit nun die reichen Vorräthe nicht in die Hände der Feinde fielen, wurde in der Nacht vom 19. auf den 20. Februar 1761 die Brandfackel in die Stiftskirche geschleudert und so dieses herrliche Bauwerk vernichtet. Seitdem ist es denn auch Ruine geblieben und noch heute schauen die hohen Mauern jedem Beschauer graufig entgegen, eine schwere Anklage gegen die brutalen Zerstörer.

Der vierte Schreckenstag war der 20. Februar 1807. Der Abschnitt trägt die Ueberschrift: „Oberstlieutenant Lingg rettet die Stadt.“ Dieser Abschnitt behandelt die in voriger Nummer dieser Zeitschrift (S. 166 f.) gelegentlich der Entstellung des Thatbestandes durch das „Berliner Tageblatt“ erörterte Rettung der Stadt durch den genannten Offizier, der den auf Napoleon's Veranlassung gegebenen Befehl der Inbrandsetzung unausgeführt ließ.

Soviel über den Inhalt des interessanten Werkchens. Näheres lese der geneigte Leser selbst nach, wir können die Lektüre des Büchleins nur angelegentlichst empfehlen. **E. B.**

Kürzlich erschien:

Justus Schneider, Führer durch die Rhön. Nebst 1 großen Gebirgskarte und 3 Spezialwegkarten sowie einem Touren-Verzeichniß für die Rhön. 5. vermehrte und verbesserte Auflage. Würzburg (Stahel) 1896. 249 S. 8°. Preis 2 M.

Die neue Auflage dieses bestens bekannten Führers glauben wir unsern Lesern ganz besonders em-

pfehlen zu sollen, zumal darin sehr viele zeitgemäße Aenderungen und Verbesserungen und einzelne völlig neue Abschnitte angebracht sind und dessenungeachtet der Preis von 3 Mark auf 2 Mark, also wesentlich herabgesetzt ist. Der frühere Anhang für Badegäste in den Rhönbädern ist entfernt worden, da diese bereits im Texte eingehend genug beschrieben und in den Badeorten selbst für die Kurgäste gute, volksthümliche Schriften zu haben sind. Angefügt worden ist dagegen ein Anhang von längeren und kürzeren Touren durch das Gebirge mit genauen Zeitangaben für den Fußwanderer, sowie eine Zusammenstellung von den durch den Rhönklub mit Farben bezeichneten Wegen, ferner noch ein Verzeichniß der Eisenbahn-Rundreisekarten im Rhönverkehr mit dazwischen liegenden Fußtouren. Die Gebirgs- und Wegekarten sind einer eingehenden Durchsicht unterzogen worden. Nicht allein der Wanderer und Sommergast, sondern auch der Natur-, Geschichts- und Alterthumsforscher und Nationalökonom, nicht minder auch der Geschäftsreisende und Maler finden in dem vorliegenden Führer ein ihnen unentbehrliches Hilfsbuch, wenn sie ihre Wißbegierde befriedigen wollen. In aller und jeder Hinsicht sei dem trefflichen Buch in seiner neuesten Auflage für seine hervorragende Gediegenheit und Brauchbarkeit bereitwilligst volle Anerkennung gezollt. Den vermuthlich recht zahlreichen Theilnehmern an der am 3. und 4. August in Gersfeld in der Rhön stattfindenden Jahresversammlung des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde wird die gebotene Gelegenheit, an der Hand des Schneider'schen Führers die mannigfaltigen Schönheiten der Rhön und Land und Leute kennen und würdigen zu lernen, höchst erwünscht sein.

Personalien.

Verliehen: dem Geheimen Justizrath Hupfeld zu Kassel der rothe Adlerorden 3. Klasse mit der Schleife und der Zahl 50; dem bisherigen Landrath des Kreises Halle i. W. Grafen zu Ysenburg und Büdingen-Philippseich zu Birstein der rothe Adlerorden 3. Klasse mit der Schleife; dem emeritirten Oberlehrer Professor Dr. Scheer in Hanau der rothe Adlerorden 4. Klasse; dem Stadtpfarrer und Dechanten Kreisler zu Fritzlar der rothe Adlerorden 4. Klasse; dem Stadtpfarrer Hupp zu Naumburg der rothe Adlerorden 4. Klasse mit der Zahl 50.

Ernannt: Regierungsrath Malmros zu Kassel zum Verwaltungsgerichtsdirektor in Aachen; der Pfarrer Oskar Schäfer in Gelnhausen zum Metropolitan der Klasse Gelnhausen; der Gerichtsassessor Aselmann zum Amtsrichter in Eiterfeld; der Regierungsreferendar v. Schutzbar, genannt von Milchling zum Regierungsassessor; Rechtskandidat Giersberg zum Referendar; Buchhalterei-Assistent bei der Reichsbank Schnitzker zu Kassel zum Bankbuchhalter.

Wiedergewählt: Oberbürgermeister Schüler zu Marburg auf die Zeit von 12 Jahren.

Bestätigt: der von dem Fürsten Ysenburg-Wächtersbach Durchlaucht als erster Pfarrer zu Wächtersbach in Vorschlag gebrachte Pfarrer Weber zu Fulda.

Ueberwiesen: Regierungsassessor Freiherr von Dörnberg zu Berlin der Regierung zu Kassel.

Entlassen: der Referendar Mannkopf aus dem Justizdienst behufs Uebertritts zur allgemeinen Staatsverwaltung.

Geboren: ein Sohn: Gymnasiallehrer Thieme und Frau, geb. Rall (Hofgeismar, 15. Juni); Regierungsrath Dr. Jaeger und Frau, geb. Baetge (Kassel, 23. Juni); Kaufmann Louis Goettgens und Frau, geb. Keil (Kassel, 25. Juni); eine Tochter: Oberlehrer Dr. phil. Ludwig Müller und Frau (Hanau, 11. Juni); Erbkämmerer Graf von Berlepsch und Frau Emma, geb. von Bülow (Schloß Berlepsch, 13. Juni); Stadtsyndikus Karl Brunner und Frau, geb. Martineit (Kassel, 19. Juni); Oberlehrer Professor Gustav Hüpeden und Frau Marie, geb. Lang (Kassel, 19. Juli); praktischer Arzt Dr. med. Marsch und Frau Bertha, geb. Staubesand (Herleshausen, 19. Juni); Privatdozent Dr. Kühnemann und Frau (Marburg, 24. Juni).

Vermählt: Rektor a. D. Dr. phil. Heinrich Eckhardt mit Frau Philippine Christiane Greuling, geb. Klee (Marburg, Juni); Oberroßarzt Karl Christ mit Fräulein Christiane Schulz (Hofgeismar, Juni); Dr. med. L. Hoeber mit Fräulein Else Eckhardt (London, Juni).

Gestorben: Kaufmann Karl Raatz, 50 Jahre alt (Kassel, 13. Juni); Frau Fabrikbesitzer Martha Heraeus, geb. Breusing, 31 Jahre alt (Hanau, 13. Juni); Major a. D. Maximilian Behrend, (Marburg, 13. Juni); Kaufmann Ludwig Baupel, 65 Jahre alt (Kassel, 16. Juni); Schulrath Theodor Junghenn, 68 Jahre alt (Hanau, 17. Juni); Regierungs- und Forstrath Christian Mehlburger, 52 Jahre alt (Kassel, 17. Juni); Lehrerin Fräulein Luise Schatten, 41 Jahre (Kassel, 17. Juni); Oberst a. D. Adolf von Schönfeld, 62 Jahre alt (Kassel, 18. Juni); Lehrer Daniel Mütze, 60 Jahre alt (Amöneburg, 18. Juni); Generallieutenant z. D. Gustav von Möller (Berlin, 18. Juni); Kaufmann Otto Simon, 25 Jahre alt (Köln, 19. Juni); Baron Ludwig Milchling von und zu Schönstadt, 55 Jahre alt (Heldenhaus in Baden, 19. Juni); Hauptamtsassistent a. D. Friedrich Anton Fernau, 66 Jahre alt (Wehlheiden, 24. Juni); verwittwete Frau Rentmeister Julie May, geb. Grein, 77 Jahre alt (Marburg, 25. Juni); Kaufmann Georg Knetsch, 58 Jahre alt (Kassel, 25. Juni).

Briefkasten.

H. Sch. in Frankenberg und Alter Kasselaner in Schmalkalden. Besten Dank für Ihre Mittheilungen. Daß Kotz (Potz) Gemicke verderbt ist aus „Gotts Gewitter", kann wohl sein. Festgestellt ist also, daß der Kraftausdruck außer in Kassel auch in der Schwalm, z. B. in Obergrenzebach gebraucht wird.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. W. Grotefend in Kassel. Druck und Verlag von Friedr. Scheel in Kassel.



№ 14. X. Jahrgang. Kassel, 16. Juli 1896.

Neckerei.

(Schwälmer Mundart.)

Mel.: Wo e kleins Hüttle ꝛc.

Hännes es drürig won,
Well net mieh lache.
Enger gong em die Sonn
Het [1]) ööch zü frieh.
Annekin [2])
Dahnzt met Hin [3]),
Lacht met em.
Dos es schlemm
Ö net züm Lache,
Es ööch net schie.

Hin wor doch sößt seng Frengd,
Macht nü so Sache:
Nemmt em seng Mäje, schwengt
Dahnzend es froh,
Schläht die Kletz [4]),
Ö Es trett's
Ob so schie
Wie noch nie.
Hännes zischt: „Drache,
Dos kreir ich o!“ [5])

Äwer om Mäjeplatz
Wat't off de Dähnzer
Kotbche [6]), demm Hin seng Schatz,
Schmonzelt ö sennt —
Rück — rück — rück:
„Hännes, gück,
Höt hä Deng,
Namm doch seng
Mäje züm Dahnze;
Namm's, bie hä's ment!“

Hännes höt's nü verstieh.
„Kotbche, mer dahnze,“
Säht hä, „da dahnze die,
Dahnze mer met.“
„Annekin,“
Lacht do Hin,
„Hal mich!
Sößt fall ich.
Hännes ö Kotbche
Mache's ins wett.“

Jüch! — ö nü lache see
All merenaner,
Düsche da em die zwee
Mäje ö — jüch!
Neckerei
Es verbei.
Annekin
Fleiht vom Hin,
Kotbche vom Hännes.
Eens seng see — jüch!

[1]) heute; [2]) Anna Kunigunde; [3]) Heinrich; [4]) Klötze (= Absätze); [5]) das kreide ich an; [6]) Käthchen.

Kurt Nuhn.



Amelia Elisabeth,

Landgräfin zu Hessen, geborene Gräfin zu Hanau.

Vortrag, gehalten zur Feier des fünfzigjährigen Jubiläums des Hanauer Geschichtsvereins und der sechzigsten Jahresversammlung des Hessischen Geschichtsvereins zu Hanau am 28. August 1894

von

Dr. Otto Brandt.

(Fortsetzung.)

Amelia war zur Jungfrau herangewachsen. Die Züge des, freilich nicht gleichzeitigen, Bildnisses, das sie in ihrer Jugendblüthe uns darstellt, sind von klassischer Regelmäßigkeit und offenbaren Festigkeit und Klugheit, gepaart mit ansprechender Milde. Um die Hand des jungen Fräuleins von Hanau warb in dieser Zeit ein protestantischer böhmischer Edelherr, Albrecht Johann Smircitzky; Amelia wurde ihm, im Jahre 1617 oder Anfang 1618, verlobt. Smircitzky, Calvinist, gehörte zu den angesehensten und reichsten Grundherrn Böhmens. Beim Ausbruch der verhängnißvollen böhmischen Unruhen im Jahre 1618 stand er, der als ein sehr unterrichteter und, wie es heißt, mit allen ritterlichen Tugenden gezierter Mann geschildert wird, trotz noch jugendlichen Alters mit an der Spitze der Aufrührerischen. Er war insbesondere einer der sechs Herren, welche die verhaßten Statthalter der Kaisers Matthias, Martiniz und Slawata, sammt ihrem Geheimschreiber Fabricius am 23. Mai 1618, in den Formen altczechischen Herkommens, zu den Fenstern des Prager Hradschins hinauswarfen. Die Hochzeit des jungen Brautpaares wurde wegen der nun folgenden Kriegsunruhen zunächst verschoben; schon am 18. November 1618 aber starb der Bräutigam, der Letzte seines Stammes, zu Prag eines frühen Todes. Tod durch Henkershand oder ewige Verbannung, wenn er hätte fliehen können, sowie Konfiskation seiner Güter würden nach der blutigen Niederschlagung des böhmischen Aufstandes ihn erwartet haben, wenn er am Leben geblieben wäre; die Güterkonfiskation wurde auch dem Todten gegenüber noch vollzogen. Wie schwer Amelia der Verlust des Bräutigams traf, wissen wir nicht. Treue hat sie ihm gehalten, als sie nach Jahren der aus ihrem Vaterland vertriebenen letzten Schwester Smircitzky's in Kassel liebevolle Aufnahme bereitete. Eine eigenthümliche Schickung aber ist es, daß Amelia Elisabeth durch die Person dieses ihres Bräutigams in naher Beziehung stand schon zu jenen ersten Flammenzeichen des nun auflodernden furchtbaren Krieges, aus dem sie dreißig Jahre später in ganz anderer Stellung als ruhmvolle Mitkämpferin und Siegerin hervorgehen sollte.

Schon im September des folgenden Jahres 1619 vollzog sich die anderweite Verlobung Amelia's, die nun ihren ganzen ferneren Lebensgang bestimmte, mit Wilhelm von Hessen-Kassel, damaligem Administrator des Stiftes Hersfeld, Sohn und demnächstigem Nachfolger des Landgrafen Moritz des Gelehrten. Der Abschluß der Ehe erfolgte am 21. November desselben Jahres in Kassel, woselbst die junge Hochzeiterin mit einem stattlichen Komitat von 175 Pferden, unter ihm Abgesandte ihres Vetters, des damaligen Königs von Böhmen, und anderer anverwandter Fürsten, eingetroffen war. Die Eheleute, die, wie ihr vorbildlich schönes Verhältniß in achtzehnjährigem Ehestand bewährte, in herzlicher Liebe sich zugethan waren, waren noch sehr jung an Jahren, beide noch nicht achtzehn Jahre alt, Wilhelm um wenige Tage jünger als seine Gemahlin.

Um die Stellung, in die Amelia Elisabeth durch diese Vermählung eintrat, und die nun folgenden Ereignisse würdigen zu können, werfen wir zunächst einen Blick auf die gesammtdeutschen Zustände.

Alle Welt im Reich lebte seit dem Ende des sechzehnten Jahrhunderts unter dem Druck einer wachsenden religiösen Spannung, von der jedermann fühlte, daß sie zu einer großen Katastrophe führen müsse. Der Augsburger Religionsfriede von 1555, mehr Waffenstillstand als Friede, hatte vorläufig und äußerlich Ruhe im Reich geschaffen. Den besseren Zeiten der Kaiser Ferdinand I. und Maximilian II., die, namentlich der letztere, nach Kräften bemüht waren, die religiösen Gegensätze zu vermitteln, war die fast vierzigjährige ohnmächtige Regierung Rudolph's II. gefolgt, an die sich im Jahre 1612 ein siebenjähriges Regiment

des altersschwachen Matthias anschloß. Die neue evangelische Lehre hatte inzwischen an werbender und erhaltender Kraft im Großen und Ganzen noch keine Einbuße erlitten. Aber, leider eine echt deutsche Erscheinung, mit der äußeren Ausdehnung des Protestantismus hatte sich die Kluft zwischen den beiden protestantischen Bruderparteien fortdauernd verschärft und vertieft. Lag daher zwar der Höhepunkt der bestehenden Spannung nach wie vor in dem Gesammtgegensatz zwischen Protestantismus und Katholizismus, so war doch, wenn man das Verhältniß der sich gegenüberstehenden drei Religionsparteien zu einander näher in's Auge faßt, diese Spannung am geringsten zwischen Lutheranern und Katholiken; sie war am stärksten zwischen Katholiken und Reformirten; diesem letzteren Gegensatz aber gab, wie man bei der oft genug extremen Gehässigkeit der zwischen den beiden protestantischen Parteien gewechselten Streitschriften und angesichts vereinzelter schlimmerer Vorkommnisse nicht zweifeln kann, der Gegensatz zwischen Lutheranern und Reformirten an Stärke wohl nur wenig nach. Dabei war die propagirende Kraft auf religiösem, die treibende auf politischem Gebiet auf protestantischer Seite damals bei den Reformirten. Nüchternheit war der Grundzug des geistigen Lebens der Zeit vom Ende des sechzehnten Jahrhunderts ab. Die warmherzige und ebendeshalb mit Recht so genannte humanistische Periode der ersten Reformationszeit war verrauscht. Was die Väter und Großväter mit ihrem warmen Herzen errungen und empfunden hatten, mühten die Enkel sich ab, methodisch zu zergliedern und mehr mit den Kräften des Verstandes zu erfassen. Nüchternes, wiewohl gewiß echt religiöses Empfinden ist auch der Grundzug des Calvinismus. Er befand sich daher im Bunde mit den Kräften, die das Geistesleben der Zeit beherrschten. Daher vornehmlich erklärt es sich denn wohl, daß dem Calvinismus um diese Zeit innerhalb des protestantischen Deutschlands ein Territorium nach dem andern zufiel, daß auch er demnächst in der 1608 gegründeten protestantischen Union, diesem religiös-politischen Bund im Reiche mit dem reformirten Kurfürsten von der Pfalz an der Spitze, dem die meisten lutherischen Fürsten mit ihrem Haupt, dem Kurfürsten von Sachsen, fernblieben, die politische Führung wenigstens der Mehrheit der deutschen Protestanten gewann. Mit der steigenden Macht der Reformirten aber wuchs die Abneigung ihrer Gegner. Man hatte deshalb insbesondere, und zwar sowohl auf katholischer wie lutherischer Seite, begonnen, den Reformirten das Recht zur Theilnahme am Religionsfrieden überhaupt zu bestreiten. Und dieses Recht war nach dem Gang der seiner Zeit in Augsburg geführten Verhandlungen in der That nicht zweifelfrei. War daher die reformirte Konfession diejenige, welche damals am eifrigsten sich regte, so war sie zugleich die am meisten gefährdete: ihr stand der Existenzkampf noch bevor. Grund genug für ihre Glieder, sich zu sammeln und, wie wir schon an den bisher erwähnten fürstlichen Ehebündnissen, denen nun dieses hessen-hanauische hinzutritt, dies Streben wahrnehmen konnten, enge Fühlung unter einander zu suchen. Für den Calvinismus galt es in ganz besonderem Maße, seine Kraft zu konzentriren für den großen Kampf, der bevorstand, den Kampf, der zwar, jedoch nur zeitweise, Lutheraner und Calvinisten einigte, der aber ganz wesentlich die Rechtsstellung der Reformirten ihren beiden Gegnern gegenüber auszutragen bestimmt war, in dem ihnen und von ihnen der zäheste Widerstand geleistet wurde.

In diesem Kampfe war dem Hause Hessen-Kassel eine wichtige, ja unter den deutschen Fürstenhäusern führende Stellung beschieden. Landgraf Moritz, von Jugend auf dem Calvinismus zugeneigt, hatte dem Konfessionsstand seiner hessischen Kirche, die bis dahin eine neutrale Stellung zwischen den beiden protestantischen Bekenntnissen eingenommen hatte, eine entschiedene Wendung zum Calvinismus gegeben; die niederhessische Kirche, obwohl nie zum strengen Calvinismus vorschreitend, hat seit den Veränderungen Moritzens sich selbst stets dem reformirten Bekenntniß zugerechnet. Auf dem Hause Hessen-Kassel ruhte noch von den Zeiten Philipp's des Großmüthigen her die Tradition einer vorkämpferischen Stellung unter den protestantischen deutschen Fürstenhäusern. Und wenn das Land inzwischen getheilt worden war und nun auch konfessionell sich trennte, denn um dieselbe Zeit schloß Hessen-Darmstadt sich dem strengen Lutherthum an, so war doch die Machtstellung Hessen-Kassels auch für sich allein im Reichsverbande keine ganz unbedeutende. Amelia Elisabeth trat daher durch ihre Vermählung an eine Stelle, der in dem bevorstehenden Kampf eine hervorragende Mitwirkung und Verantwortung zufallen mußte.

Das Land Hessen-Kassel aber befand sich bei Ausbruch des Krieges in keineswegs sicherer Lage. Landgraf Moritz, bei glänzenden Gaben des Verstandes nur zu oft Besonnenheit und Mäßigung vermissen lassend, hatte seine calvinistischen Reformen auf diejenige Hälfte des oberhessischen Landes ausgedehnt, die ihm durch Testament seines Oheims Ludwig von Hessen-Marburg im Jahre 1604 zugefallen war, und, als ihm seitens der Geistlichen

und der Gemeinden Widerstand entgegengesetzt wurde, seine Anordnungen schließlich mit Gewalt durchgeführt. Er hatte damit gegen eine ausdrückliche Bestimmung des Testators verstoßen, durch die dieser jede Aenderung in dem Stand der lutherischen Religion des Landes bei Verlust ihres Erbtheils den Erben verboten hatte. Darüber hatte Hessen-Darmstadt, der Erbe zur anderen Hälfte, schon im Jahre 1606 eine Klage beim Reichshofrath erhoben, mit der es Herausgabe auch der Kasselischen Hälfte des Landes forderte. Der Prozeß, den gemessenen Gang aller Reichshofrathsprozesse nehmend, war bei Ausbruch des Krieges noch nicht entschieden; der Besitz Oberhessens mit seiner Hauptstadt Marburg aber war nach dem Vorgehen Moritzens ein recht unsicherer.

Gleichfalls noch unsicher war eine andere Erwerbung, das Stift Hersfeld. Die Stadt Hersfeld war längst evangelisch. Auch im Stift war die Augsburgische Konfession exerzirt worden, die äußere Verfassung des Kapitels mit dem Abt an der Spitze aber war zunächst noch bestehen geblieben. Die Hersfelder Aebte hatten jedoch, unter erneuter Anerkennung der schon seit Jahrhunderten von Hessen geübten Schirmherrschaft, schon Moritzens Vater Wilhelm die Zusage gegeben, zu Gunsten eines aus den Gliedern des Kasselischen Hauses zu wählenden Administrators demnächst auf ihre Würde zu verzichten. Infolgedessen war Moritzens ältester Sohn Otto noch bei Lebzeiten des letzten Abtes im Jahre 1604 zu dessen Koadjutor gewählt und hierauf als Administrator, wie die weltlichen Inhaber geistlicher Stifter genannt wurden, sein Nachfolger geworden. Moritz hatte auch versucht, die Bestätigung des Kaisers und des Papstes für die Veränderung zu erwirken, sie war jedoch, wie vorauszusehen, verweigert worden. Seinem Bruder Otto war dann nach dessen frühem Tod Wilhelm, der Gemahl Amelia's, als Administrator gefolgt.

(Fortsetzung folgt.)



Die Kasseler Schützen.

(In Anlehnung an den Vortrag des Oberstlieutenants z. D. von Kropff im Verein für hessische Geschichte und Landeskunde zu Kassel.)

(Schluß.)

Das Ueberhandnehmen der stehenden Heere machte die eigentlichen militärischen Dienste der Bürgerschützen entbehrlich, zumal sie selbst in der Handhabung des ihnen gebliebenen Wachtdienstes, den sie namentlich während der Belagerungen Kassels im siebenjährigen Kriege (1761 und 1762) als eine arge Last empfanden, viel zu wünschen übrig ließen. Wie es damals mit den Schützen bestellt war, erhellt wohl am besten daraus, daß das Amt des von den Oberoffizieren der Kompagnieen zu wählenden Schützenmeisters keineswegs begehrenswerth erschien. In dem Reglement von 1766 wurde ausdrücklich eine Strafe von 2 Reichsthalern für den festgesetzt, der sich weigern würde, die auf ihn gefallene Wahl anzunehmen.

Als im Jahre 1786 das von Landgraf Friedrich II. neu eingeführte Amt eines Schützenmajors zu besetzen war, geschah die Einholung der Meinungen der Betheiligten in Betreff des nunmehr nöthig gewordenen Aufrückens nach damaliger Sitte auf dem Wege schriftlicher Rückäußerung auf ein deshalb in Umlauf gesetztes Schreiben. Von den erfolgten Antworten sind die beiden folgenden für den Geist, der zur Zeit in den Schützen lebte, und deren Verhältnisse besonders bezeichnend. Der Lieutenant Johann Lorenz Bindernagel schrieb gleichmüthig: „Da es nun einmal so sein soll, so nehme ich die Kapitänsstelle an“, der Fähnrich Johann Balthasar Knies aber vollends: „Ich verbitte mir das Avancement.“

Wohl um den Geist des Schützencorps neu zu beleben, wurde im Jahre 1752 die Uniformirung sämmtlicher Schützen angeordnet, während bis dahin nur die Offiziere solche getragen hatten. Die Uniform bestand aus blauem Rock mit gelben Knöpfen, Klappen, Kragen und Aufschlägen mit rothem Vorstoß, blauen Beinkleidern und für die Offiziere aus goldenen Epauletts. Die Musik erhielt roth-weiße Federbüsche. Aber auch Derartiges scheint nicht viel geholfen zu haben.

Einen wesentlichen Grund zu dem weiteren Verfall des Schützenwesens bildete die mißliche Gestaltung der finanziellen Verhältnisse, die überhaupt nie glänzend gewesen waren und schon mehrfach, zuletzt im Jahre 1720, zu der Ver-

pfändung des Kleinods Anlaß geboten hatten. Abgesehen von nicht eben auf der Höhe stehender Wirthschaftsführung, die sich vielleicht auch in der Entfaltung zu großen Gepränges bei Veranstaltung feierlicher Aufzüge kundgab, erklärte sich die Verschuldung des Schützencorps aus den Kosten der Errichtung eines Neubaues an Stelle des im Jahre 1761 während der Belagerung abgebrannten alten Schützenhauses auf dem Werder. Die Schützen verlangten vom Staate Ersatz des ihnen durch den Verlust zugefügten Schadens von 6277 Reichsthaler 16 Albus. Landgraf Friedrich II. bewilligte indessen zu dem 1765 vollendeten Bau nur 300 Reichsthaler, theils in Geld, theils in forstfreiem Gehölz, obwohl der Forderung eine Berechtigung nicht abzusprechen sein wird. Ueber die hohe Verschuldung des Schützencorps kam es in dessen eigenen Reihen zu Weiterungen, es trat gegen den Schützenmajor und die beiden Kapitäns, die man beschuldigte, ohne Vorwissen der anderen Schulden gemacht zu haben, eine ernste Mißstimmung ein. Die übrigen Offiziere nahmen deswegen offen gegen die Vorgesetzten Stellung. In dem unter den Offizieren damals umlaufenden Rundschreiben findet sich in diesem Sinne manche harte Aeußerung, deren Grundton war: „man sölle die Kompagniegelder besser zu Rathe halten und keine unnütze Kosten verursachen. Mache man die Schützen nicht noch mißvergnügter“.

Recht unzufrieden mit der Entwickelung, die das Schützenwesen genommen hatte, war der Landesherr, der infolgedessen unter dem 4. Juni 1773 in allen Landstädten das Scheibenschießen gänzlich untersagte und die bisher zu dessen Förderung bestimmt gewesenen Prämien aus der Kammerkasse, wie auch den Betrag der damit verknüpft gewesenen Kontributions- und Steuerfreiheit in die Kassen des Waisen- und Findelhauses zu Kassel fließen ließ. In der Residenzstadt blieben lediglich die alle vier Wochen stattfindenden Uebungen, wie das Schießen zu Pfingsten sowie auf des Landgrafen Geburtstag gestattet. Doch nicht genug, daß der Landgraf die Rechte der Schützen beschränkte, er legte ihnen auch neue Pflichten auf. Nach der 1775 für Kassel erlassenen Feuerordnung wurden die Schützen auch zu Löschzwecken in Anspruch genommen. Sie hatten sich, wenn Feuer ausbrach, alsbald auf dem Marktplatz kompagnieweise mit ihren Offizieren zu versammeln.

Zu einer durchgreifenden Reorganisation des Schützencorps im ganzen Lande im Sinne der ursprünglichen Bestimmung derselben reichte Landgraf Wilhelm IX. am 14. Januar 1794 die Hand. Allenthalben wurden die Uebungen mit dem Gewehr wieder freigegeben, in der Erwägung, „daß, wie überhaupt Hessens braves Volk durch musterhafte Unterthanentreue und Anhänglichkeit an seinen Regenten ebensowohl als durch Muth und kriegerischen Geist von jeher sich rühmlich ausgezeichnet habe, also auch die Schützen sich gewiß doppelt eifrig zeigen würden, erforderlichenfalls zur Sicherheit und Vertheidigung des Vaterlandes mit beizutragen“.

Es wurden 13 Schützenbataillone gebildet, von denen die Stadt Kassel das erste stellte, dessen Bestand von zwei Kompagnieen zu 100 Mann auf vier Kompagnieen zu 60 Mann erhöht wurde. Als Offiziere sollten vorzugsweise solche „Subjekte“ genommen werden, welche vordem in hessischen Kriegsdiensten gestanden hätten. Die in Folge guten Schießens von allen Abgaben befreiten vier Schützen mußten zwar Wachtdienst und andere militärische Dienstleistungen mitverrichten, waren aber von sonstigem Personaldienst (zur Jagd ꝛc.) befreit. „Bei feindlichem Einfall“ — heißt es zum Schluß — „wird erwartet, daß die Schützen herbeieilen, um das Vaterland, besonders ihre eigenen Familien und Güter zu schützen und zu vertheidigen.“ Den neuen Kompagnieen wurden dann Fahnen mit dem höchsten Namenszuge verliehen.

Die Bemühungen des Landgrafen zur Hebung des Schützenwesens hatten leider nicht den gewünschten Erfolg, vor allem ließ die Subordination *viel zu wünschen übrig. An drastischen Beispielen* dafür ist kein Mangel. So war im Jahre 1797 ein Glasermeister Namens Hoeckel, der sich geweigert hatte mit auszuziehen und alle an ihn ergangenen Befehle mißachtet hatte, zur Zahlung der reglementsmäßigen Strafe angewiesen worden. p. p. Hoeckel aber, weit entfernt, sich diesem Gebot zu fügen, spottete über das gegen ihn beschlossene Vorgehen öffentlich. Es wurde ihm deshalb gedroht, ihm bis zur Erlegung des Geldes einen Soldaten in's Haus zu legen, oder aber ihn bei weiterer Weigerung auf der Hauptwache festzusetzen. Das half endlich. Was aber den Kommandeur des Schützencorps, Oberstlieutenant Quentel, besonders unangenehm berühren und den Geist der Insubordination begünstigen mußte, war die Haltung, welche die Justizkanzlei der anfänglichen Beschwerde des Oberstlieutenants gegenüber beobachtet hatte, indem sie sich geneigt zeigte, Ausflüchte und Entschuldigungen des p. p. Hoeckel gelten zu lassen, ja, gegen das Durchgreifen des Oberstlieutenants bei dem Kriegskollegium nachdrücklich Verwahrung einlegte. Die feste Stellungnahme des Oberstlieutenants, der

im Zivilverhältniß ein höherer Forstbeamter war, trug indessen den Sieg davon. Der Kommandant des Schützencorps setzte es dann im Jahre 1802 durch, daß er, um gegen Insubordination wirksam einschreiten zu können, die Berechtigung erhielt, für dies Vergehen, statt der bisher üblichen Geldstrafen Arreststrafen zu verfügen.

Trotzdem so von oben herab für Erhaltung der Disziplin gesorgt wurde, scheiterten doch alle Versuche das Schützencorps zu heben auf die Dauer an der Geldfrage. Das Bataillon hatte im Jahre 1800 wieder 5000 Thaler Schulden. Haupteinnahmequellen wie das Standgeld der Verkaufsbuden auf dem Schützenplatze, das Pachtgeld des Schützenhauses wurden nämlich nicht zur Tilgung der Schulden, sondern gelegentlich wohl auch zu anderen zwar angenehmeren, aber weniger nützlichen Dingen, wie zur Beschaffung von Essen und Trinken für die Schützen, verwendet. Die Beiträge der Schützen, die sogenannten „Schützenthaler", wurden ohngeachtet aller dagegen erlassenen Bestimmungen recht unregelmäßig, von Vielen auch garnicht bezahlt. Bei den Akten finden sich ganze Packen nicht eingelöster Beitragsquittungen. Recht hübsche Aufschlüsse giebt auch die Beitragsliste vom Jahre 1804 mit den handschriftlichen Bemerkungen mancher Schützen, die die Entrichtung ihrer rückständigen Beiträge ohne jede ernstliche Begründung in mehr oder weniger naiven Ausdrücken verweigerten. So war man denn behufs Herbeiführung einiger Besserung der Finanzen genöthigt, zu mehr oder weniger bedenklichen Maßnahmen zu schreiten, nämlich zu der Gestattung des Loskaufes für den Fall, daß erhebliche Ursachen vorhanden waren. Unter diesen Umständen durfte man sich nach einer Verfügung vom 26. November 1801 mit Erlegung eines Betrages von 10 Reichsthalern zur Schützenkasse loskaufen. Da die bisherigen Gläubiger ihre Kapitalien zurückverlangten, erwirkten sich die Schützen bei der kurfürstlichen Geheimen Kriegskasse am 16. März 1805 ein Darlehen von 4600 Reichsthalern zu 3 % unter der Bedingung der allmählichen Abzahlung. Dieser Verpflichtung haben die Schützen aber nur sehr unvollkommen entsprochen, im Laufe von 25 Jahren wurden nur 200 Reichsthaler zurückgezahlt und die Zinsen nur für acht Jahre innegehalten. So belief sich die Summe der rückständigen Zinsen im Jahre 1830 auf 1452 Reichsthaler, obwohl die Zinszahlung für die Jahre 1807 bis 1813 den Schützen erlassen war, weil das Schützencorps unter der westfälischen Herrschaft aufgelöst gewesen war.

Als das Schützencorps im Jahre 1815 wieder in's Leben trat und seine alten Rechte wieder erlangte, besserten sich seine Verhältnisse keineswegs, wennschon im Jahre 1819 eine Kurfürstliche Allerhöchst verordnete Schützenkommission geschaffen wurde, welcher der Bürgermeister nebst dem Schützenkommandeur als ständige und fünf von den Schützenoffizieren jährlich zu wählende Mitglieder angehörten.

Die letzte Reorganisation des Kasseler Schützencorps oder richtiger der letzte Versuch einer solchen im Jahre 1817, nach welchem dasselbe künftighin aus zwei Bataillonen und einer Eskadron bestehen sollte, welch' letztere aus der in der westfälischen Zeit errichteten uniformirten Schützeneskadron hervorging, ist als völlig gescheitert anzusehen. Als, wie anbefohlen, alle aufzunehmenden Bürger vom 20. bis einschließlich 50. Lebensjahre entweder dem vereinigten Schützencorps oder den Feueranstalten beizutreten angewiesen und auf das Rathhaus bestellt wurden, um zu Protokoll vernommen zu werden, wurden recht ungünstige Erfahrungen gemacht. Mehrere wollten sich zu nichts verstehen, verschiedene nur Ehrenmitglied werden wie der Banquier Salomon Benari, Schneider W. Greffen und Tapezierer Moses Bellson. Es kam bald soweit, daß man sich loskaufen konnte, ohne die in 1801 geforderten „erheblichen Ursachen" zu haben, so 1819 der Handelsmann Freimuth Friedländer für 15 Reichsthaler. Schießpassion wie Pflichtgefühl ließen bedenklich nach. Nicht einmal zu dem Auszug am Geburtstage des Kurfürsten, geschweige denn zum Wachtdienst zu erscheinen, hielt man noch für nöthig. Im Jahre 1819 wurden aus diesen Gründen nicht weniger als 106 Mann mit einer Strafsumme von 177 Reichsthalern 30 Albus belegt, die nur mit großer Schwierigkeit beizutreiben waren. Ueberaus disziplinlos zeigten sich auch die neuen Schützenreiter, denen durch Verfügung vom 13. März 1820 erst auseinandergesetzt werden mußte, daß es nicht im freien Willen der Schützen liege, ob sie an dem Ein- und Auszuge sich betheiligen wollten oder nicht. Aehnliche Anschauungen herrschten in den Reihen der übrigen Kompagnien bei dem Bataillon. Nicht einmal die Autorität der Offiziere fand noch Beachtung, vermuthlich nicht ohne deren Verschulden. Ein Fourier durfte bei einem Montagsschießen im Juli 1820 wagen, den Adjutanten, von dem er sich benachtheiligt glaubte, öffentlich zu ohrfeigen, ohne daß dieser grobe Exzeß geahndet wurde. Der Adjutant wurde vom Kriegskollegium vielmehr auf den Weg der Zivilklage verwiesen! Im Jahre 1825 mußte konstatirt werden, daß der größte Theil der Schützen überhaupt nicht mehr mit Uniformen versehen war. Ganz freizusprechen

von Schuld an dem Niedergang des Schützencorps ist auch die bürgerliche Behörde nicht, betrachtete doch der Bürgermeister Schomburg die Schützengesellschaft laut seiner Aeußerung in einem Berichte vom Jahre 1831 lediglich als eine Anstalt zu gemeinsamen geselligen und bürgerlichen Zwecken, eine Anschauung, die zwar mit den damaligen Verhältnissen, aber nicht mit der Geschichte des Schützencorps vereinbar war.

Unter solchen Umständen wird es nicht eben Verwunderung erregen, daß die Abgabenfreiheit für die besten Schützen unter dem 26. August 1822 und die öffentlichen Schützenauszüge unter dem 7. Mai 1823 aufgehoben wurden, sodaß von den Vorrechten der Schützen allein die sogenannte Herrengabe noch bestehen blieb. Bereits vorher, im Jahre 1821, war der Antrag des Schützenkollegiums an das Steuerkollegium, Allerhöchsten Orts die Niederschlagung der den Schützen aus der Generalkriegskasse geborgten 4400 Reichsthaler auszuwirken, den Bürgermeister Schomburg noch dahin ausdehnte, Se. Königliche Hoheit der Kurfürst möge den Schützen nicht nur das schuldige Kapital nebst rückständigen Zinsen in Gnaden erlassen, sondern ihnen auch zur Wiederherstellung des verfallenen Schützenhauses und zur Erfüllung ihrer übrigen Verbindlichkeiten eine weitere allergnädigste Unterstützung bewilligen, sehr ungnädig abgewiesen worden.

So ging das Schützencorps seiner allmählichen Auflösung entgegen. Im Oktober 1829 verkaufte es seine Musikinstrumente und die Uniformstücke der Hoboisten, und so hatte denn im Jahre 1831 das Schützencorps, das nach dem Handbuche des kurhessischen Militär- und Zivilstaats einen Theil des kurfürstlichen Armeecorps ausmachte, aufgehört zu bestehen, nachdem die letzten Mitglieder in die Reihen des Bürgerbataillons getreten war. Das Schützenhaus wurde vom Staate, dem es wegen der Forderung des Staatsschatzes an das Schützenbataillon von 4400 Reichsthalern verpfändet war, als herrenloses Gut in Besitz genommen, und später, am 16. Januar 1838, der Stadt Kassel, auf deren Grund und Boden es erbaut war, gegen Zahlung von 1900 Reichsthalern und Begleichung der übrigen kleinen Schulden der Schützen in der Höhe von 732 Reichsthalern das alleinige und ausschließliche Eigenthum daran käuflich überlassen. Kurprinz Friedrich Wilhelm schlug dann das Kapital mit den rückständigen Zinsen nieder und vollzog damit einen Akt ausgleichender Gerechtigkeit.

Um die Lindenblüthe.

Am Waldrand geht der Lindenduft
So süß vertraulich ab und auf;
Sein Schatz, die milde Abendluft,
Kam über's Thal im leichten Lauf.

Da flüstert's denn und girrt und lacht,
Fern rauscht der Fluß ein Liebeslied,
Und durch die sanfte Sommernacht
Das Glück auf tausend Wegen zieht.

Sieh nur, was hinterm Busch dort blinkt,
Wie Lockenhaar im Mondlicht weht? —
Ist nicht, was nun herüberklingt,
Der Küsse werbendes Gebet? —

Der Lindenduft geht hin und her
Mit seinem Schatz im Dämmerschein . . .
Doch muß wohl so von ungefähr
Ein and'res Paar im Wald noch sein.

Rauschenberg. **Valentin Traudt.**

Erzählungen der drei Männer im Backofen.

Mitgetheilt von Wilhelm Bennecke.

In der Nähe des Hoftheaters lag eine Konditorei, deren Hinterstübchen bei Tag in ein stetes Halbdunkel gehüllt war, da dieser Raum kein Fenster besaß und sein Licht vom Laden her durch eine mit weißen Vorhängen versehene Glasthüre empfing. Früher war hier die Backstube des Konditors gewesen, und so wurde das Hinterstübchen der Backofen genannt. In demselben fanden Abends sich stets einige Herren ein, um Punsch oder Grog zu trinken; zu diesen wenigen Stammgästen zählten nun längere Zeit drei Personen, welche sich mit nicht ganz alltäglichen Geschichten unterhielten, die einer der Anwesenden, der Welt- und Weinreisende Nikodemus

Knickebein, für der Mühe werth hielt, aufzuzeichnen. Aus diesen Aufzeichnungen sei nun das Nachfolgende mitgetheilt.

Die drei Herren, von welchen der eine Mechaniker, der andere Musiker war, der dritte aber von seinen Renten lebte, werden in dem vorliegenden Manuskript jedoch nicht mit ihren wirklichen Namen genannt, sondern der Mechaniker heißt darin „Archimedes“, der Musiker, wegen seiner schwächlichen Figur, „das Haus auf Abbruch“ und der Rentner „der eigensinnige Herr“. Der Mechaniker hatte die Angewohnheit, sowie er in den Backofen eintrat, einen Bohrer aus der Tasche zu ziehen, denselben neben der Thüre in das Getäfel zu bohren und seinen Hut daran zu hängen, obgleich genug ordnungsmäßige Haken zu diesem Zweck an der Wand angebracht waren. Sofort erschien aber auch der Konditor, hing den Hut, ohne ein Wort zu sagen, wo anders hin, drehte den Bohrer heraus und steckte ihn ein. Da dies stumme Spiel sich allabendlich wiederholte, so hätte der Konditor nach und nach einen Handel mit Bohrern anfangen können.

Es war an einem Sonntag Abend, als Archimedes und der eigensinnige Herr zusammen auf dem alten Sopha saßen und des Musikers harrten, welcher im Theater war, da „Robert der Teufel,“ eine seiner Lieblingsopern, gegeben wurde.

„Ich kann mich noch der ersten Aufführung des ‚Robert‘ mit Derska in der Titelpartie erinnern“, sagte Archimedes und nahm einen tüchtigen Zug Grog. „Auch damals fehlte es unter den Künstlern nicht an Meyers und Schmidts, nur die Müller waren noch nicht so zahlreich vertreten. So sang denn auch ein Meyer den Bertram und ein Schmidt den Raimbaut. Der damals noch jugendliche Karl Häser spielte den Prinzen von Grenada, wie es auf dem Theaterzettel nach der französischen Schreibweise hieß, und Dettmer, der Vater des bekannten Schauspielers, hatte die kleine Partie des Aliberti übernommen. Die Isabella sang die reizende Marie Pistor und die Alice Madame Matys. Diese mußte der Pistor schließlich das Feld räumen, obgleich vorher ein erbitterter Kampf zwischen den Matysten und den Pistoristen stattgefunden hatte, in welchem beide Parteien zwar das Schlachtfeld behaupteten, aber Spohr's Entscheidung gab zu Gunsten der Pistor den Ausschlag.“

„Wann war dies?“ fragte der eigensinnige Herr.

„Im Jahre 1836“, sagte Archimedes.

„Da lagen Sie ja noch fast in den Windeln“, behauptete der Andere.

„Entschuldigen Sie,“ erwiderte der Mechaniker, „ich habe schon mit Bewußtsein das Hambacher Fest mitgemacht und kann mich sogar noch erinnern, wie die Baschkiren auf dem Königsplatz der Napoleonsstatue die Nase abschossen.“

„Sie sind ein Einunddreißiger“, sagte der Eigensinnige. „Ich weiß es ganz bestimmt.“

„Donnerwetter!“ rief Archimedes. „Ich werde doch wissen, wie alt ich bin!“

„Ich werde Ihnen später den Beweis für meine Behauptung liefern“, sagte der eigensinnige Herr und aß mit großer Selbstzufriedenheit ein Stück Schmandkuchen.

„Ich habe die genannten Personen alle gekannt, mehr oder minder gut, den Johann Derska aber so genau wie meine Westentasche“, fuhr Archimedes fort, der sich über den Eigensinnigen schon längst nicht mehr ärgerte. „Er war ein großer, schöner Mann, und seine Stimme besaß einen seltenen Wohlklang. Dabei verfehlte er nie eine Note und spielte mit Bravour, ohne Koulissenreißer zu sein. Eigentlich hieß er Zcszsrska. Als er sich zuerst dem damals über das Hoftheater herrschenden Generaldirektor vorstellte und mit einer Verbeugung einfach seinen Namen nannte, sagte der Bühnenleiter ‚Prosit!‘ Derska wiederholte seinen Namen und abermals sagte der Andere: ‚Pröstchen!‘ ‚Herr Generaldirektor,‘ rief der Sänger ungeduldig, ‚ich heiße Zcszsrska!‘ ‚So?‘ erwiderte der Direktor kaltblütig, ‚ich glaubte Sie hätten geniest.‘ In der Folge verwandelte dann der Künstler seinen nur mit künstlicher Zungenbewegung auszusprechenden Namen in den angenehmer klingenden Derska. Er wurde von den Frauen angebetet und war den Männern ein lieber Gesellschafter. Hinter den Kulissen hatte er nur zwei Redensarten im Gebrauch. Zu den Frauen sagte er: ‚Du bist ein schönes Weib!‘ und zu den Männern in demselben Athem etwas Anderes, was sich nicht gut wiederholen läßt.“

„Woher wissen Sie denn das so genau?“ fragte der eigensinnige Herr.

„Ich hatte mehrfach bei großen Opern zu thun und machte dabei meine Studien. Derska aber interessirte mich ganz besonders. Er starb in der Blüthe seiner Jahre an einem Halsleiden, zum größten Leidwesen der Kunstfreunde und der Damenwelt. Einige Zeit nach seinem Tode verbreitete sich das Gerücht, daß er umgehe, und dies kam so. Er hatte eine Wohnung am Friedrichsplatz gehabt, in welche nach seinem Dahinscheiden eine kleine Familie, ich glaube von auswärts, gezogen war. Gleich an den ersten Abenden wurde dieselbe nun durch ein eigenthümliches Geräusch in Aufregung versetzt, welches sich regelmäßig mit Anbruch der Dämmerung in dem

Sterbezimmer des Sängers hören ließ. Zu derselben Stunde, an welcher er seinen liedersüßen Mund für immer geschlossen hatte, ließ sich ein langgezogener, rasselnder Wehelaut vernehmen, der in einem schrecklichen, schrillen Seufzer dahinschwand. Die neuen Wohnungsinsassen schauderten bei diesem geheimnißvollen, entsetzlichen Ton im Innersten zusammen und fanden für denselben keine andere Erklärung, als daß der dahingegangene Derska sich von der Stätte, wo er Jahre lang gehaust, nicht trennen könne und zu der Stunde, wo er so früh dahingeschieden, in den gewohnten Raum wiederkehre und ihn mit seiner Klage erfülle. Schon dachten sie daran, das Logis zu kündigen, als sie die Entdeckung machten, daß in dem unter der früheren Schlafstube Derska's gelegenen Zimmer sich eine große Hängelampe befand, deren Kette beim Aufwinden die rasselnden, schreckenerregenden Töne von sich gab." — —

„Eine vorzügliche Leistung Derska's war auch der ‚Lafare' in ‚Aloise', einer Oper von Maurer, welche hier sehr gern gesehen wurde", fuhr Archimedes nach einer Pause fort. „Gegen Schluß derselben kommt ein mit sechs Schimmeln bespannter Wagen auf die Szene, in welchem Lafare, der sich als Prinz entpuppt, abfährt —".

„Die Geschichte, die Sie erzählen wollen, kenne ich schon," unterbrach der eigensinnige Herr den Archimedes. „Der alte Birnbaum, welcher immer faule Witze über die pappenen Pferde machte, bat u. a. als Gnade von dem Prinzen sich ein paar Ableger davon aus. Ich weiß bestimmt, daß sie dies und nichts Anderes erzählen wollten. Ich kannte Ihr Histörchen schon, als ich noch in die Siebert'sche Schule ging und mit dem kleinen Spieß in Konflikt lag."

„Allerdings will ich von den Pferden in ‚Aloise' erzählen," erwiderte Archimedes, „aber etwas Anderes, als Sie meinen, denn meine kleine Geschichte beginnt erst da, wo die Ihrige aufhört."

„Dann schießen Sie los, aber ich möchte fünf gegen eins wetten, daß ich auch diese Geschichte schon kenne."

(Forsetzung folgt.)

An mein Heimathland.

Wie ging so schnell die Zeit dahin,
Seit ich davon gefahren
Und von dir fortgezogen bin
Vor langen zwanzig Jahren!
Ob ich auch fern das Haus gebaut,
Hab' ich mein liebes Hessen,
Mein Heimathland so lieb und traut,
Doch nimmermehr vergessen.

Ich denke heut' der Jugendzeit,
Die mich mit dir verbunden,
Der gold'nen Kindesfröhlichkeit,
Der selig süßen Stunden.
Das alles dank' ich freudig dir
Und mehr —: mein Glück im Leben;
Denn die den Herd gebaut mit mir,
Hast du mir auch gegeben.

Nur flüchtig sah ich wieder dich
Im schnellen Lauf der Jahre,
Nun zieht das Herz mich wonniglich,
Daß hin zu dir ich fahre.
Mit Weib und Kindern komm' ich hier,
Der Arbeit Ruhepause
Will ich genießen nun bei dir,
Wo einst ich war zu Hause.

Schon grüßen mich die Bergeshöh'n,
Die lange ich entbehret,
Des Waldes Grün, wie herrlich schön!
Und nun wird eingekehret
Bei dir, mein Hessen. Welche Lust!
O, klinget, frohe Lieder!
Die Freude schwellet Herz und Brust:
Die Heimath hat mich wieder!

P. W.

Aus alter und neuer Zeit.

Zur Vorgeschichte der Kasseler Messen. Bekannt ist, daß die regelmäßige Abhaltung der Kasseler Messe mit dem 29. August 1763 beginnt, nachdem das Meßhaus im Jahre zuvor fertiggestellt war. Durch ein im Besitz der Landesbibliothek befindliches Schriftstück sind wir aber nunmehr in der Lage den Beweis zu erbringen, daß bereits erheblich früher die Veranstaltung regelmäßig wiederkehrender Messen in Kassel in's Auge gefaßt worden ist. Es enthält dieses Aktenstück drei Aufsätze des Licentiaten Johann Heinrich Hund aus dem bekannten gegen Ende

des 17. Jahrhunderts erloschenen hessischen Adelsgeschlechte dieses Namens auf Betzigesdorf, das er im Jahre 1653 der Familie von Löwenstein abkaufte, und zwar einen solchen über die Salzquellen zu Schmalkalden (betrifft deren Ausnutzung durch Errichtung einer Saline), einen zweiten über Abhaltung eines Viehmarktes in Kassel und endlich einen dritten über die Anrichtung einer oder zweier allgemeinen Jahrmessen daselbst. Das Jahr, aus welchem diese Aufzeichnungen des Johann Heinrich Hund, die wohl völlig privaten Charakters sind, stammen, ist nicht mit Bestimmtheit anzugeben, doch steht fest, daß sie nicht allzulange nach dem Jahre 1645 zu Papier gebracht sein müssen, da dieses Jahr in dem zweiten Aufsatz erwähnt wird. Wir gelangen mithin aller Wahrscheinlichkeit nach in die Zeit Landgraf Wilhelm's VI.

An der Spitze seiner Ausführungen, zu denen er sich wohl kaum veranlaßt gesehen habe würde, ohne daß die behandelten Fragen damals im Vordergrunde der Erörterung gestanden hätten, stellte er den Satz: die Einführung der regelmäßig wiederkehrenden Messen könne unstreitig ein stattliches eintragen, wenn es in Schwang gebracht werden möchte. Dann beleuchtete er die Gründe, die etwa dagegen sprechen könnten. Als solche führt er deren vier an:

1. Die Lage der Stadt Kassel wäre dafür nicht günstig genug, 2. es wären in Kassel nicht so reiche Kaufleute wie an anderen Orten, es mangele demnach 3. an dem bei solchen allgemeinen Messen nöthigen und unentbehrlichen „Wechsel“, und 4. sei ein zu großer Widerstand von Seiten der Stadt Frankfurt zu befürchten.

Gegenüber der ersten Einwendung sagt er: Kassel ist besser gelegen als Nürnberg, Leipzig, Erfurt und etliche andere Orte, es liegt gleichsam in der Mitte von Deutschland, besonders für Westfalen, Niedersachsen und vermuthlich auch Obersachsen. Der englische Tuchhandel wird sich zumal gern dahin ziehen, die Weser ist „sehr bequem“. Was von Nürnberg auf Hamburg, Lübeck und Braunschweig und von diesen Plätzen auf Nürnberg, Ulm und Augsburg geht, hat unterwegs keine rechte Abladestelle und geht jetzt bei Stadt Vacha oder noch mehr abwärts durch das Land. Die Errichtung einer Abladestelle in Kassel kommt diesem Handel recht gelegen, vornehmlich wird dadurch der Seidenhandel hierher gezogen. Zu Punkt 2 hebt er hervor: Nürnberg, Augsburg, Ulm, Braunschweig und andere Handelsstädte haben auch ihre Anfänge gehabt und zwar geringe, das heutige Kassel steht weit besser da als jene in ihren Anfängen. Außerdem „liegen deren Oerter einer oder ander gegen Kassel gänzlich in Wildnissen; als aber man daselbst die Kaufhandel angefangen, sind solchem auch die Kaufleute als Adler dem Aas nachgegangen und haben sich gefunden, ja wenn man allhier in Kassel nur uf 30 Jahre zurückgehen und den itzigen gegen derozeitigen Handel vergleichen wollte, würde sich schon im Werke fünden, was itzo gesagt worden und zwar also, daß nichts mehr mangele als daß man nur den Kaufleuten Anlaß und zu handeln Gelegenheit gebe“. Damit ist seiner Ansicht nach auch der dritte Einwurf hinfällig geworden, da dann der „Wechsel“ mit den Kaufleuten von selbst kommen würde. In Bezug auf Punkt 4 giebt er freilich zu, daß Frankfurt mit der Zeit die Kasseler Messen etwas empfinden würde, glaubt aber, daß es keine begründete Ursache haben könne deren Einführung zu verhindern; denn der Frankfurter Handel wird seiner Meinung nach dadurch nicht verboten, sondern nur genöthigt einen neuen Konkurrenten zu dulden, „wie denn der Kaufhandel keinem Orte also zur Ehre gegeben, daß er nicht sich auch an andere Orte ziehen möchte, gleich wie von Gent und Brügge in Flandern der Kaufhandel gen Antorf (Antwerpen), von da gen Amsterdam und Hamburg und also von anderen Orten mehr auf andere gezogen und verwendet ist worden“.

Aus solchen Aufzeichnungen geht hervor, daß es auch in früheren Zeiten an Köpfen nicht fehlte, die, ohne sich in amtlichen Stellungen zu befinden, über die Tagesfragen nachdachten. Einzelne Bruchtheile der Bevölkerung haben eben von jeher für öffentliche Angelegenheiten Blick und Verständniß besessen und der Lösung der schwebenden Fragen Zeit und Interesse gewidmet, im Verhältniß zum Ganzen sind diese Bruchtheile aber wahrscheinlich gegen früher beständig in der Zunahme begriffen.

Aus Heimath und Fremde.

Es dürfte die Leser des „Hessenlandes“ wohl interessiren zu hören, daß von den im Jahre 1866 in die preußische Armee übergetretenen kurhessischen Offizieren, in Folge der Verabschiedungen des Monat Juni, heute, nach nunmehr 30 Jahren, gerade noch 12 im Dienste sind. Dieselben waren alle im Jahre 1866 noch Secondlieutenant und gehörten mit Ausnahme eines Artilleristen sämmtlich

der Infanterie an, und zwar zwei dem Leibgarde-regiment, vier dem 1. Infanterieregiment (Kurfürst), vier dem Jäger- und einer dem Schützenbataillon. Von allen anderen Truppentheilen befindet sich niemand mehr im Dienste. Die noch in der Armee befindlichen sind nach ihrer kurhessischen Anciennetät geordnet: Oberst Fischer (Jägerbataillon), Vorstand des Bekleidungsamtes des XVI. Armeecorps; Generalmajor von Bardeleben (Karl, Leibgarderegiment), Kommandeur der 41. Infanteriebrigade; Oberst von Roques (1. Infanterieregiment), Kommandeur des Infanterieregiments Prinz Moritz von Anhalt-Dessau (5. Pommersches) Nr. 42; Generalmajor von Apell (Jägerbataillon), Kommandant der Feste Boyen; Oberst Schmidt (1. Infanterieregiment), Kommandeur des Infanterieregiments von Horn (3. Rheinisches) Nr. 29; Oberst von Ende (Leibgarderegiment), Kommandeur des Grenadierregiments König Friedrich III. (1. Ostpreußisches) Nr. 1; Oberstlieutenant Freiherr von Uslar-Gleichen (1. Infanterieregiment), Distriktsoffizier bei der 8. Gendarmeriebrigade; Oberstlieutenant Scheffer (Artillerieregiment), Stabsoffizier beim Bezirkskommando I. Berlin; Oberstlieutenant Stamm (Schützenbataillon), etatsmäßiger Stabsoffizier beim Infanterieregiment Graf Werder (4. Rheinisches) Nr. 30; Oberstlieutenant Fischer (Jägerbataillon), Kommandeur des Landwehrbezirks Montjoie; Oberstlieutenant von Kaltenborn (1. Infanterieregiment), etatsmäßiger Stabsoffizier beim Infanterieregiment Graf Tauentzien von Wittenberg (3. Brandenburgisches) Nr. 20 und Oberst Wiederhold (Jägerbataillon), Kommandeur des 2. Pommerschen Feldartillerieregiments Nr. 17. —l.

Ausflug des Geschichtsvereins. Am 1. Juli Nachmittags unternahmen etwa 40 Mitglieder des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde, darunter auch mehrere Damen, unter Leitung des stellvertretenden Vorsitzenden, Direktors der Landesbrandkasse Dr. Knorz den seit längerer Zeit geplanten Ausflug nach Grebenstein. Nachdem unter liebenswürdiger Führung des Gutsbesitzers Fehrenberg des Aelteren (Kressenbrunn) bezw. des Amtsrichters Gesing zunächst die Sehenswürdigkeiten des Ortes, bestehend in der aus dem 14. Jahrhundert stammenden Pfarrkirche und der noch zum großen Theile erhaltenen alten Ringmauer mit ihren ansehnlichen Thürmen in Augenschein genommen waren, begaben sich die Theilnehmer des Ausflugs auf den Burgberg in die Burgruine. Hier hielt Dr. med. Schwarzkopf dann einen Vortrag über die Geschichte von Burg und Stadt Grebenstein, der durch seinen Inhalt im Verein mit seiner poetischen Form und dem warmen, patriotischen Geiste, der den Hörern daraus entgegenwehte, allgemein fesselte und dem beliebten Redner jubelnden Beifall einbrachte. Vollständig neu waren die hochinteressanten Ausführungen des Vortragenden über die alte Burg, wie seine Erläuterung ihrer Einrichtungen und Verhältnisse, die von sorgsamen Studien an Ort und Stelle Zeugniß ablegten. Der Dank des Vorsitzenden für die treffliche Leistung des Redners klang in ein begeistertes Hoch auf denselben aus. Während Jupiter pluvius sich bis dahin auf die Spendung vorübergehender Güsse beschränkte hatte, strömte gegen 7 Uhr der Regen gar zu reichlich herab, weshalb beschlossen wurde sich in die gastlichen Räume des „Reichskanzlers" zurückzuziehen. Hier blieb man noch bei fröhlicher Runde bis zum Abgang des Zuges versammelt.

Neuer Kirchenbau. Am 1. Juli erfolgte die feierliche Einweihung der evangelischen Kirche zu Fulda.

Als sich in oranischer Zeit in Fulda eine evangelische Gemeinde gebildet hatte, wurde derselben im Jahre 1803 zu ihren Gottesdiensten das sog. Oratorium Marianum, der mittlere Theil des Gymnasiums, übergeben, welches dem Bedürfniß der Gemeinde schon längst nicht mehr entsprach. Wegen des niedrigen Rundbogenstils konnte es aber weder mit Emporen versehen, noch erweitert werden. Die Mittel für einen Neubau, dem näher zu treten im Anschluß an das Lutherjubiläum in's Auge gefaßt wurde, sind beschafft worden, wenn es auch Mühe gekostet hat. Völlig gesichert wurde der Bau erst durch ein königliches Gnadengeschenk im Betrage von 52 000 Mark. Nachdem am 14. Juli 1894 feierlich der Grundstein gelegt war, ist die Vollendung des Gotteshauses in kaum zwei Jahren, also recht schnell, erreicht worden. Die Weihe der Kirche vollzog sich nach dem Berichte der Tageszeitungen in äußerst würdiger und erhebender Weise, wozu die Schönheit des 1000 Sitzplätze enthaltenden Gotteshauses wesentlich beitrug. Die Kirche gereicht der Stadt zur Zierde, was bei der stattlichen Zahl schöner Kirchen in Fulda viel sagen will. Sie erhebt sich in gothischem Stil aus Sandstein auf dem der Gemeinde von der Stadt bereitwilligst verkauften Platz am Bahnhofe und entspricht, nach dem System Hase-Hannover mit verkürztem Schiff und geräumigen Kreuzarmen konstruirt, namentlich in Betreff der Akustik den an eine evangelische Predigtkirche zu stellenden Anforderungen in hohem Maße.

Der erhöhte Chor nebst Altar und die prachtvollen, von Mitgliedern der Gemeinde gestifteten Chorfenster verfehlen ihre Wirkung nicht. Ganz besonders hervorzuheben sind noch die herrlichen Gaben zur Schmückung der Kirche, vor allem das von der Kaiserin geschenkte Kruzifix nebst Altarbibel und ein schöner, von den Frauen der Gemeinde gestifteter Altarteppich.

Das dreiaktige Drama „Rachegeister“ oder „Dämon unserer Zeit“ von Ludwig Wolff (Kassel) wurde am Stadttheater zu Bern in der ersten Juliwoche unter lebhaftem Beifall wiederholt zur Aufführung gebracht.

Universitätsnachrichten. Der außerordentliche Professor der Medizin Dr. Arthur Barth zu Marburg wurde als Oberarzt der chirurgischen Abtheilung des städtischen Krankenhauses nach Danzig berufen. — Am Abend des 2. Juli wurde dem Professor der Theologie Dr. Hermann zu Marburg, der den an ihn ergangenen ehrenvollen Ruf nach Halle abgelehnt hat, aus diesem Grunde von der gesammten Studentenschaft der alma mater Philippina ein feierlicher Fackelzug gebracht.

Todesfälle. Am 5. Juli verstarb im 85. Lebensjahre der Kaufmann Wilhelm Mertz, ein angesehener, um das Gemeinwohl vielfach verdienter Kasseler Bürger, längere Zeit Mitglied des Bürgerausschusses und Vorsitzender der Direktion der städtischen Sparkasse. — Das am selben Tage zu Kassel nach langem Leiden verstorbene Fräulein Sophie Lauffer, langjähriges Vorstandsmitglied des Vaterländischen Frauenvereins zu Kassel, hat sich während der Kriegsjahre 1870/71 um die Verwundeten-Pflege und in späteren Jahren als Mitglied der Armenverwaltung der Stadt Kassel große Verdienste erworben.



Personalien.

Verliehen: dem Geheimen Regierungsrath a. D. Blobel der rothe Adlerorden 3. Klasse mit der Schleife; den Landesbauinspektoren Herrmann in Frankenberg, Georg in Wabern und Lambrecht in Hofgeismar der Charakter als Baurath; dem Superintendenten und ersten Pfarrer Schäfer zu Fulda der rothe Adlerorden 4. Klasse; dem Kreissekretär Köhler und dem Regierungsbaumeister Richter daselbst der Kronenorden 4. Klasse; dem Vorsteher der Strafanstalt zu Ziegenhain Inspektor Hahn der Charakter als Oberinspektor.

Ernannt: die Referendare Dr. jur. Hugo Pfeiffer, Dr. phil. Vilmar und Franz Leonhardt zu Gerichtsassessoren, die Rechtskandidaten Eisenmann und Wicher zu Referendaren.

Versetzt: der Regierungsrath Bartels zu Kassel nach Hannover; der Regierungs- und Landesökonomierath Martineit zu Kassel an das Oberlandeskulturgericht zu Berlin; der Kreisbauinspektor Lukas von Kassel nach Celle; die Spezialkommissare Oekonomiekommissare Neutze zu Kassel und Klostermann zu Treysa als außeretatsmäßige Mitglieder an die Generalkommission zu Münster i. W. bezw. Kassel; der Spezialkommissar Regierungsrath Dr. Jaeger von Niederwildungen nach Kassel.

Uebertragen: dem Gerichtsassessor Schmidt die Verwaltung der Spezialkommission in Treysa.

Ueberwiesen: der Regierungsassessor Dr. Koehler zu Hanau der Regierung zu Stettin.

Entlassen: der Gerichtsassessor Rang aus dem Justizdienste in Folge Zulassung zur Rechtsanwaltschaft bei dem Amtsgericht in Gudensberg.

In den **Ruhestand** getreten: Geheimer Regierungsrath Blobel zu Kassel; Rechnungsrath Roßbach zu Kassel.

Geboren: ein Sohn: Ingenieur Karl Heyken und Frau geb. Gräßner (Kassel, 4. Juli); Bildhauer Karl Gruber und Frau, geb. Schneider (Kassel, 8. Juli); eine Tochter: Amtsrichter Groß und Frau (Großenlüder, 28. Juni); Dr. Kurt Treusch von Buttlar und Frau Gertrud, geb. Lüder (Berlin, 10. Juli).

Verlobt: Regierungs- und Baurath Max Volkmann (Kassel) mit Fräulein Klara Ulmann (Kettwig a. d. Ruhr, Juni).

Vermählt: wissenschaftlicher Lehrer Ludwig Maurer mit Fräulein Agnes Thieme (Kassel, Juli); Oberstlieutenant a. D. Johann Georg Mente mit der verwittweten Frau Hermine Strackerjan, geb. Baumann (Marburg, Juli); Pfarrer Julius Dehnhardt mit Fräulein Wilhelmine Charlotte Eisenberg (Marburg, Juli).

Gestorben: verwittwete Frau Ingenieur Johanne Kümmell, geb. Hüfner, 67 Jahre alt (Kassel, 28. Juni); Direktor Theodor Richard Strehl (Domäne Heydau, 29. Juni); Fabrikbesitzer Friedrich Eichelberg, (Iserlohn, 30. Juni); verwittwete Frau Lehrer Elise Dörr, geb. Braumüller, 65 Jahre alt (Marburg, 30. Juni); Justizrath Wilhelm Bauscher, 87 Jahre alt (Hanau, 1. Juli); Privatmann Heinrich Studti, 71 Jahre alt (Kassel, 3. Juli); Obergerichtsrath a. D. Friedrich von Starck, 77 Jahre alt (Marburg, 3. Juli); Oswald Pape, 23 Jahre alt (Charlottenburg, 4. Juli); Oberstlieutenant z. D. Hans von Decker, 47 Jahre alt (Neisse, 4. Juli); Königlicher Eisenbahnbetriebssekretär Johann Wilhelm Adamus, 54 Jahre alt (Kassel, 4. Juli); Kaufmann Wilhelm Mertz, 84 Jahre alt (Kassel, 5. Juli); Fräulein Sophie Lauffer, 73 Jahre alt (Kassel, 5. Juli); verwittwete Frau Kaufmann Justine Gausmann, geb. Schwaner, 80 Jahre alt (Wetter, 5. Juli); verwittwete Frau General Marie von Blumenthal, geb. Freiin von Seydlitz und Kurzbach, 72 Jahre alt (Kassel, 6. Juli); Fräulein Karoline Schuchardt (Wehlheiden, 11. Juli); Apotheker Georg Koeniger, 85 Jahre alt (Wehlheiden, 12. Juli).

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. W. Grotefend in Kassel. Druck und Verlag von Friedr. Scheel in Kassel.



№ 15. X. Jahrgang. Kassel, 1. August 1896.

Mutter Heimath.

Oft nahmst Du mich mit auf weitem Gang,
Die Wiese entlang und den Wald entlang,
Durch Thäler hin und am Bache vorbei.
Aus Gründen tönte des Hähers Schrei,
Es duftete würzig die frische Mahd,
Die Weidenmühle, die schwang ihr Rad.
Da sprühten die Perlen im Kreise herum,
Und in der Linde war Bienengesumm.
Die Heckenrose bekränzte den Weg,
Die Iris blühte am Bachessteg,
Die Halme des Schilfes, wie standen sie hoch!
Und über den Wellen die Schwalbe flog.
Weit hinter uns ließen wir Sorge und Harm,
Die Liebe der Heimath umfing uns warm.
Wir fühlten Beide in schweigender Brust:
Wir nahmen ja Theil an der blühenden Lust.

Wir waren wie Kinder, geladen zum Fest,
Wir saßen wie Vögel im eigenen Nest.
Es ward uns geborgen und sicher zu Muth,
Wir fühlten ja tief in dem rollenden Blut
Die heil'ge Verwandtschaft der Erde so klar,
Der Heimatherde, die Mutter uns war. —
Nun tritt unser Fuß jene Wege nicht mehr,
Nun drückt Dich die Erde der Fremde so schwer;
Nun liegst Du vermodert in dunkeler Gruft,
Verloren dem Leben, der schmeichelnden Luft.
Ich selbst ward ein Fremdling dort unten im Thal,
Doch säh' ich's noch einmal, ein einziges Mal,
Von Dir wollt' ich grüßen die Rosen am Weg,
Die nickende Iris am Bachessteg.

Regensburg. **T. Keiter, geb. Keßner.**





Die Begründung der Herrschaft Gersfeld.*)

Die heute aus zehn Orten bestehende Herrschaft Gersfeld, in ihrer Mitte der frühere bairische Marktflecken gleichen Namens, der als Hauptort eines preußischen Kreises nunmehr als Stadt angesehen wird, einst ein eigener Herrschaftsbezirk des Ritterkantons Rhön-Werra buchischen Quartiers mit 14 000—15 000 Gulden jährlichen Einkünften und einem Gesammtflächeninhalt von mehr als einer Quadratmeile, liegt am nordwestlichen Hang jenes Höhenzuges des Rhöngebirges, der als Wasserscheide des Maines und der Weser vor Zeiten schon die Grenze des fuldischen Buchenlandes (Buchonia) und des fränkischen Gebietes bildete. Nach Maßgabe des Gesetzes ist die Herrschaft, bis dahin Lehen, im Jahre 1849 in das freie Eigenthum der zeitigen Besitzer, der Grafen von Frohberg, übergegangen, nachdem ebenfalls auf Grund der modernen Gesetzgebung deren hoheitliche Befugnisse hinfällig geworden waren. Die Grafen von Frohberg sind französischen Ursprungs. Am 27. Oktober 1785 heirathete Graf Johann Philipp von Montjoye-Woffray die Freiin Marie Louise von Ebersberg, genannt von Weyers und von der Leyen, Tochter des Freiherrn Amand Philipp von Ebersberg, genannt von Weyers und von der Leyen, dem es gelang, die Herrschaft Gersfeld in seiner Hand zu vereinigen, indem er die Ansprüche der übrigen männlichen Agnaten aus dem Hause Ebersberg mit Genehmigung des Obereigenthümers und Lehnsherrn, des Bischofs von Würzburg, abkaufte. So gelangte der Großvater des jetzigen Inhabers der Herrschaft, Graf Louis von Frohberg, der alsbald seinen französischen Namen in „Frohberg" verdeutscht hatte, unter dem Schutze des Umstandes, daß Gersfeld nachweisbar Weiberlehen war, in den unangefochtenen Besitz des alten Ebersberg'schen, bis dahin Jahrhunderte lang unter würzburgischer Lehnshoheit gewesenen Gutes, das unter dem neuen Inhaber von Würzburg 1806 auf Baiern, von Baiern 1866 auf Preußen überging.

Die folgenden Zeilen sind der Darlegung der Entstehung und Begründung dieser Herrschaft Gersfeld gewidmet, deren Werdegang sich unter verwickelten Verhältnissen vollzog, in die Einblick zu gewinnen auch für weitere Kreise nicht ganz ohne Interesse sein dürfte.

Die ältesten Ansiedelungen im Gersfeldischen werden Rodenbach und Gersfeld selbst sein. Im Jahre 863 schenkten Richbald und Engilger ihre Besitzungen in der Gemarkung Rotibah an der Grenze des Grabfeldes und Saalgaues dem Kloster Fulda*), ebenso im Jahre 944 Gerhard und seine Gattin Snelburg außer Gütern an anderen Orten des Grabfeldes ihr Eigenthum in Geresfeld.**) So sehen wir also auf dem Boden der späteren Herrschaft Gersfeld das Stift Fulda schon früh Platz greifen. Abgesehen von einer Erwähnung des Ortes Gersfeld gelegentlich einer Zerstörung desselben durch Brand i. J. 1219***) ist erst aus den Jahren 1350 und 1359 wieder etwas bekannt, was für dessen Geschichte von Belang ist. Kaiser Karl IV. verlieh nämlich am 12. April 1359 dem Abt Heinrich von Fulda und seinen Nachfolgern als Herren des Ortes das Recht, aus ihren und des Stiftes Dörfern Sondheim und Gersfeld (Geroldisfelt) Städte zu machen und aufzurichten und auch die mit Mauern, Thürmen, Gräben und anderen Festungen zu bewahren, wie es ihnen allerbest gefiele, daselbst Märkte zu haben und Marktzölle, Ungeld und Wegegeld zu setzen, aufzuheben und zu nehmen.†) Trotzdem schwang

---

*) Litteratur:
Karl Ludwig Müller, Die Lehnverhältnisse der Herrschaft Gersfeld. Würzburg 1862. Darin als Anhang zwölf bis dahin ungedruckte Urkunden des Gräflichen Archivs zu Grrsfeld bezw. des Staatsarchivs zu Würzburg.
Ludwig Müller, Kurze Geschichte der Rhön. Frühere und jetzige Verhältnisse des Herrschaftsbezirks Gersfeld und der Rhön. Gersfeld 1889.
Justus Schneider, Führer durch die Rhön. 5. verm. und verb. Aufl. Würzburg 1896. S. 136 f.

*) Codex diplomaticus Fuldensis. Herausgegeben von Dronke. S. 263.

**) Dronke a. a. O. S. 320.

***) Große Feuersbrünste suchten Gersfeld später noch mehrmals heim, so brannten am 3. Juni 1756 70 Wohnhäuser und 40 Scheunen und 1814 80 Wohnhäuser ab. Bavaria, Landes- und Volkskunde des Königreichs Bayern. Bd. IV. Abth. 1. Unterfranken und Aschaffenburg. S. 564 f.

†) Corpus traditionum Fuldensium, ed. Schannat. S. 353.

sich Gersfeld, wie wir bereits wissen, nicht zur Stadt, sondern lediglich zum Marktflecken empor.

In den Rahmen der Bestrebungen der Aebte von Fulda, ihre landeshoheitliche Stellung in Gersfeld zu sichern, fällt es, wenn derselbe Abt Heinrich die angesehensten und einflußreichsten Grundbesitzer dort zu seinen Lehnsleuten zu gewinnen suchte. So wies er im Jahre 1350 dem Hans von Schneeberg aus dem alten Geschlecht, welches zweifelsohne vom nahen Schneeberg, einem Vorsprung des Feldberges zwischen Obernhausen und Sandberg, stammt, wo noch heute Grundmauern eines alten Schlosses sichtbar sind, als Burglehen (feudum castrense) sechs Pfund Heller auf die Stadtbede zu Fulda unter der Bedingung an, diesen Betrag in seiner Kemnate (befestigtem Hause, schwächer befestigter Burg) zu Gersfeld zu verdienen und dem Abte und Stifte zu Fulda darin Oeffnung zu gewähren*), wofür dann Hans von Schneeberg dem Abte einen Revers ausstellte, in welchem er sich als Erbburgmann des Abtes und seines Stiftes bekannte.**) Demgemäß vollzogen die Brüder Reinhard und Hans von Schneeberg in ihrer Eigenschaft als Patrone der Kirche zu Gersfeld die Auflassung von Gütern in und bei Gersfeld im Werthe von 100 Pfund Hellern, welche sie dem Pfarrer Dietrich Vogel am 19. August 1362 zur Erhöhung des Einkommens der Pfarrstelle verliehen, vor dem Abte von Fulda als ihrem rechten Lehnsherrn.***)

Ein zweites in Gersfeld schon früh begütertes Adelsgeschlecht waren die im Jahre 1628 ausgestorbenen Herren von Hun (Hune, Haune), deren Stammburg auf dem Gipfel des nördlich von Hünfeld gelegenen Stoppelsberges noch jetzt als Ruine sichtbar ist. Doch sind sie weiter nicht in Betracht zu ziehen, weil die Brüder Heinz und Simon von Hun für sich, ihre Erben und Brüder bereits am 31. Januar 1363 dem Ritter Johann Vogt von Salzburg, Amtmann zu Bischofsheim, und dessen Schwiegersohn Hermann von Weyhers und deren Erben u. A. auch ihren ganzen Besitz zu Gersfeld verkauften.†) Doch waren die Herren von Hun für diesen Besitz nicht Lehnsträger des Abtes von Fulda, es handelte sich vielmehr unzweifelhaft um freies Eigen (Allod). Dagegen wurden die vermuthlich auch schon von Alters her dort begüterten Käufer des Hun'schen Güterkomplexes in und um Gersfeld, wenigstens die

*) Clientela Fuldensis, ed. Schannat, S. 331.
**) Karl Ludwig Müller a. a. O. S. 33.
***) Die Urkunde ist abgedruckt bei Ludwig Müller a. a. O. S. 78.
†) Karl Ludwig Müller a. a. O. S. 122.

Herren von Weyhers, oder wie sie sich nach Wiederaufbau ihrer zerstörten Stammburg auf dem Ebersberg nannten, von Ebersberg, genannt von Weyhers, die fortan daselbst ansässig blieben, aller Wahrscheinlichkeit nach im Jahre 1396 wie mit ihren übrigen Besitzungen so auch mit ihren Gersfelder Gütern Lehnsmannen des Abtes von Fulda. Für die Jahre 1411 und 1424 ist es sicher verbürgt, daß der früher Hun'sche, später Ebersberg-Weyhers'sche Besitz daselbst, im Ganzen zwölf Güter und Hüttenstätten, bereits in den fuldischen Lehnsverband übergegangen war*), in welchem derselbe dann geblieben ist, bis er im Jahre 1777 verkauft oder vertauscht wurde. Dementsprechend erscheint er vor allem in dem Ebersberger fuldischen Stammlehnbrief des 16. Jahrhunderts. Hatten die Ebersberger bislang ihre Burg zu Weyhers noch als Eigen zu freier Verfügung gehabt, so sahen sie sich genöthigt, auch diese mit Zubehör vom Abt Johann von Fulda zu Lehen zu nehmen, als der Bischof Johann von Egloffstein zu Würzburg gegen sie erfolgreich zu Felde zog; hätten sie damals nicht an dem Abte von Fulda gegen Auftragung von Weyhers eine Stütze gefunden, so würden sie sich nicht haben aufrecht erhalten können.

Ungeachtet ihrer nahen Beziehungen zu den Herren von Ebersberg-Weyhers hatten die Aebte von Fulda keine Veranlassung, mit dem Gange, den die Dinge in Gersfeld einschlugen, zufrieden zu sein, ihre etwaigen Absichten, den Ort zu einer befestigten, ausschließlich fuldischen Stadt, bezw. mit den umliegenden Dörfern zu einer fuldischen Herrschaft zu erheben, denen das Glück bislang günstig gewesen war, sollten bald auf immer vereitelt werden. Der folgende Abschnitt Gersfelder Geschichte in den Jahren 1400 bis 1440 faßt sich von selbst unter dem Gesichtspunkt der Gewinnung der Landeshoheit über Gersfeld durch den Bischof von Würzburg und der Erhöhung der Machtstellung der Herren von Ebersberg, genannt von Weyhers, unter Beseitigung der Familie von Schneeberg.

Wie gegen Weyhers, so rückte Bischof Johann im Jahre 1401 auch gegen Hermann von Schneeberg zu Gersfeld, den Bundesgenossen der Herren von Ebersberg-Weyhers, und zwang ihn zu dem Versprechen der Oeffnung seines Schlosses. Als Hermann der übernommenen Verpflichtung nicht nachkam, kehrte der Bischof im Jahre 1405 mit Heeresmacht zurück, eroberte das Schloß Gersfeld und führte Hermann von Schneeberg nebst seiner Gemahlin Anna und seinem Sohne Wilhelm

*) Karl Ludwig Müller a. a. O. S. 91 f.

als Gefangene mit sich nach Würzburg auf den Marienberg, um sie dann schließlich unter der Bedingung, daß sie Schloß Gersfeld mit allen Rechten und Zubehör von ihm zu Lehen nähmen und ihm ewige Oeffnung desselben verbrieften, wieder in Freiheit zu setzen.

Die einschlägige Urkunde des Würzburger Archivs vom 30. November 1406 ist bei Karl Ludwig Müller (a. a. O. S. 7 f.) abgedruckt. Darnach waren die Bischöfe von Würzburg als Lehnsherren befugt, „sich gegen jedermann darin und daraus in allen ihren Kriegen, Nöthen und Sachen wie in anderen ihren eigenen, ihnen offenen Schlössern auf ihre eigenen Kosten zu behelfen und damit das Land und die Straßen zu befriden". Die Herren von Schneeberg durften das Schloß oder ihre anderen Güter mit Zugehörung weder im Ganzen noch in einzelnen Stücken verkaufen oder hingeben, noch ohne Willen und Erlaubniß des jeweiligen Bischofs von Würzburg einem Bündniß, einer Gesellschaft oder Einung beitreten. Der gesammte Gersfelder Besitz der Herren von Schneeberg wurde mithin für ein vom Würzburger Bischof lehnsabhängiges untheilbares Ganze erklärt.

Die Schneeberger suchten nun anscheinend in die Abmachungen mit dem Bischofe Rücksichtnahme auf ihren alten Lehnsherrn, den Abt von Fulda, hineinzubringen, doch vergeblich. Es gelang ihnen freilich, die Aufnahme des folgenden, auf ihr Verhältniß zu demselben bezüglichen Zusatzes durchzusetzen: „unschedelichen unserm Herrn von Fulda und seinem stiffte an dem turm in dem sloße zu Gerichsfelt gelegen". Der Bischof aber ließ eine unanfechtbare Anerkennung etwaiger Berechtigungen des Abtes nicht aufkommen, indem er weiter hinzufügte: „ob der von in zu lehen get", also vorausgesetzt, daß sich der Thurm als von Fulda lehnrührig erwiese. Das wirkliche Vorhandensein der Lehnsabhängigkeit von Fulda hatte er noch keineswegs unumwunden anerkannt.

Was für Bewandtniß es mit diesem Thurme hatte, ist nicht mit Bestimmtheit zu sagen. Möglich, daß die Herren von Schneeberg infolge des Vertrages vom Jahre 1350 mit Abt Heinrich von Fulda und auf Veranlassung des 1359 dem Abte ertheilten kaiserlichen Privilegs den Thurm zur Verstärkung der Befestigungswerke des an und für sich ja nur schwach befestigten Schlosses (Kemnate!) errichtet hatten. Nicht ausgeschlossen wäre, daß der noch heute in seinen drei unteren Stockwerken vorhandene, der Ueberlieferung nach aus dem 12. Jahrhundert stammende Thurm zwischen dem oberen und mittleren Schloß der in der Urkunde vom 30. November 1406 erwähnte sein könnte. Sei dem wie ihm wolle, jedenfalls haben die Ansprüche des Abtes von Fulda bezüglich des Thurmes keinerlei Beachtung mehr gefunden, ebensowenig sonstige, vom Abte auf andere Zugehörungen des Schneebergischen Schlosses auf Grund zu Recht bestehender Lehnsverhältnisse erhobenen Forderungen, deren es allerdings gegeben haben muß.

In der später noch weiter heranzuziehenden Urkunde Wilhelm's von Schneeberg vom 1. Februar 1435 ist die Rede vom Schloß Gersfeld mit allem Zubehör, wie es von seinem Vater und Eltern auf ihn gekommen, wo es gelegen, im Gericht zu Bischofsheim oder auf der Hard oder in der Buchen (Buchonia), es gehe zu Lehen, von seinen Herren zu Würzburg oder zu Fulda. Mit dem Vollzug der Belehnung mit der Herrschaft Gersfeld seitens des Bischofs von Würzburg war den, wenn auch noch so berechtigten Ansprüchen des Abtes von Fulda der Boden abgegraben, solange er nicht die Macht besaß, sie dem Gegner gegenüber durchzufechten.

Als Geburtstag der vom Schlosse Gersfeld forfan untrennbaren Herrschaft Gersfeld ist demnach der 31. November 1406 anzusehen, obgleich der mit ihr beliehene Herrmann von Schneeberg damals Mühe hatte davon wirklich Besitz zu ergreifen. Am 30. Januar des gleichen Jahres hatte Bischof Johann nämlich das Schloß und den Theil an dem Dorfe daselbst, der zu dem Schlosse gehörte, und den Antheil Hermann's von Schneeberg an dem Gerichte auf der Hard mit Dörfern dem Hans von Steinau versetzt, weil er ihm 1400 Gulden schuldete und diesen Betrag nicht zu zahlen vermochte, worüber dann Hans von Steinau unter dem 6. Februar den entsprechenden Revers ausfertigte.*) Mindestens vorübergehend sind aber die Schneeberger dessenungeachtet Besitzer ihrer Herrschaft gewesen**), um freilich bald für immer ausgekauft zu werden.

Es war ein seltsames Verhängniß für die Herren von Schneeberg, daß sie, die im Jahre 1401 lediglich als Bundesgenossen der sämmtlichen Herren von Ebersberg, genannt von Weyhers, Brüder und Vettern, die gegen Bischof Johann Ansprüche wegen nicht beglichener Schuldforderungen erhoben, mit diesem in Streit geriethen, aus ihrem Eigenthum verdrängt wurden und so für die Ebersberger mit die Zeche zu entrichten hatten, während die letzteren sich in Gersfeld häuslich einrichten konnten.

Die Beseitigung der Herren von Schneeberg vollzog sich unter dem Nachfolger Johannes' von

---

*) Karl Ludwig Müller a. a. O. S. 95—96.
**) Ebendaselbst S. 18.

Egloffstein (1400—1411), Bischof **Johannes von Brunn** (1411—1440), der das Bisthum durch seinen üppigen Hofhalt in immer tiefere Schulden und Mißhelligkeiten stürzte. U. a. schuldete der Bischof **Heinrich von Ebersberg** und seiner Gattin Else 1200 Gulden. Hatte er diesen am 6. Dezember 1423 über die Summe bereits einen Schuldschein ausgestellt*), so sah er sich am 8. März 1428 genöthigt, seinen Gläubigern noch greifbarere Sicherstellung zu geben und Heinrich von Ebersberg zum Amtmann auf Schloß Gersfeld zu bestellen, bis die Schuld nebst Zinsen völlig beglichen wäre.**) Darüber entstand, wie ohne weiteres einleuchten wird, Zwist mit **Karl von Steinau**, dem Sohne und Vertreter der nach wie vor unbefriedigten Ansprüche des vorher erwähnten Hans von Steinau, dem dadurch ein Ziel gesetzt wurde, daß Heinrich das Schloß unter der Bedingung wieder herausgab, daß er es nach Begleichung der Forderung Karl's von Steinau zurückerhalten würde, auch wurde sein Guthaben auf den Betrag von 1550 Gulden erhöht. ***)

Wie der Bischof seine Schulden bezahlte und seine Gläubiger befriedigte, erfahren wir nicht, wohl aber ist aus den Quellen zu ersehen, daß die Brüder **Hans** und **Ekarius von Ebersberg**, als sie am 1. Februar 1435 die rechtmäßigen Ansprüche Wilhelm's von Schneeberg, des Sohnes vom verstorbenen Hermann, auf die Herrschaft Gersfeld gegen dessen völlige Verzichtleistung um 900 Gulden abkauften, im Einverständniß mit Bischof Johann handelten und von diesem in üblicher Weise belehnt wurden, doch vorbehaltlich des Wiedereinlösungsrechtes für 1000 Mark nach des Bischofs Belieben. †)

Von Wilhelm von Schneeberg ist fortan nicht mehr die Rede. Er hatte es vorgezogen aus den schwierig gewordenen Verhältnissen den am leichtesten gangbaren Ausweg zu suchen. Am 14. Februar 1438 erstand dann **Heinrich von Ebersberg**, der Vetter der obengenannten Brüder, von ihnen die Herrschaft um 640 Gulden. Die Differenz von 260 Gulden erklärt sich daraus, daß in den 900 Mark Güter des Wilhelm von Schneeberg in Niederlütter im Werthe von 260 Gulden mit inbegriffen waren, die nicht zu Gersfeld gehörten, und über die deshalb ein besonderer Lehnbrief auszufertigen war.††) Bischof Johann sprach unter dem 10. Mai 1438 seine Billigung des Geschehenen aus und belehnte Heinrich von Ebersberg, den Stammvater der heutigen Besitzer der Herrschaft Gersfeld, doch unter Aufrechthaltung der Wiedereinlösungsklausel*), von der freilich niemals Gebrauch gemacht worden ist. Wie in der Belehnungsurkunde ausdrücklich hervorgehoben wurde, sollte die Klausel nur für den Fall Platz greifen können, daß in Zukunft einmal lediglich Töchter und keine Söhne als Erbberechtigte vorhanden wären, sie ist also als Korrelat der vom Lehnsherrn zugestandenen Vererblichkeit des Lehens auf weibliche Geschlechtsangehörige zu betrachten, die gewiß von Bedeutung war. Und es hat in der That im vorigen Jahrhundert, als die Frage praktisch wurde, nicht geringe Mühe gekostet, die weibliche Erbfolge zu sichern.

Für die Familie von Ebersberg war es von erheblichem Werth, nunmehr auch die Herrschaft Gersfeld, die nach einem Lehnbrief des Bischofs Gottfried von Würzburg aus dem Jahre 1451 vom Ort Gersfeld selbst die Hälfte umfaßte**), fest in Händen zu haben, da ihr älterer Besitz in und um Gersfeld unter fuldischer Lehnshoheit sich mit derselben zu einem harmonischen Ganzen vereinigte, um so harmonischer, als in Fulda die weiblichen Erbfolge an und für sich rechtens war. Die lehnsrechtlichen Ansprüche des Abtes von Fulda, derentwegen es freilich an mehrfachen Streitigkeiten zwischen Fulda und Würzburg, so besonders um das Jahr 1660 bezüglich des **Haderwaldes** nicht gefehlt hat, haben den Herren von Ebersberg vermuthlich zwar manchen Verdruß bereitet, ihren Besitzstand aber nicht beeinträchtigt. — —

Die hoffentlich recht zahlreichen Theilnehmer der **Jahresversammlung des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde** in Gersfeld, einem der schönsten Punkte der kuppenreichen Rhön, dem freundlichen Ort, den **Heller** in seinen Rhönreisen „sauber, doch züchtig angethan und wohlhabend wie eine Gersfelderin am Bettage" nennt, werden in Hinblick auf die landschaftlichen Reize des Grenzbezirks des Buchen- und Frankenlandes die mit der Begründung der Herrschaft Gersfeld verknüpft gewesenen Schwierigkeiten, namentlich die mit einander in Widerstreit befindlichen Ansprüche verschiedener Geschlechter begreiflich finden und die Besitzer dieses Fleckchens Erde glücklich schätzen.

W. Grotefend.

---

*) Karl Ludwig Müller a. a. O. S. 98—100.
**) Daselbst S. 101—103.
***) Ebendaselbst S. 101—105.
†) Ebendaselbst S. 105—110.
††) Ebendaselbst S. 20, 112.

*) Karl Ludwig Müller a. a. O. S. 42, 110—114.
**) Ebendaselbst S. 28.

Amelia Elisabeth,

Landgräfin zu Hessen, geborene Gräfin zu Hanau.

Vortrag, gehalten zur Feier des fünfzigjährigen Jubiläums des Hanauer Geschichtsvereins und der sechzigsten Jahresversammlung des Hessischen Geschichtsvereins zu Hanau am 28. August 1894
von
Dr. Otto Brandt.
(Fortsetzung.)

Wir kehren zu den eben Vermählten zurück. Seinen ersten Wohnsitz nahm das junge Paar im Stift zu Hersfeld; die in der Hersfelder Stadtrechnung für 1619 vermerkte Verehrung eines übergoldeten Pokals an Amelia Elisabeth läßt darauf schließen, daß die Uebersiedelung noch in diesem Jahre, gleich nach der Hochzeit, erfolgte. In dem geräumigen, gärtenreichen, von der eigentlichen Stadt noch heute abgegrenzten Stift und in schöner Sommerszeit wohl auf dem eine halbe Stunde fuldaaufwärts freundlich gelegenen Hof in den Eichen, der alten Nebenresidenz der Hersfelder Aebte, wurde dann auch in den nächstfolgenden Jahren die Hofhaltung wohl ganz oder doch vornehmlich geführt. Aber Ruhe und äußeres Behagen war den jungen Gatten nicht auf lange Zeit vergönnt.

Die Schlacht am weißen Berge, November 1620, war geschlagen, der usurpirte Thron des pfälzischen Böhmenkönigs, der seinem kühnen Unternehmen sich nicht entfernt gewachsen zeigte, gestürzt. Die protestantischen Stände hatten sich nicht geeinigt, das lutherische Kursachsen focht auf Seiten des Kaisers, die Union, auf die Vertheidigung der pfälzischen Länder ihres Direktors sich beschränkend, erlag den Waffen Tilly's und löste sich auf. Der Kaiser und die katholische Liga, dieser Gegenbund der Union, triumphirten; dem Haupte der Liga, Maximilian von Bayern, wurde auf dem Kur- und Fürstentag zu Regensburg von 1623 ein Theil der pfälzischen Länder und die Kurwürde übertragen.

Und nun traf Hessen-Kassel, das bisher am Krieg nicht theilgenommen hatte, der erste Schlag. Der Marburgische Erbschaftsprozeß hatte inzwischen sechzehn Jahre sich hingeschleppt. Jetzt, gleichzeitig mit dem Sieg der kaiserlichen Waffen, drängte der Reichshofrath den Landgrafen Moritz zur schließlichen Erklärung, in ungewohnter und unheildrohender Beschleunigung. Moritz ließ diese Erklärung, gleich einer vorangegangenen Verhandlung Darmstadts in „verschiedene tomos (Bände) distinguirt", am 30. März 1623 in Regensburg überreichen. Zwei Tage danach, am 1. April, offensichtlich ohne daß eine gründliche Prüfung dieser weitläufigen Vertheidigungshandlung überhaupt möglich gewesen, erließ der Kaiser das Endurtheil des Reichshofraths dahin, daß Landgraf Moritz wegen notorischer Kontravention gegen jenes Verbot der Religionsänderung die gesammte Marburger Erbschaft an Darmstadt herauszugeben habe, und nicht nur das Land selbst, sondern zugleich alle während des Prozesses aus ihm gezogenen Nutzungen. Der kurze, auffällig verworrene Bescheid war — und es fehlt nicht an anderweiten Beispielen solcher kaiserlichen Rechtsprechung aus ganz derselben Zeit — mehr ein politischer, als ein Rechtspruch. Denn die Rechtslage, deren Einzelheiten hier übergangen werden müssen, war, so sehr Landgraf Moritz gefehlt hatte, doch auch auf Darmstädtischer Seite keineswegs sicher und rein, da auch Darmstadt gegen ein anderes, ebenfalls unter Verlust des Erbrechts gestelltes Verbot des Testators verstoßen hatte. Aber Darmstadt, das bisher und auch fernerhin dem Kaiser treu blieb, stand in des Kaisers Gunst, während es in dessen Interesse wohl liegen mochte, Moritz, den mißliebigen, nicht ungefährlichen Calvinisten und, wie es der Kaiser ansah, rechtswidrigen Okkupanten Hersfelds, zu schwächen. Der große Prozeß war verloren. „Darmstadt hatte es erreicht", so klagte Amelia Elisabeth später, „dem Landgrafen Moritz, nachdem es, wie sie meint, ihn bei Kaiserlicher Majestät ganz schwartz und verhaßt gemacht, ihn denigriret, diffamiret und traduziret gehabt, eine gefährliche Husche zu geben."

Und es war mehr als das. Moritz selbst empfand das Urtheil als einen ihn und sein Land schwer verwundenden Schlag mit dem kaiserlichen Richterschwert. Sein bisher aufrecht erhaltener Starrsinn schlug nun in Kleinmuth und Schwäche um. Nachdem die zunächst von ihm unternommenen Versuche, nochmaliges rechtliches Gehör zu erlangen, fehlgeschlagen waren, begab er sich verzweifelnd außer Landes, seinen Sohn als Statthalter zurücklassend. Zum ersten Mal, und wahrlich unter betrübenden Umständen, übernimmt Wilhelm, noch nicht zweiundzwanzigjährig, die Sorgen der Landesregierung.

Landgraf Wilhelm V., schon von seiner Mitwelt mit dem Beinamen constans, der Standhafte, geehrt, ist eine der edelsten Persönlichkeiten unseres hessischen Fürstenhauses. Und ein

Mann, dessen Schicksale wir nur mit tiefer Rührung betrachten können. Die Regierung seines Landes, zuerst als Statthalter, demnächst als Nachfolger seines Vaters auf sich nehmend und treu und standhaft tragend in einer sturm- und leidvollen Zeit, wie sie niemals vorher und nachher über unser Hessenland hereingebrochen ist, erlag er der Bürde, der wohl sein starker Geist, nicht aber sein schwächlicher Körper gewachsen war, zu einer Zeit, wo noch kein Schimmer einer besseren Zukunft aufzuleuchten begonnen hatte, verjagt aus seinem Lande, seiner Fürstenrechte entsetzt, in der Fremde sterbend, in der Blüthe seiner Jahre, in eben dem Jahr, das für sein Land das furchtbarste Angst- und Schreckenjahr des ganzen Krieges geworden war. Und um so tiefer muß uns dies Alles bewegen, weil Wilhelm zusammenbrach nicht unter eigener, sondern ererbter Schuld. Wilhelm besaß nicht den blendenden Geist seines Vaters, aber er war höchst verständig, auch den Wissenschaften und Künsten zugeneigt, für die er sogar mehr bestimmt schien, als für das rauhe Werk des Krieges. Von aufrichtiger Frömmigkeit des Herzens, schlicht und bescheiden, faßte er doch hohe Ziele in's Auge und verfolgte sie mit Klugheit und Zähigkeit. Sein Wahlspruch „Deo volente humilis levabor", „Wenn Gott es will, werd' ich aus meiner Niedrigkeit mich noch erheben", bezeichnet sein grundlegendes Gottvertrauen, seine Demuth und sein hohes Streben. Nicht ganz so stark als seine Gemahlin und Nachfolgerin in der Regierung des Landes, langsameren Entschlusses und lenkbarer als sie, war er Anwandlungen des Kleinmuths nicht völlig unzugänglich, doch nur solchen, denen auch stärkere Geister wohl einmal erliegen. Wilhelm, vorzeitig sterbend, hat den Ruhm eines großen Fürsten nicht erlangt, seine Persönlichkeit tritt selbst hinter den glänzenderen seiner nächsten Vorfahren bescheiden zurück: wer sie aber einmal näher in's Auge gefaßt hat, der wird nicht von ihr scheiden können, ohne sie lieben gelernt zu haben.

Wilhelm's Statthalterschaft währte bis in's Jahr 1625, wo Landgraf Moritz zurückkehrte. Sie brachte den thatsächlichen Verlust Marburgs und Oberhessens, das im Frühjahr 1624 durch ligistische Exekutionstruppen an Darmstadt überliefert wurde.

Aber auch jener andere unsichere Besitz Hessen-Kassels, Hersfeld, war inzwischen verloren gegangen. Schon im Mai 1623, nach vollendeter Eroberung der Pfalz, war Tilly, der Oberbefehlshaber der Liga, nach Hessen aufgebrochen und hatte Hersfeld besetzt. Die Abtei wurde für erledigt erklärt und zunächst für den Erzbischof von Mainz in Anspruch genommen, dem der österreichische Erzherzog Karl als Koadjutor beigegeben wurde. Von da ab lagerte Tilly, mit Unterbrechung nur durch seinen kurzen Zug gegen Christian von Braunschweig nach Westfalen, zwei Jahre lang in Hessen, sein Hauptquartier theils in Hersfeld, theils in der Werragegend nehmend. Das Land litt schon jetzt schwer unter den Lasten des Krieges.

Doch weiteres Unheil folgte. Durch die Schlachten des Jahres 1626, an der Dessauer Brücke, wo Mansfeld von Wallenstein, bei Lutter am Barenberge, wo Christian von Dänemark von Tilly besiegt wurden, waren die Hoffnungen der Protestanten, die sich in diesem zweiten Abschnitt des Krieges auf den niedersächsischen Kreis und Dänemark gerichtet hatten, zum zweiten Mal zu Boden geschlagen worden. Auch der Norden Deutschlands erlag jetzt den Waffen des Kaisers und der Liga. Und nun wiederholt sich das frühere Spiel zwischen Hessen-Darmstadt und Kassel. Landgraf Moritz war noch im Rückstand mit Entrichtung der Nutzungen, die er in neunzehnjährigem Besitz aus dem oberhessischen Land gezogen hatte, und zu deren Ersatz an Darmstadt er mit verurtheilt worden war. Den Betrag dieser Nutzungen, der in schließlicher Verhandlung auf 1 400 000 Gulden festgesetzt worden war, aufzubringen, war Moritz völlig außer Stande. So erwirkte denn Darmstadt, dem die Erfolge des Kaisers jetzt wieder zu Statten kamen, im Herbst 1626 die kaiserliche Ermächtigung, bis zur Zahlung der Schuld einen entsprechenden Theil des Hessen-Kasselischen Landes in Pfandbesitz zu nehmen. Und das Land wurde gering im Werth angeschlagen. Denn für jene Summe von noch nicht anderthalb Millionen Gulden wurde außer den getrennt liegenden Gebietstheilen, der Niedergrafschaft Katzenelnbogen und den Herrschaften Schmalkalden und Plesse, auch der größte Theil Niederhessens bis zu einer Linie von kaiserlichen und Truppen der Liga besetzt, die von Gudensberg über Niedenstein nach Waldkappel und Eschwege sich hinzog. Nur Kassel mit Umgebung bis zur Werra und das sächsische Hessen wurden Moritz belassen.

Moritzens Kraft brach jetzt völlig zusammen. Des Vertrauens seiner Stände und Diener, wie er selbst gesteht, verlustig gegangen und angesichts des durch eigne Schuld herbeigeführten Verderbens nun auch alles Selbstvertrauen verlierend, legte er im Frühjahr 1627 die Regierung in die Hände seines Sohnes nieder. Nur mit Widerstreben übernahm Wilhelm die schwere Bürde. Und auch ihm erlahmten Muth und Kraft unter der Last

der Verhältnisse. Denn es läßt sich nicht leugnen, daß er in dem Abkommen, das er nun noch im ersten Jahre seiner Regierung mit Darmstadt schloß, sich nachgiebiger zeigte, als man erwarten durfte. In Darmstadt war inzwischen Georg II. seinem Vater Ludwig in der Regierung gefolgt. Mit ihm, der an Klugheit und festem Willen dem tüchtigen Vater nicht nachstand und im Uebrigen, gleich diesem, während der ganzen Folgezeit, auch unter widrigen Umständen, wie anerkannt werden muß, dem Kaiser ergeben blieb, schloß Wilhelm zu gänzlicher Beilegung des Marburgischen Erbschaftsstreites im September 1627 neben ausführenden Nebenverträgen den sog. Hauptakkord, einen Vertrag, der, so sehr er zwar für den Augenblick auch von Kassel gefeiert wurde, doch für das Haus Hessen-Kassel den Stachel harter Unbilligkeit in sich trug, der sich bald fühlbar machen mußte. Seine wesentlichen Bestimmungen gingen dahin, daß Hessen-Kassel endgiltig auf Oberhessen verzichtete und zudem, das war die größte Härte, die ganze Niedergrafschaft Katzenelnbogen, die schönen Besitzungen am Rhein mit der wichtigen Feste Rheinfels, an Darmstadt abtrat. Darmstadt dagegen räumte den Pfandbesitz von Niederhessen und verzichtete auf seine Forderung wegen der aus dem Marburger Land gezogenen Nutzungen bis auf die Summe von 100 000 Gulden, wegen deren Schmalkalden in seinem Pfandbesitz verblieb. Die Giltigkeit des Vertrages war bedingt, außer durch die Genehmigung von Wilhelm's Stiefmutter und Stiefbruder Hermann, die ertheilt wurden, durch die Genehmigung seines Vaters und die Bestätigung des Kaisers. Landgraf Moritz verweigerte nicht nur seine Zustimmung, sondern protestirte in feierlicher Form für sich und seine junge Herrschaft, Wilhelm's Geschwister, gegen die gefährliche vermeinte Pazifikation. Wilhelm und Georg beschlossen darauf, von der Genehmigung Moritzens abzusehen, und erwirkten die Bestätigung des Kaisers durch die wohl nicht ganz der Wahrheit und nicht ganz der Sohnespflicht Wilhelm's entsprechende Vorstellung, daß der alte Landgraf in einem Gemüthszustand sei, worin er zu bedächtigen und richtigen Resolutionen nicht mehr gelangen könne. Der Vertrag wurde hiernächst im Frühjahr 1628 in gemeinsamer Versammlung der Stände beider Länder im Schloß zu Kassel durch feierliche Eide beider Landgrafen bestätigt.

Das war der erste, verlustreiche Schritt auf dem Leidensweg des jungen Fürsten. Es darf nach ihrem späteren Auftreten bezweifelt werden, daß seine Gemahlin, deren Einfluß in politischen Dingen bei anderen Gelegenheiten schon um diese Zeit sich bemerkbar machte, dem Vertrag ihren Beifall gegeben habe, dessen grundlegende Beredungen Wilhelm allein in Darmstadt getroffen hatte.

Das Jahr 1628 brachte den erneuten Verlust Hersfelds. Nach Tilly's Abzug von Hessen wieder besetzt, infolgedessen auch Wilhelm und Amelia in 1626 und 1627 wieder vorübergehend dort Wohnung genommen hatten, wurden Stift und Stadt von den Kommissaren des Erzbischofs von Mainz für den zum neuen Administator ernannten Sohn des Kaisers, Erzherzog Leopold Wilhelm, in Besitz genommen, zur selben Zeit, wo Landgraf Wilhelm, um dem Kaiser seine Ehrfurcht zu bezeigen und Erleichterungen in den Kriegslasten für sein Land zu erbitten, am kaiserlichen Hoflager in Prag weilte und gütig dort aufgenommen worden war. Man ging jetzt in Hersfeld mit größter Entschiedenheit vor und glaubte offenbar, endgiltige Zustände schaffen zu können. Die evangelischen Geistlichen der Stadt wurden entlassen und Stift und Stadt durch herbeigerufene Jesuiten und fuldische Franziskaner der katholischen Gegenreformation unterworfen.

Der große Krieg trat jetzt an seinen entscheidenden Wendepunkt. Nicht ein militärischer Erfolg bezeichnet ihn, sondern ein politischer Machtspruch des Kaisers. Der Kaiser, nun im ganzen Reiche Sieger, erließ im Jahre 1629 das große Restitutionsedikt und kündigte mit ihm eine politisch-religiöse Umwälzung an, die, wenn durchgeführt, den Gesammtzustand des Reiches, wie er sich seit hundert Jahren gebildet hatte, von Grund aus verändert haben würde. Das Edikt ordnete an, daß alle seit dem Passauer Vertrag von 1552 säkularisirten geistlichen Stifter in den alten Stand restituirt werden, und weiter, daß des Augsburger Religionsfriedens nur die Bekenner der ungeänderten Augsburger Konfession theilhaftig, die Reformirten daher, was unter diesem Ausdruck verstanden war, vom Frieden ausgeschlossen sein sollten. Ein Stoß nach dem Herzen in dieser letzteren Bestimmung für die reformirten Reichsstände, denen nun, wie schon lange gedroht hatte, ihr Rechtsboden rechtsförmlich entzogen wurde, aber zugleich, in jener ersten Anordnung, ein schwerer, allgemeine Erbitterung hervorrufender Schlag für reformirte und lutherische Stände.

Und nun sehen wir, wie Lutheraner und Reformirte zu gemeinsamem Handeln sich einigen.

(Fortsetzung folgt.)

Hessen als landwirthschaftliche Pioniere im Transvaal.

Von O. Kalt-Reuleaux.

Die heute so viel genannte Stadt Johannesburg, zu der 1885 erst der Grundstein gelegt wurde und die heute schon mehr als 90 000 Einwohner zählt, mag für Aktienmakler, Bankdirektoren, Goldprobirer und sonstige an der Goldgruben-Industrie Betheiligte ein angenehmer Aufenthaltsort sein, für alle an dem Tanze um's goldene Kalb nicht interessirten Kreise ist sie eine geistige Wüste. Um dieser zu entgehen, mit Landsleuten zu verkehren, bei denen der krasse Materialismus, die Goldgier, noch nicht die verhängnißvolle Wirkung auf Gehirn und Nerven ausgeübt hatte, begab ich mich häufig zu dem Gasthofe „Diggers' Rest“ den ein Herr Kohles aus Frankfurt a. M. leitete und der ein Stelldichein der Deutschen aller Lebensstellungen war. Frau Kohles klagte stets, daß es ihr solche Schwierigkeiten bereite, Obst und Gemüse in guter Beschaffenheit und hinreichender Menge zu erlangen. Ihre einzige zuverlässige Lieferantin war, ihrer Aussage gemäß, eine nassauisch-hessische Ansiedelung, die unfern von Johannesburg, in der Nähe der nach Pretoria führenden Straße lag. Im Laufe der Zeit meines mehrmonatlichen Aufenthaltes hatte ich wiederholt Gelegenheit, einige der Ansiedler, die ausnahmslos aus dem Hessenlande und Nassau stammten, kennen zu lernen und mit ihnen Unterhaltungen zu führen. Es war vor allen ein Herr Lotheisen, der gewöhnlich zweimal in der Woche die Landeserzeugnisse zum Markte brachte und dann bei Kohles einkehrte. Er hatte mir schon Vieles erzählt von dem neuen Heim, das die Hessen in Afrika gegründet hatten, und von dem Bestreben, mit vereinten Kräften das zu erringen, was den Bemühungen des Einzelnen unerreichbar war. Lotheisen kam stets mit zwei bis drei Ochsenwagen, beladen mit frischem und eingemachtem Obst sowie mit Gemüse, zur Stadt, aber binnen einer kurzen Zeit war der gesammte Vorrath abgesetzt. Kohles und Lotheisen berichteten mir so viel von dem genossenschaftlichen Betriebe der Kolonie, daß ich schließlich begierig wurde, sie zu sehen, und an einem schönen Morgen ein Pferd bestieg, ihr einen Besuch abzustatten.

Sobald die Pochwerke, Brauereien und sonstigen industriellen Anlagen der Stadt Johannesburg hinter mir lagen, umfing mich die öde, einförmige Landschaft der südafrikanischen Hochebene, deren Fläche nur zuweilen unterbrochen wird von Granitkämmen und Porphyrkuppen. Etwa zwei Stunden mochte ich in nordöstlicher Richtung auf der Straße nach der Landeshauptstadt Pretoria fortgeritten sein, als plötzlich abseits des Weges ein reizendes Flußthal zu meinen Füßen sich öffnete. Den Ufern des krystallhellen Baches, der dasselbe durchfloß, entlang reihten sich Mais- und Weizenäcker, sowie Weidegründe, auf denen Pferde, Rinder und Schafe grasten. Mehr im Hintergrunde bemerkte man saubere Farmgebäude, die durch ihre sorgfältige Pflege in ebenso hohem Grade wie die Kulturen vortheilhaft abstachen von den vernachlässigten Gehöften der Boeren. Es waren keine prunkhaften, großartig angelegten Wirthschaftsgebäude, sondern nur einstöckige, mehrere Räume enthaltende Blockhäuser, mit Wellblech bedacht und getüncht. Die Veranden umrankten blüthenreiche Convolvulus-Arten, und hübsche Blumenbeete breiteten sich vor den Häusern aus, während hinter denselben ausgedehnte Obstpflanzungen und Gemüsegärten sichtbar wurden. Da ich die Farm des Herrn Lotheisen nicht kannte, so ritt ich zu der zunächst gelegenen, um mich zu erkundigen. Deren Besitzer nahm eben auf der Veranda sein zweites Frühstück ein und bestand darauf, daß ich an dem Mahle, das aus kalter Springbockkeule, frischer Butter, Schwarzbrod und eingemachtem Obste bestand, Theil nähme. Erst nachdem wir mehrere Flaschen Lagerbier aus der Feldschloßbrauerei von F. Brandt in Grünberg i. Schl. geleert, geleitete mich Herr Maus, ein Kasselaner, zu Lotheisen, der uns nochmals zu einem feuchtfröhlichen Imbiß nöthigte. Die Kunde von meiner Ankunft verbreitete sich blitzschnell, und bald zählte die Tafelrunde bei Lotheisen sechzehn Köpfe. Es waren ausnahmslos Hessen, deren Wiege theils in der Schwalm, theils in anderen Gauen des Chattenlandes gestanden hatte. In meinem Tagebuche finde ich noch die Namen Kersten, Ritz, Schäfer, Holtzmann, Brinkmann und von Loßberg aufgezeichnet. Die Ansiedlung umfaßte insgesammt 34 Familien, die sämmtlich eines hohen Wohlstandes sich erfreuten.

Als wir Abends, nachdem ich die Aecker, Gärten und Heerden besichtigt und aufrichtig bewundert hatte, bei Lotheisen auf der Veranda um eine Bowle geschaart uns zusammenfanden, erfuhr ich die Geschichte der Ansiedlung, des Pongola Settlement near Johannesburg. Die Landsleute waren nicht zusammen aus Deutschland ausgewandert, sondern hatten sich nach vielen

Fährnissen zufällig auf dem Goldfelde des Witwatersrandt getroffen, wohin die Mehrzahl z. B. auf dem Umwege über die Vereinigten Staaten von Nordamerika gelangt war, nachdem sie dort das Land ihrer Träume nicht verwirklicht fanden. Alle hatte unterschiedlos nach Südafrika die auri sacra fames gelockt, aber die Gier zu stillen fanden sie schwieriger, als sie geglaubt hatten. Im Witwatersrandt streicht das grobe, gangähnliche Quarzkonglomerat, an das das Gold gebunden ist, ziemlich tief unter hartem Gestein — Basalt und Trapp — dahin, sodaß die Schürfarbeit in's Einzelne aussichtslos ist und nur bergmännischer Großbetrieb Erfolg erzielen kann. Glücklicherweise erkannten dieses die Hessen recht bald und verzichteten auf das Goldgräberthum, nachdem sie noch im Thalbecken des De Kaap-Flusses, in der Nähe der portugiesischen Besitzung Delagoa, einen Versuch gemacht hatten, Alluvialgold zu gewinnen. Aber auch hier fanden sie, daß der durchaus nicht unwesentlichen Goldausbeute Preise von Lebensmitteln u. s. f. in entsprechender Höhe gegenüberstanden. Kurz entschlossen sagten sie daher dem Goldgräberthum Valet und ergriffen wieder ihren aus der Heimath altgewohnten Beruf der Landwirthschaft. Die auf den Goldfeldern gesammelten Erfahrungen hatten ihnen die Ueberzeugung aufgedrängt, daß rationeller Kleinbetrieb, vorzüglich die Erzeugung der von den Bergleuten in Unmassen verzehrten Obst- und Gemüsekonserven, Erfolg verspräche. Sie erwarben daher unweit der Städte Johannesburg und Pretoria je 400 Acker — 1 Acker = 40 Ar — Land auf die Familie und begannen Ackerbau. Neben der Produktion von Mais, Weizen und Milch, die im ganzen Transvaal die allgemein übliche ist, beabsichtigten sie rationellen Obstbau. Für jeden Einzelnen diesen nach Willkür einzurichten, war zu waghalsig, deshalb vereinbarten sie eine Obstverwerthung auf genossenschaftlicher Grundlage. Jeder Ansiedler bepflanzte anfänglich 20 Acker mit Obstbäumen, über deren Arten man sich vorher geeinigt hatte; das aus Kalifornien bezogene Pflanzungsmaterial war schon stark entwickelt, erforderte aber voraussichtlich noch sechs Jahre Wachsthum zur vollen Ertragsfähigkeit. Jeder Ansiedler erhielt nun für die 20 Acker Obstgarten einen Antheilschein der Genossenschaft, mußte aber bis zur Eröffnung der Betriebsthätigkeit, d. h. sechs Jahre hindurch, jährlich 80 Mark zur Bildung eines Anlage- und Betriebskapitals in die gemeinsame Kasse zahlen. Das Unternehmen gedieh über jedes Erwarten, sodaß heute 3000 Acker sich unter Obstkultur befinden und trotzdem der Nachfrage in vollem Umfange nicht Genüge geleistet werden kann. Nur die bestaussehenden und dauerhaftesten Früchte werden als Tafelobst verwerthet, alle übrigen zu Marmeladen und Gelées verarbeitet. Den Weinbau hat die Genossenschat in ihren Betrieb nicht aufgenommen, dagegen pflegen ihn viele Nassauer aus dem Rheingau, haben aber auch in letzter Zeit die Kelterung von Wein aufgegeben und suchen lediglich die Trauben — Muskateller und kalifornische Hannepool — für Tafelzwecke zu verkaufen.

Fraglos erfreuen sich die Landsleute in Transvaal nicht nur eines gewöhnlichen Wohlstandes, sondern man kann sie getrost sogar als vermögend bezeichnen, allein die Glücksgüter haben weder den schlichten Sinn noch die einfachen Sitten der Hessen verdorben, ihnen haftet nicht im geringsten jener protzenhafte Dünkel an, der so viele Emporkömmlinge in Deutschland unvortheilhaft kennzeichnet. An der alten Heimath hängt ihr Herz mit jeder Faser. Die Stunden, die ich im Kreise der wackeren, schaffensfreudigen Männer verbracht habe, werden mir stets unvergeßlich bleiben.

Wandlung.

O wünsche nicht, daß es Frühling blieb',
Bis Leben und Liebe Dir enden,
Denn alles, alles, mein süßes Lieb,
Muß einst sich wandeln und wenden.

Wär' ewiger Lenz auch rings um Dich her
In Hecken, Lauben und Moosen,
So hättest Du Knospen wohl reich und schwer,
Doch — keine blühenden Rosen.

Du warst ja selber, voll Lieblichkeit,
Als Knospe schon mein Entzücken,
Doch erst nach den Wonnen der Maienzeit
Durft' ich die Rose mir pflücken.

Drum wünsche nicht, daß des Lenzes Blüh'n
Dir nimmer im Leben zerstiebe:
Auch schön ist der Herbst, wo die Trauben glüh'n,
Verjüngend Leben und Liebe.

Carl Preser.



Erzählungen der drei Männer im Backofen.

Mitgetheilt von Wilhelm Bennecke.

(Fortsetzung.)

„Der Witz," fuhr Archimedes fort „den, wie Sie ganz richtig bemerkten, Birnbaum als Tanderlan de Puzzi über die Papppferde gemacht, hatte seine Wirkung nicht verfehlt, und die Theaterleitung hielt das seitherige Sechsgespann nun selbst für die Folge als unmöglich. So kam es, daß die Anfrage an mich gerichtet wurde, ob ich vielleicht etwas Besseres herstellen könne, und ich machte mich denn auch flugs an die Arbeit. Bis zur nächsten Aufführung der ‚Aloise' hatte ich die Dinger fix und fertig."

„Jedenfalls auch von Pappe, nur ein bischen manierlicher."

„Sie irren, die Schimmel waren nicht von Pappe, sondern aus einer von mir eigens präparirten Masse und hatten eine sehr künstliche innere Konstruktion, vermöge welcher sie ganz natürlich den Kopf und die Füße heben konnten. Wegen der Kürze der Zeit hatte ich nur eines der Thiere im Innern vollständig fertigstellen können, dieses aber war völlig nach dem Muster der berühmten Ente des Hofrath Beireis, dessen Schüler ich bin, in seinen inneren Bestandtheilen gebaut worden."

„Beireis soll ja schon zu Anfang dieses Jahrhunderts das Zeitliche gesegnet haben," sagte der eigensinnige Herr. „Wie können Sie denn da ein Schüler des alten Hokuspokusmachers gewesen sein!"

„Sie sagten eben sehr richtig, daß der unvergeßliche Mann zu Anfang dieses Jahrhunderts gestorben sein *soll*;" erwiderte Archimedes sehr ruhig, „ob er aber wirklich gestorben, ist eben die Frage. Sie werden sich erinnern, daß der hochgelehrte Helmstädter Professor einen Diamanten von der Größe eines Hühnereies in Besitz hatte, welcher aber nach seinem Abgang nicht gefunden wurde."

„Weil der ganze Diamant Schwindel war," rief der eigensinnige Herr, „ebenso wie die berühmte Ente in Wirklichkeit eine ‚Ente' gewesen ist!"

„Daß Beireis den hühnereigroßen Diamanten besaß, steht so fest wie Ziegenhain", behauptete Archimedes. „Man wußte nur nicht recht, ob er ihn selbst gemacht, oder vom Kaiser von China als Pfand erhalten hatte. In der Hinterlassenschaft meines unübertrefflichen Kollegen, des Automatenverfertigers Vaucanson, hatte Beireis auch den Entwurf zu einer Flugmaschine gefunden, die nicht größer sein sollte als ein schwarzes Radmäntelchen. Ganz im Geheimen stellte er nun diesen Apparat her, und als er wieder einmal europamüde geworden war, steckte er in einer schönen Mondscheinnacht seinen Diamanten zu sich, schlüpfte in sein Vaucanson'sches Luftmäntelchen und flog aus dem Braunschweig'schen direkt nach Indien, seiner zweiten Heimath, wo er in der alten Tempelstadt Hurduwar vielleicht heute noch lebt. In seiner Wohnung aber hatte er eine leblose Figur, die ihm sehr ähnlich sah, zurückgelassen. — Doch um wieder auf den besagten Hammel oder vielmehr auf meine sechs Schimmel zurückzukommen! Dieselben machten bei ihrem ersten Auftreten in ‚Aloise' ganz bedeutenden Effekt, da sie von lebenden Thieren nicht zu unterscheiden waren. Die Täuschung erreichte aber ihren Höhepunkt, als der eine Schimmel, dessen Inneres nach der gedachten Ente konstruirt war, die reingescheuerte Bühne für die Straße hielt und seinen Gefühlen keinen Zwang anthat. Birnbaum, welcher als Tanderlan wiederum pflichtschuldigst an dem Wagen stand, sagte daraufhin zu dem Uebelthäter: ‚Weißt Du denn nicht, daß das Extemporiren bei Strafe verboten ist?' Sehen Sie, das war ein Triumph, wie ich ihn mir nicht schöner wünschen konnte."

Archimedes schwieg und der Andere sah ihn lange an, ohne jedoch ein Wort zu sagen. Erst nach einer Weile bekam er die Sprache wieder. „Das ist gut," flüsterte er nachdenklich, „das ist sehr gut. — Bitte, erzählen Sie weiter."

„Von den Pferden ist nichts weiter zu bemerken", entgegnete Archimedes, der sich wohl innerlich freuen mochte, daß er dem Eigensinnigen eine gewisse Bewunderung abgenöthigt hatte, ohne daß er in seiner Miene jedoch etwas davon merken ließ. „Die jetzt verschollene ‚Aloise' aber war damals so beliebt, wie jetzt vielleicht der ‚Lohengrin', sodaß auch die Kinder nach ihr benannt wurden; freilich, so viel Aloisen wie gegenwärtig Elsas liefen gerade nicht herum. So hatte auch Birnbaum bei seinem Töchterchen neben anderen Gevatterinnen Aloise von Maurer Pathenstelle vertreten lassen, obwohl der eigentliche Rufname des Kindes, glaube ich, Auguste lautete. Es war dieselbe Aloise Auguste Birnbaum, welche kaum zwanzig Jahre alt einen Prinzen heirathete und nicht lange darauf bei ihrem des Landes verwiesenen Vater in Stuttgart an gebrochenem Herzen starb. Es war und bleibt eine traurige Geschichte."

Der eigensinnige Herr fing an einen rothen Kopf zu bekommen.

„Immer und ewig die alte Leier", sagte er ärgerlich. „Betrachten Sie die Sache doch nicht immer so einseitig von dem Standpunkte der gemaßregelten Künstlerfamilie aus, stellen Sie sich doch einmal an den Platz des Fürsten selbst, was Sie da vielleicht gethan hätten. Als Buffo konnte er den trefflichen Birnbaum sicher sehr gut leiden und ebenso die wackere Frau Birnbaum als Anstandsdame auf der Bühne, denn beide waren über zwanzig Jahre im hiesigen Engagement; in nahe verwandtschaftliche Beziehungen zu ihnen zu treten, ging ihm jedoch über den Spaß. Daß bei einem solchen Verhältniß der hochstehende Vater dem Liebespaare feindlich entgegen tritt, ist etwas Althergebrachtes und kommt in so und so vielen Romanzen, Balladen, Trauerspielen und Romanen vor, und häufig genug ist auch der bürgerliche père dagegen, denn er muß sich selbst, wenn er einigermaßen ein vernünftiger Mann ist, sagen: die Sache wird auf eine oder die andere Weise schief gehen. Birnbaum war aber ein humoristischer Vater und dachte mit seiner Frau: Hat der Prinz sie erst einmal am Altar empfangen, so kann's weiter nicht fehlen. Aber sie verrechneten sich, trotz der Aeußerung, daß eine ‚Prinzeß-Madame' auch einmal auf einem gewöhnlichen Birnbaum wachsen könne. Sie kam nicht zur Blüthe und welkte vor der Zeit dahin. Das arme Wesen hat auch meine volle Sympathie, denn es kann ihr kein Fehler nachgewiesen werden, wenn nicht ihre Liebe zu dem Prinzen. Die Rührseligkeit jedoch auf Birnbaum selbst auszudehnen, erscheint mir nicht ganz gerechtfertigt, denn erstens kannte er den Fürsten und mußte wissen, was ihm und seiner Familie bevorstand, wenn er das Verhältniß des Prinzen zu seiner Tochter begünstigte, und zweitens schien er es passend zu finden, die mißlichen Umstände, die ihn betroffen, auch von der Bühne herab auf ein fremdes Publikum wirken zu lassen. So sang er in Stuttgart in einem Couplet den Vers:

Aus Hessen bin ich zwar verbannt,
Doch bleib' ich mit dem Haus verwandt!

Was sagen Sie dazu?"

Archimedes zuckte die Achseln.

„Sie denken so, ich und die meisten Menschen denken anders. Was würde es denn Großes gewesen sein, wenn die beiden jungen Leute mit den nöthigen Geldmitteln versehen worden wären und fern von Madrid gelebt hätten. Getraut waren sie doch nun einmal —"

„Wo sind sie getraut worden?" unterbrach der Andere.

„In der Schweiz —"

„Das ist nicht wahr. Sie und viele Hunderte wollen in dieser Sache ein Urtheil fällen und kennen noch nicht einmal die äußeren Umstände. Sie wurden in London getraut und zwar in einer Kirche zu Westminster, und in dem Trauschein war unter der Rubrik ‚Rang oder Beruf des Vaters' bei dem Bräutigam eingetragen ‚Regierender Herzog von Hessen-Kassel'."

„Und als was war der Vater der Braut verzeichnet?" fragte Archimedes.

„Karl Birnbaum, Esquire," erwiderte der eigensinnige Herr. „Man muß zugestehen, die ganze Geschichte hatte einen ganz romantischen Anstrich, zudem auch das Ende des alten humoristischen Vaters ein außergewöhnliches war, da er doch bekanntlich als ‚Sergeant Bleistift' mitten in einer Vorstellung der ‚Karlsschüler' am Stuttgarter Hoftheater verschied. Man sagte, diese Rolle hab ihn über die Maßen aufgeregt, da der despotische Herzog Karl ihn allzusehr an den Regenten erinnert habe, mit dem er es selbst zu thun gehabt, aber er ging schon mit Todesgedanken um, bevor er an jenem Abend sich zum letzten Male die Schminke auflegte, das bewiesen die Briefe, welche man in seiner Wohnung fand. Eine solche Begebenheit mußte in unserer nüchternen Zeit selbstverständlich Aufsehen erregen, und ich finde es sehr begreiflich, daß sich ein paar Novellenschreiber darüber her gemacht haben; weniger angebracht erscheint es mir jedoch, daß man diese Historie alle paar Jahre in auswärtigen Journalen dazu benutzt, um auf den kurhessischen Verhältnissen herum zu hacken, als ob das Ganze nicht eine reine Privatangelegenheit gewesen wäre. Aber die Sucht nach Sensation, die Sucht nach Sensation, die läßt die Sache nicht schlafen!"

Der Musiker trat ein, er hatte „Robert den Teufel" bis zu Ende angehört, war noch ganz in Entzückung und summte: „Mutterliebe kann nicht sterben!" Er sah wirklich entsetzlich bleich und mager aus, sodaß die Meinung, er gleiche einem baufälligen Haus, sehr zutreffend erschien.

„Wie können Sie nur Geschmack an dieser Musik finden?" sagte der eigensinnige Herr, während der Neuangekommene sein erstes Glas Milchpunsch trank.

„Weil es eben Musik ist," erwiderte der also Angerempelte, „Musik, die ich in den von ihnen in den Himmel gehobenen modernen Werken ganz und gar vermisse. Weber, Marschner, Meyerbeer, das sind meine Leute, und ohne sie würde Ihr vergötterter Wagner —"

„Halt!" rief Archimedes dazwischen. „Sie wissen, daß dieser Name unter uns nicht genannt werden darf, und nach dem getroffenen Uebereinkommen haben Sie als Strafe 9 Mark und 99 Pfennige an die Kleinkinderbewahr-

anstalt zu zahlen. Wie weise diese unsere Bestimmung übrigens ist, lehrt die nachfolgende kleine Illustration. Ein älterer Kunstfreund von auswärts ist bei einem Bekannten hier zu Besuch und wird mit demselben von einem kunstverständigen Herrn zum Diner eingeladen. ‚Entschuldigen Sie,‘ sagte der Fremde unterwegs zu seinem Gastfreund, ‚aber ich muß mir die Frage erlauben: Ist der Herr, zu welchem wir gehen, Wagnerianer? Man muß das wissen, um in der Unterhaltung keinen Streit herbeizuführen.‘“

„So ist's recht!“ rief der eigensinnige Herr. „So ist's recht! Ueber Hondekoeter und Donizetti kann man sich unterhalten, ohne in Harnisch zu kommen, spricht man aber von Makart oder Wagner, da muß es biegen oder brechen, da müssen die Geister auf einander platzen, da muß Farbe bekannt werden, und wenn der beste Freund dabei verloren geht. Das kann alles nichts helfen! Richard Wagner —“

„Halt!“ rief Archimedes.

„Was da —“, schrie der Eigensinnige, „und wenn ich auch 999 Mark und 99 Pfennige für die Kleinkinderbewahranstalt berappen muß, so will ich doch Richard Wagner auch bei Euch nicht verleugnen, damit nicht der hämische Robert der Teufel da etwa glaubt, weil er ungestraft von seinem Beerenmeyer faseln darf, ich strich vor ihm die Segel.“

Das Haus auf Abbruch fing vor Aerger an in allen Fugen zu knacken.

„Wissen Sie was?“ kam es dann zuckend über seine feinen Lippen, „der leibhaftige Rattenfänger redivivus ist ihr gerühmter Maëstro, weiter nichts! Seine faszinirende Tonzusammenstellung lockt selbst die armen blassen Dinger, die Nähmädchen, mit unwiderstehlichem Drang auf's Amphitheater und geht ihnen wie spanischer Pfeffer in's Blut, daß ihre Augen noch größer werden, als sie schon sind, und selbst die Buchbinderlehrlinge hat er schon am Wickel —“

„Triumph!“ schrie der Eigensinnige, „diese Ihre Zugeständnisse beweisen ja mehr, als ich selbst nur vorzubringen vermöchte, denn Nähmädchen und Buchbinderlehrjungen sind Volksrepräsentanten, wie man sie nicht besser wünschen kann.“

„Nur Geduld!“ sagte das Haus auf Abbruch. „Der Buchbinderlehrling sagte neulich, als er Sachen bei mir ablieferte: ‚Heute Abend wird aber in den Lohengrin gegangen! den versäume ich nie!‘ ‚Verstehst du denn etwas davon?‘ fragte ich den Knirps. ‚Das macht nichts‘, entgegnete er mit leuchtenden Augen. ‚Aber der Radau, der darin ist!‘ Sehen sie, das ist es: der Radau! der Radau!“

Der eigensinnige Herr schien große Lust zu haben, über das Haus auf Abbruch herzufallen und es gänzlich niederzureißen, aber Archimedes läutete so lange mit zwei Gläsern, bis die Gemüther beim Klang dieser neuen Präsidentenklingel sich beruhigt hatten.

(Fortsetzung folgt.)



Aus alter und neuer Zeit.

Hundhessen. Mit diesem Schimpfworte pflegte vormals bei nachbarlichen Streitigkeiten an der Grenze zwischen dem braunschweigischen und hessischen Gebiet der gemeine Mann seinen Nachbar zu belegen, und es ist möglich, daß diese Benennung bis auf den heutigen Tag noch nicht ganz vergessen ist. Die Entstehung erzählt Letzner in der Dasselischen Chronik: Im Jahre 1518, bei einer Fehde zwischen Bischof Johann von Hildesheim und Herzog Erich von Braunschweig, befanden sich 1800 Mann hessischer Hilfsvölker unter dem Hauptmann Hermann von der Malsburg auf Braunschweiger Seite. Die Stadt Dassel wurde erobert, und bei der Einnahme machten die Hessen viele Beute und kamen im Plündern den Braunschweigern zuvor. Dieses erregte Neid, welcher in öffentlichen Zwiespalt überging, und dabei soll das Schimpfwort, das uns hier beschäftigt, zuerst gefallen sein. Die Veranlassung dazu gab das hessische Panier, auf welchem der Löwe von einem ungeschickten Maler verfertigt sein mochte. Die Braunschweiger erklärten denselben für einen Hund, und es entstand darüber großer Auflauf und Streit, sodaß es die Anführer für das Räthlichste hielten, die Hessen nach Hause ziehen zu lassen. Diese Verspottung ihrer Bundesgenossen mußten die Braunschweiger schmerzlich empfinden, denn bald darauf gewann der kriegerische Bischof von Hildesheim ein Treffen auf der Lüneburger Haide und nahm zwei braunschweigische Prinzen gefangen. J. S.

Gleiches Recht für Alle. Als Landgraf Wilhelm IV. einstmals vernahm, daß ein Amtmann einen Edelmann, der sich eines peinlichen Vergehens schuldig gemacht, auf freiem Fuße gelassen habe,

war er sehr erzürnt darüber und setzte jenen scharf zurecht. Er wolle hoffen, schrieb er, daß er künftig in ähnlichen Fällen eine bessere Justiz übe, den gleichen Scheffel brauche und denen vom Adel oder anderen großen Herrchen nicht durch die Finger sehe, oder wenn ein Armer einmal über zwerch trete, diesen gleich stocken und plocken, und so, wie man zu sagen pflege, die Mücken auffange, die Wespen aber frei und ledig schwärmen lasse. Denn er habe ihm vornehmlich zum Schutz der Armen und zur Handhabung der fürstlichen Gerechtsame das Amt vertraut, nicht aber um diesen oder jenen zu favorisiren.

Aus Heimath und Fremde.

Verein für hessische Geschichte und Landeskunde. Am 16. Juli Abends 6 Uhr fand unter dem Vorsitz des Bibliothekars Dr. Brunner im Lesesaale der Ständischen Landesbibliothek zu Kassel eine außerordentliche Monatsversammlung des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde statt. Es wurde einmüthig beschlossen, den bisherigen Vorstand, bestehend aus den Herren Bibliothekar an der Landesbibliothek Dr. Brunner (Vorsitzender), Landesbrandkassendirektor Landesrath Dr. Knorz (stellvertretender Vorsitzender), Bibliothekar an der Landesbibliothek Dr. Scherer (Schriftführer), Inspektor des Naturalien-Museums Professor Lenz (Kassirer), Major z. D. von und zu Loewenstein (Bibliothekar) und Direktorialassistent am Museum Dr. Boehlau (Konservator) wiederzuwählen. Sodann wurden von dem Vorsitzenden Mittheilungen über das Programm der bekanntlich in den Tagen vom 3. bis 5. August in Gersfeld stattfindenden Jahresversammlung gemacht, welches wir hier folgen lassen:

Montag, 3. August Nachmittags: Empfang der Gäste. — 6 Uhr: Sitzung des Gesammtvorstandes. — Abends 8 Uhr: Geselliges Beisammensein im Schüßler'schen Garten.

Dienstag, 4. August. 8 Uhr: Besichtigung der Stadt. — 10 Uhr: Hauptversammlung im Nöll'schen Saal. Berichte. Geschäftliche Verhandlungen, u. A. Beschlußfassung über den vom Gesammtvorstand vorgelegten Entwurf neuer Satzungen des Vereins. Vortrag des Sanitätsraths Dr. Schneider (Fulda): „Beiträge zur Geschichte des Ebersberges und der Herrschaft Gersfeld in der Rhön". — Frühstück ebendaselbst. — Nachmittags 2½ Uhr: Festzug. — 3 Uhr: Festessen im „Adler". — 6 Uhr: Konzert und gesellige Vereinigung in Schüßler's Garten.

Mittwoch, 5. August: Vormittags 7 Uhr: Ausflug zu Wagen über den Ebersberg und Poppenhausen nach der Milseburg. — Rückfahrt mit der Bahn nach Fulda oder mit Wagen nach Gersfeld.

Ursprünglich war als Ort für die diesjährige Jahresversammlung Gudensberg in Aussicht genommen, man entschied sich schließlich aber, weil die Abhaltung in Gudensberg auf unvorhergesehene Schwierigkeiten stieß, für das bis 1866 bairische Gersfeld in der Rhön, dessen Geschichtsverein sich erst seit einem Jahre dem hessischen Geschichtsverein angeschlossen hat, um auf diese Weise die Bande gegenseitiger Beziehungen enger knüpfen zu helfen. Da eine Rhönfahrt stets viel des Schönen bietet und die Stadt Gersfeld zudem außerordentliche Vorbereitungen trifft, um die Gäste aus dem Hessenlande würdig zu empfangen, wird vermuthlich auf zahlreiche Betheiligung zu rechnen sein.

Der Hessische Geschichtsverein zu Marburg unternahm am 24. Juli einen Ausflug nach dem landschaftlich schön gelegenen und geschichtlich interessanten Frauenberg. Oben angelangt wies der Vorsitzende, Archivrath Dr. Könnecke, auf die Gefahren hin, welche dem Vielen lieb gewordenen Berge und dem zu demselben hinführenden ursprünglichen alten Burgwege drohen, wenn nicht baldigst den in absehbarer Zeit seinen Einsturz bedingenden Steinbruchsarbeiten an seiner Südseite eine andere Richtung gegeben werde. Hierauf hielt Oberlehrer Dr. Winzer seinen angekündigten Vortrag: „Die Kolonisirung des Frauenbergs", welche im Jahre 1687 von Marburg aus durch den Professor und reformirten Prediger Gautier in's Werk gesetzt wurde. Eine ausführliche Darlegung der Kolonisation des Frauenbergs soll demnächst erfolgen. Archivrath Dr Könnecke dankte dem Redner und gab einige Daten zur Vorgeschichte der Burg, welche 1252 begründet und 1489 verlassen worden zu sein scheint. Nach einer Besichtigung der Burgruine und einigen Erläuterungen des Professors Dr. von Sybel wurde letzterer sowie der Vorsitzende des Geschichtsvereins und Rentner Littmann, Vorsitzender des Verschönerungsvereins, beauftragt, an betreffender Stelle das Weitere zur Erhaltung des Frauenberges und seines ursprünglichen Burgweges einleiten zu wollen.

Rhönklub. Kurz nach Schluß der Tagung des Geschichtsvereins wird Gersfeld eine zweite Versammlung in seinen gastlichen Mauern sehen,

nämlich die 20. Jahresversammlung des Rhönklubs, die zugleich dessen Stiftungsfest ist, und zwar am 15. und 16. August. Die Versammlung wird am 15. August Abends durch eine Vorfeier im Saale des Gasthofes zum „Deutschen Kaiser“ eröffnet werden. Am Sonntag, den 16. August, 10 Uhr Vormittags, werden die Abgeordneten der Zweigvereine unter dem Präsidium des Sanitätsraths Dr. Schneider (Fulda), als ersten Vorsitzenden, im Saale zum „Hirsch“ zur Berathung und Beschlußfassung über die vorliegenden geschäftlichen Angelegenheiten zusammentreten. Vormittags 11 Uhr wird Frühschoppen mit Musik im Schüßler'schen Garten stattfinden, Nachmittags 1 Uhr Festessen im Gasthof zum „Adler“, wozu sich jeder Theilnehmer vor dem 7. August anmelden wolle, Nachmittags 3 Uhr Festzug durch die Stadt nach dem Festplatz (Schüßler'scher Garten), wo es an Unterhaltung nicht fehlen wird. Für den Abend ist für die Mitglieder des Rhönklubs und deren Angehörige Ball im Nöll'schen Saale angesetzt. Für Montag, den 17. August, sind schließlich Vormittags ein Spaziergang nach der Kaskadenschlucht und Nachmittags ein Ausflug auf den Ebersberg in Aussicht genommen. Wünschen wir beiden Gersfelder Versammlungen besten Erfolg und schönstes Wetter.

Hessischer Nationalverband von Nordamerika. Die erste Tagung des Hessischen Nationalverbandes wurde am Montag, den 6. Juli, in der „Arbeiterhalle“ zu Detroit (Michigan) durch Karl Wurzer, Vorsitzenden des Ausschusses, eröffnet. Der bisher vorliegende Bericht der in Newyork erscheinenden Hessischen Blätter betrifft lediglich die Verhandlungen vom Montag, den Kommers von Montag Abend sowie die Verhandlungen von Dienstag Morgen. Näheres über die ferner in Aussicht genommenen Verhandlungen und Festlichkeiten steht noch aus.

Die Berathungen bezogen sich zunächst auf die Frage der Gründung eines Nationalverbandes, die einstimmig beschlossen wurde, sodann auf den von dem Ausschuß ausgearbeitet vorgelegten Entwurf der Satzungen des Verbandes, welche mit geringen Abänderungen zur Annahme gelangten, auf die Wahl der Beamten desselben und auf die Abhaltung der nächstjährigen Versammlung. Zum Präsidenten des Verbandes wurde Philipp Hassenzahl (Toledo) gewählt, zum Sekretär Karl Wurzer (Detroit), der Vorsitzende der diesjährigen Tagung. Die nächste Versammlung wird in Toledo (Ohio) am dritten Montag im Juli 1897 stattfinden. Obgleich die Abgesandten der Hessenvereine Nordamerikas nicht so zahlreich erschienen waren, als man gehofft hatte — im Ganzen nur etwa 200 —, verlief dennoch alles „höchst fröhlich“.

Universitätsnachrichten. Der Geologe Professor Dr. Kayser wurde zum Rektor der Universität Marburg und der Geheime Kirchenrath Professor Dr. Stade zum Rektor der Universität Gießen gewählt. — Der Privatdozent an der Universität Bonn Dr. Heinrich Schenck wurde zum ordentlichen Professor der Botanik an der technischen Hochschule und zum Direktor des botanischen Gartens in Darmstadt, der Dr. Otto Harnack, zum Professor der Geschichte und Literatur an derselben Hochschule ernannt. — Der frühere Direktor der thierärztlichen Hochschule zu Hannover Geheimer Medizinalrath Professor Dr. Karl Günther verstarb auf der Domäne Winne bei Wernshausen. — Dem Privatdozenten der Physiologie Dr. Sandmeyer sowie dem Privatdozenten der Chemie Dr. Friedrich Wilhelm Küster zu Marburg ist das Prädikat Professor verliehen worden. Sodann hat der letztere einen Ruf als außerordentlicher Professor der Chemie nach Göttingen bekommen und wird demselben Folge leisten. — Dem Privatdozenten der theologischen Fakultät zu Marburg, z. Z. Hilfsarbeiter an der Königlichen Bibliothek zu Göttingen, Lic. theol. Beß ist ebenfalls das Prädikat Professor verliehen worden. — Der Professor und Direktor der Universitätsaugenklinik Dr. Wilhelm Uhthoff zu Marburg hat einen Ruf an die Universität Breslau erhalten und angenommen.

Hessische Bücherschau.

Jagdordnung und jagdpolizeiliche Vorschriften im Gebiete des vormaligen Kurfürstenthums Hessen nebst einem Anhang enthaltend den vollständigen Text der wichtigsten Jagdgesetze. Dargestellt und erläutert von Klingelhoeffer, Erstem Staatsanwalt in Kassel. Kassel (Max Brunnemann) 1896. 142 S. 8⁰. Preis 2 Mark.

Da unter den Freunden unserer Zeitschrift gewiß manche sind, welche dem edlen Waidwerk huldigen, so sei nicht verabsäumt an dieser Stelle auf das unter obigem Titel neu erschienene Werk hinzuweisen, das

zu Rathe zu ziehen sich um so mehr empfehlen dürfte, als im Gebiet des ehemaligen Kurfürstenthums noch die Bestimmungen des Gesetzes vom 7. September 1865 in Gültigkeit sind, soweit solche nicht mit dem Preußischen Gesetz vom 1. März 1873 betreffend die Aufhebung des Jagdrechts auf fremdem Grund und Boden in den vormals kurhessischen und großherzoglich hessischen Landestheilen und in der Provinz Schleswig-Holstein in Widerspruch stehen, und die Bestimmungen des kurhessischen Gesetzes für die Anwendung so erhebliche Schwierigkeiten bieten, daß die Schaffung eines Hilfsmittels für deren Handhabung schon längst dringend erforderlich war. Der Leser wird sich der Führung des Herausgebers des Büchleins getrost anvertrauen können, da derselbe den Beweis seiner Sachkunde auf dem die Frage stehenden Gebiete in der Abhandlung über „jagdbares Wild im Regierungs-Bezirk Kassel" im 3. Bande des im gleichen Verlage erscheinenden „Mittheilungen aus der Rechtspflege und Verwaltung im Gebiete des vormaligen Kurfürstenthums Hessen" bereits erbracht hat. Ein sorgfältig gearbeitetes Register am Schluß des empfehlenswerthen Buches erleichtert dessen Gebrauch wesentlich.

Aus Werthers Volksbibliothek Bd. 1—6 bringt die Verlagshandlung von Reinhold Werther in Leipzig soeben drei oberhessische Dorfgeschichten auf den Büchermarkt, die wegen der Schlichtheit ihrer Form, der Gediegenheit und gesunden Volksthümlichkeit ihres Inhalts verdienen weiteren Kreisen bekannt zu werden. Es sind drei Arbeiten von J. Becker in Marburg mit den Titeln: „Der Wildhirt", „Karthäusersch Anndort", und „Das Geldfeuerchen am Wittstrauch". Da der Preis des Bandes sich außerdem nur auf 50 Pfennig stellt, wird der einfachen, aber schmackhaften Kost, die auf Grund tiefer Kenntniß des Volkslebens in seiner wirklichen Gestaltung bereitet ist, vermuthlich wohl eifrig zugesprochen werden.



Personalien.

Verliehen: dem Direktor des Realprogymnasiums zu Schmalkalden Homburg und dem Oberlehrer an derselben Anstalt Professor Simon der rothe Adlerorden 4. Klasse; den Oberlehrern Dr. Melchior an der Realschule zu Fulda und Hafner am Gymnasium zu Hersfeld der Charakter als Professor.

Ernannt: Gerichtsassessor Stüve zum Amtsrichter in Vöhl; die Rechtskandidaten Kraemers, Bröckelmann und Craß zu Referendaren; die Landmesser Hildebrandt, Woermann und Quandt in Kassel zu Vermessungsrevisoren.

Wiederaufgenommen: der Rechtsanwalt Spannagel zu Witzenhausen als Gerichtsassessor in den Justizdienst.

Entlassen: die Referendare von Haßelbach und von und zu Löwenstein auf ihren Antrag aus dem Justizdienst behufs Uebertritts zur allgemeinen Staatsverwaltung.

Geboren: ein Sohn: Oberlehrer Dr. phil. Oskar Werner und Frau (Hanau, 10. Juli); Rechtsanwalt und Notar Dr. Ferdinand Rocholl und Frau Marie, geb. Boedicker, (Kassel, 15. Juli); Oberlehrer Ernst Siebert und Frau Johanna, geb. Hahn (Kassel, 23. Juli); Optiker Wilhelm Heß und Frau Lydia, geb. Brigl (Kassel, 29. Juli); ein Mädchen: Regierungsassessor Scherer und Frau, geb. Wilde (Wolfhagen, 26. Juli); Forstassessor Müller und Frau Anna, geb. Urban (Peitz, 27. Juli).

Verlobt: Cand. theol. Wilhelm Softmann mit Fräulein Berna Gelderblom (Godesberg, Juli);

Vermählt: Wissenschaftlicher Lehrer Wilhelm Armbröster mit Fräulein Pauline Israel (Marburg, Juli); Hauptmann Hans Heinrich von Treuenfeld mit Fräulein Anna Wiegrebe (Kassel, Juli).

Gestorben: Oberlehrer Dr. Egbert Lehmann, 36 Jahre alt (Berlin, 8. Juli); cand. med. Franz Lehnebach, 23 Jahre alt (Marburg, 12. Juli); Eisenbahnsekretär a. D. Friedrich Völker, 69 Jahre alt (Marburg, 13. Juli); Frau Emilie Ruckert, geb. Unger, 47 Jahre alt (Kassel, 13. Juli); Lehrer an der höheren Mädchenschule Wilhelm Haupt, 66 Jahre alt (Kassel, 16. Juli); Oberpostkommissar a. D. Ferdinand Homburg, 77 Jahre alt (Kassel, 16. Juli); Obertelegraphenassistent a. D. Otto Mögenburg, 61 Jahre alt (Marburg, 17. Juli); Regierungsassessor Hermann Roemer (Marburg, Juli); verwittwete Frau Lehrer Elise Methe, 54 Jahre alt (Spangenberg, 23. Juli); Hofjuwelier Wilhelm Range, (Kassel, 23. Juli); Lehrer Johannes Möhl, 63 Jahre alt (Hersfeld, 23. Juli); Verwalter des Ständischen Leihhauses Ferdinand Groß (Kassel, 27. Juli).

Touristische Mittheilungen aus beiden Hessen, Nassau, Frankfurt a. M., Waldeck und den Grenzgebieten, herausgegeben von Dr. Wilh. Lange, Jahrgang V, Nr. 1, Juli 1896. Inhalt: „Rotenbug" von Fr. Giebelhausen. — „Die Riesenfernerhütte der Sektion Kassel des Deutsch-Oesterreichischen Alpenvereins." — „VI. Programm-Tour des Taunus-Clubs." — „Ein verkanntes deutsches Gebirge." — Berichte. — Literatur.

Briefkasten.

W. S. in Marburg. Der Inhalt des in voriger Nummer abgedruckten Gedichtes berührt sich mit dem Inhalt des Ihrigen allerdings so sehr, daß letzteres vorläufig nicht gut gebracht werden kann. Für den „Herzberg" war leider kein Raum mehr. Besten Gruß.

Th. K. in Regensburg. Nr. 15 bringt Ihnen neben vielem Dank, herzliche Grüße aus der Heimath.

C. W. in Kassel. Dankend zu gelegentlicher Verwendung angenommen.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. W. Grotefend in Kassel. Druck und Verlag von Friedr. Scheel in Kassel.



№ 16. X. Jahrgang. Kassel, 17. August 1896.

Abschiedsgruß.*)

Nun füllet die Gläser noch einmal zum Rand,
Es gilt zu trinken die Minne!
Wir reichen zum Abschied uns zögernd die Hand,
Denn uns ist traurig zu Sinne.
Die Tage verrauschten, sie waren so schön;
Und uns war so wohl in den Bergen der Rhön.

Drei Tage, sie gingen dahin wie im Flug,
Als seien es wenige Stunden.
Und doch hat uns der kurze Besuch
Zu dauernder Freundschaft verbunden.
Gott gebe, daß wir Euch wiederseh'n,
Ihr trefflichen Freunde im Thale der Rhön.

Wir kamen so gern und wurden von Euch,
Ihr Lieben, so herzlich empfangen.
Drum wird uns beim Scheiden das Herz auch weich
Und wir denken der Stunde mit Bangen,
Wo es heißt, nun müßt Ihr von dannen geh'n,
Nicht Bleibens ist fürder im Lande der Rhön.

Vom hohen Berge den letzten Blick
Laßt schweifen hinaus in die Ferne.
Oft denkt Ihr nach Jahren an heute zurück,
Was wär' in der Rhön ich so gerne!
Es scheidet sich schwer von des Bergeshö'hn,
Doch schwerer noch von den Herzen der Rhön.

Noch sind wir beisammen, noch stoßen wir an
Und rufen fröhlich und heiter:
Das Land von Gersfeld hinauf bis zur Tann,
Von der Fulda zur Ulster und weiter,
Das Land so frisch, so morgenschön,
Es blüh' und gedeihe. „Hoch lebe die Rhön!“

Hugo Brunner.

*) S. die Anmerkung auf S. 223.



Entstehung und Ableitung hessischer Ortsnamen.*)

Von Dr. L. Armbrust.

I.

Als die alten Chatten, wohl mehr unstäte Viehzüchter als seßhafte Ackerbauer, mehrere Jahrhunderte vor Christi Geburt in's Hessenland eindrangen, fanden sie dort Bewohner, die nicht von deutscher Abstammung waren, — die Kelten. Naturgemäß übernahmen sie von ihnen einen Theil der Ortsnamen. So behielten sie den Namen der beiden höchsten Köpfe der Söhre, die Belchen (1291 Belichen), bei. Nach Vilmar verdanken die Berge dem keltischen Apollo, Belenos (Beal, Beli), dem Glänzenden, Feurigen, ihre Benennung. Die Endung chen bleibt dabei unerklärt, und doch kehrt sie bei demselben Namen auf unzweifelhaft keltischem Gebiete mehrfach wieder, nämlich einmal für einen der höchsten Gipfel des Schwarzwaldes und nicht weniger als dreimal in den Vogesen. Nun giebt es im Bretonischen, das ja auf der altkeltischen Sprache beruht, ein weibliches Hauptwort belchen, das eine Leinbeere bezeichnet. Höchst wahrscheinlich sind also die Berge nach ihrer Gestalt von den keltischen Ureinwohnern Leinbeeren genannt. Bei anderen Namen von Anhöhen läßt sich der keltische Ursprung ebenfalls mit einiger Wahrscheinlichkeit annehmen. So kann man den Grind bei Willersdorf, in dem Grindel (1404) in der Nähe von Geisa, Grindberg bei Lützelhausen und ähnliche Bezeichnungen auf das keltische grinde (Berg) zurückführen, wenn man bei dem zweiten nicht die Anlehnung an das althochdeutsche grintil (= Riegel, Schlagbaum) vorzieht. Die Calwe, des Meißners Spitze, zeigt, wie die Stadt Calw im württembergischen Schwarzwaldkreise, nahe Verwandtschaft mit dem gälischen calbh (Berg); auf dem Kall bei Röddenau über der Eder, Gallberg zwischen Rebsdorf und Ulmbach und das Steingällchen bei Eschwege scheinen mit dem irischen gall (Fels) zusammenzuhängen.

Unter den Flußnamen sind noch mehr keltischen Ursprungs. Rhein, Rin, Rhunde und ähnliche Bezeichnungen sind bei den Kelten gewöhnliche Ausdrücke für Ströme und Bäche. Freilich stehen sie, besonders die Rhina (980 Rinaha), dem althochdeutschen rinnâ (= Wasserfall, Bach) nicht allzu fern. Auch die verschiedenen Aar müssen keltische Namen sein; ob sie aber nichts weiter als Bach bedeuten, ist mindestens zweifelhaft. Denn die entschieden keltische Aar in der Schweiz heißt in Fredegar's Chronik zum Jahre 598/99 Arola, erst später Ara; zwei hessische Flüßchen dieses Namens lauten aber um 800 Ardaha, worin die Silben aha der altdeutsche Ausdruck für Wasser sind. Die erste Silbe ard erinnert an den gallischen Stamm ardu, der „hoch, erhaben" bedeutet. Also gehören die nord- und mitteldeutschen Flüßchen, die den Namen Aar oder Ahr tragen, der Ableitung nach zu den Ardennen (alt Ardnenua = Hochland) und dem Ardeigebirge südlich von Dortmund, und wirklich zeigen sie sich sämmtlich als ausgesprochene Berggewässer. Die Klein bei Kirchhain (ehemals Glen) ist von dem altirischen Worte glan (rein, glänzend, lauter) abzuleiten, wie die pfälzische Glan sich sogar mit einer Lauter vereinigt. In Süddeutschland ist der Flußname Glan oder Glon nicht selten. Die Ohm (alt Amana) ruft das irische Wort amhan (Strom) in's Gedächtniß und mehrere Bezeichnungen für französische Bäche, besonders Amance und Aumance (beide in alter Zeit Amantia).

Von bewohnten Orten trägt auch eine Anzahl keltische Namen. Birstein (alt Birsenstein) führt auf biros oder birros hin, einen kurzen Mantel mit Kapuze; welch' anschaulicher Vergleich für einen Berg mit hervorragenden Felsen oder Festungswerken! Nieder- und Oberdorfelden bei Hanau (alt Turinvelde) und Dorheim bei Nauheim und bei Jesberg (ehemals Doraheim) zeigen in ihrer ersten Silbe dasselbe Gepräge wie der irische Fluß Dur, die schweizerische Thur und die beiden Dora im italienischen Alpengebirge. Auch das hispanische Wort dureta, das der Kaiser Augustus für Badebank gebrauchte, macht klar, daß dur etwa Wasser

*) Hauptquelle einzelner Theile: W. Arnold, Ansiedlungen und Wanderungen deutscher Stämme. Marburg 1875.

bedeuten muß, also Dorfelden Wasserfeld und Dorheim Wasserheim.

Noch einige andere Ortsnamen verrathen keltische Entstehung. Jedenfalls hatten aber die Kelten nur einen kleinen Theil des Landes angebaut, im übrigen dehnte sich der von Sümpfen überreich getränkte Urwald aus. So unnahbar war die altdeutsche Baumwildniß, daß noch zwischen 800 und 900 n. Chr. der oberdeutsche Dichter Otfried und der niederdeutsche Heliandsänger unsern Heiland in den Wald statt in die Wüste entweichen lassen. Vom Walde und von den Quellen und Sümpfen berichten darum auch die meisten der ältesten echt hessischen Ortsnamen.

So hängt mar (Quell, Sumpf) zusammen mit Geismar (etwa Brausebach, Sprudel), Germar (Winkelgraben), Ober und Niedervelmar und Vilmar (Vielborn), Weimar (alt Winmare = Triftborn, Weidebrunn), Wolmar bei Wetter (alt Waltmare = Waldquell).

Affa, später aha, ist ein alter deutscher Ausdruck für das fließende Wasser. Man begegnet dem Worte affa in dem Ortsnamen Alraft bei Waldeck (1074 Alreffu), wohl Albaraffa, Espenwasser. Die Antreff, ein Zufluß der Schwalm, ist vielleicht als das andere Wasser zu erklären. Nieder- und Oberauloff bei Idstein ist der Ur-(Auerochsen-)bach. Aschaff (Aschaffenburg) kommt offenbar von ask (Esche) her, Eisa von iwa (Taxus). Die zahlreichen Besucher Salzschlirfs mögen es mir nicht verargen, daß ich mit Arnold die zweite Silbe des Namens, der 812 etwa Slierofe und um 1090 Slyrepha lautet, als Lehmwasser deute.

Das Wort aha zeigt sich in noch mehr Bach- und Ortsnamen, einfach und ohne Beiwort in dem Dorfe Ahe bei Rinteln und in den drei Flüßchen Ohe. Die Fulda heißt in alter Zeit Fultaha (wahrscheinlich Erdwasser), die Beise Beisaha (Zischwasser), die Schwalm Sualmanaha (Schwalbenwasser, nach Arnold dagegen das schwellende Wasser), der Steinbach Steinaha, der Wahlebach Waldaha. Von bewohnten Orten sind hierher zu rechnen die verschiedenen Bebra und Bibra (alt Biberaha, Biberbach), Ober- und Niederaula (alt Oulaho, Owilaha: Eulbach), Iba (1139 in Ybaho, Eibenbach), Elm (796 Elmaha, Ulmenwasser).

Das Wort loh (Dativus Pluralis lohun) erinnert an den altdeutschen Wald. Lohne bei Gudensberg verdankt ihm den Namen, ebenso die Zusammensetzungen Buhlen bei Waldeck (850 Buohloha, also Buchenwald), Lingenloh, ein Feldstück auf dem Kesselberge bei Melsungen (Lindenwald), Dorla bei Fritzlar (alt Thurisloun, Riesenwald). Dagegen heißt Dorla bei Mühlhausen um 860 Thurniloum, es wird von einem mittelalterlichen Schriftsteller zweifellos richtig nemus spinarum (Dornhain) übersetzt. Singlis bei Borken (1123 Sungeslon) führt seinen Namen von einem versengten oder verbrannten Walde, Harle bei Felsberg (früher Harlon) von einem Heere, das dort gelagert.

Das uralte tar oder tra (englisch tree) giebt uns Kunde von einzelnen Bäumen und Sträuchern, welche Ansiedlungen den Namen gaben. Affoltern bei Waldeck bedeutet Apfelbaum; die Ulster, die sich in die Werra ergießt (1016 Hulstraha), müßte genau mit Hülsebaumwasser, Stechpalmenbach übersetzt werden, Schlüchtern (alt Sluohderin) mit Kichererbsensträucher, Mandern bei Fritzlar (ehemals Mandrun) Fichtenbäume, Caldern bei Marburg kahle Bäume.

(Forsetzung folgt.)



Amelia Elisabeth,

Landgräfin zu Hessen, geborene Gräfin zu Hanau.

Vortrag, gehalten zur Feier des fünfzigjährigen Jubiläums des Hanauer Geschichtsvereins und der sechzigsten Jahresversammlung des Hessischen Geschichtsvereins zu Hanau am 28. August 1894

von

Dr. Otto Brandt.

(Fortsetzung.)

Gustav Adolph landet 1630 an der pommerischen Küste. Er war dem Hause Hessen-Kassel verwandt. Schon Landgraf Moritz hatte mit ihm in Unterhandlungen gestanden, Wilhelm erneuert jetzt diese; bei der noch ablehnenden Haltung der größeren Reichsstände aber kommt es zunächst nicht zu einem Abschluß. Kursachsen beruft Anfang 1631 den Leipziger Konvent, der von Lutheranern und Reformirten beschickt wird; auch Landgraf Wilhelm findet sich ein. Es wird noch kein entscheidender Beschluß gegen den Kaiser gefaßt, aber die Herstellung der Kriegsbereitschaft gegen einen Angriff, woher er kommen möge, wird beschlossen und gegen das

Verbot des Kaisers durchgeführt. Gustav Adolph, durch langwierige Verhandlungen mit Kurbrandenburg aufgehalten, rückt endlich an die Elbe vor, und Landgraf Wilhelm, als der erste der deutschen Fürsten, schließt dort, im Lager zu Werben, das für die ganze Folgezeit grundlegende Bündniß mit Schweden, „zur Ehre Gottes," wie es in der Urkunde heißt, „zur Befreiung und Wiederherstellung des Reiches und der eigenen Lande und Leute". Beide Theile verpflichten sich, gemeinsam zu kämpfen und nur gemeinsam Frieden zu schließen, Hessen-Kassel wird die Wiederherstellung in den Stand vom Jahre 1618 zugesagt. Ein Bruch des vor wenigen Jahren mit Darmstadt geschlossenen Hauptakkordes war, wie nachdrücklich betont werden muß, in dieser letzteren allgemeinen Klausel nicht enthalten, Landgraf Wilhelm hat in späteren Verhandlungen mit Gustav Adolph seine Bereitschaft gezeigt, an Stelle Oberhessens sich mit Kompensationen in Westfalen zu begnügen.

Nun folgt der Siegeszug des schwedischen Königs, dem jetzt auch Sachsen sich verbündet, und der mit ihm vereinigten Protestanten. Schon vor der Schlacht bei Breitenfeld aber, in der jetzt der sieggewohnte Tilly von Gustav Adolph auf's Haupt geschlagen wird, hat, im August 1631, Herzog Bernhard von Weimar Hersfeld erobert und für Hessen zurückgewonnen. Die Sache der Protestanten und Landgraf Wilhelm's im Besonderen, der 1632 dem erfolgreichen Zug des Königs gegen Bayern mit seinen Truppen sich anschließt, hatte eine glückverheißende Wendung genommen. Aber der Rückschlag bleibt nicht aus. Gustav Adolph fällt, den furchtbaren Wallenstein besiegend, November 1632 bei Lützen. Seine Nachfolger im Oberbefehl, Horn, Baner und Bernhard von Weimar, erringen in den nächsten Jahren wohl Vortheile im Einzelnen, aber das vereinigte weimarisch-schwedische Heer wird in der Schlacht bei Nördlingen, dieser politisch wohl folgenreichsten des ganzen Krieges, von Ferdinand, des Kaisers Sohn, und den Bayern geschlagen und zersprengt. Kursachsen, schon lange wieder lau geworden, giebt die Sache seiner Verbündeten preis und schließt, nicht ohne beträchtliche Sondervortheile bewilligt zu erhalten, 1635 mit dem Kaiser den Frieden zu Prag.

Es war ein klug berechneter Schritt der kaiserlichen Politik, daß sie Sachsen von seinen Bundesgenossen trennte und, unter Abtretung eigenen kaiserlichen Besitzes, der Lausitz, zunächst einen Separatfrieden mit ihm schloß. Beabsichtigt war die Ausdehnung dieses Friedens auf das ganze Reich. Alle einzelnen Reichsstände, die im Krieg gegen den Kaiser befangen gewesen waren, — aber eben nur mit den vereinzelten Ständen wollte der Kaiser verhandeln —, mit Ausnahme bestimmt genannter, die der kaiserlichen Bestrafung vorbehalten wurden, sollten dem Frieden beitreten dürfen, doch nur innerhalb zehn Tagen nach dessen Ankündigung. Der materielle Inhalt des Traktates ging im Wesentlichen dahin, daß, neben Zusicherung kaiserlicher Amnestie für den begangenen Friedensbruch, gegenseitiger Rückgabe aller Eroberungen seit 1630, der Ankunft Gustav Adolph's, und Vertreibung der fremden Mächte mit den vereinigten Waffen der Friedenschließenden, zur wichtigsten Frage, dem Fortbestand des Restitutionsediktes, die seit dem Passauer Vertrag bis zum 12. November 1627 säkularisirten geistlichen Stifter auf vierzig Jahre in den Händen ihrer dermaligen Besitzer verbleiben, das Edikt also insoweit aufgehoben, vielleicht auch nur suspendirt sein sollte. Der zweite Punkt des Ediktes dagegen, die Rechtsstellung der Reformirten, für die das lutherische Sachsen kein Herz hatte, war in dem Frieden nicht geordnet, das diese Rechtsstellung vernichtende Restitutionsedikt blieb also in diesem Theil bestehen.

Dieser Friede zu Prag, der jetzt zunächst, zusammen mit dem vorangegangenen Restitutionsedikt, bestätigt, was ich schon in allgemeiner Ausführung bemerkte, daß nämlich unbeschadet noch anderer Fragen und namentlich der sehr wichtigen nach der Behandlung der geistlichen Stifter die Rechtsstellung der reformirten Religionspartei eines der vornehmsten Objekte des großen Krieges werden mußte und wurde, ist nun zugleich, und zwar wegen seiner Bedeutung in ebendieser Richtung, der Angelpunkt, um den jetzt sich anschließende jahrelange Verhandlungen des Kaisers mit Hessen-Kassel sich drehen. Es ist mißlich, die Geschichte unter Veränderung ihrer thatsächlich eingetretenen Bedingungen so zu konstruiren, wie sie im anderen Fall geworden sein würde. Aber das läßt sich doch wohl sagen, daß ohne den zähen, auch vor zweimaliger Erneuerung des Krieges nicht zurückschreckenden Widerstand Hessen-Kassels gegen den Prager Frieden die reformirte Partei jetzt, wenigstens vorläufig, auf die Stellung einer unterdrückten, wohl partikular geduldeten, aber reichsrechtlich rechtlosen Sekte erniedrigt worden wäre. Daß dies nicht geschehen, ist vornehmlich ein Verdienst Hessens, des Landgrafen Wilhelm's des Standhaften, noch mehr freilich seiner doch noch etwas standhafteren Gemahlin.

Wilhelm's war in dem Prager Frieden mit einer besonderen Klausel gedacht worden. Er ge-

hörte zwar nicht zu den Fürsten, die, wie u. a. Amelia's Bruder, Graf Philipp Moritz von Hanau, von dem Frieden ausgeschlossen und der Bestrafung des Kaisers vorbehalten worden waren, dem ansehnlicheren Fürsten gegenüber mochte man einen solchen Vorbehalt doch wohl noch scheuen. Aber der Kaiser hatte gesagt, er wolle, ehe er den Landgrafen in den Frieden aufnehme, sehen, „wie er sich Ihrer Majestät vorhero accomodiren werde, und sich alsdann mit des hochlöblichen Kurfürstlichen Collegii Rath und Gutbefinden darüber weiter resolviren". Der Gründe für diese Sonderbehandlung des Landgrafen waren wohl vornehmlich drei. Zunächst die Wiedereroberung Hersfelds, das dem Sohn des Kaisers, Leopold Wilhelm, entrissen worden war. Sodann die Eroberungen in Westfalen, mit denen Wilhelm seit 1631 begonnen hatte. Es hatte nämlich Landgraf Wilhelm, — einmal wohl, um seine Truppen unmittelbar auf Kosten der Gegenpartei zu ernähren, sodann, um für bevorstehende Friedensverhandlungen, nach der Weise der damaligen Kriegführung, wie in einem Brettspiel, möglichst viel Felder vom feindlichen Terrain, nach Umständen selbst unter Preisgebung des eigenen Landes, besetzt zu halten, die dann mit entsprechenden Kompensationen eingelöst werden mußten, schließlich aber auch in der Hoffnung, sein Land namentlich dann, wenn dessen Verkürzung im Süden irreparabel sein werde, in diesen an das nordwestliche Hessen angrenzenden und nicht weitab von der Landeshauptstadt gelegenen Gebieten dauernd erweitern zu können —, der Landgraf hatte begonnen, im Westfälischen, insbesondere in den Stiftern Paderborn und Münster ausgedehnte Gebiete sich zu unterwerfen, die dann auch er selbst und nach ihm Amelia, allerdings in stets wechselndem Umfang, bis zum Schlusse des Krieges behaupteten. Endlich hatte Wilhelm im Jahr 1634 auf Drängen des Königs von Frankreich die Stellung eines Marschalls für die vom König in Deutschland zu werbenden Truppen und einen französischen Jahrgehalt angenommen: eine unser heutiges Empfinden allerdings schmerzlich berührende Handlung, bei der wir indeß nicht vergessen dürfen, daß Frankreich schon bisher mit Schweden durch einen Subsidienvertrag verbündet war, und ferner nicht, daß die Objekte des patriotischen Empfindens, das wir einem Manne wie Wilhelm nicht absprechen dürfen, mit den Gütern wechseln, die gerade ersehnt oder gefährdet sind, daß damals die Wiederherstellung des inneren Friedens im Reich der vornehmste Gegenstand alles patriotischen Sehnens war, und daß angesichts des großen Kriegselendes die Meinung verzeihlich erscheinen kann, es werde dieser innere Friede durch mäßige Grenzentschädigungen an verbündete auswärtige Mächte nicht zu theuer erkauft werden. In den Augen des Kaisers aber mußte dies alles den Landgrafen äußerst kompromittiren.

(Fortsetzung folgt.)

Obergerichtsrath a. D. Friedrich von Starck in Marburg †.

Von Generalpostdirektionsrath a. D. Schmidt,
zuvor kurhessischem Obergerichtsassessor.

Der Name der in Moischeid, Kreis Ziegenhain, begüterten Familie von Starck hat im Hessenlande einen guten Klang. Aus derselben stammen eine große Zahl tüchtiger in den kurhessischen Militär- oder Zivildienst getretener Männer, von welchen ich hier nur zweier gedenken will: zunächst des Generals von Starck, welcher sich im Jahre 1848 als Inspekteur der Schutzwachen Kurhessens in größeren Kreisen durch seine Leutseligkeit beliebt gemacht, und sodann des früheren preußischen Oberregierungsraths, jetzigen fürstlich Schwarzburg-Rudolstädtischen Staatsministers Wilhelm von Starck, welcher sich ganz vor Kurzem ein Verdienst dadurch erworben hat, daß er bei der Enthüllung des Denkmals für unseren großen Heldenkaiser auf dem Kyffhäuser solche Vorkehrungen getroffen hat, daß dieselbe unerachtet des großen Menschenzusammenflusses zu allseitiger Befriedigung von Statten gegangen ist. Ein erheblich älterer Bruder des eben erwähnten Staatsministers, der vorhinnige Obergerichtsrath von Starck, ist nun am 3. Juli d. J. in Marburg aus dem Leben geschieden.

Da ich zu den Jugendfreunden und Studiengenossen des Verewigten gehöre, auch in derselben Zeit wie von Starck kurhessischer Obergerichtsassessor gewesen bin und in den für die kurhessischen Richter so verhängnißvollen Jahren 1850—51 gleich ihm die Fahne des Rechts hochgehalten habe, so folge ich gern der von Seiten der zahlreichen Hinterbliebenen an mich gerichteten Aufforderung, einen kurzen Rückblick auf den wechselvollen Lebensgang meines entschlafenen lieben Freundes zu werfen.

Friedrich von Starck erblickte das Licht der Welt im Jahre 1819 als Sohn des Geheimen Kriegsraths von Starck und dessen Gattin, einer geborenen von Baumbach. Er hing mit großer Liebe an seinen Eltern und der Familie seiner Mutter. Von Jugend auf zeichnete er sich durch ein sehr ansprechendes Aeußere und ein freundliches, anspruchloses Wesen aus. Daneben hatte er eine große Vorliebe für die Schönheiten der Natur und für die Thierwelt, insbesondere für die stolzesten und treuesten Geschöpfe derselben, das Pferd und den Hund. Begegnete ich meinem Freund auf einem Spaziergange, so konnte ich sicher sein, an seiner Seite sein allerliebstes Wachtelhündchen „Fingal" zu finden. Ebenso erinnere ich mich sehr genau seiner großen Leidenschaft für die edle Reitkunst. Nachdem er den Unterricht des allen

älteren Kasselanern bekannten Stallmeisters Credé mit bestem Erfolg absolvirt, verging fast kein Tag, an welchem er nicht auf den Pferden seines Oheims, des obengenannten Generals, seinen Ritt gemacht hätte. So groß war sein Eifer, sich immer mehr in dieser schönen Kunst zu vervollkommnen, daß er sich gleich nach dem Nachmittagsunterricht das Pferd auf dem Hofe des damaligen interimistischen Gymnasialgebäudes vorführen ließ, sich auf dasselbe schwang und dann unter dem Beifallklatschen seiner Genossen in einem kurzen Galöppchen davon ritt. Hätte Freund von Starck lediglich seiner Neigung folgen können, so wäre er sicher nichts anderes geworden als ein flotter Reiteroffizier. Da dies aber die Umstände nicht zuließen, so folgte er dem Rath seines Vaters und beschloß Jurisprudenz zu studiren.

Mein Freund war ein gewissenhafter fleißiger Schüler des Gymnasiums und durchlief daher dasselbe anstandslos, bestand auch das Maturitätsexamen glücklich.

Hierauf gingen wir selbdritt — nämlich mit unserem gemeinsamen Freund, dem vor wenigen Jahren als Reichsgerichtsrath verstorbenen von Meibom — auf unsere Landesuniversität Marburg. Wir hatten das Glück, dort noch die Vorlesungen eines der bedeutendsten damaligen Pandektisten, Karl Adolph von Vangerow, welcher bald danach einem Ruf nach Heidelberg folgte, besuchen zu können.

In diesem Kolleg wurde nur der Text zu den in Vangerow's Compendium enthaltenen Noten nachgeschrieben, im Uebrigen trug Vangerow frei vor, d. h. er las nicht ab. Das an sich wegen seiner Trockenheit verrufene Pandektenstudium wußte uns der verehrte Lehrer durch Darlegung seines edlen Kerns, insbesondere auch in ethischer Beziehung, genießbar zu machen. Sein sehr klarer Vortrag gab dem Gesagten eine warme persönliche Färbung, welche zuweilen so eindringlich war, daß seine Hörer sich gar manchen seiner durch erhobenen Brustton als besonders wichtig markirten Aussprüche bis in das hohe Alter in treuem Gedächtniß bewahrt haben.

Wir besuchten dies Kolleg regelmäßig, vergaßen aber darüber nicht, an den Freuden, welche die Universität dem jungen Studiosus bietet, in mehr oder weniger eifriger Art und Weise Theil zu nehmen. Freund von Starck wurde wegen seiner sehr einnehmenden Persönlichkeit von verschiedenen Seiten aufgefordert, in ein Corps einzutreten, verhielt sich aber andauernd ablehnend, weil ihn einer seiner mütterlichen Verwandten in Hanau, auf den er große Stücke hielt, aus eigener Erfahrung dringend vor einem solchen Schritt wegen der möglichen Folgen desselben gewarnt hatte. Statt dessen suchte er seine Erholung in dem Verkehr mit den damals eben nicht sehr zahlreichen gastfreien Professoren- und Beamtenfamilien, in welchen er als ein gewandter anspruchsloser Gesellschafter stets freundlich aufgenommen wurde.

Nachdem wir ein und ein halb Jahr in Marburg zugebracht, begaben wir uns, wieder selbdritt, — da an die Stelle von von Meibom, welcher nach Berlin ging, ein anderer gemeinsamer Freund, der als Justizbeamter in Oberkaufungen leider sehr früh verstorbene Karl Wilkens, trat — nach Göttingen, insbesondere aus dem Grunde, um dort an dem vorzüglich anregenden Pandekten-Praktikum des berühmten Handelsrechtslehrers Professors Thöl Theil zu nehmen. Wir erhielten jedesmal einen neuen Rechtsfall zur schriftlichen Bearbeitung, über welchen sich dann nicht blos im Kollegium, sondern zuweilen auch nachher auf unseren gemeinschaftlichen Spaziergängen eine recht lebhafte Debatte entspann. Zuweilen machten wir auch auf den Vorschlag unseres Freundes von Starck einen Ausflug hoch zu Roß in die weitere Umgebung Göttingens.

Als wir im sechsten Semester wieder nach Marburg zurückgekehrt waren, bereiteten wir uns fleißig auf die beiden von uns abzulegenden Examina vor, dem in Marburg vor der juristischen Fakultät in lateinischer Sprache und dem hier in Kassel vor der juristischen Examinationskommission. Dieselben wurden denn auch im Laufe des Jahres 1842 zu allseitiger Zufriedenheit bestanden.

Wir wurden hierauf gegen Ende des Jahres 1842 kurz nach einander zu Referendaren beim Obergericht zu Kassel ernannt, und damit begann für uns zunächst der unbesoldete staatliche Vorbereitungsdienst.

Nachdem wir uns in den praktischen Dienst eingearbeitet, entschlossen wir uns gemeinsam mit Freund von Meibom, uns dem nicht obligatorischen, damals noch nicht abgeschafften Assessorexamen zu unterwerfen, weil dessen Bestehen den Vortheil darbot, bei der nächsten Vakanz zum besoldeten Richter ernannt zu werden. Da in diesem Examen hohen Anforderungen genügt werden mußte, so bereiteten wir uns zusammen gründlich vor, und legten dasselbe denn auch zur vollen Zufriedenheit der Examinatoren ab.

In Folge dessen wurde Freund von Starck am 22. Januar 1848 zum Amtsassessor in Hünfeld und ich am gleichen Tage zum außerordentlichen Landgerichtsassessor beim Landgericht Schmalkalden bestellt, jedoch schon am 30. März 1848 in gleicher Eigenschaft zum hiesigen Landgericht versetzt. Unser Gehalt betrug 300 Thaler, resp. nach Abzug der Steuern und der Wittwenkassenbeiträge 270 Thaler, für einen studirten Beamten im Vergleich zur Jetztzeit ein unglaublich geringer Betrag.

Damit ging zu meinem großen Leidwesen der Verkehr an demselben Orte mit meinem lieben Freund von Starck für immer zu Ende. Wir wurden von jetzt an an verschiedene Orte auch außerhalb Hessens verschlagen und sollten auch späterhin an demselben Wohnsitz nicht wieder zusammentreffen.

Nach der neuen Gerichtsorganisation in Kurhessen wurde Freund von Starck am 4. Januar 1849 zum Assessor an dem neu errichteten Obergericht Rotenburg mit einem Gehalt von 500 Thalern bestellt, fürwahr auch ein geringes Einkommen für ein den Obergerichtsräthen ganz gleichstehendes, stimmführendes Mitglied eines Gerichts zweiter Instanz.

Dennoch erlebte mein edler Freund in dieser Stellung wohl eine der glücklichsten Zeiten seines Lebens. Denn hier bekleidete er nicht blos in dem Beruf, welchen er gewählt, eine angesehene dienstliche Stellung, sondern erfreute sich auch einer sehr schönen Häuslichkeit. Nachdem er sich nämlich aus innigster gegenseitiger Herzensneigung im Jahre 1849 mit Auguste von Schmerfeld, einer Perle edler Weiblichkeit, verheirathet, schenkte ihm seine Gattin während des Rotenburger Aufenthalts zwei Töchter, womit sein Eheglück ein vollkommenes wurde. Leider sollte aber dieses Glück nur sehr kurze Zeit dauern.

Denn als in Folge der traurigen Vorgänge in Kurhessen im Jahre 1850 sich die Richter vor die Alternative gestellt sahen, entweder ihren Richtereid zu brechen, oder ihres Amtes möglicher Weise verlustig zu gehen, so stand, wie so viele andere Richter, von Starck keinen Augenblick an, die von ihm geforderte Erklärung, ob er die ergangenen, die Forterhebung der Steuern betreffenden Verordnungen befolgen wolle oder nicht, dahin abzugeben, daß er dieselben nicht befolgen könne, weil er sie wegen mangelnder Zustimmung der Landstände für verfassungswidrig halte. Hierauf wurde von Starck mit einer bayerischen Exekutionsmannschaft von 15 Mann belegt. Als er infolgedessen um Entlassung aus dem Staatsdienst bat, wurde ihm dieselbe, ebenso wie seinen Kollegen in gleicher Lage, verweigert, er dagegen wie sie vor ein

hauptsächlich aus österreichischen Jägeroffizieren gebildetes Kriegsgericht gestellt und von diesem zu einer Festungsstrafe von vier Monaten verurtheilt. Das Urtheil wurde jedoch bei amtlicher Revision durch das Generalauditorat aufgehoben und statt dessen auf Freisprechung erkannt. Doch das Schlimmste sollte noch kommen. von Starck wurde nämlich auf den Grund des § 51 des provisorischen Gesetzes vom 14. Juli 1851, die Abänderungen des Staatsdienstgesetzes betreffend, am 30. Oktober 1851 „als einstweilen entbehrlich gewordener Staatsdiener des Justizdepartements“ mit 375 Thalern auf Wartegeld gesetzt.

Damit war also mein lieber Freund nicht blos seiner ihm zustehenden angesehenen dienstlichen Stellung im Justizdienst, sondern auch eines Viertels seines ohnehin so geringen Gehalts verlustig gegangen. Außerdem konnte er mit seiner Gattin nur mit großen Sorgen in die Zukunft blicken, da es keineswegs leicht war, anderwärts eine annehmbare dienstliche Stellung zu finden.

(Schluß folgt.)

Erzählungen der drei Männer im Backofen.

Mitgetheilt von Wilhelm Bennecke.

(Fortsetzung.)

„Wenn Sie sich absolut über Musik unterhalten wollen,“ sagte daraufhin Archimedes, „so nehmen Sie doch Spohr zum Gesprächsthema. Derselbe steht so ziemlich über den Parteien. Er hat den mehrfach erwähnten Dichterkomponisten — ich werde mich hüten seinen Namen zu nennen — nach Kräften unterstützt, ohne jedoch sich selbst der Zukunftsmusik hinzugeben. Sie können also beiderseitig ganz leidenschaftslos über ihn reden.“

„Der Gedanke ist gut“, sagte das Haus auf Abbruch. „Wenn Sie erlauben, werde ich Ihnen sogleich eine kritische Abhandlung über seinen ‚Pietro von Abano‘ zu Gemüthe führen.“

„Ich bitte, lassen Sie den guten Pietro ruhen!“ rief dagegen der eigensinnige Herr, „und erzählen Sie uns lieber etwas Anderes über Spohr, etwas, das nicht in seiner Selbstbiographie enthalten ist.“

„Das wird schwer halten“, meinte der Musiker, fuhr aber nach kurzem Besinnen fort: „Und doch könnte ich eine kleine Geschichte erzählen, welche Spohr zwar nicht zum Helden hat, aber doch mit ihm in einigem Zusammenhang steht.“

„Heraus damit!“ sagte der eigensinnige Herr, und da Archimedes ebenfalls zustimmte, so begann der Musiker, nachdem die Gläser mit neuem Inhalt versehen waren, die nachfolgende Erzählung, welcher er den Titel gab:

Der Sohn Wildenberg's.

Der Frühling war eingezogen in all' seiner Herrlichkeit und erschien in der Landgrafenstadt an der Fulda noch einmal so schön als anderswo, denn die grünen Wälder und unzähligen Gärten, welche dieselben umgeben, die Alleen, die gar viele der Plätze schmücken, lassen die Bewohner den linden Hauch und balsamischen Duft des Lenzes so recht mit vollen Zügen genießen, ohne daß sie erst eine stundenlange Wanderung in's Freie anzutreten brauchen. Es war ein lauer Maiabend des Jahres 1869. Unter den Linden des Friedrichsplatzes promenirten Damen und Herren, um vor dem Besuch des Hoftheaters noch die erquickende Frühlingsluft zu athmen. Es wurde irgend ein klassisches Trauerspiel gegeben, und die Zugkraft desselben war an dem prachtvollen Abend keine sehr bedeutende. So dehnte denn wohl ein und der andere Parterrebesucher die Zwischenakte, vor dem Theater stehend, im Anblick der fernen, im bläulichen Schimmer so lockend daliegenden Berge, länger aus, als der Herr Inspizient im Innern des Hauses, der gewiß ganz damit einverstanden war, daß Maria Stuart, Graf Egmont, Richard III., oder wer es sonst sein mochte, in Anbetracht des herrlichen Maiwetters so schnell als möglich vom Leben zum Tode befördert wurde. Eben wollte ich wieder in die unterbrochene Tragödie zurückkehren, als ein Mensch mich anredete, der schon einige Zeit auf dem Opernplatz gestanden und das Theatergebäude sehr aufmerksam betrachtet hatte. Es war ein großer, starkgebauter Mann, etwa in den Fünfzigen, mit braunem Haar und sarmatischem Schnurrbart, angethan mit einem dunkelgrünen, theils verschossenen Leibrock und sonstigen strapazirten Kleidungsstücken. Um den muskulösen Hals hatte er ein rothes Tuch geschlungen.

„Sie kennen die hiesigen Theaterverhältnisse?“ begann der mir völlig Fremde in einem diktatorischen Ton.

Auch ohne diese Frage hatte ich an dem Unbekannten das undefinirbare Etwas derer von der Schminke gewittert. Ich fragte ihn ziemlich erstaunt, was er von mir wolle.

„Man hat mir gesagt,“ war seine Antwort, „daß Sie in der Stadt die erste Violine spielen, und da sollen Sie mir helfen, daß ich hier zum Auftreten komme.“

„Allerdings spiele ich die erste Violine,“ erwiderte ich lachend, „aber das wird Ihnen wenig nützen. Wer sind Sie überhaupt?“

„Ich bin der Sohn Wildenberg's", sagte das rothe Halstuch mit starker Betonung.

„Der Sohn Wildenberg's? desselben Wildenberg, welcher in Hameln —"

„Desselbigen! Ich wußte ja, daß Sie sich für mich interessiren würden, ganz Kassel muß sich für mich interessiren. Ich werde morgen mit ellenlangen Lettern in alle Zeitungen setzen lassen: Der Sohn Wildenberg's ist da! In den hervorragendsten Städten Deutschlands zum Klempnergesellen ausgebildet —"

„Was? Sie sind ein Klempnergeselle?" rief ich überrascht aus. „Sagten Sie denn nicht, daß Sie am Hoftheater gastiren wollten?"

„Gewiß. Wenn die Gelegenheit sich bietet, spiel' ich Helden, jedoch ist mein Steckenpferd der ‚Sansquartier' in den ‚Sieben Mädchen in Uniform'. Sie wissen ja, dieselbige Rolle, in welcher mein Vater schon völlig —"

„Ich weiß! Ich weiß!" unterbrach ich ihn. „Sie haben Ihren Vater noch gekannt?"

„Ich betete ihn an und habe mich zeitlebens bemüht, in seine Fußstapfen zu treten."

Welch' eine Selbsterkenntniß! Denn der Sohn Wildenberg's schien mir auch etwas geistig angegriffen zu sein. Da dieser dramatische Klempnergeselle mich jedoch um seines Vaters willen interessirte, so lud ich ihn zu einem Glas Bier ein. Er trank nur Grog. Gut. Wir gingen in die Theaterkonditorei.

„Das ist die wahre Spükezeit der Nacht",

deklamirte er, in den von einer Gasflamme erhellten Raum eintretend, mit gewaltsam zusammengeräusperter, heiserer Stimme:

„Das ist die wahre Spükezeit der Nacht,
Die Zeit, wo Troja ward in Brand gesteckt,
Die Zeit, wo Eulen schrei'n und Hunde heulen,
Wo Geister gehn, ihr Grab Gespenster sprengen —"

Ich bat ihn, sich etwas zu mäßigen in seinem furor dramaticus, und dann setzten wir uns an eines der kleinen Tischchen. Die stark duftenden Gläser vor uns bildeten ein gewisses Bindemittel zwischen unseren Gedanken, und ich weiß nicht recht mehr, ob der Sohn Wildenberg's mir alles das erzählt hat, was ich dort vor meinen geistigen Augen emporsteigen sah, oder ob es eigene Phantasiegestalten waren, die sich mit der Wirklichkeit vermischten. Fast muß ich glauben, daß das Letztere der Fall gewesen ist, denn mit einem Male fühlte ich mich aus der Kasseler Theaterkonditorei hinwegversetzt in ein romantisches Thal, auf welches hohe Berge herabschauten. In einer prächtigen, vierreihigen Lindenallee spazierten im goldenen Sonnenschein, der selbst durch das grüne Blätterdach fluthete, viele geputzte Damen und Herren, umspielt von fröhlichen Kindern. Die Kleider, welche die Spaziergänger trugen, waren, so neu sie auch schimmerten, von einem ganz veralteten Schnitt, wie ich sie auf Modekupfern in der Zeit nach dem Befreiungskrieg gesehen hatte. Nach kurzer Ueberlegung stellte es sich heraus, daß ich mich in dem berühmten Badeorte Pyrmont im Monat Juli 1819 befand, und als ich an mir herunter blickte, brauchte ich mich gar nicht zu geniren, mit meiner modernen Alltagsgarderobe hier herumzustolziren, denn ich trug ja ebenfalls einen blauen Frack, seidene, lichte Weste, ein enges, bis zum Knöchel reichendes Beinkleid, welches die hellfarbigen Strümpfe sehen ließ, und feine, ausgeschnittene Schuhe. Den hohen Hut in der Hand wandelte ich wohlgemuth dahin, mich damit unterhaltend, die Vorübergehenden auf ihr musikalisches Innere zu taxiren. Der kleine, joviale Herr mit der stahlgrauen Perrücke, so vergnüglich daher hüpfend, nach rechts und nach links nickend und Hände drückend, war jedenfalls ein Verehrer von Dittersdorff. Der trotz seines schneeigen Scheitels aufrecht und stramm daher schreitende alte Offizier mit den großen, flammenden Augen und dem stolz gemessenen Gruß erschien mir als Gluckist, während dort die Dame mit den schmachtenden Löckchen, bleich wie eine auf dem Altare der Liebe in süßem Duft dahinschmelzende Wachskerze, den „Sargino" des Paer in Herz und Gemüth trug. Auf den Lippen des gefühlvoll darein schauenden Jünglings, welcher mit einer Rose geschmückt ist, scheint Weigl's „Setz' Dich, liebe Emmeline, nah', recht nahe her zu mir!" aus der „Schweizerfamilie" zu liegen, der gravitätische Seigneur aber, mit dem betreßten Lakaien hinter sich, das muß ein Anhänger des Gasparo Spontini sein. Nun ward meine Aufmerksamkeit völlig von einem eleganten Herrn in Anspruch genommen, welcher in hypermoderner Kleidung die Allee heraufkam. Er mochte einige dreißig Jahre zählen —, ein durchaus schön gewachsener Mann mit einem dunkelblonden Titus, um den feingeschnittenen Mund ein gewinnendes Lächeln und dabei doch einen übermüthig herausfordernden Zug, die Nase kräftig geschwungen, die Augen kühn, wenn nicht gar verwegen leuchtend, alles Uebermäßige aber gemildert durch eine Fülle von Humor, der ihm so zu sagen aus allen Knopflöchern zu sprudeln schien. „Das ist ein Jünger Mozart's", rief es in mir, und wie mit magnetischer Gewalt fühlte ich mich zu dem Manne hingezogen. Ich folgte ihm und erfragte seinen Namen. Es war der Schauspieler und Opernsänger Wildenberg. Abends sah ich ihn im Theater als „Leporello" im unsterblichen „Don Giovanni" —, und was für ein

Leporello bot sich mir dar, einer, der in Wahrheit würdig erschien, der Diener seines Herrn zu sein! Welch' ein Spiel aus dem Vollen, Ganzen heraus! Welch' veredelte Niedertracht! Welche Schauer erregende Furchtsamkeit! Welcher empörende und doch helle Freude hervorrufende Hohn! Dieser Leporello sang, nachdem er in Don Giovanni's Mantel und Federhut erwischt worden war, auch die große Arie, die sie sich sonst gemeiniglich schenken: „Gebt Pardon, großmüth'ge Seelen! Ich will alles euch erzählen! Doch das Verbrechen — das ist nicht mein!" Das ganze Wesen, das er dabei zur Schau trug, als ihn Masetto am Kragen und Zerlinchen am Ohre hielt, sowie die Unordnung in seiner Kleidung während dieser nächtlichen Scene lassen vermuthen, daß der Maler Ramberg ihn vor Augen gehabt hat, als er diesen köstlichen Vorgang für das Taschenbuch „Orphea" zeichnete. Ich war entzückt und eilte nach Schluß der Oper auf die Bühne, um Wildenberg's nähere Bekanntschaft zu machen. Stürmisch umarmte ich ihn und bat mir seine Gesellschaft zu einer Flasche Wein aus, aber er lehnte höflich ab, da er bereits unwiderruflich versagt sei, lud mich jedoch für den andern Morgen zum Frühstück in seine Wohnung ein. (Forts. folgt.)

Auf Helgoland.

So sah ich jüngst das tiefe Meer
In wundervoller Pracht
Und über mir das Sternenheer
In lichter Sommernacht.

Ein eig'ner Zauber, der mich bannt'
Hier auf der Felsenhöh',
Da ich, ein stiller Träumer, stand
Und blickte auf die See! —

Da lächelt' hold ein Weib mich an,
Ein lieblich traut Gesicht —,
Es ist ein wundersüßer Wahn,
Der aus den Wogen spricht!

Das Bild drang ein mir tief in's Herz,
Die Fluth rauscht wie Musik,
Und alter Zeiten wilder Schmerz
Kehrt wieder mir zurück.

Ein Wahn ist es, ein Traum ist's nur
Aus holder Jugendzeit,
Wie folgt' ich gern der alten Spur —
So weit, so weit, so weit!

Ja, kehrt' das einst'ge Minneglück
Mir mit der Meeresfluth,
Ach, einmal heute noch zurück,
Das doch mein schönstes Gut —,

Dann schied ich gern vom Wellenmeer,
Vom grünen Eiland hier,
Das höchste Glück, gar hold und hehr,
Ich nähm' es fort mit mir!

Max Müller.

Aus alter und neuer Zeit.

Der namhafte hessische Geschichtsschreiber Wilhelm Schäffer (Schäfer, Scheffer), genannt Wilhelm Dilich, wurde geboren zu Wabern als Sohn des dortigen Predigers Heinrich Dilich wahrscheinlich zwischen 1570 und 1580 und starb zu Dresden, wohin er im Jahre 1625 als Geographus, Historicus und Architectus des Kurfürsten von Sachsen aus ähnlicher Stellung im Dienste Landgraf Moritz' des Gelehrten von Hessen übergesiedelt war, 1655. Dilich's bedeutendstes Werk, die „Hessische Chronik", entstammt der Zeit seines Kasseler Aufenthalts. Die erste Ausgabe erschien daselbst 1605. In Kassel verfaßte er weiter sein „Kriegsbuch" (1607 und 1608) sowie seine „Urbs et Academia Marpurgensis succincte descripta et typis efformata" (vor 1625). Dilich's gesammte Thätigkeit bezeugte seinen gewissenhaften Fleiß und seine große Arbeitskraft. Da über seine nähere Lebensverhältnisse trotz seiner Bedeutung für das literarische Hessen des Landgrafen Moritz wenig überliefert ist, wird uns jeder auch noch so geringe Beitrag willkommen sein, der über Dilich mehr Licht verbreitet.

Das älteste Kirchenbuch der Freiheiter Gemeinde zu Kassel enthält nach uns von Herrn stud. hist. Karl Knetsch zu Marburg gütigst zu Theil gewordener Mittheilung verschiedene Einträge aus den Jahren 1602 bis 1620, die geeignet sind

unsere Kenntnisse über Dilich's Kasseler Thätigkeit, sowie seine Familienverhältnisse und die Kreise, in denen er verkehrte, ein wenig zu erweitern.

Zunächst erfahren wir den bislang unbekannten Vornamen seines Vaters, Heinrich, und als Tag seiner Bestattung den 30. Dezember 1615, sodann daß Wilhelm Dilich von Amtswegen als Baubeflissener bezw. Zeichner angesehen wurde; in Einträgen in das Kirchenbuch aus den Jahren 1609 und 1611 wurde er nämlich im Taufregister als „Abreißer" bezeichnet. Ferner sehen wir, daß Dilich mit seiner Gattin sich eines reichen Kindersegens zu erfreuen gehabt hat, ohne daß es dem Ehepaare vergönnt gewesen wäre, sie insgesammt groß zu ziehen. Nach den Einträgen wurden ihm Kinder geboren: am 29. Mai 1602, am 28. Oktober 1605, am 22. April 1607 (Tochter), am 15. Oktober 1609 (Tochter), am 28. Juni 1611 (Sohn), am 14. März 1613 (Sohn), am 9. April 1616 (Zwillinge, Sohn und Tochter, von denen der Knabe indeß am 8. Mai d. J. bereits wieder starb) und schließlich am 6. September 1620 (Tochter), also im Ganzen neun Kinder. Von diesen starben aber abgesehen von dem Zwilling noch vier andere recht früh wieder, so am 9. Dezember 1606, am 4. Januar 1607, am 13. Januar 1607 und am 8. Oktober 1615 (Heinrich). Die Konfirmation erlebten nach unserer Quelle vier von Dilich's Kindern, so um Pfingsten 1611 Johann und Johann Wilhelm, Pfingsten 1617 Heinrich (13 Jahre alt) und Ostern 1620 Anna Katharina (13 Jahre alt). Dilich selbst scheint ein gutes Ansehen genossen zu haben, sonst würden nicht Männer, die unstreitig zu den ersten im damaligen Kassel zählten, wie der Bürgermeister Dr. Johann Kleinschmidt, Dr. Hieronymus Jungmann und Magister Nikolaus Krug (Crugius), scholae rector, in den Jahren 1605 bezw. 1613 und 1616 bei Dilich's Kindern Gevatter gestanden haben.

Aus Heimath und Fremde.

62. Jahresversammlung des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde zu Gersfeld. Wenn auch — wir verweisen auf den am Eingang der vorigen Nummer gebrachten Aufsatz — die Geschichte Gersfelds mit der hessischen nicht zusammenfällt, so gehört der Kreis doch ethnographisch und wirthschaftlich nach dem Hessenlande. Und das rechtfertigt es vollkommen, wie auch der Vorsitzende des Geschichtsvereins, Bibliothekar Dr. Brunner, bei Eröffnung der Hauptversammlung in Erwiderung auf die Begrüßungsworte des Stadtvorstehers hervorhob, daß der Verein in diesem Jahre zum ersten Male bei Wahl des Versammlungsortes die kurhessischen Grenzen überschritten hat. Zu Ehren der Gäste hatte die freundliche Rhönstadt schönsten Festschmuck angelegt, und herzliches Entgegenkommen ward ihnen von Seiten der Einwohnerschaft zu Theil.

Am Abend des 3. August fand eine Sitzung des Gesammtvorstandes und geselliges Beisammensein im Schüßler'schen Garten statt. Der Morgen des 4. war der Besichtigung der Stadt, besonders der Pfarrkirche und der Friedhofskapelle, gewidmet.

Um 10¼ Uhr nahm die Hauptversammlung mit den bereits erwähnten Begrüßungsansprachen des Stadtvorstehers und des Vereinsvorsitzenden in dem sehr gut besetzten Nöll'schen Saal ihren Anfang. Anschließend an dieselben erstattete der Schriftführer, Bibliothekar Dr. Scherer, den Jahresbericht, der im Allgemeinen von erfreulicher Fortentwicklung der Vereinsthätigkeit zeugte. Dem Kassenführer, Professor Lenz, wurde nach Vortrag des Kassenberichts Entlastung ertheilt. Nachdem Konservator Dr. Bickell über die Marburger Sammlungen berichtet, wurde der seitherige Vorstand durch Zuruf auf ein weiteres Jahr bestätigt. Zum nächstjährigen Versammlungsort wurde das ursprünglich für dieses Jahr in Aussicht genommene Gudensberg bestimmt. Von näherer Erörterung des vom Vorstand vorgelegten neuen Statuten-Entwurfs, der nach eingehender Berathung die einstimmige Billigung des Gesammtvorstandes gefunden hatte, wurde abgesehen und derselbe im Ganzen angenommen. Nunmehr hielt der als genauer Kenner und trefflicher Schilderer der Rhön und ihrer Geschichte weit bekannte und hochgeschätzte Sanitätsrath Dr. Schneider aus Fulda den angekündigten Vortrag über die Geschichte des Ebersberges und der Herrschaft Gersfeld und erwarb sich durch seine ebenso gründlichen als anschaulichen Ausführungen den wärmsten Dank der Anwesenden.

Nach Schluß der Versammlung um 12¼ Uhr fand ein froh verlaufener Frühschoppen statt, und um ½3 Uhr bewegte sich ein glanzvoller Festzug durch die Straßen, in dem namentlich die charakteristischen Volkstrachten der Bewohner der Umgegend (Oberweißenbrunn, Ulsterthal), die auf einem Brautwagen zur Darstellung gebracht waren, Aufsehen erregten.

Um 3 Uhr begann das Festessen im „Adler“, bei welchem eine Reihe zündender Ansprachen, sowie Musikvorträge — nicht zu vergessen die ausgezeichneten Darbietungen aus Küche und Keller — die Theilnehmer, deren Zahl 100 überstieg, in froheste Stimmung versetzten, welche durch den Jubel der umstehenden Volksmenge noch gesteigert wurde.

Den weiteren Verlauf der Gersfelder Geschichtsvereinstagung erzählt ein Freund unserer Zeitschrift, wie folgt:

Nach dem Mahle entwickelte sich auf dem Festplatz ein fröhliches Treiben. Die wetterfesten Bewohner des freundlichen Städtchens blieben ihren Krügen und dem Tanz im Freien auch dann noch treu, als die rasch eintretende Abendkühle die meisten Festgäste in's Innere der Häuser trieb und weise Erwägung sie zu früher Stunde ihr Lager suchen ließ.

Mit um so frischeren Kräften konnte man nun die Freuden der Nachfeier genießen. Während die Sonne noch ihren schließlich siegreich beendeten Kampf mit Duft und Nebelhüllen kämpfte, fuhr man auf leichten Wagen über Berg und Thal zur Ebersburg und von da hinab nach Poppenhausen. Der gute Hammelburger, den man dort schenkt, lockte auch die wanderfrohen Historiker dorthinab, die am frühen Morgen bereits auf Schusters Rappen der Wasserkuppe einen Besuch abgestattet hatten. Und weiter ging es zu Fuß und Wagen hinauf zur Milseburg, nach deren Ersteigung das im Gasthof an der Station unser harrende, schnell, aber trefflich bereitete Mahl*) prächtig mundete. Die meisten der Festtheilnehmer entführte der Mittagszug nach Kassel, die zurückbleibenden, etwa vierzig, suchten noch das halbvergessene, wenn auch historisch berühmteste Gasthaus der Rhön zu Kleinsassen**) auf, um hier definitiv zum letzten Male den freundlichen und aufopfernden Gastfreunden aus Gersfeld dankbar die Rechte zu schütteln.

*) Bei demselben widmete Bibliothekar Dr. Brunner der Rhön und ihren gastlichen Bewohnern den poetischen Abschiedsgruß, den wir mit seiner gütigen Erlaubniß an die Spitze der heutigen Nummer stellen durften.

**) S. Nr. 1 des laufenden Jahrgangs des „Hessenland“.

Gründung eines Fuldaer Geschichtsvereins. Auf Veranlassung des Oberbürgermeisters Antoni zu Fulda traten am Abend des 1. August 19 Herren im Gasthof zum Kurfürsten daselbst zu einer Besprechung über die Gründung eines Fuldaer Geschichtsvereins zusammen. Bei eingehender Erörterung der Ziele und Zwecke des neu zu gründenden Vereins sprachen sämmtliche Anwesende sich zu Gunsten der Gründung eines solchen aus und erklärten sich zum Anschluß und zur Mitwirkung für das Aufblühen des Vereins bereit. Darauf wurde behufs Ausarbeitung der Satzungen, Erledigung der sonstigen Vorarbeiten und vorläufiger Leitung des neuen Vereins ein Ausschuß bestellt, der aus den Herren Oberbürgermeister Antoni, Professor Dr. Leimbach, Professor Dr. Wesener, Baurath Hofmann und Kaufmann Joseph Schmitt besteht.

Das „Marburger Wochenblatt“ vom 2. d. M. bringt, als „Stoßseufzer einer durstigen Seele“, die Verse, die ein lustiger Studio in einem Marburger Wellenbade angebracht hat. Sie lauten zum Schlusse:

> Und würde gar des Lahnstroms Naß
> All zu Champagnerwein,
> So möcht' ich selbst darin ein Faß,
> Doch ohne Boden sein.

Das hat nun unser Landsmann Fritz Hornfeck schon vor vierzig Jahren in seinem „Schenkenbuche“, in gleichem Versmaß, viel schöner gesagt in den Worten, die ich aus dem Gedächtniß zitire:

> Und flösse von Sankt Gotthards Höh'
> Als Rheinweinstrom der Rhein,
> So möchte ich der Bodensee,
> Doch — ohne Boden sein.

C. P.

Stiftungsfest. Die Verbindung Hasso-Borussia in Marburg feierte in den Tagen vom 1.—3. August unter reger Betheiligung ihrer alten Herren, von denen an dem am. 1. August stattgehabten Festzuge etwa 200 Theil nahmen, ihr vierzigjähriges Stiftungsfest.

Hessische Bücherschau.

[R. Matthias.] Die Stadtkirche in Schmalkalden. [Mit zwei Tafeln.] 227 S. 8°.

Der Verfasser der unter dem obigen Titel in der Zeitschrift des Vereins für Hennebergische Geschichte und Landeskunde in Schmalkalden, Heft XIII (Schmalkalden und Leipzig, Otto Lohberg & Co. Druck von F. Wilisch in Schmalkalden) erschienenen recht fleißigen und mit großer Liebe zur Sache gearbeiteten Schrift nennt sich in bescheidener Zurückhaltung lediglich am Schlusse derselben, und doch wäre er vollauf berechtigt, seinen Namen dem Titelblatt nicht vorzuenthalten.

Der Umstand, daß das so sorgfältig aufgestellte Verzeichniß der Bibliothek des Lutherstübchens der Kirche (S. 146–160) der Feder des Superintendenten Obstfelder und der die Orgel der Kirche ausgiebig behandelnde Abschnitt S. 165–199) der des trefflichen Organisten G. W. Utendörfer entstammen, thut dem Verdienste des für die Zwecke seines Hennebergischen Vereins unermüdlich thätigen Vorsitzenden keinen Abbruch.

Aus der Anführung des übrigen Inhalts des Buches werden unsere Leser die Reichhaltigkeit des darin gebotenen Stoffes ersehen. Zunächst wird die Lage der Kirche nebst ihrer Umgebung beschrieben, wobei Gelegenheit zu werthvollen Bemerkungen über die älteste Geschichte des Ortes gegeben ist, an zweiter Stelle reiht sich daran eine sorgfältige Beschreibung des äußeren Gewandes des Baues, namentlich der Thürme, eine solche des Inneren der Kirche, der Kirchengeräthschaften und, wie schon gesagt ist, des Lutherstübchens mit seiner Bibliothek und der Orgel. Den Schluß bilden Abschnitte über die Pfarrei der Kirche und Auszüge aus Lotz: „Kunsttopographie Deutschlands“ und von Dehn-Rothfelser und Lotz: „Baudenkmäler im Regierungsbezirk Kassel“, die sich vielleicht noch besser bereits in die entsprechenden Kapitel des Buches hätten einfügen lassen. Die benutzten gedruckten Quellen sind mit dem nur einem wirklichen Geschichtsforscher eigenen kritischen Blick auf ihre Glaubwürdigkeit geprüft, auch ist an geeigneter Stelle mehrfach Ungedrucktes herangezogen, so die alten Stadtrechnungen und Kirchenbücher. Ueber allem Andern aber ist nicht zu vergessen, daß der Verfasser über seine Quellen nicht verabsäumt hat, mit eigenen Augen zu sehen und die Kirche in Bezug auf ihr Aeußeres und Inneres einer genauen Untersuchung zu unterziehen.

Die jedem rechten Schmalkaldener in besonders schätzenswerthem Maße eigene Anhänglichkeit an seine schöne Heimath spricht in schlichter niemals aufdringlicher Weise aus dem vorliegenden Werke. Hoffen wir, daß es dem strebsamen Verfasser beschieden ist, dem auf dem Titelblatt befindlichen Sinnspruch gemäß seine geschichtlichen Forschungen mit gleichem Erfolge fortzusetzen.

Personalien.

Verliehen: dem Stadtschulrath Dr. Fürstenau der Titel „Geheimer Regierungsrath“; dem Pfarrer Paulus die zweite Pfarrstelle in Allendorf a. Werra.

Ernannt: Rechtsanwalt Fleischer zu Hanau zum Notar; Gerichtsassessor Wilhelm Zeddies zum Amtsrichter in Spangenberg; Gerichtsassessor Schmidt in Treysa zum Regierungsassessor; Referendar Thomée zum Gerichtsassessor; die Rechtskandidaten Appel und Varnhagen zu Referendaren; der Forstassessor Emmerich in Castellaun zum Oberförster in Neuhof.

Ueberwiesen: Spezialkommissar Regierungsrath Ziemann der Generalkommission in Königsberg; Regierungs- und Forstrath Eberts in Gemünden der Regierung in Kassel.

Beauftragt: Regierungsassessor Reinhard mit der Verwaltung der Spezialkommission in Niederwildungen.

Geboren: ein Knabe: Major von Knoblauch zu Hatzbach und Frau Tilla, geb. von Blumenstein (Wiesbaden, 28. Juli); Georg Credé und Frau (Kassel, 1. August); Kaufmann Heinrich Koch und Frau Elisabeth, geb. Breitbarth (Kassel, 11. August); ein Mädchen: Geheimer expedirender Sekretär Karl Schubert und Frau (Steglitz bei Berlin, 30. Juli); Major Emil Freiherr von und zu Gilsa und Frau Margarete, geb. von Bülow (Kassel, 2. August); Steindruckereibesitzer Fritz Müller und Frau Ella, geb. Hering (Kassel, 2. August).

Vermählt: Fabrikant Franz Ludwig Pachiaffo mit Fräulein Gertrude König (Hanau, 25. Juli); Regierungs- und Baurath Max Volkmann mit Fräulein Klara Ulmann (Düsseldorf, 5. August); Fritz Schroeder mit Fräulein Franziska Wagner (Kassel, August); Gerichtsassessor Paul Reinhard Hasse zu Böhl mit Fräulein Margarethe Quentin (Kassel, August).

Gestorben: Adolf Breitbarth aus Kassel (auf der Reise von Valparaiso nach Deutschland, 9. Juli); Sekondlieutenant August Ernst Passavant, 25 Jahre alt (Hanau, 25. Juli); verwittwete Frau Bertha von Bischoffshausen, geb. Brieder, 63 Jahre alt (Witzenhausen, 28. Juli); Pastor emer. Julius Arenfeld, 62 Jahre alt (Marburg, 28. Juli); Eisenbahnsekretär a. D. Eduard Rexrodt, 74 Jahre alt (Kassel, 29. Juli); verwittwete Frau Pfarrer Wilhelmine Soldan, geb. Rahn (Marburg, 29. Juli); verwittwete Frau Oberst Tamina Linker, geb. Nebelthau, 62 Jahre alt (Köln, 29. Juli); Frau Dr. Mathilde Kothe, geb. Reinhard (Marburg, 29. Juli); verwittwete Frau Johanna Hintze (Bonn, 30. Juli); Frau Elisabeth Fink, geb. Rudolph (Würzburg, 31. Juli); Pfarrer emer. Wilhelm Conschuh (Marburg, 1. August); Frau Karoline Damm, geb. Martin (Kassel, 2. August); Pfarrer Heinrich Biskamp (Kassel, 3. August); verwittwete Frau Marie Berendt, geb. Brückner, 81 Jahre alt (Kassel, 7. August); Maurermeister August Gerhardt (Kassel, 10. August); Frau Major Elise Wittcke, geb. Hoffschild (Kassel, 11. August); Fräulein Emilie Junghenn, 78 Jahre alt (Wehlheiden, 11. August); Frau Sophie Földner, geb. Meykranz (Kassel, 12. August).

Briefkasten.

Sch. Fr. Entschuldigen Sie gütigst, daß es übersehen worden ist, den Empfang Ihres geschätzten Beitrags zu bestätigen. Derselbe wird mit einigen Kürzungen, die Sie freundl. gestatten wollen, gebracht werden. Besten Dank für die Adressen.

T. K. Regensburg. C. K. und F. St. Kassel. E. H. Frankfurt. J. F. Wolfhagen. Wir empfingen Ihre Einsendungen und danken Ihnen bestens dafür.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. W. Grotefend in Kassel. Druck und Verlag von Friedr. Scheel in Kassel.



№ 17. X. Jahrgang. Kassel, 1. September 1896.

Bewegtes Leben.

Zwei Sonette von Julius Rodenberg.*)

I.

Wenn Leben Lernen heißt, so lern' ich Vieles,
Denn bunt und voller Wechsel ist mein Treiben;
Und Herz und Auge können kalt nicht bleiben
Beim Anschau'n dieses reichbewegten Spieles.

Längst gab ich hin den Frieden des Exiles,
Nicht seh' ich mehr die Welt durch trübe Scheiben — —
Das echte Leben läßt sich nicht beschreiben,
Es rinnt sein Strom nicht durch den Spalt des Kieles.

Nein, frisch von seiner Quelle mußt Du's schlürfen,
Eh' es sein duftiges Arom verloren.
Denn nur die Kraft kann Kraft in Dir erzeugen.

Fürwahr, das sind die Schwächlichen, die Thoren,
Die erst sich ängstlich fragen, ob sie dürfen,
Und dann sich nach dem trocknen Sande beugen.

II.

Wie soll ich dies unstäte Drängen nennen,
Dies Schwanken in Genießen und Entsagen?
Bald fühl' ich's in der Brust beruhigt schlagen
Und bald mein Herz zu wildem Wunsch entbrennen.

Was geistig ist, soll Raum und Zeit nicht trennen,
Und doch kann ich dies Sehnen nicht ertragen;
In diesem Uebermaß von Lust und Klagen
Vermag ich kaum das Wesen recht zu kennen.

O Herz, sei still und trag' die süße Bürde!
Es ist das schönste Räthsel; und wo bliebe
Der Reiz des Lebens, wenn gelöst dies würde?

Nein, freue Dich der Lust, freu' Dich des Leides;
Denn der nur weiß, der schon erfahren Beides,
Daß Liebe Leben ist und Leben Liebe!

*) Aus dem „Hessischen Jahrbuch für 1855" (Kassel, Verlag von Oswald Bertram).



Entstehung und Ableitung hessischer Ortsnamen.

Von Dr. L. Armbrust.

(Fortsetzung.)

Daß die alten Chatten früh zum Hüttenbaue, zumal in den Flußthälern des Hessenlandes, übergegangen sind, lehren die Ortsnamen auf lar, das Niederlassung, Heim bedeutet. Manche von ihnen sind schon mit Personennamen zusammengesetzt, ein sicherer Beweis größerer Seßhaftigkeit. Alten= und Neuenbrunslar sind das Heim eines Brun, Buttlar eines But oder Bod, Heßlar (1061 Heselare) eines Haso, Lollar eines Lol, Mecklar eines Macco. Wetzlar bedeutet Niederlassung an dem Flüßchen Wetz, wie Sieglar an der Sieg und Goslar an der Gose, Fritzlar (alt Fridislare) Friedensstadt, Somplar bei Frankenberg Sumpfheim. Eine ganze Schar von Ortsnamen begnügt sich mit der einfachen Bezeichnung Lar oder Lohr.

Mindestens ebenso alt wie die mit affa, aha, mar, tar, loh und lar zusammengesetzten Ausdrücke sind die meisten einfachen, kurzen Ortsnamen Hessens. Da verdient Maden bei Gudensberg zuerst Erwähnung, denn der römische Geschichtsschreiber Tacitus führt es schon 100 n. Chr. als Hauptort der Chatten an. Damals wird es Mattium genannt, 1000 Jahre später Mathanon und Madanun. Es bedeutet nach Grimm die Matten, Wiesen, nach Vilmar die Berathung. Alt= und Neumorschen (ehemals Mursina) gehen auf muor (Sumpf) zurück. Eine Nebenform dieses Wortes scheint „die Morße" gelautet zu haben; nach einer Urkunde von 1494 lagen bei Dörnhagen mehrere Aecker in der Morße, 1252 ist bei Viermünden von einem Morslo (Sumpfwalde) die Rede, bei Großentaft von einem Morsberge, bei Gudensberg 1575 von einem Morßersteine. Körle wird gewöhnlich als Quirnloh, Kurneloh, d. h. Mühlenwald, erklärt, da es im späteren Mittelalter Kurle genannt wurde. Die erste Anführung (1074) nennt das Dorf indessen Chrulla. Möglicher Weise ist es daher mit Krulle oder Krolle, der hessischen Bezeichnung für eine Haarlocke, zusammenzustellen. Das Rodfeld bei Körle wird noch lange bewaldet gewesen sein und zwischen den urbaren Aeckern wie eine einzelne Haarlocke ausgesehen haben. Die verschiedenen Soden sind als Badeörter passender Weise von sôt (Brunnen) abzuleiten, Treis und Treysa von treis, welches wüstes, unbebautes Land, besonders am Waldrande, bezeichnet. Wetter ist die Mehrzahl von wat (Untiefe). Ober= und Niederzwehren (1074 Tweron) und Zwergen bei Hofgeismar mögen von twer, dwerh herkommen, weil sie quer zu der hindurchführenden Landstraße lagen. Schließlich will ich auch Kassel nicht unerwähnt lassen. Zwei Deutungen sind bisher versucht, die eine führt den Namen auf ein römisches Kastell zurück, die andere auf die alten Chatten. Die früheren Schreibweisen sind 913 Chassalla, Chassella; 1008 Cassella, Cassala. Darnach liegt Arnold's Erklärung Castellum am nächsten trotz der Verschiedenheit der Endung. Nicht ganz undenkbar ist aber auch ein Zusammenhang mit Kessel, gotisch katils, althochdeutsch chezzil, um 1250 vereinzelt kassel.

Unter den einfachen, kurzen Namen verdienen die Gebirge und Flüsse noch eine besondere Betrachtung. Vilmar kann sich in seinem Idiotikon nicht entschließen, Söhre (1539 die Sore) von sorên (dürr werden, eintrocknen) abzuleiten, und doch wird weiter kein Ausweg bleiben. Die Bezeichnung war ehemals häufig in Hessen: bei Eiterfeld findet sich ein Sorsberg, 816 und 922 ist von Soresdorf (jetzt Soisdorf) und Soraha (Trockenbach) die Rede, 1592 von der Söhr bei Oberaula, 1577 von der hohen Soer im Amte Spangenberg, 1400 von einer Soer in der Nähe des hessischen Naumburg. Vor 1200 heißt bei einer Grenzbeschreibung eine Oertlichkeit im Riedforste bei Kehrenbach Krepelessore (wohl Krüppelsöhre im Gegensatze zu der hohen Soer im Spangenbergischen). Die Stelle, auf die man durch die Grenzbeschreibung hingewiesen wird, hat heutzutage den Namen „die dürre Wand". Von den sieben hannoverschen Ortschaften, deren Name von Söhre oder sorên abzuleiten ist, liegt eine in der Lüneburger Haide, keine einzige aber in besonders wasserreicher Gegend. Das Dorf Sohren

im Hunsrück liegt auf dürren Sand- und Kies-lagern. Bei dem böhmischen Soor, das durch den Sieg Friedrich's des Großen berühmt geworden ist, wird man vermuthlich ähnliche Wahrnehmungen machen können. — Die alte Form für Meißner ist Wisener (etwa Wiesenbesitzer), für Quiller Kuwiller (Quellenberg?). Knüll (Gipfel, alt-hochdeutsch hnol, oder Knoten) scheint erst eine neuere Bezeichnung zu sein statt Rechberg = starrer Berg.

Von den Bächen und Flüssen ist die Pfiefe (alt Phiphe) die Pfeife, das pfeifende Wasser, Druse die Rinne mit starkem Gefälle, Flieden (vergl. das hessische Flete und Fleude statt Fluth) und Floh das fließende, fluthende Gewässer. Twiste kommt von zwei, bedeutet also Gabelbach. Die Elbe mag, wie der gleichnamige große deutsche Strom, mit den Elfen in Verbindung stehen und die Eder eine Wasserader bezeichnen; schon Tacitus nennt die letztere Adrana, 778 kommt sie als Adarna und Aderna vor.

Von der heidnischen Religion, der die Chatten in dieser ältesten Zeit anhingen, zeigen die Orts-namen nur wenige deutliche Spuren. Am be-kanntesten ist Gudensberg (1154 Wuodenes-berch), die dem höchsten Gotte Wodan geheiligte Opferstätte nicht weit von dem Haupt- und Ver-sammlungsorte Maden. Ermelo bei Zütphen (855 Irminlo) bezeichnet den Hain der alt-germanischen Gottheit Irmin, das 831 im Hessen-gaue erwähnte Alahstat eine heilige Stätte überhaupt. Blotzgraben, Blotzgarten, Plotz-hof hängen mit *blôzan (opfern)* zusammen. Wenn man aber Metzebach bei Spangenberg, Metz-berg bei Walburg und verwandte Bezeichnungen auf meizan (schlachten) und Nick bei Melsungen auf den heidnischen Dämon Nihhus (vergl. Neck und Nixe) zurückführt, so haben diese Erklärungen nur den Werth der Wahrscheinlichkeit.

Einige Jahrhunderte nach dem Beginne unserer Zeitrechnung drangen andere Völkerschaften in Hessen ein und gewannen durch Gründung von Niederlassungen mehr oder weniger Einfluß auf die Benennung von Oertlichkeiten. Das waren die Alemannen in Nassau und der Wetterau, die Sachsen in der Diemelgegend und die Thüringer und Wenden im Osten, von der Werra bis über die Fulda hinaus.

Die Alemannen gründeten in der Wetterau einige Ortschaften und verwendeten zu deren Be-nennung auch das Wort weiler, das sonst nur in der Schweiz, im Elsaß, am Rheine, also in echt alemannischen Gegenden, vorkommt. Rendel bei Windecken hieß in alter Zeit Rantwilre, Ranto's Wohnstätte; so mögen auch Echzel an der Horloff (alt Achizwila) und Griedel bei Butzbach (alt Gredewilre) nach alemannischen Führern oder Kriegern benannt sein.

Die Sachsen verwendeten in der Diemelgegend bei der Benennung fließender Gewässer ape für das hessische affa und später beck oder beke für bach. Daher findet sich dort eine Holzape (Waldbach), eine Lempe (Lehmbach), eine Erpe (Dunkelbach?); ferner Beberbeck (Biberbach), Fischbeck bei Oldendorf (892 Viscbike) und Viesebeck bei Wolfhagen (Fischbach), Möllen-beck bei Rinteln (896 Mulinpeche, also Mühlen-bach). Dem hessischen hausen entsprechen die säch-sischen Endungen sen und essen in Bründersen bei Wolfhagen (1074 Brunkerishusun), Hom-bressen (1273 Humbrechtessen), Berlepsch (alt Berleivessen, die ersten beiden Silben zeigen einen auch sonst vorkommenden Personennamen), Roth-westen (1151 Rotwardessen), Wülmersen (Willimar's Haus) und anderen.

Schwieriger ist es, den Spuren der Thüringer zu folgen. Drei Endungen sieht man in den thüringischen Ortsnamen bevorzugt: leben, städt und ungen. In größerer Zahl finden sich in Hessen nur Namen mit der letzten Endung. Bezeichnender Weise herrscht ungen nur in den Namen Niederhessens, während in den südlichen Landestheilen der thüringische Einfluß zurücktrat und darum auch die oberdeutsche Bildungssilbe ingen alleinige Geltung behielt. In manchen Namen wechseln die Endungen ingen und ungen mit einander ab, so in Elsungen (die Nach-kommen Eliso's), Hasungen (Haso's Nach-kommen), Gensungen (Genze's Nachkommen). Dagegen wird man bei Albungen (vom Per-sonennamen Albung) und bei Melsungen selten oder nie eine Form auf ingen antreffen. Ein Melsungen findet sich auch im thüringischen Helmegaue, während derselbe Name im Lüne-burgischen, der ältesten Heimat der Langobarden, Melsingen lautet. Arnold leitet Melsungen (früher meist Milsungen) von dem Personen-namen Miliz ab, der in den Schenkungsverzeich-nissen des Klosters Lorsch vorkommt. Jedoch ist eine Anlehnung an das Hauptwort milzi und das Eigenschaftswort malz nicht unmöglich; dann würde Melsungen die Bewohner des schmelzenden, leicht zerfließenden Bodens bezeichnen. Nur so erklärt sich die Reihe folgender Ortsnamen in dieser Gegend: Malsfeld (alt Malzfeld), Ober-melsungen, Melsungen, Berg und Bach Mülmisch (alt Milzasa, oder Milzaha?), die trockene Mül-misch.

Neben den deutschen Stämmen der Alemannen, Sachsen und Thüringer haben auch Slaven

einigen hessischen Ortsnamen ihr Gepräge aufgedrückt. Ober= und Niedergränzebach bei Ziegenhain (1142 Grinzenbach) verdanken dem slavischen graniza ihren Namen. Denn Grenze ist kein deutsches Wort, unsere Vorfahren sagten statt dessen Mark. Ein Wenden befand sich südlich von Oberbeisheim, dieses ist aber mit anderthalb Dutzend anderen wendischen Orten wieder ausgegangen, erhalten hat sich nur neben den beiden Gränzebach der Hof Siegwinden (Sicco's wendische Niederlassung?) bei Hersfeld.

Die wendischen und thüringischen Ortsnamen und ein großer Theil der sächsischen gehören nicht zu den ältesten in Hessen. Hier sollten nur alle fremden Einflüsse im Zusammenhange besprochen werden.

(Fortsetzung folgt.)



Amelia Elisabeth,

Landgräfin zu Hessen, geborene Gräfin zu Hanau.

Vortrag, gehalten zur Feier des fünfzigjährigen Jubiläums des Hanauer Geschichtsvereins und der sechzigsten Jahresversammlung des Hessischen Geschichtsvereins zu Hanau am 28. August 1894

von

Dr. Otto Brandt.

(Fortsetzung.)

Wilhelm war durch die ablehnende Haltung des Kaisers anfänglich doch erschüttert. Seine Lage wird dadurch erschwert, daß die meisten protestantischen Stände die gemeinsame Sache verlassen und sich einzeln dem Pragischen Frieden unterwerfen, daß auch das schwedische Heer weit nach Norden zurückgedrängt wird. Der Landgraf, ganz allein stehend, hofft, durch gütliche Vergleichung doch noch etwa zu einem erträglichen Frieden zu gelangen, und tritt, mit Kenntniß und Bewilligung der verbündeten Schweden, in Unterhandlungen ein, die auf Seiten des Kaisers dessen Sohn Ferdinand leitet. Es sind keine zu hohen Forderungen, die Wilhelm jetzt stellt. Seine westfälischen Eroberungen ist er bereit herauszugeben, er wagt auch jetzt nicht, das zu beanspruchen, was doch gleich darauf von Hessen-Kassel aufgestellt und dann unentwegt festgehalten wird, ebenjene allgemeine reichsrechtliche Anerkennung des reformirten Bekenntnisses, aber er fordert freie Uebung seiner Religion für sich und sein Land und den Besitz von Hersfeld. Hersfeld will der Kaiser nicht lassen und auch im Religionspunkt hat er Bedenken. Es kommt zu harten Auseinandersetzungen, Wilhelm bleibt fest. „Es hat sich aber hart gestoßen," heißt es in einem gleichzeitigen Bericht, „theils von wegen der Religion, theils wegen des Stifts Hirschfeld, darüber beiderseits Ihre Fürstliche Gnaden sehr geeyfert, und hart gehalten, und sich der keines gantz nicht begeben wollen." Bei diesem Stand der Dinge erhebt sich der Landgraf zu einem energischen, freilich aber für ihn und sein Land die bittersten Folgen nach sich ziehenden Schritt.

Hanau war seit 1631 von den Schweden besetzt, Graf Philipp Moritz hatte sich, nicht ohne anfängliches Widerstreben, dem Bunde gegen den Kaiser angeschlossen. Im Herbst 1634, unmittelbar nach der unglücklichen Schlacht bei Nördlingen, übernimmt, auf Befehl Bernhard's von Weimar, der Generalmajor Ramsay den Oberbefehl über die Besatzung. Die Truppen des Kaisers überschwemmen Franken und das Mainland, zu einer Belagerung der wohlbefestigten Stadt kommt es jedoch zunächst nicht. Doch nach zahlreichen Scharmützeln und Gefechten zwischen der Besatzung und vorüberstreifenden Kaiserlichen wird vom September 1635 an Hanau enger umschlossen. Der kaiserliche Generalwachtmeister Lamboy zieht heran, nimmt Steinheim und schreitet zur regelrechten Belagerung, die Stadt wird mit zahlreichen Schanzwerken rings umgeben. Eine große Menge von Landleuten aus der Umgebung hatte sich in die Festung geflüchtet, in der zusammengedrängten Bevölkerung entsteht Mangel und Hungersnoth, Seuchen brechen aus und fordern große Opfer. Ramsay hält tapfer Stand, aber die Noth der Bevölkerung steigt auf's Höchste. Graf Philipp Moritz hatte, ein wenig rühmlicher Entschluß, bald nach der Nördlinger Schlacht beim Herannahen der Kaiserlichen sein Land verlassen. Von der muthvolleren Schwester in Kassel und ihrem Gemahl kommt jetzt die Hilfe. Schon seit Anfang 1636 hatte Amelia Elisabeth durch waghalsige Boten mit dem Hanauer Magistrat in brieflicher Verbindung gestanden; sie vertröstete die Bürgerschaft, ohne zunächst Versprechungen machen zu können. Als aber im

Frühjahr der schwedische General Lesly siegreich in Westfalen vordringt, da entschließt sich Landgraf Wilhelm, bisher noch schwankend, noch mit dem Kaiser unterhandelnd, hier ohne Zweifel bestimmt durch Amelia, die bis dahin die Verhandlungen geführt hatte, mit den Waffen für Hanau einzutreten. Er vereinigt sich auf's Neue mit den Schweden, das vereinigte Heer zieht nach Süden, und am 13. und 14. Juni des alten Kalenders nimmt Landgraf Wilhelm, seine größte und rühmlichste eigne Waffenthat, nicht ohne schwere Verluste auf hessischer Seite, die Lamboy'schen Schanzen mit stürmender Hand. Hanau ist frei und bleibt der protestantischen Sache, das Land, dessen Selbstständigkeit bei der angedrohten kaiserlichen Bestrafung wohl in Frage stand, bleibt seinem Grafenhaus erhalten.

Die Entsetzung Hanaus war durch politische oder strategische Interessen Hessen-Kassels nicht bedingt. Umgekehrt erwies sich die kecke That, die so gänzlich aus dem Rahmen der bisher geführten Friedensverhandlungen heraussprang und in ihrem schnellen Erfolg völlig überraschend und erbitternd auf den Kaiser wirken mußte, wenigstens auf die nächsten Folgen für Hessen gesehen, als einen schweren politischen Fehler. Der Entsatz Hanaus ist in den Augen der kaiserlichen Partei eine schwere Verschuldung des Landgrafen, die noch nach Jahren in den Friedensverhandlungen immer wieder in Anrechnung gebracht wird. Aber die nächsten Folgen sind die schlimmsten. Dem hessisch-schwedischen Heer, das seinen Rückmarsch nach Paderborn nimmt, folgt der kaiserliche General Götz mit fünfundzwanzig Regimentern auf dem Fuße. Ganz Hessen über Homberg hinaus, das sich nach rühmlicher Vertheidigung ergeben muß, wird besetzt und schonungslos behandelt; nur das feste Ziegenhain widersteht. Landgraf Wilhelm bietet Götz Fortsetzung der Friedensverhandlungen an, Götz erwidert, „die Friedenstractaten, deren Ihre Fürstliche Gnaden Erwähnung thuen lassen, seien durch den Hanauischen Entsatz uffgehoben". Gleichzeitig fallen die Eroberungen in Westfalen bis auf einen kleinen Rest in die Hände der Kaiserlichen. So von allen Seiten umdrängt, der Rache des Kaisers, wie es scheint, unrettbar verfallen, zeigt Landgraf Wilhelm sich nun wieder als den standhaften Mann, der in äußerster Noth, auf Gott vertrauend und sein Schwert, zum äußersten Widerstand entschlossen ist. Nur im Kriege noch kann er sein Heil suchen. Er schließt, Herbst 1636, in Wesel ein neues Schutz- und Trutzbündniß mit Schweden und Frankreich. In Hessen und Westfalen vermag er sich nicht mehr zu halten, er geleitet seine Familie zuerst nach Rinteln, dann nach Bremen und wendet sich selbst mit seinem kleinen Heer nach dem fernsten Nordwesten Deutschlands, Ostfriesland. Dort, in dem reichen, vom Krieg noch wenig berührten Land, wo er zugleich an den benachbarten Generalstaaten und ihrem Statthalter Friedrich Heinrich, Amelia's Oheim, einen Rückhalt findet, hofft er seine Truppen für bessere Zeiten zu erhalten.

Unterdessen wird sein Land auf das Grauenhafteste verwüstet. „Hessenland leydet Noth" lautet ein damaliger Bericht, wie ein verhallender Angstschrei, in erschütternder Kürze. Es ist das Jahr 1637, das furchtbarste Nothjahr, das je über Hessen gekommen ist, das Jahr des Raubens, Sengens und Mordens, in dem achtzehn Städte, mehrere hundert Dörfer und wohl unzählige adelige Häuser und Höfe in Asche sanken, wo der dem Schwert, den Piken und Kugeln und teuflischen Foltermitteln der zügellosen, unmenschlichen Feinde entronnene Theil der Bevölkerung in entlegenen Berg- und Waldwinkeln, oft für lange Monate, seine angst- und kummervolle Zuflucht suchte. Aber den vertriebenen Fürsten trifft nun auch die förmliche Strafe des Kaisers. Ferdinand III., im Februar 1637 zur Regierung gelangt, verkündigt im April das schon von seinem Vater erlassene Patent, durch welches Landgraf Wilhelm für einen öffentlichen Friedbrecher und Feind des Heiligen Römischen Reiches und aller seiner Lande und Leute verlustig erklärt wird: der Sache nach die Reichsacht, nur in der Form umschrieben. Georg von Darmstadt wird zum Administrator des Landes ernannt. Er fordert die Stände zur Huldigung auf, findet freilich zähen, niederhessischen Widerstand.

Und mitten unter diesen äußersten Bedrängnissen stirbt der unglückliche Fürst, am 21. September 1637, selbst noch in Kriegshandlungen begriffen, denn Ostfriesland wehrt sich gegen die hessische Einlagerung. Er ist nur einige Tage krank, seine Gemahlin mit den Kindern kann noch von Bremen herbeieilen, um ihm die letzte Pflege angedeihen zu lassen. „Ihre Fürstliche Gnaden", wird berichtet und es gewährt einen Rückblick auf die Kraft des Willens, mit der der standhafte Mann bis hierher sich aufrecht erhalten hat, „seynd gar wenig Tag gelegen, denn sie bey großer Unpäßlichkeit und Leibsunvermögen viel Jahr gelebt, aber sich gleich über Vermögen starck gehalten, denn die inwendige Glieder sehr verzehret und alle natürliche Kräfften vergangen, daß sie gleich wie ein ausgebrand Licht verloschen."

Amelia Elisabeth war in dem Testament ihres Gemahls zur Vormünderin ihres achtjährigen

Sohnes Wilhelm und Regentin ernannt, als Beirath wären ihr fünf dem Fürstenhaus ergebene Männer zugeordnet worden. Das Land, das sie regieren sollte, befand sich in Feindeshand, der Rechte, die sie ausüben sollte, war ihr Gemahl förmlich und feierlich entsetzt worden. Amelia hatte nichts als ihr kleines Heer, an dessen Spitze freilich einen bewährten Führer, Melander, den späteren Reichsgrafen von Holzappel, der schon seit Jahren dem Hause Hessen diente. Doch auch die Treue des hessischen Volkes hielt Stand in dieser Zeit des tiefsten Niederganges.

Und nun sehen wir, was die Frau wohl vermag, wenn ihr durch harte Nothwendigkeiten die Pflichten des Mannes auferlegt sind. Amelia begiebt sich mit den Ihrigen nach Gröningen in den Schutz ihres oranischen Oheims. Durch ihre Räthe tritt sie in Unterhandlungen mit dem General Götz und dem Darmstädtischen Landgrafen. Inzwischen hat ganz Niederhessen dem jungen Landgrafen den Huldigungseid geleistet. Statthalter und Räthe zu Kassel setzen den furchtbaren Drohungen Götzens und den beschwichtigenden Mahnungen des Landgrafen Georg entschlossenen Widerstand entgegen. Aber auch sie rathen ihrer Fürstin zur Nachgiebigkeit. Amelia erlangt einen dreimonatigen Waffenstillstand, da die Unterhandlungen einen günstigen Fortgang zu nehmen scheinen. Als ihr aber die vom Landgrafen Georg, der die Vermittelung mit dem Kaiser übernimmt, mit ihren Räthen zu Marburg vereinbarten Traktate vorgelegt werden, nach denen sie sich dem Prager Frieden unterwerfen, den Darmstädter Hauptakkord nochmals feierlich bestätigen und neben anderen Lasten nun auch noch Schmalkalden für die Dauer von fünfzig Jahren an Darmstadt abtreten und den Landgrafen Georg in allen wichtigen Reichs- und Hausangelegenheiten zum Mitvormund annehmen soll: da lehnt sie diese Vorschläge trotz deren Empfehlung durch ihre eignen Stände und die Glieder ihres Hauses ab, doch in vorsichtiger Form und zu weiteren Verhandlungen sich erbietend. Die Unterhandlungen werden, jetzt unter Vermittelung von Kurmainz, wieder aufgenommen und ziehen sich im Ganzen zwei Jahre, bis zum Herbst 1639, hin; es gelingt Amelia, und das ist die erste Wohlthat, die sie ihrem unglücklichen Land verschaffte, den Waffenstillstand auf dieselbe Zeit zu erstrecken. In diesen Verhandlungen aber stellt nunmehr die Landgräfin gleich jetzt bestimmt und klar diejenige Bedingung auf, die ihr Gemahl zu fordern noch nicht gewagt hatte: Nicht Partikular-, sondern Universalfrieden und demzufolge und vor allem nicht partikulare Duldung der reformirten Konfession „in Kirchen und Schulen“, wie sie Brandenburg und Anhalt bei Annahme des Prager Friedens — „tolerando et concedendo“ — zugesagt war, sondern reichsrechtliche Anerkennung, nicht nur für sich und ihr Land, sondern, wie sie sagt, hier auch Hanaus wieder gedenkend, für ihre „Bluts- und Konfessionsverwandten“, für alle reformirten Stände des Reiches. „Die Exempel“, so spricht sich Amelia einige Zeit später aus, „schweben uns vor Augen, was vor Ruhe und Glück diejenigen bishero gehabt, welche dem partikulier-Frieden nachgeeylet, denselben auch erlanget, ehe die rechte Brunnquell des entsprungenen und durch unser gantzes vatterland teutscher Nation so tieffergossenen Krieges gestopffet worden.“

(Schluß folgt.)



Obergerichtsrath a. D. Friedrich von Starck in Marburg †.

Von Generalpostdirektionsrath a. D. Schmidt,
zuvor kurhessischem Obergerichtsassessor.

(Schluß.)

Fürwahr, die Lage des jungen vor kurzem so glücklichen Paares war eine recht bedenkliche geworden! Es verlor jedoch in der peinlichen Lage, in welche es ohne eigenes Verschulden gerathen, nicht den Muth. Werden doch die Tücken des Schicksals, wenn noch volle Jugendkraft die Adern schwellt, leichter ertragen. Außerdem thaten ihm die Beweise aufrichtiger Theilnahme, welche ihm von vielen Seiten gegeben wurden, wohl. Das allgemeine Mitgefühl zeigte sich in ergreifender Weise, als das junge Paar, je ein Kindchen auf dem Arm, um Rotenburg zu verlassen, sich nach dem Bahnhof begab.

von Starck ging nun, da eine selbstständige Existenzmöglichkeit einstweilen ausgeschlossen war, im November 1851 mit seiner Familie zunächst zu seinen Eltern nach Moischeid, welche dort auf ihrem Familiengütchen wohnten. Die Vereinsamung an diesem Orte und der Wunsch, sich mit seinem Beruf entsprechenden Arbeiten wieder zu beschäftigen, ließen ihn dann im Herbst 1852 nach Kassel in das Haus seines Schwiegervaters übersiedeln, von wo er jedoch im Jahre 1853 nach Rotenburg zurückkehrte.

Nachdem Freund von Starck so das Prekäre seiner Lage hinlänglich gekostet, da sollte sich ihm gegenüber bald der alte Spruch bewähren: „Wenn die Noth am größten ist, so ist die Hülfe am nächsten“. Diese Hülfe kam von einer Seite, von welcher man sie kaum hätte erwarten können.

Der Kurfürst hatte mit den österreichischen Verwaltern seiner neu erworbenen früher gräflich Lörbna'schen Güter in Böhmen übele Erfahrungen gemacht und suchte deshalb einen hessischen Beamten als Leiter dieser Verwaltung. Einflußreiche Persönlichkeiten machten nun den Kurfürsten auf von Starck aufmerksam, woraufhin der hohe Herr beschloß, die gedachte Stellung diesem anzubieten. Er blieb auch bei seinem Entschluß, obgleich der damals noch allmächtige Premierminister Hassenpflug ihn vor von Starck warnte, da dieser ja ein „Neuhesse" sei, worauf der Kurfürst erwidert haben soll: „Einerlei, ehrlicher Mann sein." (Obgleich also der ganz unberufene Einspruch des Premiers gottlob meinem Freunde nichts geschadet hat, so ist doch derselbe insofern interessant, als er einen Beleg dafür liefert, zu welchen alles menschliche Gefühl verleugnenden Schritten sich der Vertreter einer rücksichtslosen Reaktion hinreißen ließ.)

Da von Starck bei dem Mangel zusagender Thätigkeit und der dringenden Nothwendigkeit, sich pekuniär zu verbessern, das Anerbieten des Kurfürsten nicht wohl von der Hand weisen konnte, wurde derselbe am 26. März 1853 zum Kammerrath — vier Jahre später zum Geheimen Kammerrath — und Dirigenten der kurfürstlichen Güter zu Horzowitz und Ginetz ernannt, ihm jedoch der Rücktritt in den kurhessischen Staatsdienst vorbehalten. Selbstredend konnte es von Starck nicht leicht werden, sich in einer solchen ihm ganz fremden Verwaltungsthätigkeit in einem von Tschechen bewohnten Gebietstheile Böhmens zurechtzufinden, da er dessen Sprache nicht verstand, seine Gesetze nicht kannte und dessen Religion nicht die seine war. Trotzdem gelang es ihm, Vieles in der Verwaltung zu verbessern und Neues zu schaffen. Da indessen seine Einkommensverhältnisse bei der österreichischen Papierwirthschaft recht wenig günstig waren, für ihn die Erziehung und Schulbildung seiner Kinder in dem tschechischen Lande ein Ding der Unmöglichkeit war, dazu noch meinen lieben Freund, wie so manchen guten Hessen in der Fremde, die Sehnsucht nach der Heimath, das so böse Heimweh, immer mehr ergriff und an seiner Gesundheit zehrte, so bat er wiederholt um *Wiederaufnahme in den kurhessischen Staatsdienst*. Diese Bitte wurde jedoch erst im September 1862 erhört, wo er nach fast zehnjähriger Thätigkeit in Horzowitz mit einem Gehalt von 800 Thalern zum Obergerichtsrath in Kassel ernannt wurde. Im Dezember 1863 wurde von Starck an das wieder errichtete Obergericht in Marburg in gleicher Eigenschaft versetzt.

Dieser Wechsel war meinem Freunde bei seiner Vorliebe für die Alma Philippina und deren schöne Umgebung sehr angenehm. Doch machte ihn die lange Unterbrechung seiner juristischen Thätigkeit in Hessen und die immittelst vielfach veränderte kurhessische Gesetzgebung mancherlei Schwierigkeiten bei dem Wiedereinarbeiten in die sämmtlichen Geschäftszweige. Er wurde daher, da sich in Strafsachen weniger verändert, vorzugsweise im Kriminalsenate beschäftigt. Nach der Annexion Hessens wurde von Starck zum Vorstand der Kriminalkammer des Kreisgerichts in Marburg bestellt. In dieser Eigenschaft verblieb er bis zu der im Oktober 1879 in's Leben tretenden neuen Gerichtsorganisation, in Folge deren er zunächst zur Disposition gestellt und vom 1. Oktober 1882 ab in den Ruhestand versetzt wurde. Sein bisheriges Diensteinkommen, welches die im kurhessischen Dienst nur bezogenen 800 Thaler namhaft überstieg, behielt von Starck auf Grund der in den §§ 100 und 101 des Ausführungsgesetzes vom 24. April 1878 getroffenen besonderen Bestimmungen auch im Ruhestand, eine unerhebliche Beschränkung abgerechnet, vollständig bei.

So konnte von Starck, welcher durch seine ehrwürdige Gestalt, seine Anspruchslosigkeit und Leutseligkeit in Marburg viel Liebe erworben hatte, einem sorgenfreien heiteren Lebensabend entgegensehen, umsomehr als sein Familienleben bis zum Jahre 1879 ein sehr glückliches und ungetrübtes war. Von seinen vier Töchtern hatten sich drei mit Offizieren der deutschen Armee vom Adel, welche sämmtlich in höhere Chargen vorrückten, sehr glücklich verheirathet. Von seinen beiden Söhnen war der ältere Professor der Medizin in Kiel geworden, der jüngere, welcher in das Kadettencorps eingetreten war, schied dagegen schon im blühendsten Alter als Portepee-Unteroffizier aus dem Leben. Ein zweiter Schlag reihte sich im Jahre 1884 daran, in welchem die dritte verheirathete Tochter ihrem Bruder nachfolgte. Der schwerste traf jedoch den mit asthmatischen Beschwerden geplagten Mann in dem vorgerückten Alter von 76 Jahren durch den ganz plötzlichen Tod seiner vielgeliebten treuen Lebensgefährtin. Von diesem Verlust konnte er sich nicht wieder erholen. Seine bei den Eltern verbliebene vierte Tochter betrachtete es als eine überaus schöne Aufgabe, ihren vielgeliebten Vater, mit welchem sie zuletzt das Haus geführt und gemeinsam den tiefen Schmerz über den Heimgang der treuen Gattin und Mutter getragen hatte, während seiner letzten Leidenszeit zu pflegen, und erfüllte diese Aufgabe mit um so größerer Hingebung, als der nun Verewigte seine Beschwerden mit großer Geduld ertrug und sie für jede kleine Liebesthat mit einem herzlichen dankbaren Blick und Händedruck erfreute.

Alle die, welche dem Obergerichtsrath von Starck näher standen, werden dem nun Dahingegangenen wegen seiner vortrefflichen Charaktereigenschaften, insbesondere wegen seiner unter den schwierigsten Umständen bewiesenen unbeugsamen Charakterfestigkeit, sowie wegen der damit verbundenen Anspruchslosigkeit, Milde und Herzensgüte ein unauslöschliches Andenken bewahren.

Erzählungen der drei Männer im Backofen.

Mitgetheilt von Wilhelm Bennecke.

(Fortsetzung.)

Pünktlich leistete ich Wildenberg's Aufforderung Folge und fand ihn in der heitersten Laune, wenn sein Aussehen gleich etwas Uebernächtiges hatte, mit seiner Frau und seinem Knaben meiner harrend. Das Kind, wie ein Page gekleidet, war ein reizender Lockenkopf, und sein Vater spielte mit ihm herum, daß der Kleine laut jauchzte und krähte. „Mein Mann ist ganz aus Rand und Band," sagte Madame Wildenberg, eine schlanke, hagere, aber sehr interessante Brunette, „denken Sie nur: ein entfernter Verwandter von mir, der Organist Pichler in Halberstadt, welcher

unlängst gestorben, hat mir fünfhundert Thaler vermacht. Heute morgen wurde Wildenberg auf das Amt beschieden und ihm die Summe gleich bei Heller und Pfennig ausgezahlt. Nun sind wir für die Zukunft geborgen und brauchen nicht jedes Bettelengagement anzunehmen. Der gute Vetter, ich habe ihn kaum gekannt . . . und beschenkt uns mit einem solchen Nothgroschen! Nun können wir auch ohne Schulden von hier fortgehen —" „Und uns das Leben noch ein bischen gemüthlich machen!" lachte der Sänger dazu. „Kommen Sie her! der todte Organist Pichler soll leben!" „Aber Wildenberg!" mahnte die Frau. „Das ist ja ein sündiges Gebahren! So mäßige Dich doch, was soll der fremde Herr hier von Dir denken!" „Der fremde Herr hier?" rief Wildenberg:

„Der fremde Herr hier, sei es ein Signor,
Ein edler Don, ein Messer, ein Mynheer, —
Gleichviel, er ist willkommen! Tisch' ihm auf
Italiens Goldorangen, nordisch' Eis,
Englischen Pudding, Leipz'ger Lerchen! Flink!
Goldwasser Danzigs schenk' dazu und Pontac
Und zu vergessen nicht den Maraschino,
Denn eine feine Zung' hat unser Lord!"

— — — — — — — —

„Ja, in Pyrmont — das waren schöne Tage, mein werther Herr, die mir noch immer unvergeßlich im schlottrigen Gedächtniß fortleben. Aber wie wäre es nun mit einem weiteren Glas Grog, Verehrtester?" Wildenberg's Stimme war während dieser Rede immer klangloser und heiserer geworden, und zuletzt tönte sie so häßlich verändert, daß ich den Kopf erhob und mit dieser Bewegung das ganze Traumbild verscheuchte. Ich saß wieder in der Kasseler Hoftheaterkonditorei und mir gegenüber der Mann mit dem rothen Halstuch, der Sohn Wildenberg's, den ich soeben noch, fünfzig Jahre früher, ein glückliches Kind, seine Eltern umspielen sah. —

„In Kassel," fuhr der Sohn Wildenberg's fort, „wo mein Vater ein glänzendes Engagement bekam, begann unser Elend. Da fand sich lustige Compagnie, und der Raptus erfaßte ihn. Unvergeßlich ist mir der Tag, wo meine Mutter die Königin im ‚Don Carlos' in's Leben übertrug:

Meine Schatulle ist erbrochen — und Sachen
Von großem Werth daraus verschwunden!

‚Ist Ihre Geldschatulle nicht etwa auch die meinige?' sagte darauf mein herrlicher Vater, ganz im Tone des Don Philipp. ‚Und kann ich mit deren Inhalt nicht nach Belieben handeln?' Meine Mutter zerfloß in Thränen. ‚Ach', schluchzte sie, ‚die fünfhundert Thaler hatte ich doch geerbt, und sie sollten uns als Nothpfennig dienen.' ‚Geerbt?' lachte darauf mein Vater und stellte sich hochaufgerichtet vor sie hin. ‚Geerbt? Haben Sie wirklich an das Ammenmärchen geglaubt, Madame? Haben Sie wirklich geglaubt, daß der armselige Halberstadter Musikant Ihnen die fünfhundert Thaler hinterlassen hat? O der Einfalt! Am grünen Tisch in Pyrmont hab' ich sie in einer Nacht dem grünen Herrn abgenommen, der immer phantasirte: Setz' Dich, liebe Emmeline! —, und in einer großmüthigen Anwandlung warf ich sie Dir in den Schooß, indem ich die alberne Geschichte von jenem Pichler erfand. Aber nun kein Wort mehr davon, denn der grüne Hexenmeister hat sein Theil wieder erhalten! Addio, ich muß in die Probe!' . . . ‚Die Mutter weint, mein schöner Vater zürnt!' hätte ich wohl sagen können, wenn ich damals schon die klassische Bildung gehabt hätte wie jetzt. Seit jenem Tag aber standen mein Vater und meine Mutter sich in feindseliger Haltung gegenüber. Sie überwachte alle seine Schritte, um ihn, soviel es in ihren Kräften lag, vom Spieltisch zurückzuhalten, für welchen ihn eine verderbliche Leidenschaft erfaßt hatte. Als ich vorhin mit Ihnen in dies Zimmer trat, umwehten mich schreckliche Erinnerungen, und ich rief: ‚Das ist die wahre Spükezeit der Nacht, wo Geister geh'n, ihr Grab Gespenster sprengen!' Aber es ist wirklich so, denn hier in diesem Raume, der jetzt ein so friedliches Aussehen hat, mit seinen weißen Tellern voll harmloser Süßigkeiten, tobte damals, wenn die großen Theatermaskenbälle abgehalten wurden, der wilde Kampf um das Gold in aller Stille und Formvollendung. Hier stand der Farotisch, hier, auf derselben Stelle vielleicht, wo ich jetzt sitze, saß mein Vater, die Goldstücke vor sich, sie mit zitternden Fingern dem grünen Teufel opfernd, der ihn verlockt hatte. Ach, es war eine schreckliche Nacht, als meine Mutter mich aus dem Bette riß und mit hierher schleppte, um durch meinen Anblick den Gatten zur Vernunft zu bringen. Sehen Sie nicht in diesem Augenblicke wieder aus dem Boden aufsteigen die Charaktermasken von damals und lautlos rings Platz nehmen, die Blicke unter den Larven hervor nur stechend gerichtet nach dem Golde des Banquiers? — Ha, und dazwischen plötzlich steht als drohendes Gespenst Madame Wildenberg mit ihrem in mitternächtigem Froste bebenden Kinde. . . . Es war eine häßliche Szene, aber noch viel häßlichere folgten ihr. . . . "

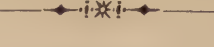
Aus dem stark duftenden Glas vor mir stieg ein anderes nächtliches Bild herauf. Von der Bellevue her zog ein scharfer Wind durch die Oberneustadt. Hin und wieder fielen flimmernde Eiskörner aus den lichten Wolken herab, hinter welchen

der bleiche Dezembermond sichtbar war. Allenthalben herrschte schon tiefe Stille. Aus dem Fenster einer Parterrewohnung in der Amalienstraße, der Münze gegenüber, stieg, den Mantel über den Arm gehängt, ein schlanker Mann, den Hut tief in die Stirn gedrückt, und eilte schnellen Schrittes die Karlsstraße hinab über den Friedrichsplatz in die Altstadt hinein. . . . Im Englischen Hof erwarteten ihn einige Freunde mit vollen Gläsern und den bunten verderblichen Bildern —:

„Nun mischt die Karten, zieht die Blätter ab,
Ob schwarz, ob roth, mir ist's egal! Nur zu!
Der Dame traut' ich, und der König fällt!
Verdammter Bube, läßt du mich in Stich?
Fürwahr, 'ne noble Brüderschaft, Ihr Herr'n!
Wollt Ihr den Beutel ganz und gar mir leeren?
Die letzten zehn Dublonen werf' ich hin!
Ich spiel' va banque! Der Henker hol' die Wirthschaft!"—

Eben hatte der Nachtwächter in dem nun voller leuchtenden Mondschein an der Bildsäule des Landgrafen Karl die zweite Stunde abgerufen und war dröhnenden Schrittes die Straße hinauf dem Meßplatz zu geschritten, als sich aus dem dunkeln Schatten, den die „Münze" warf, eine Männergestalt ablöste und hastig auf das gegenüberliegende Haus zuschritt. Das Fenster, welches der nächtliche Wanderer vorhin beim Heraussteigen nur leicht angezogen hatte, fand er jetzt fest verschlossen. Eine Verwünschung kam über seine Lippen. Unmuthig schritt er eine Weile auf und nieder, — dann bequemte er sich zu einem leisen Klopfen. Wie durch einen Zauberdruck öffnete sich in diesem Augenblick das Fenster, und eine weibliche Kopfbedeckung nickte aus demselben heraus. „Ah, sieh da, Herr Wildenberg!" klang es sodann durch die stille Nacht. „Sind Sie endlich da? Sieh einmal an! Wo haben Euer Hochwohlgeboren denn so lange verweilt? Wußten Hochdieselben denn nicht, daß ich dero Hausschlüssel in sicherem Gewahrsam habe und daß nicht alle schlafen, welche die Augen schließen?" — „Mach' auf!" herrschte Wildenberg die Frau an, indem er ungeduldig mit dem Fuße stampfte. „Laß die Narrenspossen und mach' auf!" — „Nicht eher, als bis Euer Edeln sich ein wenig abgekühlt haben", war die Erwiderung. „Aber es ist bitter kalt!" schrie Wildenberg. „So denk' doch an meine Stimme!" — „O, es ist ja so schön draußen! Der Mond scheint hell, und lustig weh'n die Winde! Nur ein klein Weilchen, und es blühen die Veilchen!" In dieser Weise gingen die Reden hin und her, bis Madame sich endlich entschloß, die Thüre zu öffnen. Frau Nachbarin Klatsch, die schlaflos hinter den Gardinen gelauscht, erzählte zwar am andern Tag im Kaffeekränzchen, die Szene habe sich darauf geändert und Madame sei einige Zeit lang die Ausgeschlossene gewesen, während der Herr Gemahl im Fenster geguckt und ganz melodiös getrillert und quinkelirt habe: „Nur ein klein Weilchen, und es blühen die Veilchen!", aber das ist eitel Phantasie,— ein Traumgebild der frostigen Winternacht. . . .

(Schluß folgt.)



Flaßräffen.

(Niederhessisch, Schwalm.)

Än Sattlersch Schorschen Schiere
De Räffen fing berot.
Nü kummen öch de Mähre
Herbie, es äß en Stoot.
Den Morjließ finge Rutte [1])
Die fingt do dächtig on.
De Sattlersche rieft mändhmol:
„Loßt keenge Knutten dron!
Der Linn äß itze dhiere,
Mäh wunn öch Linnfett schloh'n,
Dann Wänterdoge finget
Deß Kräppelbacken on."
Der ahle Sattlerschorsche
Bängt glich den Flaß mit Stroh,
Deß hä sich nit verzirrelt [2]),
Un röcht un spricht: „Jo, jo,
Dä nämmt zü dicke Packen.
Dä wullt nürt fertig wärn.
Dä kunnt Üch soot noch dängzen,
Bann lerrig wird der Ährn!"
„Nü fängt mo Eengs, dä Mähre,
Dann gitts nochmo so gütt!
Un nämmt Üch meh in ochte,
De Knutten ginn kapüt."
Dobi langt fö den Bäsen
Un stricht de Knutten wäck.
De Sattlerschen äß änken [3]),
Grod, wie bann Guld do läck. —
Im Siwwene äß Alles
Gebongen un geräfft.

De Knutten än de Ecke
Gekehrt un uffgehöft.
Deß Worfeln dhit der Schorsche
Erscht morgen —, hä hut Dorscht.
Äch Eierpanneküchchen
Gitts nü, Salot un Worscht.
Zewänne[4]) späält schon drüßen
De Ziehharmoneka.
Der Hänner macht's zü scheene.
Nü krischt hä öch „Hürrah!"

De Ahle langt verdrißlich
Deß Hangelicht herbie.
Un dann gitts los mit Dängzen,
Am Eng[5]), bis morgen frih.
Doch dos baßt nit der Ahlen,
Im Elwe kimmt se rüß:
„Nü macht mo, däß dä heemkummt!"
Un bläßt des Licht än üß.

[1]) Spinnrotte; [2]) verzettelt; [3]) genau, eigen; [4]) Inzwischen; [5]) am Ende.

Frida Storck.

Aus alter und neuer Zeit.

Frankfurt am Main hessisch. In eine für Hessen trübe Zeit versetzt uns ein Schreiben des kurfürstlich hessischen Gesandten in Paris Karl Otto Johann von der Malsburg (geb. 1742, gest. 1821) vom 8. Juni 1806 an den „Herrn Staatsminister Freiherrn Waitz von Eschen, des roten Adlers- und goldenen Löwenordens Ritter &c. zu Cassell", welches Herr Buchhändler G. Klaunig zu Kassel der Redaktion dieser Zeitschrift im Original mitgetheilt hat. Bekanntlich blieb Kurfürst Wilhelm I. in dem Streite zwischen Frankreich und Preußen im Jahre 1806 neutral, nachdem er längere Zeit gleichzeitig mit beiden Mächten über Gebietszuwachs bezw. Gebietsaustausch verhandelt hatte, um feststellen zu können, was er bei etwaigem Anschluß an eine der beiden Parteien zu erhoffen habe. Eine Reihe von Einzelheiten dieser Verhandlungen dürfte bereits aus dem Buche des verstorbenen Geheimen Archivraths Dr. jur. F. G. L. Strippelmann, vordem Obergerichtsrath zu Kassel: „Beiträge zur Geschichte Hessen-Kassels" (Marburg, N. G. Elwert, 1878), Heft 2, bekannt sein.

Der Brief des Gesandten von der Malsburg ist zum Theil in Chiffren abgefaßt, die dann im Ministerium zu Kassel aufgelöst wurden. Die Auflösungen sind in dem vorliegenden Briefe oberhalb der Chiffren hinzugefügt. Eben dieser Theil des Briefes hat besonderes Interesse und sei deshalb hier wiedergegeben: „ich muß erwarten, — schreibt Herr von der Malsburg — daß mir vielleicht nächstens ein Antrag zu dem Tausch der Grafschaft Catzenelnbogen geschehe. Darf ich alsdann Frankfurt als Surrogat vorschlagen? und werde ich von dem in tantum, wann es beförderlich wäre, Gebrauch machen. Ew. Excellenz bitte ich mir hierüber die höchsten Befehle Sr. kurfürstl. Durchlaucht zukommen zu lassen". (Der letzte Satz ist nicht mehr in Chiffren gehalten.) Es handelte sich demnach um den Austausch von Katzenelnbogen gegen Frankfurt. Die Stadt Frankfurt hatte nach Strippelmann a. a. O. S. 50 dem Kurfürsten von Hessen ihre Neigung zu erkennen gegeben, demselben sich zu unterwerfen. Der Staatsminister Freiherr Waitz von Eschen hatte bei einem Besuche im Frühjahr 1806 in Frankfurt bereits Gelegenheit gehabt, die der Oberherrschaft des Kurfürsten allgemein günstige Stimmung der Einwohner zu bemerken. Abgesehen von der gemeinen Bürgerschaft, die infolge der Reichsunmittelbarkeit ihrer Vaterstadt mit hohen Abgaben belastet war und bei der deshalb diese Stimmung begreiflich war, hegte nach einer Aeußerung des Ministers in einem gleichzeitigen Brief an den Herrn von der Malsburg der Magistrat sammt den reichsten Banquiers die gleiche Gesinnung und machte daraus kein Hehl.

Im Rahmen der von dem Gesandten gepflogenen Unterhandlungen taucht unter den für den Anschluß an den Rheinbund von Frankreich in Aussicht gestellten Lockspeisen auch die Erwerbung der Königswürde auf, die das Haus Württemberg, das seine Existenz dem Landgrafen Philipp von Hessen verdanke, und dem das Kurhaus Hessen weder an Ansehen noch an inneren Kräften nachstehe, bereits angenommen habe. — Der Kurfürst, dem daran gelegen war, seine Unabhängigkeit zu behaupten, der zudem darüber klar gewesen sein wird, was Anschluß an den Rheinbund bedeutete, ließ sich für Frankreich ebenso wenig gewinnen wie für Preußen, und so wurde denn aus allen Tauschplänen, über die von den Diplomaten verhandelt wurde, nichts, namentlich auch aus dem für Hessen gewiß erstrebenswerthen Gewinn der Stadt Frankfurt.

Aus Heimath und Fremde.

Geburtstag Kurfürst Friedrich Wilhelm's I. Zum 20. August, dem Geburtstage Kurfürst Friedrich Wilhelm's I. von Hessen, war dessen Grabstätte auf dem alten Friedhofe zu Kassel auch in diesem Jahre wieder reich geschmückt worden.

Möbel aus den Schlössern zu Kassel und Wilhelmshöhe dem Czarenbesuche zur Verfügung gestellt. Auf Befehl des Kaisers werden aus dem Kasseler und Wilhelmshöher Schloß Möbel nach Görlitz geschafft, um damit für die Dauer der bevorstehenden Anwesenheit des Czaren die demselben zur Verfügung gestellten Räume auszustatten. Der Kaiser von Rußland hegt für den Empirestil, der nirgends so schön und rein ausgeprägt ist als in den genannten beiden Schlössern, besondere Vorliebe.

Tausendjahrfeier. Das Kloster Möllenbeck bei Rinteln, dessen Geschichte mit der Entwickelung christlicher Kultur im Weserthale und in den benachbarten Gebieten auf's engste verknüpft ist, beging nach den ausführlichen Berichten der Tageszeitungen am 13. August die Feier seines 1000 jährigen Bestehens, zu welcher sich neben einer zahlreichen Volksmenge u. a. Vertreter der weltlichen und geistlichen Behörden wie der Universität Marburg, die Mitglieder der Kreisvertretung, des Magistrats zu Rinteln, die Geistlichkeit der Grafschaft Schaumburg und Lehrer und Schüler des Gymnasiums zu Rinteln eingefunden hatten. Für die Bearbeitung einer Denkschrift über das Kloster Möllenbeck war der gleichfalls zur Feier erschienene, unsern Lesern als geschätzter Mitarbeiter bereits bekannte fruchtbare Geschichts- und Alterthumsforscher Pfarrer August Heldmann (Michelbach) gewonnen worden, dessen nunmehr vollendet vorliegenden Werkes im Laufe des Tages mehrfach mit großer Anerkennung gedacht wurde. Die unter dem Titel „Das Kloster Möllenbeck in der Grafschaft Schaumburg, ein Gedenkblatt zur Tausendjahrfeier seiner Stiftung" soeben im Verlage von C. Bösendahl in Rinteln erschienene Schrift behandelt ihren Stoff in vier Abschnitten 1) Das Kanonissenhaus 896—1441; 2) Das Augustiner Chorherrnstift 1441—1563; 3) Das Kanonikatstift und die Schule 1563—1648; 4) Die Klostergüter und die Verwendung ihrer Einkünfte seit 1648. Dieser vierte Abschnitt ist für die Gegenwart von besonderer Wichtigkeit, denn er giebt eine auf Urkunden beruhende Darstellung des Verhältnisses der Klostereinkünfte zur ehemaligen Universität Rinteln und zu der Universität Marburg, namentlich der bei dieser befindlichen Rintelner Freitische und der sog. Möllenbecker Benefizien.

Aus der Geschichte des Klosters sei hier auf Grund eines Berichts, den Pfarrer Heldmann am 21. August in der Sitzung des Marburger Geschichtsvereins erstattete, folgendes mitgetheilt: Kloster Möllenbeck ist wohl nicht die älteste Kirche in Hessen, welche eine Tausendjahrfeier hätte begehen können, jedoch ist in diesem Falle die vom Kaiser Arnulf ausgestellte Stiftungsurkunde noch heute vorhanden. Die meisten anderen Stifte, deren besonders in Westfalen eine große Reihe vor diesem erstanden, sind durch die Ungarn verwüstet und ihrer Insassen beraubt worden. Im Jahre 1297 kam Möllenbeck unter die Herrschaft der Grafen von Schaumburg, worauf auch sogleich eine Gräfin von Schaumburg als Aebtissin erscheint. Mit dem Stift war dem Gebrauch entsprechend eine Schule verbunden. Im 12. Jahrhundert war infolge des großen Gutsbesitzes die Verwaltung so umfangreich geworden, daß die Domfrauen oder Kanonissinen sie nicht mehr zu versehen vermochten. Dies war die Ursache der Verarmung des Klosters, das schließlich nur noch drei Stiftsdamen nothdürftig Aufnahme gewähren konnte. Infolgedessen wurde das Kloster dem Augustinerorden unterstellt, der eine neue Glanzzeit für dasselbe herbeiführte. Das Stift wurde von ihnen, weil es abgebrannt war, neu erbaut, auch errichteten sie eine große Hallenkirche. 1563, als die Reformation im Schaumburg'schen zur Annahme gelangt, wurde das Stift dafür gewonnen, das fortan als eine Stätte der Bildung diente, und dessen Einkünfte nach Gründung der Universität Rinteln (1723) zu deren Benefizien gehörten. An Hessen kam das Kloster mit Rinteln durch Vertrag vom Jahre 1665, nachdem es im dreißigjährigen Kriege mancherlei Schicksale durchgemacht hatte. Während die Fürsten das Stift als ihr Eigenthum betrachteten, nahm es die Bevölkerung andererseits ebenso für sich in Anspruch, bis das Stift im Landtagsabschied von 1831 der Bevölkerung als Eigenthum zugesprochen wurde. Im Jahre 1809 war es von Napoleon, der sich die Hälfte der Domainen des Königreichs Westfalen für seine Generäle vorbehalten hatte, seiner Schwester Fürstin Pauline Borghese zugewiesen worden. Im Jahre 1661 wurde das frühere Konvikt wieder hergestellt, und es wurden von den Einkünften des Stifts

Freitische für Studierende errichtet. Seit 1880 werden 6000 Mark für Besucher der Universität aus dem Stift bezahlt und zwar nur für Schaumburger. Das Gymnasium zu Rinteln, welches 1817 errichtet wurde, kann als Fortsetzung der Stiftsschule betrachtet werden.

Universitätsnachrichten. Als Nachfolger des Professors Dr. Uhthoff in der Leitung der Universitätsaugenklinik und Ordinarius ist der außerordentliche Professor Dr. Karl Heß zu Leipzig nach Marburg berufen. — Der ordentliche Professor Dr. jur. von Lilienthal ist einem Rufe als Lehrer des Strafrechts an die Universität Heidelberg gefolgt. — Für Professor Dr. Arthur Barth tritt demnächst der bisherige Privatdozent in Greifswald Dr. Eugen Enderlen in der chirurgischen Universitätsklinik in Marburg als zweiter Arzt in Thätigkeit.

Todesfall. Am 20. August verschied zu Marburg im 47. Lebensjahre nach langen und schweren Leiden der Bauunternehmer Wilhelm Dauber. Der Verstorbene, einer altmarburger Maurer- und Steinhauermeisterfamilie entsprossen, hatte sich durch Ausführung zahlreicher Kunstbauten, wie der Aula des Universitätsgebäudes, der Villen Schad, Behring und Hüter sowie der Freiherrlich von Stumm'schen Schlösser in Holzhausen und Ramholz und der Freiherrlich von Lucius'schen Bauten in Schönstadt, die seiner Tüchtigkeit ein vorzügliches Zeugniß ausstellen, eine angesehene Stellung erworben, infolge deren er auch Mitglied des Stadtrathes geworden war.

Personalien.

Verliehen: dem Unterstaatssekretär im Ministerium der geistlichen, Unterrichts- und Medizinalangelegenheiten zu Berlin D. Dr. von Weyrauch der Kronenorden 2. Klasse mit dem Stern; dem bisherigen Vorsitzenden des Direktoriums des landwirthschaftlichen Zentralvereins zu Kassel Major a. D. Freiherrn von der Malsburg zu Eichenberg der rothe Adlerorden 3. Klasse mit der Schleife; dem Kreisphysikus Sanitätsrath Dr. Führer in Wolfhagen der Charakter als Geheimer Sanitätsrath; dem Kreisphysikus Dr. med. Spiegelthal der Charakter als Sanitätsrath; dem ständischen Oberförster Stahl in Haina der Titel Landesforstmeister; dem Oberamtmann Rohde zu Möllenbeck und dem Regierungs- u. Gewerberath a. D. Dr. Schmidt zu Marburg der rothe Adlerorden 4. Klasse.

Ernannt: der Referendar von Gehren zum Referendar bei der Regierung in Kassel.

Uebertragen: dem Katasterkontroleur Hahn in Frankenberg die Verwaltung des Katasteramtes in Witzenhausen.

Versetzt: die Postsekretäre Braune von Kassel nach Marburg, Ihle von Kassel nach Dortmund und Kalb von Dresden nach Hersfeld.

Gewählt: Pfarrer Wissemann zu Kassel zum ersten Pfarrer in Hofgeismar.

Bestätigt: die Wiederwahl des Oberbürgermeisters Schüler zu Marburg auf die fernere Amtsdauer von zwölf Jahren.

In den **Ruhestand** getreten: Katasterkontroleur Steuerinspektor Frederking in Witzenhausen.

Verlobt: Sekondlieutenant Neuhof I mit Freiin Elsa von Habeln (Arolsen, August).

Vermählt: Rechtsanwalt Friedrich Wilhelm Bohnert mit Fräulein Lina Luise Welcker (Marburg, August); Henning von Borcke mit Fräulein Bertha von Scharfenberg (Berlin, 23. August).

Geboren: ein Sohn: Amtsrichter F. Pitel und Frau (Netra, 23. August); Major Aladar Freiherr von Uckermann und Therese Freifrau von Uckermann, geb. Schaafhausen (Kassel, 25. August); ein Mädchen: Architekt W. Denner und Frau, geb. Fuldner (Kassel, 14. August); Privatdozent Dr. Max Blanckenhorn und Frau Margarethe, geb. Hattenbach (Erlangen, 20. August).

Gestorben: Pfarrer Adalbert Leonhard Vilmar, 66 Jahre alt (Volkmarsen, 11. August); Frau Mathilde Schröder, geb. Briede (Witzenhausen, 14. August); Frau Mathilde Wedemeyer, geb. Stern, 51 Jahre alt (Kassel, 14. August); verwittwete Frau Elise Schorbach, geb. Budnitz, 75 Jahre alt (Hersfeld, 14. August); Generalmajor z. D. Eduard Hartmann, 76 Jahre alt (Kassel, 16. August); Eisenbahnbetriebssekretär a. D. Karl Faulhaben, 61 Jahre alt (Kassel, 16. August); verwittwete Frau Karoline Pfeiffer, geb. Fricke, 70 Jahre alt (Frankfurt a. M., 17. August); Frau Dorothea Schnell, geb. Brenssel, 72 Jahre alt (Kassel, 19. August); Architekt Wilhelm Dauber, 46 Jahre alt (Marburg, 20. August); Regierungspräsident a. D. Herrmann von Borries, 75 Jahre alt (Kassel, den 26. August); Regierungsassessor Heino von Schmidt, 33 Jahre alt (Frankfurt a. O., 26. August); Kaufmann Heinrich Gruber, 74 Jahre alt (Kassel, 28. August): Frau Luise Zucker, geb. Schmidtmann, 48 Jahre alt (Kassel, 28. August).

Briefkasten.

V. in Schmalkalden. Die in den gleichzeitigen amtlichen Urkunden und Aktenstücken übliche Form ist „Amelia".

E. W. von H. in Gotha. Besten Gruß von Redaktion und Verlag.

G. R. von P. in Marburg. Erst am Montag ist das Betreffende seitens der Postverwaltung ausgeliefert worden, da die Adresse persönlich gehalten war. Um Weiterungen zu vermeiden, bitten wir stets zu adressiren:

An

Friedr. Scheel, Buchdruckerei

(Verlag des „Hessenland")

Redaktionssache. **Kassel.**

Freundlichen Gruß.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. W. Grotefend in Kassel. Druck und Verlag von Friedr. Scheel in Kassel.



№ 18. X. Jahrgang. Kassel, 16. September 1896.

Letzter Scheidegruß.

Es ist ein lustig' Leben,
Das ich verlassen muß,
Und lustig will ich geben
Den letzten Scheidegruß.

Die Jahre sind verflogen,
Der Becher ist geleert —
Hei, wie die letzten Wogen
Mein Schifflein frisch durchfährt!

Und ist es hier zu Ende,
So fahr' ich dort hinaus.
Wohin der Wind sich wende:
Bin überall zu Haus.

Will neue Becher greifen
Und trinken alten Wein;
Die neuen Ernten reifen
Am alten Sonnenschein.

Du alte gold'ne Sonne,
Wie schau' ich auf zu Dir!
Du ewig junge Wonne,
O Liebe, leuchte mir!

Friedrich Albert Lange.





Aus den Aufzeichnungen eines althessischen Offiziers.*)

I.

Die kurhessische Armee 1813.

Von allen norddeutschen Ländern, die nach der Schlacht von Leipzig und dem Einsturze des Königreichs Westfalen ihre Existenz wieder erhielten, nun aber auch in den Krieg mit Frankreich eintreten mußten, war Kurhessen bezüglich der geforderten Leistungen in besonders übler Lage.

Die Stimmung in den maßgebenden politischen Kreisen der Verbündeten war dem Kurfürsten wenig günstig, und die Folgen davon fielen nicht auf den Kurfürsten, sondern auf das Land und dessen Armee. Der Kurfürst hatte soviel Recht auf seine alten Länder als jeder der anderen Fürsten, aber man wußte, daß er sehr reich war und machte Rechnung auf seine Dankbarkeit, während der Kurfürst lediglich sich auf sein Recht berief und dafür keinen Kreuzer geben wollte. Er hätte mit einigen Millionen viel erlangen können, denn Geld war damals ein seltener Artikel bei den hohen Herrn und bei vielen Diplomaten so beliebt als immer. Preußen hatte in seiner schon tüchtigen Armee Mittel, in den neuen Ländern neue Regimenter zu organisiren, Hannover und Braunschweig rechnete man die in Spanien und England befindliche Legion an; in Kurhessen war alles auseinandergestoben. Es war vielleicht das Beste, daß man auf die Organisation von 1806 zurückging, hätte man aber die Ansichten und den Charakter des Kurfürsten gekannt, so würde man auch das Gefährliche erkannt haben.

Der Kurfürst sah sich als Herr einer Insel an, die ohne Zusammenhang mit andern Ländern war; er ignorirte ein und für alle Mal die sieben Jahre „des Usurpators“ in jeder Hinsicht. Für ihn waren sie gar nicht dagewesen und er hätte sie gern ganz aus dem Kalender ausgemerzt und bei 1813 mit 1806 (am 1. November) weiter gezählt. Soviel als möglich gingen alle Beamten wieder auf ihre alten Stellen, und er wollte ebenso die alten Regimenter wieder errichten, um alle noch lebenden alten Herren, soviel als möglich, in ihre alten Stellen einzusetzen. Daß die alte Uniformirung, Bewaffnung, Reglements 2c. davon unzertrennlich waren, verstand sich von selbst. Bei dem selbständigen Charakter des Kurfürsten war es unmöglich, ihn durch Gründe eines Besseren zu belehren. Er sah sie nicht ein und wollte sie nicht einsehen, und er hatte gesorgt, daß seine Umgebung gleicher Meinung mit ihm war und sich nicht in Dinge mengte, die sie nichts angingen. Auch seine langjährige dritte Maitresse, die Gräfin Hessenstein, vermochte keinen Einfluß auszuüben, so wenig als seine alten Kammerdiener. Es war nichts zu machen, auch nicht durch Intriguen.

Im Oktober 1806 dienten in der kurhessischen Armee 661 Offiziere einschließlich Junker. Hiervon traten thatsächlich in die westfälische Armee (nachdem sie ihres Eides entbunden worden waren) 323, während 152 in der Verwaltung, auf Ruheposten, mit Pension und im Zivil ihre Existenz gesichert sahen; 77 dienten gar nicht und hatten sich meist in ihre Heimath zurückgezogen, 96 waren in fremde Dienste getreten. Rechnet man, daß von den 323 Armeeoffizieren etwa 100 in den Kriegen umgekommen waren, so waren etwa 200 in höheren Stellen in der westfälischen Armee, d. h. als Stabsoffiziere und Kapitäns. Da aber nun auch jene 152 und 77 wieder herbei kamen, so waren auch wohl noch an 200 Bewerber mehr zu höheren Stellen da, die meist alt, schwach und dienstuntaug-

*) Nachfolgendem Aufsatz, der uns von besonders geschätzter Seite zugesandt ist, geben wir, obgleich manche unserer Leser dieses und jenes Urtheil zu herb finden werden, dennoch gern Raum, weil er der Feder eines wohlunterrichteten Zeitgenossen entstammt, über bekannte Zustände und Vorgänge neues Licht zu verbreiten sucht und recht lebendig und anregend geschrieben ist, sodaß man stets bemerkt, wie lebhaften Antheil der Verfasser an dem, was er schildert, nimmt, ja ganz darin aufgeht. Die Redaktion.

lich, dabei des neueren Kriegswesens ganz unkundig waren und die man sämmtlich mit Pension ausscheiden lassen oder höchstens auf Ruheposten setzen mußte. Das hätte aber dem Kurfürsten viel Geld gekostet, und somit war er kein Freund von Pensionen, von denen auch niemand leben konnte. Die Wittwe eines im Sturm auf Montmedy erschossenen Lieutenants erhielt nur einige Thaler Pension und nichts aus der Wittwenkasse und ertränkte sich im Auebassin, weshalb dann die drei Kinder dem Armee-Waisenhause zufielen, bis der spätere Kurfürst für ihre Erziehung sorgte.

Groß war der Andrang jüngerer und älterer Herren im November 1813 in Kassel, die Anstellung suchten. Die ersteren fanden beim Kurprinzen, die letzteren beim Kurfürsten Anhalt, und beide machten sich die Stellen streitig. Der Kurprinz wurde hierbei von Preußen unterstützt und setzte seinen Willen bezüglich der Anstellung in den Feldregimentern meist durch; auch waren wohl viele der alten Petenten nicht sehr auf Krieg erpicht. Nur in der Landwehr und in den im Lande zurückbleibenden Corps siegte der Kurfürst meistentheils. Hätte dieser nicht stets ausgesprochen, daß er jeden seiner Offiziere von 1806 in seinem früheren Dienstverhältnisse anstellen wolle, so würden sich tüchtige Offiziere zu jeder Charge hinreichend gefunden haben, die es aber hierauf so nicht wagen mochten einzutreten. Tüchtige Offiziere waren damals ein gesuchter Artikel. So wurde bei einer Vorstellung westfälischer Offiziere auch der Major Graf von der Lippe genannt, worauf der Kurfürst erwiderte: „Ich kenne nur einen Lieutenant von der Lippe.“ Der Herr Graf machte auf der Stelle kehrt, verließ den Saal und ging nach Württemberg, wo er Anstellung fand.

In den unteren Stellen war anfangs einiger Mangel an gedienten Leuten, und es fand sich auch viel landsknechtartiges Volk ein, das später sich wieder verlor. So fanden sich unter den Stabsoffizieren und Kapitäns zwei Kategorieen: solche, die seit 1807 gedient, und solche, die nicht gedient hatten, vor 1807 aber beinahe sämmtlich in der kurhessischen Armee gewesen waren. In Generalstellen rückten keine westfälischen Offiziere ein. Der langjährige Begleiter und Schwager des Kurfürsten, General von Thümmel, blieb sein Generaladjutant, der General von Müller, der ihn ebenfalls begleitet und 1809 in Böhmen das kleine hessische Corps kommandirt hatte, erhielt eine Brigade der marschirenden Truppen, der General Prinz von Solms-Braunfels, der zu Hause geblieben war, erhielt die andere; der Kurprinz kommandirte das ganze Corps. Von früheren hessischen Offizieren, die in Westfalen zu Generalen avancirt waren, ging General von Füllgraf nach Triest zum Könige, General von Ochs supplizirte mehrere Jahre vergebens um Anstellung, General von Langenschwarz nahm mit einer Oberstlieutenantsstelle in der Garde vorlieb. Einen kleinen Theil der alten Herrn aus vorhessischer Zeit, die nicht in der westfälischen aktiven Armee gedient hatten, brachte man in den Feldregimentern an, der größte Theil fand Verwendung in der Kriegsverwaltung, manche im Zivil, alle diese mit geringen Gehalten. Sie waren meist alle unzufrieden, beschuldigten den Kurfürsten des Undankes, wären indessen in großer Verlegenheit gewesen, wenn man sie in die Feldregimenter gesetzt hätte, da sich die meisten körperlich schwach fühlten. Nach den Feldzügen blieben noch wenige alte Stabsoffiziere im aktiven Dienste, bis 1821 war der größte Theil in Ruhe. Damals aber fand sich noch eine ganze alte kurhessische Generalität zusammen, lauter Herren, die theils 1806 schon diesen Rang hatten, theils dazu aufrückten, zum Theil sehr alt, jedenfalls aber, mit wenigen Ausnahmen, des Dienstes ganz entwöhnt, schwach und krank und unfähig. Außer den schon genannten Generalen von Thümmel, von Müller und Prinz von Solms noch der 90jährige von Biesenroth, von Urff, von Gräffendorf, von Dalwigk, von Donop, von Westernhagen, von Diemar, Engelhardt, Spiegel, dazu eine entsprechende Anzahl von Obersten, Oberstlieutenants und Majors, von denen gewiß wenige im Stande waren, eine Nacht außer dem Bette zuzubringen.

Die alten Subalternoffiziere, die sieben Jahre nicht gedient hatten, waren ebenso unbrauchbar. Da man alle gesunden und jüngeren Offiziere in den Feldregimentern nöthig hatte und der Kurfürst zugleich auch für sich seine Haustruppen ganz auf dem Fuß von 1806 errichtete, so fand sich in diesen letzteren ein Offiziercorps von vollkommenen Invaliden zusammen, zu denen man einige wenige ganz junge Leute als Lieutenants beifügte, um die Wachen beziehen zu können. Der Feldzug von 1814 dauerte nur einige Monate und schon unmittelbar nach der Rückkehr des mobilen Armeecorps sah sich der Kurfürst genöthigt, viele der alten Herren aus den zurückgebliebenen Corps durch andere zu ersetzen; man pensionirte sie mit einigen Thalern und überließ es dem Mangel und dem Branntwein, sie ganz zu beseitigen. Da der Kurfürst sich sogleich nach dem Frieden beeilte zu demobilisiren, d. h. die

Landwehren nach Hause zu schicken, den Offizieren elende Wartegelder zu geben, Zöpfe und Puder einzuführen ꝛc., so gingen damals viele jüngere Offiziere, besonders von der Artillerie, in fremde Dienste, auch nach Nord- und Süd-Amerika, Haiti ꝛc.

Im Anfange war das Verhältniß etwas gespannt; die westfälischen Offiziere und die alten Herrn standen sich wechselweise im Wege. Später glich sich das mehr aus; man kannte sich vor 1806 und wurde wieder bekannt. Die ersteren legten ihre hochfliegenden Hoffnungen aus der westfälischen Periode bei Seite, die anderen beschieden sich, daß ihre Zeit vorüber sei. Spezifische und allgemeine deutsche Ideen waren wenig bemerkbar, so sehr man auf den Franzosen schimpfte, aber eine allgemeine kurhessische Mißstimmung nahm bald Platz, und wer fortgehen konnte, der ging, als der Zopf von 1806 in seiner ganzen Länge und Breite sich ausdehnte. Täglich fragte man sich nur: wie lange kann denn der Kurfürst noch leben?

Was den moralischen Zustand der Offiziere anbetraf, so war derselbe in den höheren Chargen, mit wenigen Ausnahmen, gut. Es waren viele arge Genußmenschen darunter, aber es fehlte an Geld, man blieb zu Hause, und so wurde man ordentlich. Von den Kapitänen und Lieutenants ließ sich nicht allgemein dasselbe behaupten. Acht bis neun Jahre des Krieges und die furchtbaren Schicksale in Spanien und Rußland hatten viele gänzlich verwildert. Jetzt sollten sie nur exerziren und auf Wache ziehen und Hunger leiden; sie wußten mit der Zeit nichts anzufangen und viele versuchten den Kummer und die Langeweile durch Trinken zu vertreiben. Es bildete sich, wie überall, erst eine anständigere Art von Friedenssoldaten heran, die eben freilich den Krieg wenig oder gar nicht kannten.

Der Kurfürst starb, trotz aller Gebete und Flüche, nicht bald, sondern lebte noch ganze sieben Jahre, im Kampfe des Alten gegen das Neue unbesiegt. Anfangs verhöhnte und verlachte ihn alle Welt, später ließ man ihn ruhig gewähren. —

Die Forderung der Verbündeten an den Kurfürsten, binnen zwei Monaten 24 000 Mann in's Feld zu stellen, wäre für die Kasse des Kurfürsten nicht zu hoch gewesen, für das an Material und Mannschaft ausgesogene Ländchen war sie es aber. Kredit war da, aber der Kurfürst, der gewohnt war, nur für Subsidien zu rüsten, erfuhr zu seinem Mißvergnügen, daß diese Zeiten vorüber seien und er nichts von England erhalten werde. Alles Kriegsmaterial, was sich noch vorfand, hatten die Russen schon entführt; es war nicht viel dagewesen, nachdem der russische Feldzug alles verschlungen hatte und der Rest in Sachsen verloren ging. Gewehre lieferten die Schlachtfelder von Leipzig und Hanau; man nahm, was sich anbot. Die im Januar 1814 marschirende erste Kolonne ging in Bauernkitteln ab und erhielt zum Theil erst in Koblenz Gewehre. Bei der Ausrüstung wirkte es sehr hinderlich, daß der Kurfürst zugleich seine alten Haustruppen organisirte. An wirklich kriegstüchtiger Mannschaft war Mangel, wenn auch alle alten Soldaten von 1806, alles von 17 bis 40 Jahren aufgeboten wurde. In Spanien und Rußland war beinahe alles umgekommen, in Sachsen auseinander gesprengt worden. Die beiden westfälischen Husarenregimenter waren mit Roß und Mann in der österreichischen Armee, während nach der Schlacht von Leipzig Vieles in die preußischen neuen Regimenter eintrat, auch die russisch-deutsche Legion viel absorbirt hatte (1849 im badischen Feldzuge waren vier preußische Brigadekommandeure: Webern, Brunn, Cölln und Rommel geborene Hessen, früher westfälische Offiziere). Man zog alles ein, was dienen konnte. So z. B. erhielt der Grenadier Johannes Reuber aus Niedervelmar, der 15 Jahre alt im Jahre 1776 mit nach Amerika mußte, erst 1816 seine Entlassung.*) Die Leute kamen mit gutem Willen, da sie aber zum Theil halbe Kinder, schlecht und dünn gekleidet, mitten im Winter hinausgetrieben wurden, so füllten sie die Lazarethe, wo die meisten starben. Liegt doch der Rapport eines hessischen Chirurgen vor, wonach im Lazareth zu Koblenz, wohin man Kranke auf der Mosel hinabgebracht hatte, allein 100 Mann, mit wenigen Ausnahmen vom Regiment „Kurprinz“, dort starben. Nach dem ersten Feldzuge, wo man die Landwehrregimenter reduzirte und die Leute Soldaten geworden waren, waren auch die Regimenter tüchtig und zeigten das im zweiten Feldzuge.

Sehr übel war es, daß nach dem alten hessischen Rekrutirungsgesetz die Söhne der schriftsässigen Familien, des Adels und der Bürger aus den Städten Kassel, Marburg, Hanau, Ziegenhain, Schmalkalden, Karlshafen und Rinteln militärfrei waren; es fehlte dadurch der Stamm für gute Unteroffiziere, und es war wenig Ersatz, daß sie in die beiden freiwilligen Jägerregimenter zu Fuß und zu Pferd eintraten, wo man sie als halbe Soldaten behandelte. — Da nach dem Dienstgesetze bis zum Jahre 1821 jeder dienen

---

*) Vgl. „Hessenland“ 1893, Nr. 16, 17; 1894, Nr. 12 bis 14, 24.

mußte, so lange er diensttauglich war, so konnte später nur Ueberfluß an Rekruten sein, und man hatte die Auswahl.

Kurhessen zeigte bis zum Jahre 1821, zum Todestage des Kurfürsten, ein eigenthümliches Bild. Aeußerlich konnte man den Menschen im allgemeinen nicht ansehen, was sie bedrückte, sie sahen aus wie Leute aus anderen Ländern, man bemerkte so nicht, wie alles in der Regierung einen Weg ging, den niemand begreifen konnte. Da der Kurfürst 77 Jahre alt starb, so hatte man auch schon einige Jahre früher Grund, auf seinen Tod zu rechnen. Der kleine Krieg im Lande gegen ihn hatte ziemlich aufgehört. Auch im Offiziercorps war dies der Fall, nachdem der Kurfürst die Gehalte der Subalternoffiziere im Jahre 1817 um einige Thaler erhöht hatte, weil diese sämmtlich, mit alleiniger Ausnahme von dreien, den Abschied eingereicht hatten. Aber die Armuth im Offiziercorps war arg. Reiche Leute waren im Lande überhaupt selten, und wer Vermögen hatte, bestimmte seine Kinder nicht für das Militär. Der Adel war meist arm, die wenigsten Familien hatten Grundbesitz, und dieser warf sehr wenig ab. Zudem war in der westfälischen Zeit ein großer Theil der Subalternoffiziere aus dem Unteroffiziersstande emporgerückt, da viele junge Leute ohne Vermögen, mit der Hoffnung, rasch zu avanciren, eintraten. Jetzt heiratheten gar noch viele derselben und ein großer Theil ging im Trinken unter. Man verlor allmählich die Hoffnung, sah den elendesten Zivildienst als Gewinn an, ja, sogar ein tüchtiger Hauptmann der Landwehr, der früher vom gemeinen Soldaten sich emporgearbeitet hatte, jetzt aber ein geringes Wartegeld genoß, ging wieder auf sein kleines Ackergut, legte die Uniform ab und zog mit den Ochsen an den Acker. Ein anderer wurde Wirth bei Bettenhausen, und man konnte täglich hören wie die Bauern riefen: „Herr Leutnant, ein halb Kännchen!" Das Militär sah bald, im Dienste wenigstens, aus wie zur Zeit des siebenjährigen Krieges, und dabei erstaunlich ärmlich und lumpig. Den Zopf trugen außer Dienst nur wenige Offiziere, die Vorgesetzten sahen es nach. Auf Urlaub gingen wenige, gewiß nur sehr selten in's Ausland und dann gewiß nicht in Uniform.

(Schluß folgt.)



Prinz Wilhelm von Oranien und Landgraf Wilhelm IV. von Hessen.

Nach Aufzeichnungen des vormaligen kurhessischen Staatsarchivars Ludwig Keßler

von

Heinrich Keßler.

Bei dem Herannahen Alba's war Prinz Wilhelm von Oranien bekanntlich nach Deutschland entflohen, wo er sich im Frühjahr 1568 auf die Kunde von der Vergeblichkeit aller für seine bedrängten Glaubensgenossen unternommenen Vermittelungsversuche und entrüstet über die Hinrichtung Egmont's und Horn's alsbald entschloß, gegen die Spanier zu Felde zu ziehen. Weil er aber nicht im Stande war, die für das angeworbene Söldnerheer erforderlichen Geldmittel aus eigenem Vermögen aufzubringen, so mußte er versuchen diese durch Anlehen und fremde Unterstützungen zu beschaffen. Zu dem Ende beabsichtigte er sich außer an mehrere vermögende Privatpersonen an die bedeutenderen damaligen evangelischen Fürsten Deutschlands, den Kurfürst Friedrich von der Pfalz, Kurfürst August von Sachsen, Herzog Christoph von Württemberg, Herzog Wilhelm von Sachsen-Weimar, Herzog Julius von Braunschweig-Wolfenbüttel, Markgraf Hans von Brandenburg und Landgraf Wilhelm IV. von Hessen, zu wenden. Er glaubte bei ihnen Anklang mit dem Gesuch nicht nur wegen der Sympathie zu finden, die sie an die bedrängten niederländischen Glaubensgenossen band, sondern hauptsächlich auch wegen des realen Interesses, das sie augenfällig an dem glücklichen Ausgang seines Unternehmens haben mußten, ein Land wie die Niederlande dauernd für die Sache des neuen Kirchenthums zu gewinnen und der spanisch-katholischen Herrschaft zu entreißen.

Bei Kurfürst August von Sachsen und Landgraf Wilhelm von Hessen zog der Prinz überdies weiter die verwandtschaftlichen Verhältnisse in Betracht, welche seit seiner Verheirathung mit Anna, der einzigen Tochter des Kurfürsten Moritz von Sachsen und dessen Gemahlin Agnes,

einer Tochter des Landgrafen Philipp des Großmüthigen von Hessen, zwischen ihm und jenen Fürsten bestanden und nach dem Ausbruch der Unruhen in den Niederlanden durch öfteren brieflichen Meinungsaustausch noch fester geknüpft waren.

Zur Herbeiführung eines glücklichen Ausgangs des Unternehmens erschien das Aufbringen von Geldmitteln wesentlich erforderlich, zumal Wilhelm von Oranien auch bereits gegen die einstweilen geworbenen Truppen sich verbindlich gemacht hatte, am 8. August desselben Jahres auf dem Musterplatz zu erscheinen und mindestens vorerst den Sold für den ersten Monat in Richtigkeit zu bringen. Wilhelm's dritter Bruder, Graf Johannes von Nassau, der ausgeschickt wurde, die vorgenannten Fürsten um Geldhilfe anzugehen, unterzog sich seinem Auftrag mit Eifer und Geschicklichkeit, vermochte jedoch seinem Bruder nur wenig befriedigende Antworten zurückzubringen. Vorerst war bei dem Kurfürsten August von Sachsen, dem mächtigsten der damaligen evangelischen Reichsfürsten vorgesprochen, den er um so eifriger zu gewinnen sich bemühte, als er wegen seiner Reichthümer mehr wie die übrigen zu thun im Stande und daneben der Beitritt Anderer und das Maß von deren Unterstützung von seinem Beispiele hauptsächlich abhängig war. In der That hatte auch der Kurfürst den Gesandten nicht ohne Wohlwollen aufgenommen, ihm seine Theilnahme an des Prinzen und der Niederländer Lage und Bedrängnissen ausgesprochen, auch betheuert, „daß er mit dem Gedanken an ihn aufstehe und zu Bette gehe“, doch blieb es eben bei Worten. Im Hauptpunkte der thatsächlichen Unterstützung war er der dargestellten Dringlichkeit ungeachtet nur zu der Erklärung zu bewegen gewesen, daß er eine bestimmte deshalbige Antwort abhängig machen müsse von näherem Aufschluß über die Mittel und Aussichten, welche dem Prinzen bei dem beabsichtigten Unternehmen zur Seite ständen, sowie insbesondere über den Beistand, auf welchen er sich bei einem Einfall in die Niederlande seitens der dortigen Städte und sonstigen Anhänger der neuen Lehre Hoffnung machen könne.

Die übrigen angegangenen Fürsten hatten aus verschiedenen Gründen unter Betheuerung ihrer Sympathien für die Sache der Niederlande sich dem Ersuchen gegenüber ablehnend verhalten. Sie hatten dabei auf Alba's Uebermacht und Feldherrngeschicklichkeit, auf die Gefahr, der sie sich aussetzten, da der Kaiser gegen den Prinzen von Oranien Mandate habe ergehen lassen, und auf die Geringfügigkeit ihrer Geldmittel und andere Verhältnisse hingewiesen.

Landgraf Wilhelm würde um Entschuldigungsgründe, wie die vorgedachten Fürsten sie vorgebracht, um so weniger verlegen gewesen sein, als die Gefahr, welche mit Leistung eines Vorschubs für den Prinzen in dieser Angelegenheit verbunden war, ihn vorzugsweise vor Andern treffen mußte. Es war offenkundig, daß Landgraf Wilhelm zu den nächsten Freunden Wilhelm's von Oranien gehörte. Daß zwischen ihnen seit dem Ausbruch der Unruhen in den Niederlanden ein lebhafter Briefwechsel bestand, mußte den Spaniern wohl bekannt sein, auch konnte ihnen nicht verborgen geblieben sein, daß sich der Landgraf zu dem flüchtigen und geächteten Prinzen nach Dillenburg begeben hatte, um den Sohn, der diesem geboren war, Moritz, über die Taufe zu heben. Wilhelm IV. hatte diesbezüglich bereits am 21. Januar 1568 an den Kurfürsten von Sachsen geschrieben, daß er die Reise gethan, um nicht den Anschein zu erwecken, als ob er seiner Freunde in deren Noth sich entäußere. Auch hatte sich Landgraf Wilhelm im Hinblick auf die gesammte Lage schon aus eigenem Antrieb an die deutschen evangelischen Fürsten unter dem 5. März und zwar zunächst an Kurfürst August von Sachsen gewendet, um zwischen ihnen ein Einverständniß anzubahnen, damit man sich nicht von den Ereignissen überraschen ließe und etwaigen Angriffen geeinigt entgegentreten könne. Es sollte zum Schutze des Land- und Religionsfriedens ein Heer von 10 000 Reitern mit dem entsprechenden Fußvolk aufgestellt und der Kaiser von dem Vorhaben unterrichtet werden, bei dem allerseits gegen Kaiser und Reich der schuldige Gehorsam zu bewahren war. Viele Fürsten stimmten dem hessischen Vorschlag zwar bei, doch hatte es bei wohlmeinenden Worten sein Bewenden.

Als nun der Prinz von Oranien sich an den Landgrafen wendete, glaubte auch dieser freilich, sich vorerst der Mitwirkung des Kurfürsten von Sachsen versichert halten zu müssen. Dies hielt er für nöthig, theils wegen der zwischen ihnen bestehenden Erbeinigung, theils aus Vorsorge, um den Kurfürsten bei etwa demnächst sich ereignenden Anfeindungen zum Mitverbündeten zu haben. Zunächst aber sandte der Landgraf noch vor Ankunft des Grafen Johannes Ende Juni 1568 seinen Marschall und Obersten von Rolshausen in Begleitung des kurpfälzischen Gesandten Dr. Ehem nach den Niederlanden, um über die Lage dieser Provinzen Erkundigungen einzuziehen. Beide berichteten im Ganzen günstig. England und die Condé'sche Partei in Frankreich seien nicht abgeneigt, Unterstützungen zu bewilligen. Graf Ludwig von Nassau, der nächstälteste Bruder Wilhelm's

von Oranien, belagere mit 9000 Mann Groeningen und werde sich wohl bald dieser Stadt bemächtigen, zumal das Landvolk in Friesland ihn unterstütze und die Kriegskosten zahle. Die Sympathien der Städte seien für Wilhelm von Oranien, jedoch hielte Alba, der fast alle Städte inne habe, sie durch seine Macht und die Furcht vor seinen Grausamkeiten zurück. Der Landgraf entschloß sich nun, sich an den Kurfürsten August zu wenden, um diesen zu einer Unterstützung zu veranlassen.

In zwei von ihm selbst verfaßten Instruktionsschreiben — von einem derselben hatte er die Reinschrift zu desto größerer Geheimhaltung eigenhändig angefertigt — machte er den Kurfürsten auf das Bedenkliche des Unternehmens sowohl als auf die Folgen der Nichtunterstützung aufmerksam. Auch äußerte er das Bedenken, daß für ihn, den Landgrafen, und seine Unterthanen es große Gefahr mit sich bringen werde, wenn er ohne Verbündete, namentlich ohne ihn, den Kurfürsten von Sachsen, den Prinzen von Oranien unterstütze.

Zum Ueberbringer des Schreibens bestimmte der Landgraf den Kammermeister Simon Bing, der bei dem Landgrafen Philipp schon in Gunst gestanden und auch dem Kurfürsten August vortheilhaft bekannt war. Bing, den Ausgang der Mission ahnend, machte anfangs den Versuch, sich derselben zu entziehen, der Landgraf nöthigte ihn aber dazu durch folgendes Schreiben:

„Lieber Simon!

Ihr seht, wie der ganzen Christenheit und sonderlich mir an diesem Werke gelegen. Dieweil ich denn die Geschicklichkeit und Erfahrung bei Euch weiß, daß Ihr Euch nicht gern laßt auf ein Eis führen und ex natu et facie homines erkennen könnt, und mir an dieser Sache so gar viel gelegen, so bitte ich Euch, Ihr wollet mir diese Reiß nicht abschlagen, sondern mit Fleiß und Lust verrichten, da ich ungern unter die Sonderlinge gerechnet und in einem gemeinen Werk mich absondere, noch ungerner aber auch allein und ohne Gesellschaft diese Gefahr und Mühe auf mich und meine armen Unterthanen legen wollte.“

Auf seiner Reise zum Kurfürsten wird Bing noch durch einen reitenden Boten ein Schreiben des Prinzen von Oranien, der von der Mission eiligst unterrichtet worden sein muß, nachgeschickt, worin dieser den Gesandten ebenfalls ersucht, auch in seinem Namen den Kurfürsten nochmals um eine Geldsteuer mit dem Bemerken anzugehen, daß Alba bereits im Anmarsch gegen seinen Bruder Ludwig sei und nur 8 bis 10 Fähnlein Knechte im Lande zurückgelassen habe, daß daher, wenn er, Oranien, durch die erbetene Hilfe in den Stand gesetzt werde, diese Gelegenheit zu benutzen und eilig in die Niederlande einzurücken, das Beste von dem Unternehmen erwartet werden dürfe.

(Schluß folgt.)



Amelia Elisabeth,

Landgräfin zu Hessen, geborene Gräfin zu Hanau.

Vortrag, gehalten zur Feier des fünfzigjährigen Jubiläums des Hanauer Geschichtsvereins und der sechzigsten Jahresversammlung des Hessischen Geschichtsvereins zu Hanau am 28. August 1894

von

Dr. Otto Brandt.

(Schluß.)

Es ist der Religionspunkt, an dem die Verhandlungen auch jetzt wieder scheitern. Der Kaiser, zürnend und fast eifernd, daß das kleine, nahezu erdrückte Hessen-Kassel in dieser wichtigsten Frage mehr fordert, als jene andere Fürsten gethan, ist zur Annahme des Religionspunktes nicht zu bewegen, Amelia, in wohl bewundernswerthem Muth, hält ihn standhaft fest, unbeirrt durch die Bitten ihrer Stände und die Mahnungen selbst aus ihrer nächsten Umgebung. Sie hat inzwischen ihren Wohnsitz in das eroberte Dorsten in Westfalen verlegt, von wo sie später nach Lippstadt übersiedelt. Wohl in sicherer Voraussicht der ablehnenden Schlußerklärung des Kaisers, die allerdings erst einige Wochen danach erfolgte, schließt sie nunmehr, im Herbst 1639, ein neues Bündniß mit Frankreich und Schweden und um dieselbe Zeit mit dem Hause Braunschweig, geheim zunächst und ohne die Verhandlungen mit dem Kaiser sofort abzubrechen. Es ist ihr

daraus später der Vorwurf der Untreue gemacht, ihr Verfahren ist von den Kaiserlichen als ein „Schimpf auf Teutschen Glauben, Trew und Redlichkeit" bezeichnet worden; wir bedenken ihre gefährdete Lage und dürfen darauf hinweisen, daß die Gegner, die jenen Stein auf sie warfen, ganz nach den Umständen nicht anders zu handeln pflegten. Die Entscheidung lautete von Neuem auf Krieg. Zu Anfang 1640 kann Amelia endlich, nach fast dreijähriger Abwesenheit, in ihre Hauptstadt Kassel zurückkehren; dort bringt sie nun erst den Leichnam ihres Gemahls, der vorher in der Hauptkirche zu Groeningen vorläufig beigesetzt worden war, zur feierlichen Bestattung. Kurz danach stoßen ihre Truppen zum schwedischen Heer, das unter Baner bei Erfurt steht. Doch ihr beharrlicher Wille kostet Amelia jetzt ihren trefflichen Feldherrn Melander, der bald ihr Gegner werden sollte; unzufrieden über Amelia's erneute Verbündung mit den fremden Mächten, die er widerrathen hat, verläßt Melander den hessischen Dienst.

Es folgen die letzten militärischen Züge des großen Krieges, an deren für die Sache des Protestantismus günstigen Erfolgen nun das kleine Hessen-Kassel als dritte kriegführende Macht neben Schweden und Frankreich nicht geringen Antheil hat. Torstenson, dieser größte unter den Nachfolgern Gustav Adolph's, erficht seine glänzenden Siege über die Kaiserlichen und dringt zweimal bis in's Herz der kaiserlichen Lande, in die Nähe von Wien, vor. Die Franzosen unter Guébriant und Rantzau, dann Turenne und Condé kämpfen mit wechselndem Glück im südwestlichen Deutschland. Die hessischen Truppen sind bald mit den Schweden, bald mit den Franzosen vereinigt, bald kämpfen sie für sich allein im Westfälischen, von wo aus sie ihre Eroberungen zeitweise bis an und über den Niederrhein ausdehnen. Doch auch zum Schutz des eigenen Landes müssen sie die Waffen führen, das noch wiederholt und bis in's letzte Kriegsjahr hinein von feindlichen Heeren überzogen wird. Und die Landgräfin, die Leitung ihrer gesammten Staatsangelegenheiten jetzt fest in der Hand haltend, überwacht in eigner Person die Kriegführung im Großen, ja sie leitet oft, von ihren Offizieren berathen, von ihrem Kabinet in Kassel aus die Unternehmungen und Pläne der Ihrigen bis in's Einzelne hinein.

Aber neben den großen Interessen, die im Kampf mit dem Kaiser auf dem Spiel stehen, muß, ehe Hessen zum Frieden gelangen kann, noch eine Sonderangelegenheit zum Austrag kommen. Amelia Elisabeth hatte jenen Stachel der Härte und Unbilligkeit schon lange empfunden, den der Darmstädtische Hauptakkord für Hessen-Kassel enthielt. Zwar war sie dennoch geneigt gewesen, für den Fall eines günstigen Abschlusses jener durch Kurmainz vermittelten Verhandlungen mit dem Kaiser den Hauptakkord auch ihrerseits anzuerkennen, und hatte schon einen dahingehenden Eventualvergleich mit Landgraf Georg genehmigt; mit dem Scheitern jener Verhandlungen aber war auch dieser Vergleich wieder hinfällig geworden. Schon auf dem Reichstag zu Regensburg von 1640, der die späteren Friedensverhandlungen vorbereitete, stellt daher Amelia neben ihre bisherigen Forderungen die einer billigen Wiederherstellung im Marburger Erbschaftsstreit. Die rechtlichen Grundlagen ihrer Anfechtung des Vertrages sind freilich, obwohl von einer Anzahl befragter Juristenfakultäten gutgeheißen, wohl schwach, und man kann sich des Eindrucks nicht erwehren, daß die kluge Frau ihre Unzulänglichkeit durchschaut haben müsse und hier mit Gründen focht, deren Unwerth sie erkannte. Aber formales Recht, das mit der Billigkeit im Widerspruch steht, hat gerade der Frau gegenüber meist schweren Stand. Und das einmal aufgestellte Ziel verfolgt die Landgräfin mit gewohnter Unbeugsamkeit. Die unerwartete Forderung wird von Darmstadt mit Entrüstung zurückgewiesen; ein heftiger Federkrieg entspinnt sich. Da läßt Amelia im Herbst 1645 durch ihren aus dem bayerischen Feldzug heimkehrenden Generalmajor Geise Marburg zur Einnahme einer Besatzung zwingen. Nur die Stadt ist zunächst in ihrer Hand. Aber zu Anfang 1646 rückt Geise von Neuem vor und nöthigt den Befehlshaber der Darmstädtischen Besatzung des Schlosses, den greisen Oberstlieutenant Willich, durch eine mehrtägige Beschießung zur Kapitulation; mit klingendem Spiel, vom Feinde geehrt, zieht Willich ab, um gleich darauf in Gießen, auf Befehl seines erbitterten Fürsten prozessirt und kriegsrechtlich verurtheilt, sein Haupt auf den Henkerblock zu legen. Jetzt greift auch Landgraf Georg zur Gegenwehr, und der zweijährige Hessenkrieg, dieses Nebenspiel des noch fortdauernden großen Kampfes, nimmt seinen Anfang. Die Erfolge wechseln auf beiden Seiten. Aber Georg gelingt es nicht, Marburg wieder zu gewinnen; auch die Hilfe Melander's, der, erst in kurkölnischen, dann in Diensten des Kaisers, seiner früheren Kriegsherrin nun feindlich entgegentritt, ist ohne Erfolg. Zwar die Stadt ist, Herbst 1647, genommen. Aber der berühmte Kanonenschuß, den der Kasselische Oberst Stauf vom Schloß herab in das Haus am Grün schickt, zu der Stunde, wo er erfahren hat, daß der feindliche Befehlshaber

seine Offiziere dort zum Mahl versammele, erwirkt, im Verein mit anderen günstigen Umständen, die Befreiung. Melander, durch die unfreundliche eiserne Tafelspende selbst verwundet, hebt die Belagerung auf. Und Landgraf Georg, der auch feste Mann, giebt nach. Verhandlungen werden wieder angeknüpft, deren Schwerpunkt bezeichnender Weise jetzt in Kassel liegt. Dort wird im Frühjahr 1648 unter Vernichtung der Urkunde über den Hauptakkord der hessische Einigkeitsvertrag geschlossen, der nun den fast fünfzigjährigen Streit endgiltig beilegt. Hessen-Kassel erhält den vierten Theil von Oberhessen mit der Hauptstadt Marburg, die Grafschaft Katzenelnbogen und die Herrschaft Schmalkalden zurück.

Aber auch die Gegner im Großen, der Kaiser und der bayerische Kurfürst, sind des Kampfes, der sich immer mehr zu ihrem Nachtheil wendet, müde. Seit 1643 wird in Osnabrück mit Schweden, seit 1644 in Münster mit Frankreich, an beiden Orten zugleich zwischen dem Kaiser und den Reichsständen über den Frieden verhandelt. Die Landgräfin erhebt ihre alten Forderungen. Am 24. Oktober 1648 werden endlich die heiß ersehnten Verträge unterzeichnet. Amelia Elisabeth hat nicht alles erreicht, was sie verlangte. Die westfälischen Eroberungen muß sie, auf den Widerspruch Frankreichs, ihres eignen Verbündeten, aus der Hand geben und ebenso das ganze Fuldische Land und die mitten im Hessischen gelegenen Mainzischen Aemter Fritzlar, Naumburg, Neustadt und Amöneburg, die ebenfalls während des Krieges eingenommen worden waren; statt der geforderten territorialen erhält sie nur eine Baarentschädigung für Kriegskosten und Schäden im Betrag von 600000 Thalern, immerhin zugleich ein Ehrenerfolg für die Erbin des geächteten Friedbrechers. Aber der hessische Einigkeitsvertrag wird bestätigt, das Stift Hersfeld muß der Kaiser ihr lassen und dem Hause Hessen-Kassel als erbliches Fürstenthum übertragen. Und neben der Bestätigung der schaumburgischen Erbschaft, die während des Krieges für Kassel sich eröffnet hatte, erlangt Amelia Elisabeth, nun im Verein mit ihren reformirten Mitständen, Kurbrandenburg an der Spitze, die vielumstrittene Krönung ihres Werkes, die reichsrechtliche Gleichberechtigung der reformirten mit den beiden anderen Konfessionen.

Doch noch einen anderen Erfolg hat Amelia inzwischen erreicht, der uns noch einmal nach Hanau zurückführt. Dort war Graf Philipp Moritz im Jahr 1638, sein minderjähriger Sohn Philipp Ludwig III. 1641 gestorben, das Land ging über auf den Vetter Johann Ernst aus der Schwarzenfelser Nebenlinie. Aber auch er stirbt Anfang 1642, nur wenige Wochen nach seinem Regierungsantritt. Mit ihm ist das Hanau-Münzenbergische Haus im Mannesstamme erloschen. Der junge Friedrich Kasimir von Lichtenberg, vor Kurzem dort zur Regierung gelangt, ist zur Nachfolge berufen. Aber sein Recht wird ihm heftig bestritten. Kurmainz, das das bisher Lichtenbergische Amt Babenhausen schon eingenommen hatte, besetzt das Gericht Lohrhaupten, Würzburg nimmt Schwarzenfels, der Abt von Fulda Steinau, Kursachsen, gestützt auf die von den beiden Kaisern Ferdinand ihm zugesagte Anwartschaft, beansprucht die erledigten Reichslehen: das Land scheint der Zerstückelung verfallen. Da greift die hessische Landgräfin ein und erhält zum zweiten Male ihr Heimathland ihrem Hause. Den Abt von Fulda zwingt sie mit den Waffen. Die übrigen Gegner bestimmt sie, gestützt auf das eigne Ansehen, das sie sich schon erworben hat, und die Waffen ihrer Verbündeten, durch Verhandlungen und geringfügige Zugeständnisse zum Nachgeben. Friedrich Kasimir nimmt das Land in Besitz. Zum Dank aber für die jetzige und die im Jahr 1636 geleistete Hilfe, sowie zur Entschädigung wegen der Kriegskosten und jener furchtbaren Schäden, welche die Entsetzung Hanaus für das Land Hessen-Kassel nach sich gezogen hatte, schließt er 1643 mit Amelia den Hessen-Hanauischen Erbvertrag, durch den für den Fall, daß auch das Lichtenbergische Haus erlösche, dem Hause Kassel die Nachfolge in die Münzenbergische Hälfte der nun vereinigten Hanauer Lande zugesichert wird. Genau hundert Jahre nach der Entsetzung Hanaus, im Jahr 1736, stirbt mit Johann Reinhard III. der letzte Hanauische Graf, und das Münzenbergische Hanau geht auf Hessen-Kassel über.

Amelia Elisabeth stand auf der Höhe ihrer Erfolge. Sie hatte wohl Großes erreicht. „Wenn Gott es will, werd' ich aus meiner Niedrigkeit mich noch erheben", der Wahlspruch ihres in seiner tiefsten Erniedrigung aus dem Leben geschiedenen Gemahls, war für sie zur Realität geworden. Aber nicht nur in Politik und Kriegswesen hatte sie sich um ihr Land verdient gemacht. Noch während des Krieges, von Beginn der 1640er Jahre an, hatte sie zugleich der inneren Wiederherstellung ihres Staatswesens und der Hebung der Landeswohlfahrt, insbesondere dem Wiederanbau des verwüsteten Landes ihre Fürsorge und Kraft gewidmet und den Erfolg gehabt, daß sie noch während der Kriegsjahre ohne Bedrückung des Landes einen Theil der

aufgewachsenen großen Schulden hatte tilgen können und daß auch sonst schon von jener Zeit ab trotz noch wiederholter Kriegsheimsuchungen ihr Land sich wenigstens in den Anfängen einer besseren Zukunft befand.

Die Landgräfin war erst sechsundvierzig Jahre alt, als der westfälische Friede zum Abschluß kam. Man hätte erwarten dürfen, daß sie noch lange Jahre der Früchte des Friedens sich würde erfreuen können. Aber auch Amelia erlag dem Geschick ihres Hauses. Auch sie war von Jugend auf von schwacher Gesundheit; seit ihrer Verheirathung kränkelte sie; ihr schwerer Lebensgang hatte ihre Kräfte aufgezehrt. Im Herbst 1650 legt sie in feierlicher Versammlung der Stände im Schloß zu Kassel die Regierung in die Hände ihres nun großjährigen Sohnes, Wilhelm's VI., nieder. Im Frühjahr 1651 begiebt sie sich nach Heidelberg zu ihrer Tochter Charlotte, die sie ihrem pfälzischen Neffen Karl Ludwig vermählt hatte, dem Sohn des geächteten Friedrich V., der in die geschmälerten Länder seines Vaters und die Kurwürde wieder eingesetzt worden war. Sie will von dort aus die Bäder in Ems aufsuchen, die ihr schon früher Linderung gebracht hatten. Aber ihre Leiden steigern sich. Nach längerem Krankenlager und schmerzhaften, mit gewohnter Kraft ertragenen Operationen ist sie soweit hergestellt, um zu Schiff den Neckar hinunter, den Main herauf und von Höchst aus im Tragsessel nach Kassel zurückverbracht zu werden. Dort schließt sie am 8. August 1651 ihr großes, ruhmwürdiges Leben.

Ich bin am Schlusse meiner Ausführungen. Aber ich bin mir bewußt, einer im Eingang meines Vortrages gegebenen Zusage nicht hinreichend gerecht geworden zu sein. Was ich Ihnen vorgeführt habe, waren an erster Stelle die gewaltigen Ereignisse der Zeit, in der Beschränkung freilich, die durch meine Aufgabe geboten war. Aus ihnen heraus trat dann vor unser Auge die Person der großen Amelia Elisabeth, wie sie der Geschichte angehört. Nur wenige Lichtblicke dagegen fielen auf die rein menschlichen Züge ihres Charakters. Ich hätte Ihnen wohl noch näher, soweit auch darüber uns Nachrichten erhalten sind, schildern sollen das schöne häusliche Leben der liebevollen Gattin und Mutter mit seinen Freuden und freilich auch schweren Kümmernissen, denn von vierzehn Kindern, die ihr geschenkt wurden, wuchsen vier nur heran; ich hätte ihr warmes, sicheres Gottvertrauen hervorheben sollen, mit dem oft sie allein ihre zagende Umgebung aufrecht erhielt; es hätte betont werden müssen die bezaubernde und dabei echte, weil von Herzen kommende Liebenswürdigkeit, mit der Amelia alle, die mit ihr in Berührung kamen, für sich gewann, und in welcher ohne Zweifel insbesondere die fast wunderbaren diplomatischen Erfolge dieser Frau zu nicht geringem Theil ihre Erklärung finden; und unerwähnt darf schließlich nicht bleiben die schlichte und doch vornehme Herzlichkeit, in der die Fürstin mit den ihr befreundeten Personen geringeren Standes zu verkehren pflegte, wie sie ihrem treuen Diener Oberstlieutenant May für seine großen und kleinen Dienste so freundlich dankt, wie sie nicht Worte, und herzliche Worte genug finden kann, um ihrer Freundin, der lieben Fraw Oberstin Wiedtmärkerin zu Vacha, ihren Dank zu sagen für deren guten Wünsche bei Familienereignissen und ihre kleinen Präsente, von indianischen Hühnern und anderen dergleichen Dingen. Doch ich muß mich auf diese wenigen Andeutungen beschränken. Wenn aber Sie, meine geehrten Anwesenden, die Güte haben wollen, mit diesen wenigen Andeutungen das Bild, das ich Ihnen vorführen mußte, zu ergänzen, seine ernsten und strengen Linien durch die milden und zarten Züge zu erwärmen, die auch der starken Frauenseele wohl nicht fehlen, dann werden, so hoffe ich, doch auch Sie zum Schluß noch mit mir sagen können: Sie war eine große und gute deutsche Frau, unsere Amelia Elisabeth!



Auferstehen.

Herr Gott, ist's einstens aus mit mir,
So hab' ich noch die Bitte Dir
Aus Waidmannsherzen vorzutragen:
Send' mir in meinen engen Raum
Dann einen Traum, dann einen Traum.
Vom Wald beim ersten Drosselschlagen.

Denn schnitt gar oft mir auch in's Herz
Die scharfe Pflugschar, die der Schmerz
An's Streben meiner Seele setzte,
So war vergessen doch das Leid,
Wenn zwischen Lenz und Winterzeit
Im Wald der Thau die Spitzen netzte.

Dann sah ich droben von den Höhn
Die Auferstehung beim Getön
Von Drossel-Psalmen in der Runde,
Und schöner sah ich nie die Welt,
Als wenn sie selbst zum Himmelszelt
Hintrug die Auferstehungskunde.

Wächtersbach. Carl Preser.

Erzählungen der drei Männer im Backofen.

Mitgetheilt von Wilhelm Bennecke.

(Schluß.)

„Nun geschah es zu jener Zeit," fuhr der Sohn Wildenberg's fort, der mir indessen wahrscheinlich Mittheilungen gemacht hatte, die mit jenen nächtlichen Vorgängen in gar keinem Zusammenhang standen, denn diese waren mir schon lange durch eine handschriftliche Ueberlieferung bekannt, „nun geschah es zu jener Zeit, daß der hochberühmte Kapellmeister Spohr meinem Vater die Partien des ‚Papageno' und des ‚Leporello' in den Werken des unsterblichen Wolfgang Amadeus, in welchen er, wie Sie ja aus eigner Anschauung wissen, ganz und gar aufgegangen war, abholen ließ und dieselben dem Franz Hauser zutheilte. Dies machte meinen Vater rabbiat, obwohl ihm seine besten Freunde erklärten, daß Hauser als Sänger einen größeren Anspruch auf diese Partien habe, als er in seiner Haupteigenschaft als Komiker. Alles Zureden half jedoch nichts. Er konnte die tödtliche Beleidigung, die Spohr, wie er behauptete, seinem Künstlerstolz zugefügt hatte, nicht vergessen, und das Entsetzliche griff Platz. Sowie er Spohr erblickte, schwoll ihm die Galle, voll Unmuth und Grimm ging er dann herum und versicherte es Jedem, der es hören wollte: ‚Den habe ich im Magen!' Dies war zu einer stehendeu Redensart bei ihm geworden, zu welcher die Einen nickten, die Andern lachten, aber er blieb dabei, und zuletzt bildete er sich wirklich ein, er habe Spohr verschluckt, und dieser lasse ihm keine Ruhe mehr. Es war eine fixe Idee, die ihn Tag und Nacht auf das Fürchterlichste peinigte und marterte, denn Spohr war ein Riese, und ihn im Leibe zu haben, keine Kleinigkeit. Infolgedessen trat Gedächtnißschwäche bei ihm ein, denn seine Idee nahm ihn ganz und gar in Besitz, er konnte seine Rollen nicht mehr lernen, kam unsicher auf die Proben und erregte ärgerliche Störungen. Daß er aber bereits wahnsinnig war, vermuthete niemand, nur wir zu Hause wußten um das Elend. Endlich aber trat es auf der Bühne ungeschminkt, in scheußlicher Wirklichkeit hervor. Mitten in einer Szene, wo er sonst zum fröhlichsten Gelächter hingerissen hatte, stand er plötzlich da mit starrem Blicke und offenem Munde und konnte nur noch lallend hervorbringen: ‚Hm? was? Hm? was?', bis er unter den verzerrtesten Grimassen abgeführt wurde. Schrecken und Staunen hatte während dieses überraschenden Auftritts im Publikum geherrscht, die Damen bogen die Köpfe zurück und hielten sich die Hände vor die Augen, um nicht in das Gesicht sehen zu müssen, aus welchem der Wahnsinn glotzte. Einige schrieen laut auf und fielen in Ohnmacht, unter ihnen auch die Frau Generaldirektorin, deren Gatte den armen Geisteskranken erst vor wenigen Tagen wegen seiner Gedächtnißschwäche mit einigen dreißig Thalern in Strafe genommen hatte. Seit jenem Abend war sein Leiden offenbar geworden, und es geschah alles zu seiner Beruhigung, aber keine Macht der Welt konnte ihm den Glauben nehmen, er habe den Louis Spohr leibhaftig im Magen. Unter diesen Umständen bekam er den Abschied und aus besonderer Gnade, da er Jahre lang ein Liebling des Publikums gewesen war, zur Benefizvorstellung ‚Die sieben Mädchen in Uniform', worin er als letzte Rolle den ‚Sansquartier' gab, mit welchem er so oft zur Erheiterung, zur Belustigung der Zuschauer beigetragen und dafür den reichsten Beifall empfangen hatte. Es ist wohl eine Seltenheit zu nennen, daß ein von veritabelem Wahnsinn befallener Schauspieler, bevor er in das Irrenhaus wandert, noch in seinem Benefiz spielt, um sich in aller Form von dem hochgeneigten Publikum zu verabschieden . . . ."

Der Sohn Wildenberg's schwieg.

„Und kam Ihr Vater sofort in eine Krankenanstalt?" fragte ich.

„Nein," erwiderte er, „wir wanderten erst noch eine Weile umher, dann ging es nicht anders . . ., in Hameln kam er in's Irrenhaus. . . Er starb dort erst nach einigen Jahren. . . Aber nun den letzten Schluck, und dann die Anzeige entworfen von meinem Eintreffen allhier, und daß ich den ‚Sansquartier' spielen will, dieselbe Rolle, welche mein Vater u. s. w. u. s. w. Das wird, das muß Effekt machen! Ihrer Hilfe kann ich doch wohl versichert sein?"

Die Vorstellung war zu Ende, die Zuschauer strömten in's Freie, und der Theaterkonditor machte Miene, das Zimmer zu schließen. Wir gingen hinaus, und ich hatte Mühe, von meinem neuen Bekannten loszukommen. Die nächsten Tage suchte ich in den Zeitungen nach der von ihm in Aussicht gestellten originellen Anzeige, fand aber nichts Derartiges vor."

Der Musiker machte eine Pause

„Haben Sie den Mann mit dem rothen Halstuch denn nicht wieder gesehen?" fragte der eigensinnige Herr.

„Vierzehn Jahre später", fuhr der Musiker fort, „wurde hier am Geburtstage Spohr's das Denkmal desselben auf dem Opernplatz enthüllt. Einige Wochen darauf stand ich wieder einmal auf der zu dem Theater führenden Treppe und blickte in der Runde umher. Ha, was für eine Gestalt tauchte da vor mir auf? War das nicht dieselbe Erscheinung wie damals? Ja, ja es war der Mann mit dem rothen Halstuch und dem grünen, strapazirten Rock, es war mein Klempnergeselle, es war der Sohn Wildenberg's, der wie aus einer Laterna magica hingezaubert plötzlich vor mir erschien. Ich schritt auf ihn zu und redete ihn an. Merkwürdiger Weise erkannte auch er mich sofort wieder. Auf die Frage, wie es ihm seither ergangen, gab er eine ganz verworrene Antwort, sodaß ich annehmen mußte, daß sein geistiges Räderwerk, ähnlich wie dasjenige seines unglücklichen Vaters, völlig in Unordnung gerathen sei, wovon ich einige Spuren schon bei unserer ersten Begegnung glaubte entdeckt zu haben. Während er mir seine konfuse Erzählung machte, wie er die Zeit über durch aller Herren Länder gestreift und gerade am Tage der Enthüllung des Spohrdenkmals hier angekommen sei, umkreiste er dasselbe in heftiger Unruhe und nannte mehrfach ganz ohne Zusammenhang den Namen des berühmten Komponisten. Als ich nach geraumer Zeit am Gnadengäßchen von ihm Abschied nahm, hatte ich die traurige Ueberzeugung erhalten, daß er an derselben fixen Idee litt, wie sein Vater, nur mit dem Unterschiede, daß er glaubte, nicht den leibhaftigen Spohr, sondern sein Abbild auf dem Opernplatz verschluckt zu haben. Seitdem ist mir der Unglückliche nicht wieder vor die Augen gekommen." —

Die im Backofen befindliche Uhr schlug halb zwölf, die drei Männer tranken ihre Gläser aus und gingen. Länger blieben sie nie zusammen.



Augustnacht auf dem Lande.

Herbei, herbei, ihr Burschen all',
Ihr jungen Mädchen hold,
Sternschnuppen fallen ohne Zahl,
Nun wünscht euch, was ihr wollt!

Wünscht euch der Liebe Seligkeit,
Wohlleben, Glück und Geld — — —
Flugs, sputet euch, noch ist es Zeit,
Bevor die letzte fällt! . . .

Ihr zweifelt d'ran, dieweil's August?
So fragt doch einmal **den**,
Der schon Sternschnuppen-Wünsche just
Sah in Erfüllung geh'n. —

Was schaut ihr euch noch lange an
Ungläubigen Gesichts?
Natürlich, wer nicht **glauben** kann,
Dem hilft das Wünschen nichts.

Und wer gar hoffen will und liebt,
Der merke das sich fein,
Daß es auch Stern' am Himmel giebt,
Baßgeigen nicht allein.

Hu — —! Eben fällt ein ganzes Heer —
Sappa, was muß ich seh'n?
Fand meine Mahnung **doch** Gehör?
Wie sich die Augen dreh'n!

Die Hand auf's Herz, wer glauben kann,
Ja, wünscht euch das und dies,
Die Anne-Marth' den Paul zum Mann,
Der Fritz zur Frau die Lies'.

Der Peter wünscht sich Vieh und Feld,
Der Hannes das und mehr,
Tobias nur „bescheiden" — Geld
Als Zukunfts-Millionär.

's wird alles, alles euch bescheert,
Habt nur etwas Geduld. —
— — Doch wenn euch 'was nicht widerfährt,
Ich habe keine Schuld.

Und nun geht schlafen, neigt das Haupt
Im Traum vor eurem „Glück".
— Nur fürcht' ich, daß ihr nicht geglaubt
Im rechten Augenblick.

J. C. G. Kreiß.



Aus alter und neuer Zeit.

Verordnungen des Landgrafen Karl gegen die Höhe der Gerichtskosten. Wie aus mehreren Verordnungen in der Sammlung hessischer Landesordnungen, u. a. vom 26. September 1718, vom 9. November 1720 und vom Oktober 1722 (III. S. 802, 847 bezw. 887) bekannt ist, gehörte es zu den größten Verdiensten Landgraf Karl's um seine Unterthanen, daß er eifrig bemüht war, diesen möglichst beschleunigtes Gerichtsverfahren und billige und gerechte Rechtspflege zu sichern.

Im Zusammenhang mit diesen Verordnungen verdient eine bislang ungedruckte (in der Ständischen Landesbibliothek zu Kassel aufbewahrte), aus Kassel vom 12. Oktober 1722 datirte Verordnung des Landgrafen der Oeffentlichkeit zugänglich zu werden, an der Hand deren der Landgraf die Kasseler Regierung aufforderte, zu „überlegen und Vorschläge zu thun, wie die peinlichen Processe und deren Kosten zu moderiren". Sie lautet folgendermaßen:

„Nachdem Wir in Erfahrung gebracht, daß an vielen Orten unserer Lande einestheils mit Erkennung des peinlichen Processus oft zu facil verfahren, anderntheils aber auch die darauf gehende Kosten, welche sowohl das peinliche Gericht als auch der Amtsankläger und Vertheidiger nachgehends praetendiren, insgemein die Geldstrafe selbsten, worin die Condemnation geschiehet, weit übersteigen, und obgleich solche Expensen alzu excessive oder auch nur obenhin specificiret, dennoch ohne einige vorgängige Moderation von denen Delinquenten beygetrieben zu werden pflegen, und aber ein solches zur merckliчен Betruckung unserer Unterthanen gereichet, weswegen wir denn zwar in anno 1720 bereits eine Verordnung, soviel erfagte Moderation betrifft, gnädigst ergehen laßen, worin jedoch aber unserer mit der peinlichen Gerichtsbarkeit belehnten Vasallen nicht gedacht, mithin ratione dieser Richter und Iustitiarien erwehnte vorige Verordnung bis dahero unserer Gnädigsten Intention noch nicht zur Würcklichkeit gebracht worden; als befehlen wir Unserer hiesigen nachgesetzten Regierung Gnädigst wohl zu überlegen, folglich uns unterthänigst ohnmasgebige Vorschläge zu thun, welcher Gestalt 1. durchgehends in Unseren Landen die Gerichtskosten in peinlichen Sachen auf einen gleichförmigen sicheren und zugleich leidlichen Fues zu setzen, zumahl in der Accidentalordnung nicht alle peinlichen Handlungen und was an Gerichtsgebühren davon abzutragen specifice ausgedrucket; sodann 2tens ob und welcher Gestalt die insgemein langjährigen peinliche Processus zu abbreviiren; nichtweniger 3tens durch eine Generalverordnung allen denen, welche die Peinlichkeit zu exerciren haben, es seyen dieselben, wer sie wollen, niemand ausbeschieden, zu intimiren, daß selbige vor Anfang des peinlichen Processus den Inquisitionsacta zu unser hiesigen Regierung, damit diese, ob die Sache zur Criminalitaet qualificiret examiniren könne, einsenden; ingleichen 4tens durchgehends ohne Ausnahme alle peinliche Richter nicht nur die Urtheile ad con- vel reformandam, sondern daneben auch finito processu eine Specification derer sämmtlichen peinlichen Gerichtskosten mit dem Endurtheil ad moderandum jedesmahlen punctatim einschicken müsse; sodann unserer darüber dem Befinden nach ferner zu ertheilenden Gnädigsten Resolution unterthänigst zu gewärtigen."

Der Fuldaer Landsturm 1817. Im Jahre 1813 wurde im Gebiete des bisherigen Großherzogthums Frankfurt ein Landwehr-Regiment gebildet, das größtentheils aus Männern von 30 bis 40 Jahren bestand. Die Bataillone hatten ihre Standquartiere in Hanau, Aschaffenburg und Fulda. Sie wurden von ausgedienten Soldaten, die man zu Unteroffizieren machte, einexerzirt.

Nachdem Fulda 1816 dem Kurfürstenthum Hessen einverleibt worden war, wurde das dortige Landwehrbataillon dem Landsturm zugetheilt und erhielt die hessische Dienstkleidung. Der als kurfürstlicher Oberlandforstmeister in Kassel verstorbene Landforstmeister Hartig in Fulda war Inspekteur des Fuldaer Landsturms. In unserem Besitz befindet sich die Abschrift eines Erlasses des Generalkriegskollegiums zu Kassel an Hartig, die Kleidung des Landsturms betreffend, welche wir nachstehend wortgetreu mittheilen:

„An den Herrn Inspecteur des Landsturms im Großherzogthum Fulda.

Auf Ihre beim General Adjutanten, General-Major v. Thümmel unterm 2. d. gethane und von diesem anher abgegebene Anfrage, machen wir Ihnen bekannt, daß auf allerhöchsten Befehl, die Uniform für die Officiers beim Landsturm aus einem dunkelblauen Rock mit schwarzem Kragen und Aufschlägen, nebst einer Reihe weißer Knöpfe mit dem Wappen des Großherzogthums und weißer Weste und Unterkleider (!) bestehen soll, jedoch einem jeden Officier die Anschaffung der Uniform überlassen bleibt, bemerken übrigens,

daß das Portépée für Officiers hellblau mit Silberquaste besteht (!), jedoch die vorher im Militair gedienten Officiere berechtigt sind, Portépée von der Armee zu tragen. In Ansehung der Besetzung der beiden erledigten Obersten-Stellen haben wir Ihnen (!) allerhöchsten Orts zur Genehmigung eingesandt.

Cassel 1817. 29. April.

K. H. General-Kriegs-Collegium
1tes Depart.
von Urff. Engelhardt."

Zusätze:

Der Schnitt der Uniform ist mit dem des regulairen Militairs gleich. Das Unterfutter ist roth, die Aufschläge und die vordere Kante, sowie die Sackbatten sind mit roth basbollirt (!). Feldobristen haben Kragen und Aufschläge in Sammt und die Hut Cordons und Portépée (!) silbern mit roth und Crepinen wie die Officiere des regulären Militairs und Federbüsche. Feldhauptleute haben Kragen und Aufschläge in schwarzem Tuch und die Hut Cordons*) und Portépée und Bouillons**) ohne Crépinen***).

Schnitt vom Hut und Hutschleife ist wie bei dem regulairen Militair und letztere ist von Silber. Degen mit dem regulairen Militair gleich.

Der Inspecteur des Landsturms
vom Großherzogthum Fulda
Hartig.

Frankfurt. J. S.

*) Litzen, Schnur.
**) Raupen an Kleidern.
***) Borten, Fransen.

Aus Heimath und Fremde.

Ausflug des Geschichtsvereins. Am Nachmittag des 10. September unternahm der Verein für hessische Geschichte und Landeskunde zu Kassel unter Führung seines ersten Vorsitzenden, Bibliothekar an der Landesbibliothek Dr. Hugo Brunner, von der Haltestelle Oberzwehren der Main-Weserbahn aus seinen diesjährigen Herbstausflug nach Nordshausen und dem Baunsberg. Auf dem Kirchhofe zu Nordshausen, an der alten, schönen Klosterkirche, welche unter Führung des Ortsgeistlichen, Pfarrer Dietrich, einer sorgfältigen Besichtigung unterzogen wurde — eine genaue Beschreibung derselben findet sich in Dehn-Rothfelser und Lotz: „Baudenkmäler im Regierungsbezirk Kassel" —, hielt Landgerichtssekretär Neuber, der bei unsern Lesern durch mehrere gediegene geschichtliche Aufsätze im „Hessenland" bestens eingeführt ist, einen recht belehrenden Vortrag über die Geschichte des dortigen vormaligen Benediktinernonnenklosters, für welchen er seitens der zahlreichen Zuhörer lebhaften Beifall erntete. Die Kasseler Tageszeitungen gaben dessen Inhalt in sehr eingehender Weise wieder. Zum Schluß seiner fesselnden Ausführungen kam Redner auf den nunmehr längst versiegten „Nordshauser Gesundbrunnen" zu sprechen, über dessen Geschichte unser geschätzter Mitarbeiter A. Fey in Nr. 17 des vorigen Jahrganges vom „Hessenland" erschöpfend berichtet hat. Von Nordshausen aus begaben sich die Anwesenden in froher Wanderung in den Garten des schön gelegenen Keim'schen Gasthauses am Baunsberge, wo noch mehrere Stunden in fröhlicher Unterhaltung verbracht wurden, nachdem dem irdischen Menschen aus Küche und Keller des trefflichen Wirthes die gebührende Erquickung zu Theil geworden war. Launige und ernste Trinksprüche trugen dazu bei, die Stimmung zu heben und das Gefühl der Zusammengehörigkeit, welches die Mitglieder des Vereins von jeher verbindet, zu kräftigen. Jedenfalls hat auch dieser besuchte Ausflug wieder dazu beigetragen, dem Verein neue Freunde und Mitglieder zu gewinnen und das Interesse an dessen Bestrebungen in immer weitere Kreise zu tragen. Wünschen wir auch den im nächsten Monat beginnenden Wintersitzungen des Vereins gleich rege Betheiligung, wie sie die Ausflüge dieses Jahres aufzuweisen hatten.

Friedrich Albert Lange. Das hübsche Lied, welches das heutige Heft einleitet, ist nebst zwei anderen in anmuthender Weise von A. Bodenstein in Musik gesetzt und herausgegeben unter dem Titel: „Drei Gedichte von Friedrich Albert Lange für eine Singstimme mit Begleitung des Pianoforte komponirt" (Bremen, Präger & Meier. Preis Mark 1,50). Gewiß kommt es nicht alle Tage vor, daß Werke eines Philosophen von einem Amtsrichter komponirt werden. Hier liegt dieser Fall vor. Denn der Dichter ist kein anderer als der in Marburg 1875 allzu früh gestorbene vortreffliche Professor F. A. Lange, und der Komponist funktionirt

als wohlbestallter Amtsrichter und Dr. jur. im ehedem hessischen Bassum. Die schönen Lieder sind der Biographie des Philosophen von O. A. Ellissen entnommen, und wir machen bei dieser Gelegenheit darauf aufmerksam, daß sowohl von dieser als von Lange's klassischer „Geschichte des Materialismus" kürzlich wohlfeile Ausgaben erschienen sind.

Gedenktafel. Am 29. August wurde an dem Hause Untere Marktgasse Nr. 34 zu Kassel zu Ehren des daselbst 1746, also vor 150 Jahren, geborenen, weit über Deutschland hinaus bekannten Erbauers der Wilhelmshöher Wasserfälle, Karl Steinhöfer, von der Stadt Kassel eine Gedenktafel angebracht.

Deutsche Kolonie in Belgien unter hessischer Leitung. Die in französischer Sprache in Antwerpen erscheinende Zeitschrift L'Opinion bringt einen Bericht über ein Fest der deutschen Kolonie in Hoboken, einer Gemeinde von 7143 Einwohnern in der Provinz Antwerpen. Das als Journal libéral bezeichnete Blatt schreibt nämlich:

Wir haben gestern einem reizenden kleinen Feste der deutschen Kolonie Hobokens beigewohnt, die auf Anregung des Herrn Dr. Hartwig, Direktors des dortigen Zweiggeschäftes der Leipziger Wollkämmerei, wie in den vorausgegangenen Jahren ihr Nationalfest feierte, um den Patriotismus der von ihrer Heimath entfernten Deutschen zu stärken und bei ihren Kindern die Liebe zum Vaterlande zu wecken. Besonderer Dank gebührt der Aufopferung und den Bemühungen des Herrn Dr. Hartwig, dem die deutsche Kolonie den Besitz einer eigenen Schule dankt. Trotz seiner vielseitigen Beschäftigung hat Herr Dr. Hartwig das Amt eines Direktors der genannten Schule noch übernommen.

Dr. Hartwig, der in der That die Seele der deutschen Kolonie zu Hoboken ist, stammt aus Windecken, hat das Gymnasium zu Hanau und die Universitäten zu Marburg und Leipzig besucht, war danach als Chemiker an der Leipziger Wollkämmerei angestellt und bekleidet seine jetzige Stellung seit etwa zehn Jahren. Seine Gemahlin, die ihn in seiner patriotisch-gemeinnützigen Thätigkeit vielfach unterstützt, ist eine geborene Marburgerin (geb. v. Witzleben), eine Enkelin des Marburger Astronomen Gerling. **P. W.**

Todesfälle. Am 25. Juli verschied in Rastatt nach schwerem Leiden im 48. Lebensjahre der Major und Bataillonskommandeur Georg Ziegler. Er entstammte einer althessischen Familie; sein Vater war der frühere hessische Landtagsabgeordnete Ziegler, seine Mutter eine geborene Boedicker, Tochter des ehemaligen Stadtkommandanten von Kassel und Generallieutenants Ludwig Boedicker. In Hanau, wo die Eltern ansässig waren — die Mutter starb daselbst erst vor einigen Monaten —, wurde Georg Ziegler am 25. April 1848 geboren. Nachdem er das Gymnasium seiner Vaterstadt mit gutem Erfolg absolvirt hatte, bezog er die alte Landesuniversität Marburg, um sich, einem Wunsche seines Vaters entsprechend, dem Studium der Rechtswissenschaft zu widmen. Vom 1. Oktober 1868 bis dahin 1869 diente Ziegler als Einjährig-Freiwilliger bei den Marburger Jägern und begab sich dann Herbst 1869 auf die Universität Heidelberg, um dort seine Studien fortzusetzen. Als im darauffolgenden Jahre der deutsch-französische Krieg ausbrach, trat er als Unteroffizier in die Reihen des 1. Nassauischen Infanterie-Regiments Nr. 87 ein, bei dem er den ganzen Feldzug hindurch verblieb. Während des Feldzuges avancirte Ziegler zum Secondlieutenant, blieb als solcher nach dem Feldzug im aktiven Dienst und wurde 1874 mit einem Patent vom 6. Februar 1869 in das 2. Badische Grenadier-Regiment Nr 110 versetzt, in welchem er 1875 zum Premierlieutenant, 1884 zum Hauptmann und 1893 zum Major befördert wurde. In Mannheim wurde Ziegler auch mit der Prüfung der Dowe'schen sogen. kugelsicheren Panzer betraut, die seiner Zeit so viel von sich reden machten. Am 15. Mai 1894 wurde Ziegler sodann als Bataillonskommandeur in das Infanterie-Regiment Markgraf Ludwig Wilhelm (3. Badisches) Nr. 111 versetzt. Ziegler hinterläßt eine Wittwe mit vier Kindern. Er war mit Leib und Seele Soldat, ein begabter, tüchtiger Offizier und gerechter Vorgesetzter. -n.

Am 31. August starb in Hanau der Amtsrichter Theodor Schott. Mit ihm ist ein trefflicher Beamter und Richter und charaktervoller Mann vorzeitig aus dem Leben geschieden. Geboren in Friedewald im Jahre 1854 und in frühester Kindheit verwaist, wurde er im Hause seines Großvaters in Eschwege erzogen, das ihm zeitlebens die eigentliche Heimath blieb. Er besuchte das Gymnasium in dem benachbarten Mühlhausen, widmete sich der Jurisprudenz und erhielt seine erste richterliche Anstellung im Jahre 1884 als Amtsrichter in Borken. Dort wirkte er neun Jahre. Als er im Herbst 1893 nach Hanau versetzt wurde, hatte die Krankheit, die seinen Tod herbeiführte, ihn schon ergriffen. Tapferen Sinnes hat er gegen sie angekämpft, trotz arger Schmerzen und Zunahme der Gebrechlichkeit hörte man keine Klage von ihm, und die kernige

Frische des Geistes, die im amtlichen wie privaten Verkehr mit ihm so angenehm wirkte, hat er sich bis auf seinen letzten Lebenstag erhalten. Seinem Amt hat er, bis wenige Tage vor seinem Tod, seine letzten Kräfte gewidmet; er war ein gewissenhafter, gerechter und humaner Richter. In weiten Kreisen wird dem trefflichen Manne ein gutes Andenken bewahrt bleiben. Br.

Personalien.

Verliehen: dem Standesherrn Emil Grafen von Schlitz, genannt von Görz auf Schlitz der rothe Adlerorden 1. Klasse; dem Rechtsanwalt und Notar Dr. Rocholl zu Kassel der Charakter als Justizrath; dem Eisenbahnsekretär a. D. Saul in Ziegenhain der Charakter als Rechnungsrath.

Ernannt: Gerichtsassessor Lüttig in Wabern zum Amtsrichter in Bochum; Pfarrer Fuldner zu Melsungen zum Metropolitan der Pfarreiklasse Melsungen; der Hülfspfarrer Weber zu Fulda zum ersten Pfarrer in Wächtersbach.

Uebertragen: die einstweilige Verwaltung der Generalkommission in Homberg dem Gerichtsassessor Eissengarthen.

Versetzt: Amtsrichter Falckenheiner zu Orb als Landrichter nach Limburg a. d. Lahn; Regierungsrath Friedrich von Homberg nach Bromberg; die Pfarrer Damm zu Breitenbach a. H. nach Hundelshausen, Schweinsberg zu Treysa nach Crumbach, Brandt zu Hoof nach Treysa; der Gerichtsschreiber Lamprecht zu Fulda als Kontroleur der Gerichtskasse an das Amtsgericht zu Kassel; Kreissekretär Falkenthal zu Frankenberg nach Schmalkalden.

Bestätigt: die Wahl des Pfarrers Wissemann zu Kassel zum ersten Geistlichen der Altstädter Gemeinde zu Hofgeismar, desgl. die Wahl des Kaufmanns und Stadtrathmitgliedes Kleim zum Bürgermeister der Stadt Gudensberg.

Entlassen: Gerichtsassessor Dr. Malkmus aus dem Justizdienst infolge seiner Zulassung zur Rechtsanwaltschaft bei dem Landgericht in Hanau; Gerichtsassessor Horchler aus dem Justizdienst infolge seiner Ernennung zum Auditeur in Neubreisach; Referendar Streibelein aus dem Justizdienst behufs Uebertritts zur Polizeiverwaltung.

Verlobt: Gerichtsassessor Dr. jur. Wilm Freiherr von Stein (Brotterode) mit Fräulein Else Reuter (Lübeck, September).

Vermählt: Amtsrichter Otto Aselmann zu Eiterfeld mit Fräulein Hedwig Ackermann (Kassel, August); Rechtsanwalt Wilhelm Oskar Prack mit Fräulein Henny Hagens (Melsungen, 27. August); praktischer Arzt Dr. med. Adolf Schnabel mit Fräulein Auguste Blencke (Marburg, September); praktischer Arzt Dr. med. Wilhelm Hoffmann mit Fräulein Elisabeth Karoline Kaiser (Marburg, September).

Geboren: ein Sohn: Major Graf Franz Pfeil und Klein-Ellguth und Gräfin Amelie Pfeil und Klein-Ellguth, geb. von Loßberg (Kassel, 30. August); Bierbrauereibesitzer Mathäus Orschler und Frau (Hanau, 1. September); Major Hinko Freiherr von Lüttwitz und Irma, Freifrau von Lüttwitz, geb. Diestel (Kassel, 7. September); Oberlehrer Sandrock und Frau Else, geb. Behmer (Wehlheiden, 11. September); eine Tochter: Oberpostdirektionssekretär Karl Friedrichs und Frau Helene, geb. Theobald (Kassel, 30. August); Reichsbankkassirer Adolf Haas und Frau Therese, geb. Neuhausen (Kassel, 8. September).

Gestorben: Privatmann Johann Heinrich Grebe (Philadelphia, 7. August); Rentner Wilhelm Emil Gelhaar, 68 Jahre alt (Hanau, 29. August); Frau Kaufmann Marie Berlit, geb. Glaenzer, 44 Jahre alt (Kassel, 31. August); Amtsrichter Theodor Schott, 41 Jahre alt (Hanau, 31. August); Frau Luise Kienzler, geb. Hill, 62 Jahre alt (Marburg, 5. September); Kaufmann Hermann Schlotthauer, 46 Jahre alt (Marburg, 5. September); Gastwirth Wilhelm Gerland, 42 Jahre alt (Bahnhof Wilhelmshöhe, 6. September); Frau Rechtsanwalt Jenny Levie, geb. Würzburger, 51 Jahre alt (Kassel, 6. September); Rentner Friedrich Schaaf, 58 Jahre alt (Montreux, 6. September); Journalist Julius Heuser, 41 Jahre alt (Kassel, 6. September); Privatmann Philipp Wilhelm Romain, 80 Jahre alt (Kassel, 7. September); Bürgermeister a. D. Christoph Vogt, 74 Jahre alt (Dörnhagen, 7. September); Frau Marie Elisabeth Schroeter, 68 Jahre alt (Hanau, 8. September).

Briefkasten.

Metr. V. in S. Amelia Elisabeth ist der richtige, von der Landgräfin selbst gebrauchte Name. Amelia ist freilich Romanisirung, Amalie aber Latinisirung der deutschen Grundform Amala (die Amelungen!). Aemilia ist eine für die Hochrenaissance charakteristische Verdrehung in's Altrömische. Man verfuhr mit den Namen damals sehr willkürlich. Auch Aemilia Isabella kommt vor, also die spanische Umdeutung von Elisabeth. Br.

P. W. Leipzig. Ihrem Wunsche ist entsprochen worden. Freundlichen Gruß!

J. R. Marburg. Ihre Einsendung sowie das andere Manuskript dankend erhalten. Brief folgt nach genauer Durchsicht.

Anläßlich des bevorstehenden **Quartalswechsels** bitten wir unsere werthen **Post-Abonnenten, das Abonnement gefl. rechtzeitig zu erneuern.** Bei direktem Bezug von dem unterzeichneten Verlag oder bei Bezug durch eine Buchhandlung bedarf es ausdrücklicher Neubestellung nicht, vielmehr wird stets angenommen, daß Fortsetzung des Abonnements gewünscht wird, wenn nicht eine Abbestellung vor Quartalsschluß erfolgt ist.

Der Verlag des „Hessenland".

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. W. Grotefend in Kassel. Druck und Verlag von Friedr. Scheel in Kassel.



№ 19. X. Jahrgang. Kassel, 1. Oktober 1896.

Hessen-Heimweh.

Ballade von Ludwig Mohr.

Zu Prag in seinem Schloß am Fenster stand
Der letzte Kurfürst von Althessenland.
Im West lag's glüh, als wie ein Feuermeer,
Und sandte seine letzten Strahlen her.

Da zog mit seinem Schmerz und seiner Pein
Das Hessen-Heimweh in die Brust ihm ein,
Und zwiefach fühlt er, was es heißt, verbannt
Und ganz verlassen sein in fremdem Land. —

„Nicht immer that, was recht, mein heißes Blut;
Nicht immer meintest du, mein Volk, es gut!"
So seufzt er, und in tiefem Schmerz und Weh'
Sieht er im Geist sich auf der Wilhelmshöh'.

Aus dunklen Tannen klagt der Abendhauch,
Ein traulich Reh äugt aus dem Taxusstrauch,
Der Mond scheint blaß aus dem Gewölk, indes
Ein Nebelstreif' umflort den Herkules. — —

Da wechselt rasch im Traum das traute Bild:
Ein Fürstenzug durchreitet das Gefild;
Er reitet längs dem blauen Fuldastrom
Zu dem Portale von St. Martins Dom.

Er reitet schnell, vom Volk — das sich anschließt —
Mit freudenfeuchten Augen rings begrüßt,
Und bei der Glocken hellem Feierklang
Wird schnell der Zug zum ernsten Kirchengang.

In's Heiligthum eintritt ein würd'ger Greis,
Wirft auf die Kniee sich und betet heiß;
Er kniet und fleht, bis in dem Gotteshaus
Das Lied „Herr Gott, Dich loben wir!" klingt aus.

Herr Philipp ist's — sein Ahn! — — In Acht und Bann
Fünf Jahr' im Kerker schmachtete der Mann;
Nun ist er wieder frei und Herr im Land —
Der Glückliche! — wo seine Wiege stand. — —

Da wechselt in dem Traume rasch das Bild:
Ein and'rer Zug durcheilet das Gefild;
Ein Zug, als kehrte im Triumph ein Held
Auf Siegeswagen aus dem Schlachtenfeld.

Das Volk ist außer sich — aus Rand und Band,
Die Pferde werden von ihm ausgespannt,
Die Deichsel wird ergriffen, und hinein
Zur Fuldastadt geht's unter Hurraschrei'n.

Des Fürsten Großahn ist's, der sieben Jahr'
Vor Bonaparte's Heerschaar Flüchtling war.
Nun ist zu Haus und wieder Herr im Land
Der Glückliche! — wo seine Wiege stand. — —

Und wieder wechselt rasch der Traum das Bild:
Ein and'rer Zug durchwallet das Gefild;
Von keinem Thurm tönt Gruß und Grabgeläut',
Und doch gilt einem Todten das Geleit.

Im Trauerschritt zieht, mit dem Sarg voran,
Beflort ein Isabellen-Sechsgespann,
Zum Stadtthor führt sein Weg hinein — — hinaus
Zum alten Friedhof — zu dem letzten Haus.

Entblößten Hauptes steht und lauscht das Volk,
Die Wintersonne birgt sich im Gewolk. — — —
Der Fürst am Fenster schreckt aus seinem Traum,
Die Arme streckt er in den leeren Raum:

„Der Mann bin ich! Der Traum zeigt mir mein Loos! —
Zum Grab ein Stückchen Hessenerde bloß
Vom Väter-Erbe auf dem Friedhof drauß'? — — —
Brecht auf, Gefährten, denn! — Nach Haus! Nach Haus!! —"



Entstehung und Ableitung hessischer Ortsnamen.

Von Dr. L. Armbrust.

(Fortsetzung.)

II.

Als Europa durch die Völkerwanderung (375 bis 568 n. Chr.) von den deutschen Stämmen in dauernden Besitz genommen war, und überall fester gefugte Staaten entstanden, fiel es den Bewohnern Hessens schwerer als bisher, bei Uebervölkerung einen Theil ihrer jungen Mannschaft in die Fremde zu schicken. Sie sahen sich daher auf eine stärkere Ausnutzung ihres Landes angewiesen, auf die Ausdehnung des Anbaus von den Flußthälern nach den Bergen zu, auf die Rodung der Wälder und Trocknung der Sümpfe. Dazu hatten wahrscheinlich schon die Römer die erste Veranlassung gegeben. Ihre Grenzbefestigung, der Pfahlgraben, schnitt nämlich ein gut Theil chattischen Gebiets ab und hinderte den Auszug in arger Weise. Aber erst als die störenden Wanderungen aufhörten, zeigten sich erheblichere Fortschritte im Anbaue des Landes. Der Schutz des mächtigen Frankenreiches bewies seine heilsame Wirkung. In der Urzeit war der Waldbesitz der einzelnen Ansiedlungen so groß, daß in deren Gebiete neue Wohnsitze und Dörfer mit Leichtigkeit angelegt werden konnten. Nach den Fulder Schenkungsverzeichnissen reichte die Mark von Morschen bis zur Pfiese, die eine Stunde Weges entfernt sein mag; sehr ausgedehnt war die Mark von Fulda und vieler alter Städte. Durch Theilung der ursprünglichen Wald- und Feldmark sind vornehmlich die gleichnamigen Ortsbezeichnungen entstanden, wie Nieder- und Oberzwehren, Groß- und Kleinenglis (alt Angelgise, wohl Dativ eines Personennamens), Alten- und Kirchbauna (von bune, einem Uferbaue von Weiden), Kirch- und Rothenditmold (alt Diethmelle = Volksversammlung, Volksgericht) und sehr viele ähnliche Benennungen. Manche neue Niederlassungen in der Mark einer alten Ortschaft erhielten natürlich auch ganz andere Namen. Den ehemaligen Zusammenhang erkennt man dann in späteren Zeiten noch an gemeinsamen Waldungen und Weidegründen. Mit der Stadt Melsungen müssen z. B. die Dörfer Obermelsungen, Schwarzenberg (von der bis zum Fuße mit dunkelem Nadelholze bedeckten Haar benannt) und Röhrenfurt (Furt durch's Rohr) ursprünglich in derselben Gemarkung gelegen haben, denn die Stadt hatte mit ihnen gemeinsame Weiden (Koppelhude). —

Gemeinfreie und Adlige sind die Gründer neuer Höfe und Ortschaften. Von nun ab legen sie und ihre Nachbarn den neuen Gründungen immer häufiger Bezeichnungen bei, die an den Namen des Gründers und Besitzers erinnern.

Zunächst kommen Personennamen im Dativ und später auch im Genetiv als Ortsnamen vor. Beide Casus sind in vielen Fällen schwer oder gar nicht zu unterscheiden. Solche Bildungen sind vorhanden in Götzen bei Schotten (von Gezo oder Gozo), in Hemmen (von Hemmo, vergl. das hannoversche Hemmendorf und Salzhemmendorf), Gombet bei Borken (von Guntbot?), Motten bei Gersfeld (von Mot, Muoto). Die Stadt Schotten am Vogelsberge könnte

schottischen Mönchen ihren Ursprung verdanken. Auch Flur- und Waldnamen werden so gebildet: auf dem Götz in der Nähe des Frauenberges, auf dem Herold bei Sandershausen, Hildebrand, Meinhard und andere. In einigen Ortsnamen ist der Genetiv des Personennamens unverkennbar. Dann ist ein ähnlicher Begriff wie Haus, Besitz ausgelassen. So liest man in einer um 950 entstandenen Urkunde: Liunnand übergab dem Kloster Fulda zwei Hufen an dem Orte, der „zu Liunnandes“ heißt. Hierher gehören: Almus bei Fulda (alt Almundes), Bernhards ebenda, Besges (1239 Besewines), Burkhards bei Schotten (1020 Burchartesrode, im folgenden Jahrhundert Burchartes). In manchen heutigen Ortsnamen ist der Personenname ganz unkenntlich geworden, so in Cruspis (alt Cryspans), Dirlos (14. Jahrhundert Tyerolfes), Findlos (von Findolt), Friedlos (1352 Frytolfez), Machtlos (1372 Machtulfis), Stärklos (ehemals Starkolfes), Gethsemane (früher Götzmann), Meerholz (1173 de [deutscher Artikel] Miroldes), Rex (1158 Riggozes), Sickels (alt Sibigeltes), Sterbfritz (ehemals Sterpfridis), Volkers (1320 Volkoldes), Seiferts (1057 Sigifrides). Entsprechend sind Flurnamen zu erklären wie „das Brunerts“, „im Heberts“, „das Litters“.

Gerade die ältesten Anführungen zeigen den Genetiv des Besitzers nicht allein, sondern in Abhängigkeit von hausen oder anderen Worten; so wird Magdlos bei Neuhof 842 als Mahtolfeshus angeführt. Darum schließen sich die Zusammensetzungen mit hausen am besten hier an. Diese Form ist im Hessischen äußerst beliebt, nur einige von den 600 Ortsnamen solcher Art mögen hier eine Stätte finden: Adelshausen (alt Odolveshusun), Albshausen (1074 Alvoldeshusun), Dagobertshausen bei Marburg (vielleicht nach dem Frankenkönige Dagobert I. benannt). Das gleichnamige Dorf bei Melsungen heißt aber 1105 Dageboldeshusun, und der Bauer sagt noch jetzt Tabelshausen; Dietershausen bei Fulda (810 Theotricheshus, 816 Dieterichcshusun), Dittershausen (1074 Thiethardeshusun), Eltmanshausen bei Reichensachsen (1073 Eltwineshusun). Manche Orte auf hausen sind nicht nach einer Person, sondern nach der Bodenbeschaffenheit und anderen Umständen benannt: Haarhausen bei Homberg (alt Horhusen von horo Schmutz), Ronhausen bei Marburg (von rono Stumpf, weil beim Ausroden des Waldes Wurzelstöcke stehn geblieben waren), Holzhausen (= Waldhausen), Mühlhausen.

Den Ortsnamen auf hausen stehn am nächsten die mit bûr (Wohnung) gebildeten, wie Beuern beim Heiligenberge (alt Buren), die beiden Vorschütz bei Gudensberg (alt Burischuzze, geschützte Wohnung?), Gottsbüren im Reinhardswalde (1020 Gunnesburin, von einem Personennamen). Selten sind Ortsnamen auf wich, das unsern Ausdrücken Dorf oder Heim am nächsten steht. Lützelwig bei Homberg bedeutet kleines Dorf, Wernswig Werins Heim. Weichhaus, die Vorstadt von Ziegenhain, bezeichnet wohl die Häuser, die noch zum Weichbilde der Stadt gerechnet wurden.

Die Orte auf heim scheinen etwas älter zu sein als die auf hausen, denn die Zusammensetzung mit Personennamen ist seltener. Allein die Personalableitungen fehlen nicht völlig, das beweisen Groß- und Kleinauheim bei Hanau (alt Ewicheim von Ewich), Berkersheim bei Frankfurt (etwa 818 Berahtgisesheim), Bellersheim (alt Baltradesheim), Erzheim (ehemals Answinesheim), Rüdesheim (864 Ruodinesheim), Mosheim (alt Mazheim, von Mazo), Bockenheim (von Buoggo), Döringheim (alt Dorincheim, von Thuring), Heskem (ehemals Heistingenheim). Schwanheim (880 Suenheim) kommt von swein, Knecht, Wertheim von wert, Insel, Sontheim von Süd.

Die mit hof gebildeten Ortsnamen deuten zunächst auf den Wohnsitz einer einzelnen Familie hin. Darum sind sie in Hessen weniger häufig als in Westfalen, wo man noch heutzutage die große Neigung zum Einzelwohnen erkennen kann. In Hessen sind manche Höfe zu Dörfern erwachsen, wie manche Dörfer zu Höfen herabgesunken. Ich nenne Bruchhof (von bruoch, Sumpf), Kragenhof (alt Cragen; von dem Kragen, den hier die Fulda bildet), Sundhof unter dem Heiligenberge (ehemals Suntheim, von seiner südlichen Lage zur Hünerburg?), Struthof (= Waldhof), Krackhof oder Krähenhof, Sleichenhof (von slihho, Schlange oder slih, Schlick, Schmutz), Schnegelshof (von snegil, Schnecke). Von Personen finden sich ebenfalls Ableitungen: Debushof (von Tobias), Götzenhof, Hattenhof (Hatto), Volkershof (Volkrat), Almeshof (früher Alhelmsdorf), Wickershof (1193 Wichardistorph).

(Fortsetzung folgt.)



Aus den Aufzeichnungen eines althessischen Offiziers.

(Schluß.)

II.

Das Jahr 1821.

Wohl selten ist ein Thronwechsel mehr ersehnt worden, als der im Januar 1821 in Kurhessen stattgehabte. Die Wünsche waren zwar sehr zahlreich, indessen waren die Hoffnungen schon sehr herabgestimmt. Daß es anders werden würde und müsse, sah man ein, und es wurde auch alles anders und um so plötzlicher und rapider, als der Stillstand ein sehr langer gewesen war, und man sich mit der andern Welt in's Niveau bringen wollte.

Daß sich in den inneren politischen Zuständen, in Bezug auf Einführung einer landständischen Verfassung, nichts ändern würde, war vorauszusehen, der neue Kurfürst hatte hierfür durchaus kein Verständniß und noch weniger Neigung, und man war in allen Ländern Europas gerade recht thätig damit beschäftigt, das etwa früher hierin Gethane ungeschehen zu machen.

Aber in der Verwaltung des ganzen Landes mußte ein neuer Weg betreten werden, wie er gerade Mode geworden war. Es war die Zentralisation, die Vielregiererei an der Herrschaft, und es war doch auch zu anstößig, wenn ein ganzes Land sich in so häßlichem Kostüm zeigte, wie Kurhessen. Es war also unerläßlich, alles neu zu gestalten, dabei aber auch vieles Alte, bisher noch Berücksichtigte, in Herkommen, Rechten 2c., mit dem Zentralisationssystem Unverträgliche, zu beseitigen. Die alten Minister blieben; indeß besorgten Andere die Umgestaltung der Einrichtungen, und man mußte diesen das Zeugniß geben, daß sie fleißig und gewissenhaft sich des Auftrags entledigten. Wenige Monate reichten hin, mehr ein- und auszuführen, einzureißen und aufzubauen, als in einem halben Jahrhundert möglich gewesen war. Der Kurfürst hatte unbedingtes Vertrauen in die Fähigkeit und Redlichkeit seiner Gehilfen, und so machte es sich leichter, als man glaubte. Der 1. Mai sah ein neues Land, und zwar nicht allein in der Uniform und Livrée, sondern mit neuem Haushalte.

In etwas hatte man sich wohl versehen: der Maßstab, nach dem man arbeitete, war etwas groß gegriffen, ein Irrthum, der in kleinen Staaten leicht vorkommt. Man war, den Umständen und der durchlebten Misère nach zufrieden.

Im Militär war die Sache am äußerlich auffallendsten. Die Lumperei verwandelte sich in Glanz; die Bettelhaftigkeit in Anstand; das kindische Alter und die notorische Unfähigkeit wurden mit Rücksicht beseitigt; die Zahl der Corps und höheren Stellen eingeschränkt; statt der ungemessenen eine zwölfjährige Dienstzeit festgesetzt 2c. Eine außerordentliche Menge von Gesetzen, Reglements, Instruktionen und Regulativen änderten das Veraltete und führten Neues und Besseres ein. Jedermann war zufrieden, der Kurfürst wie der Soldat. Eins konnte in der Eile noch nicht geliefert werden: ein allgemeines Dienstreglement, man mußte sich mit dem alten, in seinen Grundzügen sehr guten, aber doch veralteten Reglement behelfen. Die Zeit wurde baldigst eine üble, einer solchen Arbeit ungünstige, und sie unterblieb später ganz bis zum Ende des Staates. Rechte und Pflichten nach oben und unten fest zu bestimmen, wurde als unbequem erkannt. Für die Rechte in den oberen und die Pflichten in den unteren Sphären wurde das alte Reglement, das nur noch in wenigen Exemplaren existirte und selten zugänglich war, wohl angeführt, umgekehrt wohl selten.

Die Armee erhielt eine vollkommene Umbildung, Uniformirung und Einrichtung nach preußischem Muster. Von den im Jahr 1813 errichteten Corps waren die drei Landwehrregimenter, die beiden Freiwilligenregimenter zu Fuß und zu Pferd baldigst wieder aufgelöst worden, das Infanterieregiment Biesenroth war später im Gardegrenadierregiment aufgegangen. Bei der neuen Formation bildeten die vier Gardebataillone ein Regiment von zwei Bataillonen, wozu das Jägerbataillon als ein drittes gerechnet wurde. Die Grenadierbataillone der vier Infanterieregimenter Kurfürst, Kurprinz, Landgraf Karl und Prinz Solms gaben jetzt das Material für die neuen drei Linienregimenter zu je zwei Musketier- und einem Füsilierbataillon. Die Gardehusaren-Escadron ging ein und es blieb eine Escadron Garde-du-Corps und zwei Husarenregimenter zu je vier Escadrons, die Artillerie bildete eine reitende und drei Fußbatterien zu je acht Geschützen und einer Handwerkerkompagnie. Doch wurden diese

neuen Formationen im Jahre 1832 zum großen Theile bereits wieder geändert. Es wurde eine Gliederung des Corps in eine Infanteriedivision zu zwei Brigaden mit je sechs Bataillonen, eine Kavalleriebrigade, eine Artilleriebrigade eingeführt und besondere Inspektoren der leichten Bataillone, der Infanterie ꝛc. bestellt.

Soweit wäre alles recht gut und schön gewesen, wenn nicht die ganze neue Maschine sehr bald nach allen Richtungen in's Stocken gerathen wäre. Der Kurfürst war kein Soldat und gewohnt, überall nach Eindrücken, Einfluß und Launen zu handeln. Die Kommandeure der einzelnen Regimenter und Corps hatten viel Aerger davon, weil er natürlich bei jeder Gelegenheit sich zuerst an sie wendete, auch war es ihnen nicht unangenehm, alles persönlich mit dem Kurfürsten abzumachen, weil sie dadurch, jeder für sich, unabhängig wurden; sie bildeten eine Art von Republik unter sich, zu der etwa noch der Generaladjutant beigezogen wurde. Waren die Herren auf gutem Fuße, so theilte Einer dem Anderen mit, was im Palais gewünscht oder gewollt werde, wo nicht, so hatten die Uneingeweihten Aerger und Schaden. Die nicht in Kassel befindlichen Herrn mußten sich stets hinter den gerade Einflußreichsten in Kassel stecken und um diesen Einfluß Nummer eins zu erlangen wurden nach und nach immer üblere Mittel in Anwendung gebracht und die derzeitige Maitresse, die Kammerdiener und Lakaien wurden in Betracht genommen. Die Divisions- und Brigadegenerale durften nichts einreden und hatten Sinekuren mit Aerger, die Inspekteure, die ohnehin überflüssig waren, konnten nicht zur Geltung kommen; der Chef des Kriegsdepartements kam nach und nach ganz um den persönlichen Vortrag, erhielt höchstens schriftliche Weisungen und erfuhr alles erst hinterher oder wohl gar nicht. Auf diese Weise wurden alle reglementarischen Bestimmungen unnütz, und bei dem ewigen Abändern, Aufheben und Wiedereinführen zankten sich die Adjutanten oft um das Datum der letzten Bestimmung. So lange die Sache noch unter den Kommandeuren, die erfahrene Leute waren, blieb die Intrigue auch in deren Sphären, als in späterer Zeit endlich durch den Einfluß des Hofes Subalterne bis in die untersten Stellen mitspielten, wurde sie Grund eines allgemeinen Intriguenspieles. Der Kurfürst wollte allerdings um alles gefragt sein und entschied nach Launen, durch das viele Anfragen wurde die Sache aber immer schlimmer, Es erfolgten oft Entscheidungen auf Anfragen, die augenscheinlich gar nicht gelesen waren. Wenn z. B. die Meldung, daß ein Hauptmann gestorben sei, abschläglich beschieden wurde, so hatte das keinen Einfluß auf die Sache; wenn aber auf einer langen Gesuchsliste jeder Punkt abgeschlagen und schließlich alles zusammen zugestanden wurde, so wußte niemand, woran er war.

Der gemeine Soldat blieb, mit seltenen Ausnahmen, wie er stets gewesen war: treu und gehorsam. Und selbst als die Preußen das ganze Land 1866 besetzt hatten, sammelten sich die Beurlaubten und Reservisten in Mainz, auch ohne Befehl erhalten zu haben, selbst aus dem entfernten Schaumburg, wo die Leute an 100 Stunden zu marschiren hatten, und gegen das Verbot der preußischen Behörden.

Schon vom Jahre 1823 an hatte, wie gesagt, der Hof angefangen, seinen Einfluß auf die Militärangelegenheiten zu üben. Der Einfluß der Gräfin Reichenbach auf den Kurfürsten und die oberen Chargen wurde immer fühlbarer. Diese Frau war eben so herrschsüchtig als intrigant. Die Herren fingen an, bisher ihnen unbekannte Kanäle zu befahren; mit Fackelmusiken an ihrem Geburtstage inaugurirte sich das Verfahren für die Zukunft. Die Spaltung in der fürstlichen Familie wurde immer bemerkbarer, so wie die Behörden zur Gräfin gezogen wurden, traten die Bürger der Kurfürstin näher. Die Drohbriefe und die versuchte Vergiftung des Kurprinzen sind für das Publikum noch unenthüllte Fragen, aber deren Folgen waren erschrecklich und lächerlich.

Der Kurfürst ging vom Vertrauen in das furchtbarste Mißtrauen über. Der Kurprinz, der anfing selbständig zu werden und damals natürlich zu der Mutter hielt, fing auch an beschwerlich zu werden, und es kam zu allerlei Szenen zwischen Vater und Sohn. Dem Kurfürsten war der Gedanke eingegeben worden, man wolle ihn entthronen und es bestehe ein Einverständniß zwischen dem Prinzen und den oberen Militärbehörden. Der Kurfürst erschien daher eines Tages plötzlich von Wilhelmshöhe in Kassel, ließ die Truppen allarmiren und dann mehrere Stunden auf dem Friedrichsplatz stehen, während er dazwischen herum ritt. Niemand begriff die Sache. Dann erfolgten mehrere Verbannungsdekrete gegen höhere Offiziere, namentlich zuerst gegen den Major v. Radowitz, bisherigen Lehrer des Kurprinzen in den Kriegswissenschaften, der spaßhafter Weise zum Festungsartillerieoffizier in Ziegenhein ernannt wurde, wo eine einzige uralte Kanone im Dienste stand. Er nahm den Abschied und trat in preußische

Dienste. Die übrigen verwiesenen Herrn wurden baldigst wieder begnadigt.

Durch den Generaladjutanten wurde zwar die minutiöseste Bewachung des Kurfürsten in Wilhelmshöhe angeordnet, und eine Wache zu Wilhelmshöhe war für Offiziere und Soldaten eine gute Vorschule für den Krieg, der Kurfürst aber zeigte allein gegen die Soldaten kein Mißtrauen und kam, in seiner Art sich zu geben, bald auf einen gewissen kordialen Fuß mit ihnen; sie nannten ihn unter sich: Unse Willäm. Im Aeußeren und Allgemeinen blieb der Zustand des Militärs ein guter; wer genauer hinsah, der bemerkte wohl, daß der frühere Eifer vorüber sei und die persönlichen Rücksichten mehr Raum bekamen als die militärischen und für die gerade begünstigten Herrn und deren Corps mehr Gnade abfiel als für die andern. Besonderen Eifer hatte niemand mehr, man duselte im gewohnten Gleise fort, bis das Jahr 1830 der Sache vorläufig ein Ende machte und eine neue Periode einleitete.

Der Kurfürst war von Natur nicht argwöhnisch und hatte viel Anhänglichkeit an seine alten Diener und Umgebungen, suchte auch gern ein begangenes Unrecht wieder auszugleichen. Er wurde aber täglich jähzorniger und erlag mehr als bisher dem Einflusse seiner Maitresse. Es war täglich Krieg im Palais, und die Soldaten, die auf Posten gestanden hatten, wußten die spaßhaftesten Geschichten zu erzählen, freilich wohl auch tragische. In der Hofdienerschaft schien er militärisches Strafverfahren einführen zu wollen, kam doch der Hofbaumeister in Arrest auf die Hauptwache, und Sergeant Möbes, ein riesenhafter Unteroffizier der Leibgarde, wurde mit dem Posten eines Hofknutenmeisters betraut. In die Untersuchung wegen der Drohbriefe wurde nur ein Offizier und zwar ohne allen Grund verwickelt. Er wurde im Gefängniß wahnsinnig, dann freigesprochen und zu dem Festungskommando nach Ziegenhain versetzt, wo er sich entleibte.

Das Militär nahm weder im Ganzen noch einzeln Partei und handelte stets auf Befehl des Kurfürsten und der Vorgesetzten. Mit dem Januar 1831 trat aber Kurhessen in die Reihe der konstitutionellen Staaten, und wie diese Umwälzung auszuführen sein würde, das war jedem sehr unklar. Die Offiziere befürchteten in üble Lage kommen zu können und hatten hierin nicht Unrecht. Man theilte sich seine Befürchtungen mit, wie der gebräuchliche Diensteid mit dem Verfassungseid zu vereinigen sei und sprach sein Bedenken gegen die Vorgesetzten aus. Da erklärte einer der dem Kurfürsten nahestehenden Kommandeure seinen Offizieren, daß er den Kurfürsten von den Bedenken der Offiziere in Kenntniß gesetzt habe, daß dieser ihre Gesinnungen anerkenne, ihre Bedenken aber nicht theile, da in dem Eide auf die Verfassung auch der Eid zur Treue gegen ihn enthalten sei. Somit beruhigte man sich und schwur und hat diesen Schwur redlich bis an's Ende gehalten.



Prinz Wilhelm von Oranien und Landgraf Wilhelm IV. von Hessen.

Nach Aufzeichnungen des vormaligen kurhessischen Staatsarchivars Georg Ludwig Keßler

von

Heinrich Keßler.

(Schluß.)

Bing langte nun am 21. Juli, dem verhängnißvollen Tage, an welchem Alba des Grafen Ludwig von Nassau Heer bei Jemgum (zwischen Emden und Leer) schlug und zersprengte, zu Gohlis ohnweit Leipzig, dem Orte, wo damals der Kurfürst sich aufhielt, an und erhielt am folgenden Tage von demselben nach seinem Vortrag die Antwort, daß er bei dem in Erfahrung Gebrachten nunmehr fortdauernd zur Aussöhnung und zum Abwarten der einzuleitenden Vermittelungsversuche rathe, danach aber 100 000 fl. unter der Bedingung höchster Verschwiegenheit auf drei Jahre in der Art herleihen wolle, daß Wechsler zu Leipzig diese Summe in seinem Auftrage dem Grafen Günther von Schwarzburg gegen Kaution zustellen sollten, welcher hiernächst solche dem Prinzen von Oranien einhändigen und sich von diesem genügende Rückbürgschaft ertheilen lassen könne. Der Graf habe, so äußerte der Kurfürst mündlich dem Gesandten, bereits sich dahin vernehmen lassen, er wolle dem Prinzen zum Besten Land und Leute weggeben; es würde also wohl die erwähnte Kautionsleistung keine Schwierigkeit finden. Wenig unterrichtet, wie es scheint, von des Grafen Günther Vermögensverhältnissen nahm Bing ohne Widerrede diese

Eröffnung an, setzte sich darauf wegen baldiger Annahme der zugesagten Summe und Stellung der begehrten Sicherheit mit demselben in Briefwechsel und benachrichtigte auch in aller Eile den Prinzen von Oranien von der seitens des Kurfürsten ertheilten Zusage.

Wie betroffen aber ward er, als er nach Kassel zurückgekehrt durch das Antwortschreiben des Grafen und auf anderen Wegen erfuhr, daß dieser weder geneigt noch im Stande war, die vorbehaltene Bürgschaft zu leisten. Er schrieb dem Kammermeister, er sei ein armer, unbegüterter Graf, dessen Vermögen den Wechslern, die vollständige Sicherheit auf gemachte Anfrage begehrten, kein hinreichendes Unterpfand für die zu zahlende große Summe darbiete, auch würden seine Brüder in die Verpfändung des Amtes Frankershausen (des einzigen Grundbesitzes, den er gehabt zu haben scheint) nicht einwilligen.' Auch benachrichtigte Oranien den Kammermeister, daß der Graf bereits mehr, als sein Vermögen erlaube, für ihn gethan habe, und er, der Prinz, bei den Ausgaben, die er schon aufgewendet, und den Konfiskationen, die über sein Vermögen verhängt worden, die erforderliche Rückbürgschaft keineswegs würde aufbringen können.

Da die gehoffte Vorschußleistung des Kurfürsten somit sich zu zerschlagen schien, so würde nunmehr auch der Landgraf sich einer Unterstützung des Prinzen, ohne Verletzung der Rücksichten, die er für diesen zu nehmen hatte, sich haben entschlagen können, und würde, wäre er so furchtsam und unbeständig wie andere seiner Glaubensgenossen gewesen, dies um so sicherer gethan haben, als der Ausgang der Jemgumer Schlacht inzwischen noch begründetere Zweifel an dem Gelingen des Unternehmens des Prinzen hervorgerufen hatte. Der Landgraf mußte den Spaniern schon durch den bevorstehenden Uebertritt seines Obersten von Rolshausen in den Dienst des Prinzen noch mehr verdächtig werden, zudem war es nicht unwahrscheinlich, daß Alba schon damals von Friesland aus mit Angriffen auf die evangelischen Fürsten, welche er für Anhänger des Prinzen hielt, namentlich auch die Grafen von Oldenburg und Schaumburg, von denen der letztere ein Vasall des Landgrafen war, den Anfang machen konnte, und Landgraf Wilhelm fürchtete in der That diesen Angriff.*)

Da er sich indessen durch nichts in der Ansicht von der Wichtigkeit des Feldzugs für die Sache der Evangelischen in Deutschland irre machen ließ, gleichzeitig auch neue Bittschriften des Prinzen eingingen, der am 8. August auf dem Musterplatz einzutreffen fortdauernd gesonnen war, so entschloß der Landgraf sich schnell, auch ohne Mitwirkung des Kurfürsten nunmehr dem Prinzen in der Art zu Hilfe zu kommen, daß er ihm eiligst die Summe von 30 000 fl. insgeheim unter fremdem Namen zustellen ließ. Bing erhielt nämlich Auftrag, die Summe aus des Landgrafen Privatkasse zu entnehmen und dem Obristen von Rolshausen, der am 2. August desselben Jahres von Kassel zu dem Prinzen abzog, für letzteren mitzugeben, dem Prinzen aber, welchen der Landgraf seinerseits benachrichtigte, daß er in das unternommene Kriegswerk sich nicht einlassen könne, zu eröffnen, daß er, Bing, mit noch einigen anderen Freunden zur Unterstützung des begonnenen christlichen Werks sich zusammengethan habe, um die gewünschten 30 000 fl. aus ihrem eigenen Vermögen ihm zukommen zu lassen. An Rückerstattung nebst Zinsen, wegen deren man sich hiernächst schon verständigen wolle, brauche er erst nach Beendigung des Krieges, wenn er in dessen Folge wieder zu dem abgedrungenen Land und Leuten gelangt sein sollte, zu denken und auch Sicherheit nur durch allgemeine Verpfändung seines Vermögens nach dem mit beigelegten Scheine zu leisten. Was ganz besonders vorbehalten werde, sei die höchste Geheimhaltung, nicht einmal seiner Gattin möge er etwas davon mittheilen, denn „wenn davon etwas laut werde, so würde es ihm (Bing) bei seinem gnädigen Fürsten und Herrn eine große Ungnade zu Wege bringen, indem seine fürstliche Gnaden mit diesen Dingen nichts zu thun haben wollten, dessen seine hochfürstliche Gnaden stattliche Motive trügen".

Rolshausen überbrachte dem Prinzen Wilhelm von Oranien bei seiner Ankunft die Summe wirklich, und dieser stellte bereits am 4. August eine Schuldverschreibung aus, die nach dem zugestellten Formular auf Friedrich von Rolshausen, Simon Bing, Hans Diegel zu Oberkaufungen und Georg Geercke, Salzgrafen zu Allendorf, als Gläubiger lautete; versehen mit einem Revers Rolshausen's und Bing's von demselben Tage, daß solche dem Landgrafen zustehe und dieser der eigentliche Gläubiger sei und nicht sie und die übrigen in der Obligation genannten Diener, wurde die Schuldverschreibung zum Kabinette abgegeben und später noch aus Vorsorge vom Prinzen Wilhelm von Oranien, neben Rücksendung des mitgetheilten Entwurfs, durch eine weitere Erklärung vervollständigt, daß die von ihm und seinem Bruder übernommene Verpflichtung für jeden sonstigen rechtlichen Inhaber der Obligation Gültigkeit haben sollte.

*) Groen van Prinsterer, Archives ou correspondance inédite de la maison d'Orange-Nassau, III, S. 275.

Mit der erwähnten, nach den Vermögensumständen des Landgrafen bedeutenden Unterstützung endigten indessen die Hilfeleistungen noch nicht, die er dem Prinzen zuwandte. Es schien ihm in hohem Grade wahrscheinlich, daß ohne des Kurfürsten von Sachsen Mitwirkung, zumal auch andere Fürsten davon die ihnen angesonnene Unterstützung abhängig gemacht hatten, das vom Prinzen begonnene Unternehmen fehlschlagen werde, und er bemühte sich schon deshalb, abgesehen von dem ihm persönlich aus der Betheiligung des Kurfürsten bei dem Werke erwachsenden Vortheil, angelegentlich, denselben zu bewegen, von der als unstellbar erkannten Kaution des Grafen Günther von Schwarzburg abzustehen und das versprochene Geld auf eine blos allgemeine Versicherung des Prinzen von Oranien hin vorzuleihen.

Bing mußte deshalb die Unterhandlungen mit dem Kurfürsten wieder aufnehmen, leider aber mit nicht besserem Erfolge. Je ungewisser der Ausgang des beabsichtigten Unternehmens seit dem Mißlingen der friesischen Operation des Grafen Ludwig von Nassau wurde, desto mehr steigerte sich die Antipathie des Kurfürsten gegen eine solche Hilfeleistung. Nur gegen die angedeutete spezielle Bürgschaft erklärte er zu dem Darlehn sich verstehen und die angebotene Summe durch die Wechsler in Leipzig auszahlen lassen zu wollen. Oranien, hiervon benachrichtigt, ließ nun durch Bing den Kurfürsten, mit welchem er in direkte Verbindung zu treten fortdauernd Anstand nahm, nochmals unter der Begründung um Berücksichtigung ansprechen, daß die abgegebene Erklärung eine wahrhaft verweigernde sei, indem die vorbehaltene Bürgschaft auf die begehrte Art nun einmal in keiner Weise beschafft werden könne.

Unablässig und um so mehr bemüht, dem Prinzen die benöthigten Hilfsmittel zur Ausführung seines begonnenen Unternehmens zu verschaffen, als dieses gleich anfangs einen nicht schnellen Fortgang vorhersehen ließ, unternahm Landgraf Wilhelm um Mitte Oktober 1568 sogar noch persönlich eine Reise nach Dresden zu dem Kurfürsten in der hauptsächlichen Absicht, dessen Weigerung zu beseitigen, ohne daß dieser Versuch aber besseren Erfolg gehabt hätte. Der Kurfürst blieb unerbittlich und hat dem Prinzen erst nach Beendigung des Feldzugs auf dringendes Ersuchen die mäßige Summe von 10000 fl., zu deren Rückerstattung er demselben im Jahr 1570 nicht einmal eine Frist auf ein Jahr zugestehen wollte, darlehnsweise zukommen lassen.*)

Prinz Wilhelm von Oranien gerieth, nachdem er das Heer im Dezember 1568 nach Straßburg zurückgeführt, wie bekannt wegen des Soldes, den er den Truppen schuldig verblieben, noch in harte Bedrängniß. In Gefahr, Freiheit und Leben einzubüßen, da ihn die Truppen an Alba schon auszuliefern drohten, sah er sich zu dem Versprechen genöthigt, einem Ausschusse des Kriegsvolks seine Person in Haft zu übergeben, wenn binnen sechs Monaten der rückständige Sold nicht berichtigt oder völlig genügende Sicherheit dieserhalb gestellt sein werde. Leider konnte er aber beides, Bürgschaft und Geld, innerhalb der anberaumten Frist nicht aufbringen, ebensowenig zu der angebotenen persönlichen Haft sich entschließen, da solche dem Heere nichts genützt, ihn nur dem Hasse seiner Gegner und der Bestrafung als Landfriedensbrecher preisgegeben, auch von den wichtigen Plänen zurückgehalten haben würde, die er zum Besten der Niederländer schon damals entwerfen zu dürfen glaubte. Er eilte daher, das Versprechen nach schmerzlichem Kampfe nicht beachtend, nach Frankreich zu den Hugenotten und brachte durch Thaten, die er dort, sowie insbesondere später mit größerem Glücke in den Niederlanden nach erneuertem Einfall in dieselben verrichtete, die Schmach und das Mißgeschick in Vergessenheit, welche jener erste Feldzug über ihn herbeigeführt hatten.

Namentlich wenn wir den etwas bedächtigen und zögernden Charakter Landgraf Wilhelm's berücksichtigen, müssen wir anerkennen, daß Wilhelm IV. verhältnißmäßig alles gethan hatte, was in seinen Kräften stand, um Wilhelm von Oranien in seinem Unternehmen zu unterstützen. Daß dies alles im Geheimen geschehen mußte, erregt unser Befremden, doch ist dabei zu bedenken, daß die Vorherrschaft Spaniens damals zweifellos war und zwischen Spanien und dem deutschen Kaiser, zumal seit dem Tode von König Philipp's II. zur Zeit einzigem Sohne Don Karlos, die engsten Beziehungen bestanden.

---

*) van Groen, III, S. XXXI der Vorrede und S. 358 des Textes.



O sel'ger Herbst!

Nun kehrst du wieder, mild und friedensvoll,
Du Tröster meiner unruhvollen Seele,
Der du den Tod so liebevoll verkündest
Und hold verklärst mit wundersamer Schönheit,
O sel'ger Herbst!

Vom langen Leben müde — .
Da Gott mich doch für einst'ges Sterben schuf —
Grüss ich dich feierlich und still ergeben.
Du weckst der purpurrothen Blätter Zier
Auf Gräbern, die ich liebe, und verklärst
Zu hell'rem Golde meines Kindes Haar.
Du bringst die Farbe, und du bringst die Frucht.
Die Aster bringst du und die Sonnenblume.
Du hegst die Herbstzeitlose tief im Gras,
Die Todesblume, die so schweigsam blüht.

O sel'ger Herbst, du ziehst einher so strahlend
Und farbenfroh und singst bacchantisch
Dein Lied vom Wein —, vom lauten Rausch des Lebens,
Auf den des Winters tiefes Schweigen folgt,
Des Todes Schweigen. — Sel'ger Herbst, du streichst
Mit Lächeln mild das Laub von deinen Zweigen,
Dass es harmonisch — ein gesung'ner Ton —
Hernieder sinkt in den smaragd'nen Rasen.
Du giebst der Sonne ein verjüngtes Licht
Und weckst den Geist des todten Frühlings auf.
Du weckst das Heimweh in des Fremdlings Seele
Und sprichst ihm von der Schönheit, die jetzt ruht
Auf fernen Hügeln. Von der Liebe sprichst du —,
Nicht von der wilden Leidenschaft der Liebe,
Nein, von der Liebe, die da lächelnd segnet
Und gnadenvoll und rückhaltlos verzeiht.

Therese Keiter-Kellner.



Die Hermessäule.

Novellette von E. Mentzel.

Nachdruck verboten.

I.

Fräulein Linchen wollte sich eben noch einmal in wichtige Stellen des letzten kulturhistorischen Werkes ihres Bruders vertiefen, als es leise an die Thüre ihres behaglichen Zimmers klopfte. Schnell legte sie die Blätter in die Mappe zurück, rief „Herein!" und beugte den bereits stark ergrauten Kopf etwas vor, um sogleich zu sehen, wer denn noch nach Ablauf der nachmittäglichen Besuchsstunde zu ihr kommen würde. Die Damen der kleinen mitteldeutschen Universität pflegten sich stets streng an die Besuchszeit zu halten und nur bei den nächsten Freundinnen Ausnahmen von der Regel zu machen. Eine Freundin besaß Fräulein Linchen aber nicht, weil der Umgang mit ihrem geistig bedeutenden Bruder das Bedürfniß nach einer solchen gar nicht in ihr aufkommen ließ. Er vereinigte für sie alles Gute, Schöne und Beglückende und ersetzte ihr schon seit Jahren Eltern, Geschwister, Freunde und sonstige Beziehungen, die anderen Frauen das Leben werthvoll machen und verschönen.

Fräulein Linchen hatte sich bereits erhoben, da trat eine alte Dame in's Zimmer und streckte ihr in sichtlicher Bewegung beide Hände entgegen. Einen Augenblick ruhten die Blicke der Anderen forschend auf dem bleichen, abgehärmten Gesicht, dann stieß sie einen leisen Freudenlaut aus und rief, die Angekommene herzlich umarmend: „Ach, Sie sind es, Frau Doktor! An Sie hätte ich aber wirklich nicht gedacht! Wie lange ist's aber auch her, seit wir uns nicht gesehen haben!"

„Ueber zwanzig Jahre, Fräulein Dernholz," erklärte die Angeredete und ließ sich von der Anderen zum nahen Sopha geleiten. „Es war kurz vor Bernhard's Tod. Sie traten damals gerade Ihre Stelle als Erzieherin bei der Fürstin Wengern an."

Als Frau Doktor Braun ihren verstorbenen Bruder erwähnte, huschte es wie ein Schatten über Fräulein Linchens Gesicht. Sie antwortete nicht gleich, erst nach einer Weile sagte sie etwas beklommen. „Sie waren damals böse auf mich und konnten mich nicht begreifen, Frau Doktor."

„Damals, ja", gab die Angeredete ehrlich zu. „Konnte ich doch nicht ahnen, wie bald ein Unglücksfall dem guten Bernhard das Leben rauben sollte! Und wenn ich es um meines Bruders willen nicht zu fassen vermochte und auch für unnatürlich hielt, daß ein gereiftes Mädchen sein

Herzensglück der Zukunft eines bedeutend jüngeren Bruders zum Opfer brachte, so werden Sie dies als treue Schwester doch verstehen."

„Gewiß", bestätigte Fräulein Linchen. „Aber ich durfte nicht anders handeln, Frau Doktor, glauben Sie es mir! Wäre ich Bernhard's Gattin geworden, dann hätten wir beide jahrelang zusammen ringen müssen, ehe wir festen Grund unter die Füße gewannen. Da aber die Mutter ohne meinen Beistand Franz nicht hätte weiter studiren lassen können und nach einem harten Leben noch tief unglücklich dadurch geworden wäre, so blieb mir schon um ihretwillen keine andere Wahl, als zu verzichten. Es ist mir damals nicht leicht geworden, allein ich hatte doch stets das Gefühl, das Richtige gethan zu haben."

„Das glaube ich jetzt selbst, Fräulein Linchen," meinte die Doktorin. „Die Zeit hat ja Ihr Opfer gerechtfertigt und auch gezeigt, daß Ihr Herr Bruder nicht nur ein berühmter Mann wurde, sondern auch ein dankbarer Mensch blieb. Er ist doch noch unverheirathet, nicht wahr?"

„Bitte, aber nicht meinetwegen", schaltete die Andere lächelnd ein. „Früher habe ich ihn sehr oft gebeten, sich eine hübsche junge Frau zu nehmen und ihm sogar dann und wann einmal ein passendes Mädchen vorgeschlagen, allein er hat niemals einen Entschluß fassen können. Heute freilich, wo er schon vierzig Jahre alt ist, halte ich es bei seinen starken wissenschaftlichen Neigungen für besser, wenn er ledig bleibt. Wir sind so zusammen eingelebt, daß er gar nicht mehr an's Heirathen denkt. Auch ich könnte jetzt das Dazwischentreten einer Dritten nicht mehr ertragen."

„Das begreife ich", stimmte die Doktorin bei. Sie unterdrückte jedoch die Bemerkung, bei einem kaum vierzigjährigen Manne sei man freilich vor dem Heirathen noch nicht ganz sicher. Dann erkundigte sie sich nach dem Leben und Streben des Herrn Professors.

Fräulein Linchen erzählte, wie glücklich sie zusammen seien und berichtete dann von den großen wissenschaftlichen Erfolgen des Bruders und seinen neuen Plänen. Ganz beiläufig bemerkte sie auch, er lebe seit einiger Zeit nicht mehr so zurückgezogen als früher und besuche jetzt sogar die gesellschaftlichen Zusammenkünfte der „Harmonie", wohin er auch heute wieder gegangen sei. Dann lenkte sie schnell das Gespräch von sich und ihrem Bruder ab und ließ sich mittheilen, aus welchem Grunde Frau Doktor Braun eine Reise nach hier unternahm. Als sie erfahren hatte, daß dies um deren ältester Tochter willen geschah, die in den nächsten Tagen von dem bedeutenden Chirurgen der Universität operirt werden sollte, floß noch manch' warmes, theilnehmendes Wort von Fräulein Linchens Lippen, richtete sie die Gebeugte durch ihren herzlichen Zuspruch vollständig wieder aus tiefem Kummer auf. Getröstet und mit neuem Muthe ausgerüstet, verließ die Frau in der Dämmerung das Haus und dachte noch lange über Fräulein Linchen nach. Was war diese doch für ein vorzügliches Wesen! Ihr ganzes Leben bildete eine Kette edler, selbstaufopfernder Handlungen! Wie sorgsam hatte sie einst die kränkliche Mutter gepflegt, wie sich als Lehrerin in dem kleinen Städtchen geplagt, damit der hochbegabte Junge in's Gymnasium gehen konnte! Und so war's fortgegangen bis zu dessen Selbständigkeit. Wenn's nur auch so zwischen beiden blieb, wie es jetzt war, und Fräulein Linchen nicht am Ende doch noch das bekannte Schwersternschicksal ertragen lernen mußte: schließlich einer Mächtigeren weichen zu müssen.

II.

Professor Dernholz kam ziemlich spät nach Hause; die Schwester hatte schon lange mit dem Thee auf ihn gewartet. Damit er diesen nicht allzu lang nach der gewohnten Zeit einnehmen möge, begann Fräulein Linchen einstweilen keine Unterhaltung und rückte dem Bruder nur alles schön zurecht, damit er tüchtig zufassen möge. Sie freute sich denn auch an seinem guten Appetit, bemerkte aber in der Sorge um sein leibliches Wohl nicht, wie erregt er aussah, welche Unruhe sein sonst so gemessenes Wesen beherrschte.

„Du hast Dich heute wieder gut unterhalten, Franz?" begann endlich Fräulein Linchen, nachdem er die Serviette zusammengewickelt und in den silbernen Reif gesteckt hatte.

„Sehr gut, sehr gut", entgegnete der Angeredete etwas zerstreut und putzte sich die goldene Brille. Dann ließ er den langen bräunlichen Vollbart ein paar Mal durch die Finger gleiten und setzte noch hinzu: „Es ist recht schade, Linchen, daß Du nicht da warst."

„Ach, Du weißt ja, ich bleibe mit meinen zweiundfünfzig Lenzen lieber zu Hause. Und nun gar jetzt, wo ich doch jeden Augenblick benutze, um Dein Manuskript zu lesen." Fräulein Linchen erzählte noch, daß sie gerade damit fertig geworden sei, als Frau Doktor Braun gekommen wäre. Dann beantwortete sie einige kurze Fragen des Bruders, der sich nach dem Ergehen von deren Familie erkundigte, und fuhr begeistert fort: „Laß uns jetzt auf Dein Werk zurückkommen, lieber Franz! Du hast wirklich die Aufgabe, den schwierigen Stoff in populärer Form zu fassen, in vollkommenster Weise gelöst. Welche Ansprüche

ich an Deinen Stil stelle, weißt Du ja, doch diesmal muß ich Dir offen gestehen, daß Du alle meine Erwartungen übertroffen hast."

„Nicht möglich, nicht möglich!" gab Professor Dernholz hastig zurück. Er hatte sich in den Schatten der Lampe gesetzt und sah eigentlich aus, als höre er gar nicht recht zu und denke über etwas ganz anderes nach.

Wohl streifte ein forschender Blick aus den guten hellen Augen der Schwester sein Gesicht, allein diese mußte doch wohl an ein solches Benehmen gewöhnt sein, um etwas Auffallendes darin zu finden. Lebhaft begann sie wieder: „Die Schilderungen der Verkehrs- und heiligen Straßen der Alten haben mich sehr interessirt. Ganz besonders fesselte mich aber das Kapitel über die Hermessäulen, welche die Griechen an sich kreuzenden Landwegen errichteten. Die Inschriften derselben haben oft ganz tiefe philosophische Bedeutung und künden nicht allein den rechten Pfad, sondern auch die Richtung an, die man in innerem Zwiespalt an einem geistigen Scheideweg zu nehmen hat. Fest bin ich überzeugt, die meisten dieser Sprüche rühren von bedeutenden Dichtern her; denn Stümpern ist es doch nie gegeben, in alltäglichen Dingen den Sinn ewiger Wahrheiten in solcher Weise zum Ausdruck zu bringen."

(Schluß folgt.)

Aus alter und neuer Zeit.

Aus Frankenbergs Vorzeit. Wohl keine Stadt unseres lieben Hessenlandes hat eine ruhmreichere, interessantere, aber auch zugleich wehmüthigere Geschichte als die Burg der Franken. Auf der Höhe des Burgwaldes sowohl als auch in den Auen der Edder und Lahn zogen Schaaren der Römer heran, und in harten, heißen Kämpfen rötheten sich die Wasser dieser Flüsse vom Blute gefallener Helden.

Zur Zeit der ersten Frankenkönige soll hier an der Edder im Jahre 520 ein Lager, der Keim einer Burg, angelegt worden und unter Karl dem Großen soll dann auch nach und nach der Ort zu immer herrlicherer Blüte gekommen sein. Urkundlich aber steht sicher und fest, daß unter dem Landgrafen Heinrich I., genannt das Kind von Hessen oder das Kind von Brabant, der Ort zu einer Stadt emporwuchs, nachdem derselbe in eigener Person im Jahre 1286 den Grundstein zu unserer schönen, im gothischen Baustil erbauten Liebfrauenkirche gelegt hatte. „Herrliche und wonnige Tage", so erzählt unser Chronist Gerstenberg († 1522), „sah die Stadt auf das Kirchweihfest, mit dem der neuntägige Hauptjahrmarkt und die Verkündigung des großen Ablasses verbunden war. Maien und Blumen, Tücher und Teppiche schmückten dann die Stadt; von allen Seiten strömten prachtvolle Prozessionen herbei; Kaufleute aller Art bezogen den Markt; in feierlichem Umzuge trug man, von Kerzenglanz umstrahlt und von Weihrauch umduftet, das Bild der heiligen Jungfrau durch die Alt- und Neustadt; Gebete und Gesänge erschallten in den Häusern und auf den Straßen, und unter großen kirchlichen Feierlichkeiten wurde den Gläubigen der Ablaß ertheilt und für alle gebetet, deren milde Hand Gaben zum Bau der Kirche geopfert hatte. Wenn der Landgraf diesen Festen nicht in Person beiwohnte, entsandte er eine Anzahl seiner Ritter und Diener, um die nach Frankenberg ziehenden Fremden zu geleiten. Prangend im vollen Waffenschmuck hielten diese ihren Einzug, empfangen von den Bürgern, die gleichfalls ihre schmucken Rüstungen angelegt hatten und mit ihren ritterlichen Gästen, unter dem Klange der Pfeifen und Trompeten, dreimal durch die festlich prunkende Stadt zogen. Frankenberg strahlte dann in solcher Freude und Herrlichkeit, daß die Fremden sich die Fenster mietheten, um das Auge bequemer am Glanze dieser Umzüge weiden zu können."

Vergleicht man heute die Stadt mit dieser Schilderung, so muß man in der That wehmüthig mit unserem Landsmann F. Pfister bekennen: „Frankenberg steht da wie der Rumpf einer alten Eiche, welche die Königin des Waldes war. Hat aber der Sturm der Zeit ihren stolzen Wipfel auch gebrochen, anziehend genug bleibt immerhin noch der Strunk, dessen graue Rinde an die Vergangenheit erinnert, während sein jung getriebenes Astwerk frisch in die Gegenwart und Zukunft hineingrünt."

Wie ist es nun gekommen, daß diese ehedem so angesehene Stadt unseres lieben Hessenlandes erst die 19. Stelle bezüglich ihrer heutigen Bewohnerzahl einnimmt?

Vorerst war es der Krieg. Im Jahre 1372 wurde die Neustadt vom Bunde der Sterner geplündert und niedergebrannt. Auch erlagen die

Bürger in einem Treffen mit dem mächtigen Ritter **Friedrich** von **Padberg** vor Fürstenberg.

Den Hauptstoß aber zum Niedergang bekam die Stadt durch den **großen Brand** am 9. Mai 1476, über den der Chronist berichtet:

„Als man schrieb 1476 Jahr, da ward Frankenberg mit Feuer angestecket, und verbrannten die zwo Städte ganz und zumal. Dies geschah auf den 9. Maji, und derselbe Tag fiel zu der Zeit auf den Donnerstag vor Cantate. Nun war es damals gar ein trocken Jahr und eine heige (= trocken) Zeit, so daß in der Stadt kein Wasser war, auch war das Volk außen der Stadt, etliche bei ihren Wiesen, die andern bei den Garten, bei ihren Äckern, in den Gründen, in den Wäldern und dergleichen, wo ein jeglicher zu schicken hatte. Da geschah es auf vorgenannten Donnerstag nach Mittag, als die Glocke Eins schlug, daß sich leider ein greulich Feuer in der Mittelgasse erhub in dem Geismar-Viertel an dem Ortshaus, wenn man in die Schmittengasse geht, und dasselbe Haus war gar herrlich dreimal übersetzet, und war so hoch gebauet, daß in der Schmittengasse keine Leiter an das Hausdach reichen konnte; das Haus war auch mit Schiefersteinen gedecket, die platzten und sprungen ab und verbrannten die Leute, daß niemand konnte herbei kommen. Und wie wohl in der ersten kein Wind war, sondern ein stiller heißer Tag, jedoch so erhub sich der Wind von der Eder heran von Mitternacht und führte das Feuer auf die anderen Häuser zu der Kirchen wärts, daß die Stadt an vielen Orten angieng.

Da lief das Volk getreulich zu, Priester und Laien, und stiegen auf die Häuser, goßen, schlugen, löschten und wehreten mit ganzem Ernst; da liefen die Frauen, Mägde, Kinder, und trugen Wasser aus der Eder zu, aus dem Teiche und aus dem Windenborn, aber es half leider nichts, sondern das Feuer ward je größer, und ward überwältig, so daß man ihm nicht gesteuern konnte, um vier Ursachen willen, erstens war die Zeit heiß, trocken und heige, zum andern war kein Wasser nahe bei der Hand, zum dritten war wenig Volk in der Stadt, zum vierten erhub sich der Wind und führte das Feuer an viel Enden der Stadt, also daß man es an vielen Orten zu schicken hatte, und das Volk arbeitete sich ganz müde.

Da kamen die Leute von dem Felde heimgelaufen, und kamen auch die Leute von den nächsten Dörfern, von Geismar, von Ellershausen, von Frankenau, von Bottendorf, von Viermünden, von Röddenau, von Battenfeld, von Allendorf und von Battenberg, aus Sachsenberg, aus Rosenthal und aus anderen Flecken und Dörfern, die hulfen getreulich löschen, aber sie kamen leider zu spat und zu langsam, so waren auch den Leuten die Eimer sammt anderm Gezeug verbrannt, jedoch thaten sie viel Arbeit. Nun hatte das Feuer Oberhand genommen und brannte in allen Gassen, so daß die Häuser zusammen fielen in den Straßen, so daß niemand mehr gewandern und löschen konnte.

Da kam das Feuer auch in das Rathhaus, das war zweimal um und um übersetzet und gezieret, und war herrlich und wohl gebauet. In demselben Hause hatte die Stadt ihre Büchsen, Pulver, Armbrüste und mancherlei Gereitschaft zum Kriege, das verbrannte mit einander. Sonderlich hatte die Stadt mehr denn 200 Hakenbüchsen, darzu andere Lotbüchsen, die stunden alle oben in dem Hause, und unten in dem Hause stunden gute Karrenbüchsen; dieselben waren derzeit alle geladen, und als das Feuer daran kam, da gingen sie alle los, die kleinen mit den großen; derselbigen großen eine ging wider das Steinhaus bei dem großen Born und schoß die Mauern zwischen zwei Kreuzfenstern entzwei; die andern Büchsen schossen alle zu hoch, denn sie waren hinten auf den Karren niedergelassen, daß sie keinen Schaden thaten.

Da verbrannten der Stadt leider alle ihre alten Briefe, Bullen, Privilegien und Freiheiten, die sie hatte von Carolo Magno, von König Curten, von König Henrichen und von andern vielen Fürsten und Herren, darzu verbrannten ihnen viel Chroniken, alte Register und viel gute Rechtsbücher. Fürders nahm das Feuer alle Gassen ein in der alten Stadt.

Von solchem überschwenglichen Feuer ward so eine große Hitze, daß die Pfarrkirche anging, und das war wohl um vier Uhr Abends. Nun konnten die Leute nicht zu der Kirchen kommen, denn die Häuser waren in allen Gassen zusammengefallen, so waren der Pfaffen Häuser unter der Pfarr auch mehrentheils auf die Stadtmauer gefallen, desgleichen waren die Häuser bei der Teichpforten auf die Stadtmauer gefallen, so daß niemand zu der Kirchen kommen mochte, sie zu beschütten.

Und als nun alle Gassen so greulich brannten, da kam der Wind und führte das Feuer aus der alten in die neue Stadt, da waren die Neustädter viel in der alten Stadt und hulfen löschen und austratschen, dieweil verbrannten sie auch, ehe sie es recht gewahr wurden. Da verbrannte in der Neustadt die Kapelle St. Johannis des Evangelisten mit zwo Glocken, Kelchen, Meßgewanden, Meßbüchern und anderem Zierrath. Auch so verbrannte das Spital St. Elisabethen auf der Eder und Neuse, mit einer Glocke, Meßgewanden,

Büchern und Kelchen. Dazu die Pfeffermühl und die ganze Neustadt brannte ganz und gar ab, ausgenommen drei oder vier alter Baue vor der Niederpforten; auch führte der Wind das Feuer an die Obermühl baußen der Neustadt, die verbrannte allerdings mit Rädern und allem bis auf die Pfosten unter dem Wasser.

Also brannte die alte und die neue Stadt beide sammt. Solches große Feuer zwang die Leute darzu, daß sie mußten zu den Pforten ausfliehen; da waren auch etliche alte Frauen und Kinder in die Pfarrkirche geflohen, die wichen fürders auf den Plan davor, da vormals die alte Burg gelegen hatte. Nun erhub sich der Wind und das Feuer an der Pfarrkirche, an dem kleinen Thurm auf dem Chore vor's erste; derselbige Thurm war ganz und gar mit Blei bedeckt, das schmolz alle ab und floß zu den Zauten aus am Umgang und hing an den Zauten und Kaneln wie Eiszapfen; und erhob sich das Feuer oben an dem Masbaum, da die Sparren angelegt waren, und brannte alles oben herab bis auf den Chor. Da kam es fürders an das Kirchendach und an unserer lieben Frauen Kapelle, die verbrannte mit der Kirche ganz und gar, was von Holz war. Und fürders kam das Feuer an den großen Thurm, da erhub sich auch das Feuer oben am Masbaum, da die Sparren angelegt waren, da schmolz auch das Blei oben ab und ging an und verbrannte alles herab. Da verbrannte die köstliche große Glocke, die den Preis hatte ihres herrlichen Tons und Größe halben im ganzen Lande zu Hessen und noch viel weiter; darzu verbrannten andere gute Glocken, so daß in der Pfarrkirche sieben guter Glocken verbrannten. Auch geschah großer Schaden an den Glasfenstern der Kirche, denn das Gelöte an den Fenstern rann ab und schmolz von der großen Hitze. Die alten Leute und Kinder, so auf die Burg geflohen waren, litten gar große Noth von der Hitze, vom Rauch und vom fliegenden Feuer, daß sie sich ihres Lebens verziehen hatten.

Den Abend zu sechs Uhren waren die beiden Städte mit den genannten dreien Kirchen und mit den Häusern abgebrannt, ohne von der Rödenauer Pforten unten durch die Dibebrücke bis an die Wasserpforte, da blieben etliche geringe Häuslein stehen, desgleichen auf der Heiden eines Theils mit der Scheuerngasse, und die Heidenkirche mit der Gadengasse blieben auch stehen.

Darnach den selbigen Abend, als das Vieh kam von dem Felde, da thät man alle Pforten zu, denn die Pferde, Kühe, Säue, Ziegen und Gänse wären in das Feuer gelaufen und hätten sich verbrannt.

Nun hatte das Feuer die Leute aus beiden Städten getrieben, so daß das Volk lag vor den Pforten gleich als die Heiden oder Zigeuner, und hatten kein Essen noch Trinken, und liefen die Kinder nackend und bloß und schreieten um Essen, so schreieten die Alten um den großen unüberwindlichen Schaden. Da band man die Pferde an die Zäune und an die Bäume in den Garten, das andere Vieh blieb gehen und liefen durcheinander: Sau, Kühe und so weiter, und war ein groß Geschrei von den Leuten, den Kindern, und von dem Vieh.

Darnach wohl um die Mitternacht waren etliche junge Gesellen und Studenten, die kamen mit großer Arbeit durch das Feuer bis in die Pfarrkirche, und wollten beschauen, wie es darinnen zugefahren hätte mit dem Heiligthum und mit anderen Sachen; da fielen die Kohlen und das Feuer oben herab durch die Löcher an dem Gewölbe und fielen auf die Altare, in die Bänke, auf die Orgel und in die Uhrzeiger mit den Königen, die begunten zu glimmen.

Da nahmen die Gesellen das Weihwasser aus den Steinen und löschten es aus. Auf den Freitag und ander Tage räumten die Leute in ihren Kellern, da sie etwa ihre Nahrung hingetragen hatten; da waren etliche Gewölbe eingefallen, in etliche war das Feuer kommen und hatte allerdinge verbrannt, was darinnen war. Auch hatten etliche Leute von allererst ausgetragen und auf den Kirchhof geflüchtet und in die weite Gassen getragen; das verbrannte auch alles, wer aber etwas zu den Pforten ausgetragen hatte, das behielt er.

Darnach zogen etliche Leute einzeln wieder in die Stadt, wer einen Keller hatte, da zog er ein. Der Pfarrer, sein Kapellan und andere Priester, die Schulmeister, unser lieben Frauen Mägde und andere alte Weiber, die zogen auf die Schule, denn die blieb stehen mit dem Beinhause. Die anderen Bürger zogen zusammen, wo sie mochten; man fand auch etliche Scheuern und Häuser, da fünf oder sechs Paar Volks innen wohnten. Etliche zogen hinweg in die nächsten Städte und auf die Dörfer, wo sie sich erhalten möchten. Des jungen ledigen Volks von Bürgersöhnen und Töchtern kamen auch viele hinweg, die sich anderswo niederschlugen. Etliche Bürger machten auch Schoppen und Hütten aus Stroh, da sie sich innen enthielten. Wenn aber die Leute kochen sollten, das wollte sich in den Kellern nicht schicken, auch nicht in den Schoppen noch Hütten; hierum satzten sie Stücken, als die Garköche auf die Jahrmärkte pflegen zu thun, und je neun oder zehn um ein Feuer Hausgeseßene ungefährlich die machten ein Feuer, dabei sie ihre Speise kochten. Wenn man

zur Messe läuten sollte, so nahm der Opfermann eine Schelle von einem Altar und ging um den Kirchhof und klingelte mit der Schelle zur Messe, denn alle Glocken waren verbrannt.

Diesen Brand, Jammer und Schaden hatten die von Treysa erfahren und ließen viele Brote backen und sammelte auch viel Leinwand und schickten drei gute Wagen voll Brot und Kleider nach Frankenberg, den armen Leuten und nackten Kindern zur Steuer und zum Trost, das theilte der Rath unter das Volk, jeglichem nach seiner Nothdurft. Darnach als Landgraf Henrich gründlich erfuhr solchen großen Schaden, da sandte der hochlöbliche Fürst der Stadt viel Korns, das theilten die Bürger unter sich; er ließ auch viel Bauholz dahin führen und gab ihnen Freiheit, und half ihnen gar wohl und war ihnen ein gnädiger Fürst. Da ward das Volk einigermaßen getrost, und bestunden wiederum zu bauen an der Kirchen und auch ihnen selbst in der Stadt."

—k.

Fürsorge der hessischen Landgrafen für alte und invalide Arbeiter. Nicht selten stellt es sich heraus, daß unter den alten hessischen Landgrafen Einrichtungen, auf deren Einführung sich die Gegenwart etwas ganz besonderes zu gute thut, längst Bestand gehabt haben bezw. der Grund zu solchen bereits gelegt war. So verhält es sich auch mit der Fürsorge für die Invaliden der Arbeit. Bereits am 18. Februar 1749, also unter der Regierung Landgraf Friedrich's I., Königs von Schweden, stoßen wir in den Protokollen des Geheimen Raths auf die Resolution, daß, wie auf den übrigen Bergwerken zur Unterhaltung alter und beschädigter Bergleute ein Prozent von der Ausbeute gegeben werde, dies fortan auch auf den Kupferwerken zu geschehen habe. (Sammlung hessischer Landesordnungen, IV. S. 1028 f.) Für jene Zeit bedeuteten diese Maßnahmen um so mehr, als die Bergwerke in der Reihe der damals in Hessen vorhandenen, freilich noch nicht eben zahlreichen industriellen Etablissements den weitaus ersten Platz behaupteten.

Aus Heimath und Fremde.

Allgemeine deutsche Obstausstellung in Kassel. Im Zusammenhang mit der in Kassel in den Tagen vom 1. bis 6. Oktober stattfindenden Hauptversammlung des deutschen Pomologenvereins wird am 1. Oktober im Orangerieschloß daselbst die unter dem Protektorat der Kaiserin und Königin Friedrich stehende erste Allgemeine Deutsche Obstausstellung eröffnet werden, deren Zweck die Hebung des deutschen Obstbaues ist. Bereits drei Jahre hat der zusammengetretene Geschäftsausschuß, an seiner Spitze Oberpräsident Magdeburg Excellenz als Ehrenvorsitzender, Oberbürgermeister Westerburg, Graf von Schlieffen (Windhausen) und Hofgärtner Fintelmann (Wilhelmshöhe) rastlos gewirkt, um das geplante Unternehmen zur Durchführung zu bringen, und steht nunmehr vor dem Ziele der Eröffnung. Hauptleiter der einzelnen Ausstellungsgruppen, denen in der letzten Zeit die Hauptthätigkeit zufiel, sind: Generalsekretär Gerland (Obstverwerthungsmaschinen und Geräthe), Oberlehrer Reichelt aus Friedberg (frisches Obst), Lehranstaltsdirektor Dr. von Peter eben daher (Obsthandel), Stadtbibliothekar Dr. Uhlworm (Literatur und verwandte Gegenstände), Stadtgärtner Eubell (Baumschulartikel), Obergärtner Huber (Obsterzeugnisse). Wünschen wir der Ausstellung, welche so überaus gemeinnützigen Zwecken dient und das allgemeine Interesse in Anspruch nimmt, gedeihlichen Verlauf und zahlreichen Besuch.

Feiern zu Ehren verdienter Schulmänner. Zu Ehren des nach langer treuer Wirksamkeit im Schuldienste in den Ruhestand tretenden und durch Verleihung des Rothen Adlerordens 4. Klasse ausgezeichneten Oberlehrers Stern von der Oberrealschule zu Kassel fand am Abend des 25. Septembers im Saale des „Deutschen Kaiser" ein Festmahl statt, an welchem sich das Kuratorium und die gesammte Lehrerschaft der genannten Anstalt betheiligte.

Am 26. September vormittags fand in dem Realgymnasium zu Kassel die feierliche Verabschiedung des in den Ruhestand tretenden Prorektors Professor Friedrich Heuser statt, dem vom Kaiser aus diesem Anlaß der Rothe Adlerorden 3. Klasse verliehen war. Der scheidende Lehrer, geboren zu Eschwege am 5. Juni 1826, hat 40 Jahre im öffentlichen Schuldienst in Kassel in besonders anerkennenswerther Weise gewirkt, zunächst an der Realschule, seit 1871 aber an der Realschule I. Ordnung, dem heutigen Realgymnasium.

Wichtige Erfindung eines jungen hessischen Arztes. Einem früheren Schüler des Friedrichsgymnasiums zu Kassel Dr. med. C. Kaiserling, z. Z. Assistent des Geheimen Raths Professor Dr. Rudolf Virchow, dem ältesten Sohne des Stadtraths Kaiserling zu Kassel, ist es neuerdings nach monatelangen Versuchen im pathologischen Institut der Universität Berlin gelungen, ein Verfahren zu erfinden, mit welchem es möglich ist anatomische Präparate in dem Aussehen zu erhalten, welches sie bei der Entnahme aus der Leiche darboten, ein Verfahren, welches nicht nur für die Geschichte des betreffenden Falles, sondern auch für die Demonstration im Unterricht von hohem Werthe ist. Namentlich an kleineren Instituten ist es recht schwer, immer die nöthigen frischen Organe für die Vorlesung zur Hand zu haben, dieselben sind nicht selten gezwungen ihren Bedarf an Leichentheilen durch Zusendung von auswärts zu decken. Da ist man denn auf Sammlungspräparate angewiesen, die aber bisher nur eine recht mangelhafte Hilfe boten, weil ihnen in mehr als 90 Fällen von 100 eine der wichtigsten Eigenschaften, die natürliche Farbe, fehlte.

Am 8. Juli d. J. konnte der Erfinder dieses neuen Konservirungsverfahrens von Sammlungspräparaten in der medizinischen Gesellschaft zu Berlin darüber Vortrag halten. Vor allen anderen hat sich Geheimrath Virchow über die neue Erfindung höchst anerkennend geäußert und sie für äußerst werthvoll erklärt.

Todesfälle. Am 21. August starb in Jefferson (Wisconsin) nach langen Leiden der Richter **Heinrich Colonius**, ein hochgeachteter Kurhesse aus alter Beamtenfamilie, geboren am 12. März 1831 in Wächtersbach. Colonius kann auf ein vielbewegtes Leben zurückblicken. Von der 1848er Revolution nach Amerika getrieben, war der reich beanlagte junge Mann nacheinander Cigarrenmacher, Lehrer, Redakteur, Inhaber eines Kommissionsgeschäfts, wiederum Cigarrenmacher, Urkundenregistrator und schließlich seit 1877 ununterbrochen Waisen- und Nachlaßrichter. Der Verstorbene war hochgeschätzt als pflichttreuer Beamter, als geistreicher, oft von Witz und Humor übersprudelnder Gesellschafter wie auch als Dichter. — Am 31. August verstarb zu Newyork im Alter von 80 Jahren Dr. **Magnus Bauscher** aus Kassel. Nach vollendeten Studien ausgewandert ließ sich Dr. Bauscher in Ulster-County (Newyork) nieder, wo er Schulkommissär wurde. Nach dem Bürgerkriege, den er als Hauptmann mitgemacht hatte, wurde Bauscher Lehrer an der Akademie in College Point, bis er später in Newyork eine Privatschule gründete. — Am 23. September verschied zu **Kassel** im Alter von 76 Jahren Bankier **Moritz Büding**, Inhaber eines der ältesten Bankgeschäfte in Kassel und eines zweiten in Frankfurt a. M. Der Heimgegangene, der bis zu seinem Ende unvermählt geblieben ist, war eine in weiten Kreisen bekannte Persönlichkeit, die für die Armen viel gethan hat.



Hessische Bücherschau.

Lampert von Hersfeld und die Wortauslegung. Eine Entgegnung von **August Eigenbrodt.** Leipzig (Gustav Fock) 1896. 33 S. 8°.

Unsere Leser werden sich noch erinnern, daß in Nr. 10 dieses Jahrgangs (S. 138—140) eine kritische Studie desselben hessischen Geschichtsforschers über „Lampert von Hersfeld und die neuere Quellenforschung“ eingehend besprochen worden ist und zwar mit vollem Recht in sehr anerkennender Weise. Diesem Urtheil haben mehrere andere Besprechungen in Zeitschriften, bezw. Zeitungen, darunter recht angesehenen, durchaus beigepflichtet.

Auf völlig anderen Boden tritt eine Kritik in Nr. 22 der „Deutschen Litteraturzeitung“ vom 30. Mai d. J., in welcher Professor Dr. O. **Holder-Egger**, dessen Aufstellungen Dr. Eigenbrodt in seinen Ausführungen mehrfach in sachlicher Weise entgegengetreten war, das Wort genommen hat, um den Gegner zu vernichten. Diese abfällige Kritik ist leider so persönlich gehalten, daß sie in objektiv denkenden Kreisen bei aller Achtung vor dem wissenschaftlichen Namen des Herrn Professors, dessen Verdienste um die Geschichtsforschung von keiner Seite angefochten werden; schwerlich viel Beifall finden wird. Geben wir einige Proben von dem in ihr herrschenden Tone. Professor Holder-Egger beginnt: „Vielfach behandelte Probleme der historischen Forschung wirken namentlich auf junge Anfänger oft wie das Licht auf die Motten, besonders wenn es den Anschein hat, daß zu deren Lösung weniger eindringende minutiöse Forschung als starke Intuitionskraft erforderlich sei.“ Weiter heißt es: „Indessen wird die Wissenschaft über diese Ausführungen hinweg gehen, denn sie sind nur ein dilettantisches, oberflächliches Gerede ohne

jede eigene Forschung des Verfassers, der nichts weiß, als was frühere Arbeiten ihn gelehrt haben, aber nur sehr wenig von dem, was da zu finden ist. . . . Auf Einzelheiten einzugehen ist überflüssig." Zum Schluß seiner Ausführungen sagt Professor Holder-Egger: „Nicht zu billigen ist die Form des Buches, es besteht fast zur Hälfte aus zwei phrasentriefenden recht inhaltleeren Vorträgen, die der Verfasser 1894 gehalten hat. Die Sprache ist überall unbeholfen."

Demgegenüber sah sich Dr. Eigenbrodt genöthigt, Stellung zu nehmen, wie es in der vorliegenden Schrift geschehen ist. Wir möchten nicht unterlassen an dieser Stelle auf dieselbe hinzuweisen und unsern Lesern ihr Studium anheim zu geben. Auch sie werden dann vermuthlich den Eindruck gewinnen, daß in diesem Falle das bessere Recht nicht auf Seiten des Gelehrten mit berühmtem Namen ist und daß der Herr Rezensent der „Deutschen Litteraturzeitung" seiner Sache durch die Art seiner Polemik einen sehr schlechten Dienst geleistet hat, andererseits werden sie nicht umhin können, unserm Landsmann zu bezeugen, daß er die Sache der freien Wissenschaft mit Geschick und Erfolg vertreten hat.

W. G.

Im Verlage von **Karl Vietor** zu Kassel erschien soeben in bester Ausstattung: „Rot-Weiß". Eine Erzählung aus der Zeit des Königreichs Westfalen von **Ludwig Mohr**. Dritte revidirte Auflage.

Indem wir auf die neue, nach den Ergebnissen der neusten Geschichtsforschung mehrfach veränderte Auflage der weit und breit im Hessenlande und über dessen Grenzen beliebten Erzählung unseres hessischen Dichters, dessen Namen unsere Leser auch in diesem Blatte immer wieder gern begegnen werden, schon heute empfehlend hinweisen, verfehlen wir nicht zu bemerken, daß alsbald eine eingehendere Besprechung aus der Feder eines Mitarbeiters, dessen Gaben im Kreise unserer Abonnenten zu den geschätztesten zählen, folgen wird.

Personalien.

Verliehen: dem Geschichtsmaler Professor Knackfuß zu Kassel das Kreuz der Ritter des Hausordens von Hohenzollern; dem Landrichter **von Linsingen** in Marburg der Charakter als Landgerichtsrath, den Amtsrichtern **Stammler** in Rosenthal, **Groß** in Großenlüders und **Kucks** in Hünfeld der Charakter als Amtsgerichtsräthe.

Ernannt: Gerichtsassessor **Walther Frohwann** in Corbach zum Amtsrichter in Altona; der außerordentliche Pfarrer **Seyb** zum Pfarrer in Elm; der Pfarrverweser **Lotz** in Crumbach zum Pfarrer in Vollmarshausen; der Katasterlandmesser **Schulz** in Aachen zum Katasterkontroleur in Frankenberg.

Beauftragt: der Oekonomiekommissionsgehülfe **Wagener** mit der Verwaltung der neu errichteten Spezialkommission zu Fulda.

Versetzt: Pfarrer **Kohlenbusch** in Oberkalbach nach Meerholz; Amtsrichter **Pückel** in Bischhausen nach Wetzlar; Regierungsbaumeister **Metzing** zu Marburg nach Berlin; der Kreissekretär **Thamer** in Schmalkalden nach Frankenberg.

Entlassen: der Gerichtsassessor **Vogel** behufs Uebertritts in die Staatseisenbahnverwaltung und der Referendar **von Savigny** auf Antrag aus dem Justizdienste.

Gewählt: Oberlehrer Dr. **Schotten** zu Kassel zum Direktor der Oberrealschule in Halle a. S.

In den **Ruhestand** getreten: Forstmeister **Rörig** in Roßberg.

Vermählt: Direktor **Georg Richard Kruse** mit Fräulein **Julie Beling** aus Kassel (Bern, 7. September); Kaufmann **Heinrich Gustav Fues** aus Leipzig mit Fräulein **Sophie Katharine Pelissier** (Hanau, 19. September).

Geboren: ein Sohn: Oberlehrer **Alexander Kratsch** und Frau, geb. **Runkwitz** (Kassel, 13. September); Architekt und Bauunternehmer **J. Wilhelm Wörner** und Frau (Hanau, 15. September); eine Tochter: Kaufmann **Theophil Lins** und Frau **Johanna**, geb. **Kürschner** (Kassel, 18. September); Bergassessor **Schwemann** und Frau, geb. **Kupfer** (Waldenburg i. Schl., 19. September); Apotheker **Olfred Wolters** und Frau **Minna**, geb. **Paack** (Crefeld, 21. September); Dr. **C. Siebert** und Frau **Johanna**, geb. **André** (Marburg, 24. September).

Gestorben: Inspektor der chirurgischen Klinik **Ernst Ferdinand Queißner**, 49 Jahre alt (Marburg, 15. September); verwittwete Frau **Margarethe Steinbach**, geb. **Ruhl** (Kassel, 18. September); Fräulein **Helene Winter**, 44 Jahre alt (Kassel, 19. September); Frau **Elisabeth Margraf**, 25 Jahre alt (Kassel, 22. September); Kaufmann **Wilhelm Erbs**, 48 Jahre alt (Hanau, 23. September); Bankier **Moritz Büding**, 76 Jahre alt (Kassel, 23. September); Fräulein **Auguste Gunckel**, 50 Jahre alt (Hersfeld, 24. September).

Briefkasten.

Sch. in Hofgeismar. Im Buchhandel nicht zu haben. Die Ständische Landesbibliothek in Kassel besitzt ein Exemplar der betr. Gedichtsammlung ebenfalls nicht.

R. J. in Guatemala. Zu unserem größten Leidwesen scheint es Ihnen nicht vergönnt gewesen zu sein, Ihr Vorhaben auszuführen und in Kassel, Schloßplatz 4, vorzusprechen, sodaß uns das Vergnügen, Ihrer Bekanntschaft theilhaftig zu werden, wenigstens vorläufig entgangen ist. Wir hätten bei dieser Gelegenheit gern wegen Ihrer noch hier befindlichen Gedichte Rücksprache genommen, von denen das eine an zwei Stellen geringer Abänderungen bedarf, die Sie vielleicht an Ort und Stelle selbst vorgenommen hätten. Beste Grüße.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. W. Grotefend in Kassel. Druck und Verlag von Friedr. Scheel in Kassel.



№ 20. X. Jahrgang. Kassel, 16. Oktober 1896.

Stilles Glück.

Wußt' ich, was es heißt: zufrieden,
Wenn ich's hörte, wenn ich's las?
Kampf und Ruhm wollt' ich hienieden;
Stilles Glück war mir beschieden:
Ich verstand es und genas.

Stilles Glück: ich mußt' es ahnen,
Als ich Dir in's Auge sah;
Wie mit zauberhaftem Mahnen
Riß es mich aus meinen Bahnen,
Und nur Dir gehört' ich da.

Hinter mir lag Stolz und Streben,
Fern die wilde Jugendlust;
Wollt' mich ganz gefangen geben,
Wollte ruhen, wollte leben
Still wie nun an Deiner Brust.

Bin vom Kampfesplatz vertrieben,
Palm' und Lorbeer fliehen mich;
Doch das Glück ist mir geblieben,
Mund zum Küssen, Herz zum Lieben
Und ein Haus für mich und Dich.

F. A. Lange.





Die großherzoglich hessischen Truppen in den Kriegen der Rheinbundszeit und die amtliche Presse des Landes.

Von Professor O. Buchner.

Man hat das jetzt zu Ende gehende 19. Jahrhundert außer mit anderen charakteristischen Bezeichnungen wohl auch als das papierne Jahrhundert bezeichnet, weil in demselben der Buchdruck sich zu ungeahnter Höhe emporschwang und namentlich auch die Zeitungsliteratur in einer Weise sich entwickelte, von der man früher keine Ahnung hatte. Nur ein Beispiel aus Hessen-Darmstadt. Der Vorläufer der „Darmstädter Zeitung", die jetzt zweimal täglich im Folioformat erscheint, war zu Anfang des Jahrhunderts die „Hessen-Darmstädtische Landzeitung", das offizielle Organ der landgräflichen Regierung.

Sie erschien dreimal in der Woche (Dienstag, Donnerstag und Samstag) in Quartformat, gewöhnlich einen Bogen stark, manchmal auch mit einer Beilage von zwei Seiten.

Die politischen Nachrichten füllten den größeren Theil, aber alles kunterbunt durcheinander; Nachrichten aus Hessen waren sehr selten und meist ganz kurz; alles andere Gebiet war Ausland. Uns interessiren vorwiegend die „Inländischen Nachrichten", theilweise auch die Anzeigen.

Wenn ein Bauer durch einen Baum erschlagen wird, oder ein Kind in einer Grube ertrinkt, oder eine Scheuer abbrennt, oder sonst ein Unglück sich ereignet, so wird dieses unter den „Inländischen Nachrichten" mitgetheilt. Aber nur sehr selten findet sich unter diesen eine Mittheilung von einigem geschichtlichen Interesse, wie etwa z. B. am 1. Mai 1806: „Se. Excellenz der Herr Reichsmarschall Augereau haben auf Vorstellung und Bitten der an denselben abgeschickten Professor Dr. Crome und Major Kämmerer aus Gießen unsere Stadt von aller französischen Einquartierung und Garnison gänzlich zu befreien geruht, um den Flor der Universität dadurch zu fördern."

Der Beginn des 19. Jahrhunderts war voll von Krieg und Kriegsgeschrei, aber nur sehr selten tönt es wieder in der offiziellen „Hessischen Zeitung". Wer glaubt, mit ihrer Hilfe eine Geschichte der Feldzüge und Kriegsthaten der großherzoglich hessischen Truppen herauslesen und zusammenstellen zu können, findet sich auf's äußerste enttäuscht. Unzweifelhaft haben an Muth und Ausdauer unsere hessischen Soldaten in den Napoleonischen Kriegen sich ebenso ausgezeichnet und voll und ganz ihre Schuldigkeit gethan, wie im Krieg 1870—71, obgleich sie damals für einen fremden Eroberer gezwungen die Waffen führten. Aber wir erfahren darüber nichts oder nur sehr wenig aus den offiziellen Berichten der Landeszeitung. Auch auf diese hatte Napoleon seine schwere Faust gelegt und ihr die Feder geknebelt.

Die Konföderationsakte, datirt Paris 12. Juli 1806 und ratifizirt in München am 26. Juli, wurde den hessischen getreuen Unterthanen in der „Landzeitung" vom 21. August 1806 mitgetheilt. Es ist ein sehr ausführlicher Vertrag, aus dem nur noch besonders erwähnt werde der Artikel 35, wonach kraft des zwischen Napoleon und den Rheinbundsstaaten bestehenden Bündnisses jeder Kontinentalkrieg, welchen einer der Vertragstheile zu bestehen hat, allen anderen unmittelbar gemeinschaftlich wird; und aus Artikel 38, daß der Großherzog von Hessen bei einem solchen Krieg 4000 Mann zu stellen hat.

Die damals erlangte „ganze und absolute Souverainetät" Hessens und der übrigen Rheinbundsstaaten war lediglich absolute Abhängigkeit von Frankreich, namentlich unbedingte Heeresfolge. Wenn Napoleon winkte, so mußten die Rheinbundstruppen marschiren, wohin es auch war, nach Oesterreich, Spanien, Rußland. Die „innere und äußere Ruhe", „diese kostbare Ruhe", deren Sicherung zufolge der dem Regensburger Reichstag nach Abschluß des Rheinbundes und dessen Bündnißvertrages mit Frankreich seitens der Gesandten der Rheinbundsstaaten überreichten Erklärung der Hauptzweck des Rheinbundes sein sollte, wurde erkauft durch Ströme von Blut, die auf fremden Schlacht-

feldern vergossen wurden, durch den Tod der kräftigsten Jugend, die hingeschlachtet wurde für einen selbstsüchtigen, rücksichtslosen Eroberer, durch die Thränen der zurückgebliebenen Angehörigen, die nichts mehr von ihren entführten Söhnen und Brüdern zu hören und zu sehen bekamen.

Die Hoffnung der Rheinbundsländer auf Ruhe und einen dauernden Frieden sollte nach kaum Monatsfrist schwer enttäuscht werden. Preußen rüstete. „Einen Monat lang haben wir nicht darauf geachtet", heißt es in einem Briefe Napoleon's an den König von Bayern (Pariser Moniteur vom 27. September). „Unsere Gleichgültigkeit hat aber die Unruhestifter nur kühner gemacht, die den Berliner Hof in den unüberlegten Kampf stürzen wollen. — — Wir erachten für nöthig, daß alle Souveräne, welche zum Rheinbund gehören, sich bewaffnen, um ihre Interessen zu vertheidigen, ihr Gebiet sicher zu stellen und dessen Unverletzlichkeit zu handhaben."

Der Krieg mit Preußen brach aus, und auch die hessischen Viertausend mußten marschiren. Am 2. Oktober 1806 rückten sie von Darmstadt ab, und schon am 13. Oktober kamen sie rechtzeitig an, um Tags darauf an der furchtbaren Schlacht bei Jena theilzunehmen. Die unseligen Folgen derselben für Preußen und Deutschland sind bekannt. Die traurigste, jammervollste Zeit in der ganzen deutschen Geschichte war angebrochen. Am betrübendsten und geradezu beschämend aber ist eine Notiz in den „Inländischen Nachrichten" der „Hessischen Landzeitung" vom 11. November (Nr. 135), wo von Darmstadt den 8. November berichtet wird: „Es ist unter dem heutigen auf den 16. d. M. in den sämmtlichen Großherzoglichen Landen ein allgemeines Dankfest wegen der glorreichen Siege Sr. Kaiserl. französischen Majestät und Höchstdero Alliirten angeordnet worden." Etwas später wird da mitgetheilt: „Se. Majestät der Kaiser Napoleon haben unseres Großherzogs Königl. Hoheit 4000 Stück Feuergewehre als ein Geschenk zu überlassen geruht." Sie waren ein kleiner Theil der ungeheuren Beute, welche die Franzosen aus den preußischen Zeughäusern geplündert hatten. Und wieder ein paar Tage später wird von Darmstadt, den 16. November, berichtet: „Heute wurde in allen Großherzoglichen Provinzen das angekündigte Sieges- und Dankfest gefeiert. In der hiesigen Militairkirche geschah in Anwesenheit des Durchlauchtigsten Hofes die Anstimmung des Te Deum 2c. unter dem Geläute aller Glocken und unter dem Donner der Kanonen." Als Beispiel, wie auf dem Lande dieses „Freude- und Dankfest" gefeiert wurde, findet sich dann in Nr. 141 der „Landzeitung" ein sehr ausführlicher Bericht, der in seiner Ueberschwänglichkeit geradezu ekelhaft ist. Auch im Oberfürstenthum, jetzt Provinz Oberhessen, fand natürlich die Feier statt, bestehend aus einem feierlichen Umzug der Behörden, des Gemeinde- und Kirchenvorstandes, der Bürger und Schulen unter Glockengeläute und wo möglich Böllerschüssen nach der Kirche, wo der Zug mit Pauken und Trompeten empfangen wurde. Instrumentalmusik und mit Freudenschüssen begleitete Loblieder stimmten die Zuhörer zu frohen Gefühlen und machten sie empfänglicher für die Religionsvorträge, die auf die Feier des Tags Bezug hatten. Dann wurde auf dem Rathhaus getanzt. — Aber von seinen 4000 Söhnen, wo dieselben sich befanden, ob sie irgend eine kriegerische That vollführt, an einer Schlacht, einem Gefecht theilgenommen, ob welche gefallen sind, wie der Gesundheitszustand bei dem hessischen Truppentheil ist, davon erfahren die getreuen Unterthanen, die Väter und Mütter und Angehörigen während des ganzen Jahres 1806 aus der amtlichen „Landzeitung" auch kein Wort.

Erst in der Beilage der Zeitung vom 3. März 1807 (Nr. 27) findet sich ein ausführlicher Bericht über die Betheiligung der hessischen Truppen an dem Krieg gegen Preußen. Danach waren diese theils am 1., theils am 10. und 19. Oktober 1806 zur großen französischen Armee nach Würzburg abgerückt. Es waren neun Bataillone Infanterie, welche mit der Artillerie, Reiterei und dem Fahrpark 4400 Mann ausmachten. Außerdem war noch ein Generalstab von fünf Offizieren, ein Feldkriegskommissariat und ein Feldlazareth beigegeben. Die beiden ersten Füsilierbataillone nahmen an der Schlacht bei Jena Theil und eroberten mit dem Bajonett eine sächsische Batterie, hatten aber nur wenige Verwundete. Nach der Kapitulation von Erfurt garnisonirten sie daselbst. Die später ausgerückten Truppen kamen in die Gegend von Spandau und Potsdam. Das Garde- und Leibregiment hatte von da preußische Gefangene nach Mainz zu begleiten und dann eilig zurückzukehren, was bei der vorgerückten Jahreszeit und dem schlechten Wetter mit großen Mühseligkeiten verbunden war. Etwa 60 erkrankten an der Ruhr, nur zwei starben.

(Fortsetzung folgt.)



Entstehung und Ableitung hessischer Ortsnamen.

Von Dr. L. Armbrust.

(Fortsetzung.)

Die letzten beiden Beispiele im vorigen Heft führen uns auf die sehr häufigen Ortsnamen auf dorf, von denen einzelne in die Merowingerzeit zurückgehen. Die Hessen zeigten also schon frühe Neigung zu gemeinsamen Ansiedlungen, die bessere Gelegenheit zur Abwehr feindlicher Unternehmungen boten. Als Beispiele mögen dienen: Oldendorf und Allendorf (altes Dorf), Renndorf (um 1010 Nianthorpe, neues Dorf), Antendorf bei Obernkirchen (1182 Antendorp, wohl Entendorf), Haldorf bei Grifte (hal = Hügel), Hesseldorf (vom Haselstrauche), Mardorf (von Mähre, Roß), ebenso Roßdorf. Natürlich sind einzelne Personen häufig die Gründer oder ersten Besitzer. Das beweisen Bengendorf bei Friedewald (von Benning), Bernsdorf (alt Bernhardesdorp) Bottendorf (früher Boppendorf, angeblich von Boppo von Reichenbach um 1150 gegründet), Eulersdorf (1270 Ailhardesdorph), Gersdorf (um 1130 Geroldesdorf), Heddersdorf (früher Hertwigesdorf). Bei weitem die meisten Orte dieser Klasse sind aber untergegangen.

An das Dorf möge sich das Feld reihen: Goßfelden an der Lahn hängt mit gießen, Guß zusammen, Barchfeld (933 Barcfelda) mit barc, Schwein, Wiesenfeld (alt Wesentvelt) mit dem nahen Verwandten des Ures oder Auerochsen. Hersfeld (alt Haireulfesfelt) kommt anscheinend von einem alten Personennamen her, obwohl die Stelle bei der Klostergründung erst urbar gemacht wurde, und der Urwald doch nicht leicht Besitz oder Aufenthaltsort einer einzelnen Person war. Hünfeld (781 Unofelt, 825 Hunafeld) führt auf hun, Riese zurück, Hatzfeld auf den Männernamen Hazo, Armsfeld (1244 Ernbretchesvelde) auf einen Ehrenbrecht, Gersfeld auf Gero, Landefeld auf Lando; Remsfeld hieß vor alters Rimegozesvelde, Rixfeld Ruohgisesfelt; Battenfeld (8. Jahrh. Baddanfeldun) mag nach dem chattischen Stamme der Batten benannt sein.

Von Wiese sind nur Wiesen bei Fulda und wenige andere abzuleiten, von Süß (Weidegut) nur Süß und Hohesüß bei Nentershausen und bei Sontra Rockensüß. In den ersten beiden Silben des letzten Wortes kann ein Personennamen enthalten sein.

Mit Weg sind Eschwege und Schlechtenwegen (alt Scliedenweg von sclied, Abhang) zusammengesetzt, mit Brücke und Spicke: Bruchenbrücken (Sumpfbrücke), Waltersbrück, Brückermühle, Speckswinkel (Winkel an der Brücke, am Stege).

Die meisten Ortsnamen, die einer Furt ihren Namen verdanken, erklären sich selbst. Erwähnenswerth ist Hemfurt bei Waldeck (1237 Hancvorde, von hang, Hügel), während Trocken- und Nassenerfurt (1040 Erffrede, 1123 Erffrith) und Erfurtshausen (um 920 Erfradeshusen) augenscheinlich mit Furt nichts zu thun haben, sondern von den Personennamen Erffried (?) und Erfrat herrühren.

Das Wort Au bezeichnet Insel, Halbinsel, feuchtes, am Wasser gelegenes Land. Es kehrt einfach und unverändert als Name verschiedener Dörfer und in Mühlen- und Flurbenennungen wieder, ferner in Hanau (alt Hagenowa, also feuchte Lichtung im Haine, Walde, wie Lichtenau), Gronau (von gruoni, grün), Grebenau (alt Grabanouva: Grafenau). Oft ist die heutige Endung au aber aus anderen Bildungssilben entstanden, so Ottrau aus Ottraha (Fischotterbach), Steinau aus Steinaha, Waldau aus Waldaha, Heidau aus Heida, Heide, Melnau gar aus „(de) m (e) Elnhaug" (= zu dem hohen Hügel, wie ellenvehte tapfrer Fechter, ellenvrech kühn und keck bedeutet).

Das altdeutsche Wort für den lateinischen Ausdruck Insel ist warid, später wert, erhalten in den Ortsnamen Wehrda, Büchenwerra (ehemals Buchenwerde, älter Buhcehenenwird: Bucheninsel), Lindewerra und in zahlreichen Flurnamen, wie Blumenwerder und Tanzwerder bei Münden, auf dem Werr bei Melsungen u. s. w.

Von den zahlreichen mit Bach gebildeten Ortsnamen bedürfen nur wenige der Erklärung. Grisselbach scheint Kiesbach zu sein, Molzbach Schmelzbach wie Mülmisch, Michelbach ist Großbach, Leimbach und Schlierbach Lehmbach, Schorbach Felsbach, Treisbach Trieschbach, Brachbach. Die verschiedenen Ellenbach können nach dem Elentiere (elaho) benannt sein, wie 1059 im Flußgebiete der Kinzig ein Elehenbach erwähnt wird, dessen Herkunft von elaho unzweifelhaft ist. Bernbach wird von Bären häufig aufgesucht sein, Heimbach, Hambach, Heinebach lagen ursprünglich im Haine, im eingehegten Walde. Selten sind Verbindungen mit Personennamen, wie Dammersbach (von Dagamar), Halsbach (Hahold), Wattenbach

(Watto). Ahlersbach (alt Alesbach) muß von al = Koth, Sumpf herkommen, die verschiedenen Hosbach (alt Hasbach) von Hase, Döllbach (alt Delbach) von Delle, Vertiefung.

Auch Born (alt Brunnen) wird zur Bezeichnung von Oertlichkeiten und Ortschaften benutzt. Queckborn bedeutet lebendiger Quell, Hachborn (1189 Havecheburnen) Habichtsbrunnen, Somborn (1184 Sunnebrunne) Sonnenquell, Schwarzenborn dunkler Brunnen. Zuweilen findet man Ableitung von Personennamen, die bei Quellen und Bächen doch ziemlich fern liegen: Wolferborn bei Wächtersbach heißt 1286 Wolfratzbrunen, Udenborn bei Fritzlar (1040 Udenbrunnen) erinnert an einen Udo.

(Schluß folgt.)



Differenze.

(Wetterauer Mundart.)

Wann ahns Bussett hott [1]), haffärtig [2])
Eaß eann Mucke [3]) hott wäi gruuß,
Gett's kahn Streit gleich gäjewärtig —
Seacher giht die Körb woas luus.
Klahn die Ursach, gruuß die Wörking,
Steit's e bessi [3]) eann die Köpp,
Off dr Körb e klahn Bemirking [5])
— 's fläie schuhnd die Hoisseknöpp!

Reiwerei, 's gett Schoawernäcker,
Mancher horr [6]) eann's Gloas geguckt;
Schwäzzt dr Juust vo seine Äcker,
Hott d'r Mölcher korz gespuckt.
Jerer schwäzzt vo sei'm Churakter
— Steallt uch verr, 's fläit e Gloas,
Eann deam Wöhrende [7]) hääßt's „däi back derr" [8]),
Batsche gett's eann sost noach woas.

Ih saich doas noach aus lisst denke
Zwa Boaddie [9]), ahn Menscheknäul,
Stuußerei, ihr Leu, säi henke [10])
Ohn enahn — Domolt, Gewoihl!
Eann se ranzte saich eann trube [11]),
Storzte hi eann hieje [12]) all.
Blohe Aage, decke Schnute
Sein die Folge vom Krawall.

Eann [13]) se knoarzte [14]) saich off's Beste
— Eann der Mauleck stiht dr Gösch [15]) —
Nurts [16]) kahn Meaffer, 's sein die Käste [17])
Gruuß genungk schuhnd ferr'sch Gekresch.
Mölcher langt e didlich Wobe [18]),
Doach die Weibsleu hun gedöscht [19])
Oabsewihrn [20]) dean Kerls, dean growe,
Hott sich Mancher eanngemescht.

Alles woar etzt aus off's Schaare [21]).
„Dou beast mir e Bagedäll,
Zehe so wäi dou", doas sahr e [22]),
— 's woar e frimder Schmittgesell. —
„Musik, Musik" häiß, do kohm enn
Die Besinning wirrer zou.
„De Gesell ennaus!" Se nohm enn
Met, eann wirrer kohm die Rouh.

's woar de Owed noach gemiethlich,
Mancher gabb e Flasche Wein.
D'm Ahne schmoacht's — 's eaß innerschiedlich —
's konnt joa goar näit schihner sein.
Dr Streit bleabb freilich näit verrschwihe,
Säi sein geloare verr Gericht
Eann wärrn die Mihrn gebrore krihe [23]).
Mir woarte ob, woas Ordal spricht.

Die junge Johrn sein Batze werth,
Nurts sein eann kahn Standoal näit!
Domet's Kahm giht wäi deam Gesell
Eann Kahner aus emm Soal fläit,
Eann Kahner verr Gerichter kimmt
Eann näit se setze kritt,
Sein goure Nohme näit verschimmt,
Als wäi dr Frimd, der Schmitt.

Friedrich von Trais.

[1]) Bosheit hat; [2]) gehässig; [3]) = feindselige Gesinnungen; [4]) steigt's ein bischen; [5]) Bemerkung; [6]) hat; [7]) in dem Währenden; [8]) die (Ohrfeige) backe dir; [9]) zwei Parteien; [10]) sie hängen; [11]) traten; [12]) hieben; [13]) und; [14]) sie knarzten sich = schlugen sich; [15]) Gischt (Geifer); [16]) nur; [17]) es sind die Kosten; [18]) tödtliche Waffe; [19]) getuscht; [20]) abzuwehren; [21]) Scheiden; [22]) das sagte er; [23]) die Möhren gebraten kriegen (gestraft werden).

Die Hermessäule.

Novellette von E. Mentzel.

(Schluß.)

Fräulein Linchen schien auf eine Antwort gerechnet zu haben, sie wartete auch einige Sekunden und blickte dann wieder betroffen nach ihrem Bruder hinüber, der wie geistesabwesend durch's offne Fenster nach dem sternenübersäten Sommerhimmel blickte. Dann sprang sie auf, trat vor den Professor und fragte angstvoll, indem sie beide Hände auf seine Schultern legte: „Aber, mein Gott, was ist Dir denn, lieber Franz? Du hast mir ja gar nicht zugehört."

„Nein, Linchen," gestand er ehrlich und sah sie mit seinen treuen Augen so bittend an wie einst als Kind, wenn er eine kleine Unart begangen hatte. „Ich konnte Dir eben nicht folgen, weil Wichtigeres als das Buch all meine Gedanken gefangen hielt. Komm', setz' Dich zu mir, gute Seele, ich will Dir beichten."

„Beichten?" wiederholte sie, bis in's innerste Leben erschrocken, und ließ sich neben ihn auf das Sopha nieder. Eine Ahnung flog mit eisigem Schauer durch sie hin, als sie in kälterem Tone fragte: „Was hast Du mir denn zu beichten, Franz?"

„Siehst Du es mir denn nicht an?" erwiderte er fast ängstlich und doch mit unterdrücktem Jubel. „Ich meine wirklich, Du hättest es schon bemerken müssen. Bin ich doch in den letzten zwei Wochen ein ganz anderer Mensch geworden!"

Ja, jetzt mit einem Male fiel ihr Manches ein, dem sie in unbegreiflicher Kurzsichtigkeit bisher eine ganz harmlose Deutung gab. Allen Muth und alle Kraft zusammenfassend, fragte sie mit erzwungener Ruhe: „Du hast Dich wohl verliebt, Franz?"

„Zum ersten Mal in meinem Leben mit solcher Macht, Linchen!" rief er freudig erregt und übersah dabei gänzlich, wie blaß ihr feines liebes Gesicht geworden war. „Ich kann gar nichts mehr anderes denken als dies holde einzige Wesen!"

Ein Stich ging der Schwester durch das sonst so opfermuthige Herz, dessen Empfindungen jetzt in schmerzlicher Empörung aufwallten. „Und wer ist denn das holde einzige Wesen, wenn ich fragen darf?" sprach sie in einem Ton, den er nie von ihr gehört hatte, und der ihm wie ein Messer durch die Seele schnitt.

„Die Nichte von Frau Pfarrer Liehnert", erwiderte Dernholz gedrückt; denn es war ihm plötzlich eine schwere Last auf's Herz gefallen, die auch seiner Stimme den vollen warmen Klang raubte. Anna Herzing ist ein armes Mädchen — eine Waise. Sie ist nicht mehr ganz jung — etwa sechsundzwanzig —, aber sehr lieb und auch recht hübsch. Weißt Du, sie sieht Dir ähnlich, Linchen — so wie Du vor einem Vierteljahrhundert warst. — Das hat mich auch zuerst zu ihr hingezogen."

Wiewohl rasender Schmerz in ihrem Herzen wühlte, rührte sie doch sein treuherzig kindliches Geständniß. „So", sagte sie, mühsam lächelnd. „Und wann wirst Du mir Deine Braut zuführen?"

„O, so weit ist es noch nicht!" erwiderte Dernholz, etwas erleichtert durch ihren milderen Ton. „Ich glaube zwar, daß ich auf Gegenliebe rechnen darf — so etwas fühlt man ja bald —, allein geworben habe ich noch nicht um Anna. Erst wollte ich doch hören, was Du dazu sagst, liebes Linchen."

Gegen ihren besseren Willen quoll wieder namenlose Bitterkeit in ihr auf. „Was habe ich denn da zu sagen!" versetzte sie abwehrend, jedoch ein ganzes Heer von Vorwürfen und schmerzlichen Anklagen verschanzte sich hinter den wenigen Worten.

„Du!" rief er erschüttert und umschloß ihre kalten Hände mit den seinigen. „Du, die mir die schwersten Opfer gebracht hat, der ich alles verdanke, was ich geworden bin! Kannst Du Dir denken, daß ich den wichtigsten Schritt im Leben ohne Deinen Segen thun könnte."

„O, an dem fehlt es Dir nicht, lieber Franz," gab sie mit heldenmüthiger Selbstüberwindung zurück. „Dein Glück ist auch mein Glück. Ich werde es schon ertragen lernen, mich wieder an ein einsames Leben zu gewöhnen."

Erschrocken fuhr Professor Dernholz auf. „Wie, Du wolltest nicht bei mir bleiben, wenn ich mich verheirathe?"

„Nein, Franz, das geht doch nicht", gab sie sanft zurück, weil der Ton seiner Stimme ihr Herz erbeben ließ. „Eine Dritte ist in der Ehe immer überflüssig, besonders in einer jungen Ehe."

„So hätte ich mich zwischen Anna und Dir zu entscheiden?"

„Es wird Dir keine andere Wahl bleiben. Allein Du wirst schon Deinem Herzen folgen und für mich gewiß reichen Ersatz in Deiner Gattin finden. Ach, hättest Du Dich doch längst zu diesem Schritt entschlossen, Franz, und nicht erst

heute, dann wäre die Trennung lange nicht so schwer für uns beide!" — Fräulein Linchen wollte sich beherrschen, von ihrem Jammer und dem nagenden Gefühl heimlicher Eifersucht nichts merken lassen, allein beides war stärker als ihr Wille. Nach einigen Momenten qualvollen Schweigens brach sie in ein krampfhaftes Schluchzen aus.

Was ging in Professor Dernholz vor? Er stand neben der Schwester mit heftig wogender Brust und sah fieberhaft glänzenden Auges in den Abend hinaus wie Einer, der sein Liebstes vom Meeresstrande aus auf Nimmerwiedersehen abfahren sieht. Ein fester Entschluß rang mit den heißen Wünschen seines Herzens und siegte endlich. „Sei still, Linchen," sagte er so ruhig, als ob ihm die Worte gar nicht sauer würden. „Wie kann es denn eine Wahl für mich geben, zwischen Dir und einer anderen Frau! Wir sind bis dahin zusammen gewandert und wandern auch weiter mit einander. Die junge Dame hat mir ja ganz gut gefallen, aber so etwas läßt sich doch überwinden, wenn man in meinen Semestern ist! Mache nur keine Einwände, Linchen, ich will sie nicht hören! Frag' Dich einmal, ob's recht wäre, ein armes Ding zwischen zwei Menschen zu stellen, die sich so gut und so mit einander verwachsen sind wie wir beide! — Es gäbe ja ein Unglück! Darum wollen wir nie mehr davon reden — nie mehr, hörst Du, Linchen!"

Er reichte ihr die Hand, sie gab ihm die ihrige und sah ihn forschend an. Als er jedoch mit ungeheurer Anstrengung ihren Blick lächelnd aushielt, da athmete sie erleichtert auf und gab sich der frommen Täuschung hin, er habe sich zuerst selbst über den Eindruck getäuscht, den das Mädchen auf ihn machte.

Sie umarmte den Bruder in stummem Einverständniß und widersprach nicht, als er sie bat, noch einen Abendspaziergang machen zu dürfen.

III.

Die schwerste Stunde in Fräulein Linchens Leben war glücklich vorübergegangen, sie brauchte sich nicht mit einer Anderen in das Herz des Bruders zu theilen! Jedoch in ihr aufgewühltes Gemüth trug dieser Sieg keinen Frieden. Schon als Franz sie kaum verlassen hatte, tauchte der Gedanke in ihr auf, daß er doch nur aus brüderlicher Liebe und Dankbarkeit ihr seinen Herzenswunsch opferte. Zur Gewißheit wurde aber diese Vermuthung, als sie mitten in der Nacht hörte, wie unruhig sich der Bruder auf seinem Lager bald nach der einen, bald nach der anderen Seite warf. Die Angst ließ Fräulein Linchen nicht im Bett bleiben, sie stieg auf, kleidete sich an und begann beim matten Lampenschimmer — nur um ihre innere Unruhe ein wenig zu beschwichtigen — in dem Manuskripte des Bruders zu lesen. Da fiel plötzlich ihr Blick auf die Inschrift einer Hermessäule, die vor einem beschwerlichen, aber am Ende lohnenden Wege gestanden haben sollte und also lautete:

„Steinig ist zwar der Pfad, den ich, o Wandrer, Dir zeige,
Klopfen wird Dir das Herz, perlen vom Schweiße die Stirn,
Doch hoch oben da blaut's, da schenken Dir gütige Götter
Nach den ertragnen Mühn gleich auch den herrlichsten Preis."

Als Fräulein Linchen diese Verse las, meinte sie, schwarze Wolken würden vor ihren Augen hinweggeschoben wie am Himmel, wenn die Sonne ihre leuchtende Bahn betritt. In den Augen der alten Jungfer erglomm ein sanftes, warmes Licht, sie sah plötzlich den Weg vor sich, den sie zu gehen hatte, und fragte nichts mehr danach, ob er hell, düster oder steinig sei. Die schwere Prüfung war überstanden, sie wurde wieder ganz die Alte, deren Glück von jeher nur darin bestand, Andere zu beglücken. Die großherzige Handlungsweise des Bruders erweckte immer mehr den Edelmuth der Schwester, alle besseren Regungen in ihr verbanden sich mit ihm und ließen es Fräulein Linchen bitter bereuen, daß sie in einer Anwandlung von unbegreiflicher Selbstsucht mehr an sich als an den Bruder dachte. Alles erschien ihr jetzt in anderem Lichte, sie war glücklich darüber, noch solche Empfindungen bei dem Bruder zu entdecken, und konnte den Morgen kaum erwarten, an dem sie den Weg betreten konnte, den ihr die Hermessäule als den einzig richtigen zeigte.

Am anderen Tage, während der Bruder seine Kollegien las, begab sie sich in ihrem besten Kleide zu Frau Pfarrer Liehnert und warb selbst für Franz um Anna Herzing. Als sie sah, wie das Mädchen bei ihren Worten erglühte, wie sich Freudenthränen in seine Augen stahlen, da erlosch die letzte Spur heimlichen Trennungswehs in ihrem Herzen. Fräulein Linchen führte die Braut selbst dem Bruder zu und hörte mit mütterlichem Stolz die Leute sagen, was das für ein wunderschönes Paar sei. Ganz besonders wohl that es ihr aber, wenn dann und wann einmal jemand meinte, der Professor habe sich eine Frau nach dem Modell der Schwester ausgesucht und bei seiner Wahl etwas auf Familienähnlichkeit gehalten. — — — —

Fräulein Linchen brauchte es nie zu bereuen, dem Bruder das letzte und schwerste Opfer gebracht zu haben. Sie ließ sich aber nicht bereden, bei dem jungen Paare zu bleiben, sondern hielt

fest an dem Vorsatz, nach der Hochzeit die Gatten sich selbst zu überlassen und für unbestimmte Zeit in ihre Heimath zu ziehen, wo sie noch ein kleines Häuschen besaß und mit alten Freunden verkehren konnte. Allein schon nach einem Jahre, als ein schöner, kräftiger Junge auf die Welt kam, bat der Professor auch im Namen seiner Frau die Schwester, doch zu ihm zurückzukehren. Sie ließ sich nicht zweimal rufen, nahm der jungen etwas leidenden Mutter die Sorgen um den Säugling ab und las an seiner Wiege wieder als unbestechliche Richterin zuerst die Manuskripte des Bruders. Als nach sechs Jahren zwei Knaben und zwei Mädchen in dem einst so stillen Gelehrtenheim herumsprangen, hatte Fräulein Linchen alle Hände voll zu thun, war an ihre Abreise gar nicht mehr zu denken. Augenscheinlich spielte sie die erste Rolle bei den Kindern und bei ihrem Vater, allein die junge feinfühlige Frau war doch nicht eifersüchtig, weil sie wohl wußte, wem sie einzig und allein ihr heißersehntes Herzensglück zu verdanken hatte.

Aus alter und neuer Zeit.

Zwei Briefe von Jakob und Wilhelm Grimm. So ist denn der Zeitpunkt der Enthüllung des Denkmals unserer berühmten Landsleute **Jakob** und **Wilhelm Grimm** in ihrer Vaterstadt **Hanau** nunmehr herangekommen. Auch unsere Zeitschrift gedenkt an diesem Tage der beiden Söhne des Hessenlandes in dankbarer Verehrung. Nicht kann es an dieser Stelle unsere Aufgabe sein, eine Lebensbeschreibung der großen Forscher und Gelehrten und treuen Hessen zu geben, — so treu, daß sie selbst im nahen Göttingen sich schwer gewöhnten, — vielmehr verweisen wir in letzterer Hinsicht auf die Werke von **Albert Duncker**: „**Die Brüder Grimm**“ bezw. **Edmund Stengel**: „**Die Beziehungen der Brüder Grimm zu Hessen**“ und Wilhelm Scherer's Aufsätze im 9. Bande der „**Allgemeinen deutschen Biographie**“. Die nachstehenden Zeilen haben nur das Ziel, von Neuem einen kleinen Beitrag dazu zu liefern, daß in beiden Brüdern über den Gelehrten der Mensch nicht zu kurz gekommen ist. Der Jugendzeit der Brüder entstammend, lassen uns die zwei nachstehend in ihren Hauptbestandtheilen wiedergegebenen, der reichen Sammlung von in der Ständischen Landesbibliothek befindlichen Briefen Jakob's und Wilhelm's an ihren Jugendfreund **Paul Wigand**, den bekannten Geschichtsforscher Westfalens, entnommenen Schriftstücke deutlich erkennen, wie jeder von beiden schon früh seine geistige Eigenart zur Entwickelung gebracht hatte, der junge Marburger Student, **Jakob**, der zum Besuch in dem mütterlichen Hause zu **Steinau**, dem letzten Wohnorte seines Vaters, weilte, seine heitere Zufriedenheit und der angehende Gelehrte **Wilhelm** seinen liebenswürdigen Humor und seine schalkhafte Auffassung von Menschen und Situationen. Geben wir ihnen selbst das Wort.

In einem Briefe aus Steinau vom 6. Oktober 1804 schreibt **Jakob**:

„In Hanau hatte ich zum Theil sehr schönes Wetter, daher ich einige kleine Nebenreisen mit Vergnügen machte, ich kam in ~~mehrere interessante Gesellschaften~~ und heut' vor acht Tagen (den 29.) war zum Glück gerade das Wiedemännische Konzert, wohin ich von mehreren eingeladen wurde, denn jedes Mitglied ist berechtigt, soviel Fremde mitzubringen, als er nur will und die Fremden sind **ganz frei**, welches mir **ganz** lieb war. Um 6 Uhr nahm das Konzert den Anfang, die Musik war sehr schön. Von ½8 Uhr bis 1 Uhr wurde getanzt, wozu der Saal sehr günstig ist. . . . Es wird in Hanau sehr geschwind gewalzt, was mir sehr gefällt und wie es nie in K[assel] und M[arburg] geschieht, fast schneller als man sonst in Quadrillen walzt. Die Ekossaisen hingegen geh'n ziemlich langsam, ich tanzte einige vor, weil man gern Marburger Touren haben wollte, und die ich angab, gefielen recht gut, vermuthlich — weil man sie nicht kannte. . . . Am vorigen Montag (1. Oktober) traf ich hier glücklich in Steinau bei meiner Mutter, meinem Bruder, den ich über drei Wochen entbehrt — und meiner Schwester höchst vergnügte ein. . . . Hier habe ich sehr vielen Spaß, theils wegen der Gegenwart so lieber Verwandten, theils sonst her. Um dieses Sonst näher zu erklären berichte ich, daß ich vor einigen Tagen auf dem hiesigen Bürgerschießen war, daß ich in einigen Tagen auf eine Hochzeit gehe, und daß es auch an anderen Visiten — aktiven und passiven — nicht fehlt. Ueberhaupt habe ich hier in den Ferien stets mehr Spaß als im — langweiligen Kassel. . . .“

Am 31. Mai 1811 schreibt **Wilhelm** dem damaligen Friedensrichter in Höxter:

„Sey vielmals gegrüßt, lieber Wigand, ich habe so gewiß geglaubt, Dich Pfingsten hier zu sehen, daß

ich schon bittern Schnaps, süßen Wein, Kuchen in Menge bestellt habe, und nun — tritt Dein Bruder ein und meldet, daß Du dort bleiben wollest. Von dem Schaden nicht zu reden, hast Du's auf dem Gewissen, wenn ich als guter Hauswirth krank werde, da ich natürlich alles selber verzehren muß, was wir gemeinschaftlich verfumfeien wollten. Auch muß ich an Dich schreiben, da ich viel lieber gesprochen hätte. — Der Jacob ist seit einigen Wochen abwesend, indem er mit Urlaub auf drei Wochen nach Dresden reist, über Eisenach, Weimar und als gereister Mann, der (mit Witzenburgerisch und burgerischen Witz) sich auch keine Sau dünkt, zurückzukehren gedenkt. Ich lebe hier nun in Einsamkeit und Arbeit und kann nur die letztere unterbrechen, nicht die erstere, wenn ich will; einmal gehe ich täglich spatziren, wo ich mich erstlich noch viel einsamer fühle als in der Stube, und wo ich zweitens immer viel Juden sehe, welches auch eine Arbeit ist. Zuweilen stehe ich am Fenster und üb' mich in höflichen Sitten, mitten in der Straße ist eine Schnupftabakfabrik, und da gewöbnlich jeder niesen muß, der vorbei geht, so ruf ich ihnen Profit zu, aber das ist rar, daß einer so viel Lebensart hätte und bedankte sich. Mein zweites Divertissement ist ein idealisch lumpiger Handwerksbursch, der unter dem Namen Blaubart hier die Stütze alter Volkssagen ist, und unter dem angenehmsten Schimpfen stets vorüberzieht; andere Kleinigkeit sind nicht von Belang, und verdienen nicht hier genannt zu werden. . . .' Schreib doch einmal etwas ausführlicher über den Plan Deiner Arbeit, ob Du schon ausgearbeitet hast und wie weit; ich hab' in einer Westentasche noch allerlei Notizen und alle Donnerstag Morgens halb 8 Uhr einen guten Gedanken, kann ich mit beiden dienen, so geschiehts gern.

Neues weiß ich gar nichts, als daß jetzt hellgrünliche Röcke Mode sind, und daß der Herr Mondtag, ein Barbier, der vor 5 Jahren sich einen hellapfelgrünen machen ließ, durch seine unablässige Treue, die ihm nicht vom Leib gekommen, wie durch Hilfe der milden Zeit sich endlich damit, was die Farbe betrifft, in die Mode hineingetragen; was den Schnitt betrifft, so haperts freilich da, allein es war eine billige Anerkennung der Verdienste des Mannes, der sechs Jahre die Mode voraus gewußt und kühn und unerkannt seinen Weg ohne Begleitung gewandelt, daß man sich darin nach ihm richtete. Aber so ist die undankbare Welt.

Leb wohl, liebster Principe de la Paz, sey herzlich gegrüßt, wie Deine liebe Frau und Kind, — kommt nicht bald Nominativus P l u r a l i s? Du hast doch sonst die Declinationen gut inne gehabt — (auch von meiner Schwester) und denke, der das schrieb, das war ein Freund von Dir."

W. G.

Aus Heimath und Fremde.

Jubiläum. Landgraf Alexis von Hessen-Philippsthal-Barchfeld, Generallieutenant à la suite der Armee, ehedem Oberst à la suite des kurfürstlich hessischen 1. (Leib-) Husarenregiments, beging am 11. Oktober zu Herleshausen die Feier des Tages, an welchem er vor 50 Jahren in die Armee trat. Außer von zahlreichen anderen Fürstlichkeiten erhielt Se. Hoheit auch von Sr. Majestät dem Deutschen Kaiser ein theilnehmendes Glückwunschschreiben.

Im Stadttheater zu H a n a u fand das Volksstück unserer hochgeschätzten Mitarbeiterin Frau E l i s a b e t h M e n t z e l zu Frankfurt a. M. „S t o r c h e n w i r t h v o n S a c h s e n h a u s e n oder: S c h i l l e r a u f d e r F l u c h t“ bei seiner erstmaligen Aufführung am 9. Oktober beifälligste Aufnahme.

Die Stadt K a s s e l ist wieder einmal um ein interessantes altes Bauwerk ärmer geworden. Auf Beschluß des Stadtraths ist der alte malerische B r u n n e n a m B r i n k niedergelegt. Dies ist geschehen, fast ehe noch eine Kunde von dem in der heutigen pietätvollen Zeit kaum denkbaren Beschluß in die Oeffentlichkeit gedrungen war. Jeden alten Kasselaner, der den malerischen Platz früher kannte, wird es betrüben, daß der alterthümliche wappengeschmückte Brunnen, der laut Inschrift anno 1567 von J a k o b B o l l i n g aus Ulm erbaut war, hat fallen müssen. Der Brink war immer noch eins der alterthümlichsten Eckchen Kassels, wenn auch schon früher einige der schönen Erker und Eckthürmchen, die man noch im Anfange dieses Jahrhunderts dort sah, verschwunden waren. Glücklicherweise ist der Brink in seiner alten malerischen Gestalt der Nachwelt in zwei Gemälden erhalten. Das eine der beiden Bilder ist von W. R i c h t e r gemalt und befindet sich in Kasseler Privatbesitz, es ist in mehreren Kopieen in der Stadt verbreitet; das zweite Gemälde ist, wenn wir nicht irren, von Professor Dr. M ö h l in Kassel in dessen Jugendzeit gemalt. Wir sahen Photographieen dieses Bildes in der H ü h n ' s c h e n H o f b u c h h a n d l u n g

in Kassel. — Vielleicht könnte der Brunnen in seiner alten Gestalt an einer anderen Stelle wieder aufgebaut werden; oder es müßten wenigstens die interessanten Architekturtheile gerettet werden.

C. K.

Wie die Tageszeitungen s. Z. berichteten, verschied am 15. August in Mazatlan (Mexiko) der in deutschen Handels- und Schifffahrtskreisen wohlbekannte Apotheker Fritz Kördell, dessen Haus den Mittelpunkt für die deutsche Gesellschaft an der Westküste von Mexiko bildete. Die Verdienste des Entschlafenen um das Deutschthum in Mexiko und seine patriotische Gesinnung fanden in weiten Kreisen besondere Anerkennung. Von dem Verstorbenen nahestehender Seite wird uns über dessen Lebensgang folgendes Ausführlichere mitgetheilt. Kördell, ein Sohn des damaligen Landesbaukommissars, späteren Eisenbahnbau- und Betriebsinspektors zu Kassel, Karl Kördell, ist zu Velmeden am 1. November 1837 geboren, hat das Gymnasium zu Kassel besucht und sich dann der Pharmazie gewidmet, war auch in diesem Berufe in Hamburg und Altona thätig, bis er im Jahre 1863 dem Rufe eines Deutschamerikaners zur Uebersiedelung nach Mexiko Folge leistete. Nachdem er dort mehreren Orts bei deutschen Apothekern in Stellung gewesen war, erwarb er die mit einer schwunghaften Droguenhandlung verbundene Botica Alemana (deutsche Apotheke) in der industriereichen Hafenstadt Mazatlan für eigene Rechnung. Jedem Deutschen, der dorthin kam, wurde bei „Don Federico" gastliche Aufnahme zu Theil. Nicht nur die deutsche Bevölkerung an der Westküste Mexiko's, sondern ganz Mazatlan ist der dortigen Tageszeitung zufolge mit seinen zahlreichen Freunden und Verwandten in der alten Heimath über seinen Heimgang tief betrübt.

Hessische Bücherschau.

Zedler, Dr. Gottfried (Bibliothekar der Königl. Landesbibliothek zu Wiesbaden), Geschichte der Universitätsbibliothek zu Marburg von 1527 bis 1887. Mit drei Tafeln. Marburg, N. G. Elwert'sche Verlagsbuchhandlung, 1896. XII und 166 S. 8°. Mark 4,50.

Bisher war die Geschichte der vier großen hessischen Bibliotheken nur in Bruchstücken bekannt: Zedler's Geschichte der Marburger Bibliothek ist die erste ebenso gründliche wie umfassende Darstellung der gesammten Geschichte eines dieser wissenschaftlichen Institute.

In drei Abschnitten: I. Von der Gründung bis zur Estor'schen Sammlung (1527—1768); II. Die zunehmende Bedeutung der Bibliothek infolge besonderer Erwerbungen (1768—1815); III. Die weitere Entwickelung der Bibliothek bis zum Aufhören ihrer nebenamtlichen Verwaltung (1815 bis 1887) führt uns Zedler's Werk die äußere und innere Geschichte der Marburger Universitätsbibliothek vor.

Ein Kind der Reformationszeit gleich der Marburger Universität, hat, wie dieser die Einkünfte hessischer Klöster zum Unterhalt zugewiesen wurden, die Universitätsbibliothek zuerst die Bestände einzelner oberhessischer Kirchen- und Klosterbibliotheken in sich aufgenommen. Nur in beschränktem Maße: denn manche Klöster versuchten es, ihre Büchereien in Sicherheit zu bringen (so Breitenau nach Bursfelde und Corvey), andere mußten ihre Bestände zur Kasseler Bibliothek in der Martinskirche, dem Grundstock der heutigen Landesbibliothek, die also von Anfang an sich als ein sehr entschiedenes Konkurrenzunternehmen gegen die Marburger darstellt, abgeben, wieder andere Kirchen blieben, was Zedler entgangen ist, noch lange im ruhigen Besitz ihrer Bücherschätze, wie z. B. Wetter, das erst infolge landgräflicher Verfügung von 1718 eine größere Anzahl von Werken nach Kassel abliefern mußte (vergl. „Hessenland" 1896, S. 54). Nach einem ersten Unterschlupf auf dem Marburger Landgrafenschloß wurde der Universitätsbibliothek wahrscheinlich schon 1532 das Barfüßerkloster zugewiesen, welches ihr mit einzelnen Unterbrechungen bis auf den heutigen Tag als Heim dient. Der anfängliche, recht bedeutende Jahresverlag von 200 fl. wurde bald auf 100, 1657 auf 50 fl. herabgesetzt, um erst unter der westfälischen Regierung (1810) vorübergehend auf 3000 Fr. erhöht zu werden; seit 1815 (440 Thlr. 20 Alb.) hat die hessische und dann die preußische Regierung das Einkommen beständig steigen lassen. Während noch 1787 die Marburger Bibliothek bei ihrem ständigen Verlag von 40 Thlr. 20 Alb. nicht entfernt daran denken konnte, mit der landgräflichen Bibliothek in Kassel, die über einen Jahresverlag von 400 Thlrn. verfügte, zu konkurriren, hat sich das finanzielle Verhältniß und damit auch die

Leistungsfähigkeit in den letzten Jahrzehnten ganz bedeutend zu Ungunsten der Kasseler Bibliothek verschoben*).

Die erste Bibliotheksordnung ist, nach einem Entwurf von 1560**), 1564 erlassen worden; im selben Jahre, in dem nach der kurzen kommissarischen Verwaltung der Bibliothek durch Professor Joh. Oldendorp (von 1558 an) der ordentliche Professor der Logik Lonicerus zum Bibliothekar im Nebenamt mit 20 fl. Jahresgehalt und Dienstwohnung ernannt wurde. Unter ihm wurde nicht nur das Rechnungswesen geregelt (1571) und von der Regierung spezielle Inventarisirung der Anschaffungen gefordert, sondern auch der erste, jetzt verlorene Katalog auf Befehl Wilhelm's IV. hergestellt (1578). Der älteste (in Gießen) erhaltene Katalog der Marburger Bibliothek stammt von 1606; er liegt dem Katalog von 1653, der bis in dieses Jahrhundert maßgebend geblieben ist, zu Grunde, wie die Bibliotheksordnung von 1564 der von 1653. Es ist bekannt, daß von 1650 bis 1653 die Universitätsbibliothek zwischen Hessen-Kassel und Hessen-Darmstadt getheilt wurde; erst seitdem führen die Schwesterinstitute in Marburg und Gießen ein gesondertes Dasein. Zedler hätte bei diesem bedeutsamen Ereigniß wohl einen größeren Abschnitt machen können.***)

Aus der Folgezeit ist wichtig für die Entwickelung der Bibliothek 1) die Erhöhung des Verlags durch Zuweisung von Examens- und Immatrikulationsgeldern (1687 und 1701); 2) die Verpflichtung der Marburger Buchdrucker und Verleger zur Abgabe je eines Exemplars ihrer Verlagswerke an die Universitätsbibliothek (1748), eine Bestimmung, die 1829 auf ganz Kurhessen zu Gunsten der Kasseler Landes- und der Marburger Universitätsbibliothek ausgedehnt wurde. Endlich 3) wurde durch Landgraf Karl 1680 auch den Studenten gestattet, Bücher nach Hause zu entleihen und seit 1685 die Bibliothek an einem Wochentage auch dem übrigen Publikum geöffnet.

Die zweite Periode ist charakterisirt durch die zahlreichen Schenkungen, Vermächtnisse und Ueberweisungen von ganzen privaten und öffentlichen Bibliotheken: so gingen die Bibliotheken der Professoren Estor, Borell, Duysing, Michaelis, Schröder in das Eigenthum der Universitätsbibliothek über, und in der westfälischen Zeit wurden ihr einverleibt die Bibliotheken von Lucklum, Corvey, Helmstedt, Rinteln, Wolfenbüttel theils im Ganzen, theils in Theilen; Vergrößerungen, die eine ganz neue Zeit herbeiführten, indem sie die Anstellung weiterer Beamten nöthig machten, neue Baupläne reifen ließen und die Katalogarbeiten mächtig förderten. Der Realkatalog wurde in Angriff genommen und 1820 vollendet: 20 Hauptfächer in 16 Foliobänden, eine Eintheilung, die heute noch in Kraft ist. Vortrefflich und einzigartig ist namentlich der in Zettelform angelegte Nominal- und Schlagwortkatalog der Dissertationen und Programme, den die Marburger Bibliothek seit den 20er Jahren besitzt. Interessant wäre es gewesen festzustellen, ob und welcher auswärtige Einfluß bei der Ordnung und Katalogisirung der Marburger Bibliothek etwa sich früher bemerkbar gemacht hat. Diese Katalogarbeiten kommen namentlich auf Rechnung Rehm's (1820—1847). Auch eine neue Bibliotheksordnung wurde 1826 erlassen und die Benutzungszeit seit 1848 erweitert; 1831 eine aus Mitgliedern der vier Fakultäten bestehende Bibliothekskommission für Neuanschaffungen den Bibliothekaren zur Seite gesetzt, die ihr fragwürdiges Dasein bis 1887 gefristet hat. Dieses Jahr, mit dem Zedler abbricht, beginnt eine neue Periode für die Universitätsbibliothek, indem damals nach dem 1886 erfolgten Tode des Oberbibliothekars Professor Dr. C. J. Cäsar die durch die bedeutende Entwickelung und vermehrten Interessen der Bibliothek schon längst geforderte nebenamtliche Verwaltung der Bibliothek durch einen Professor aufhörte und in dem Oberbibliothekar der Königsberger Universitätsbibliothek Dr. Joh. Rödiger dem altehrwürdigen gelehrten Institut ein gänzlich selbständiger Leiter gegeben wurde. Beigegeben ist am Ende eine Uebersicht über die Beamten und den Personal-Etat, über den Bücherfonds und ein sehr gewissenhaft gearbeitetes Sachregister.

Zedler's Werk füllt nicht nur eine empfindliche Lücke in der hessischen Gelehrtengeschichte aus. Es ist zugleich eine hocherfreuliche Frucht der so entschieden aufstrebenden Bibliothekswissenschaft, und ebenso wie der vaterländische Geschichtsforscher wird sich auch der Bibliotheksbeamte dem Herrn Verfasser zu lebhaftem Danke verbunden wissen müssen.

Man darf behaupten, daß der großen Masse selbst des gebildeten Publikums das Leben und Weben einer Bibliothek, ihre Entwickelung und ihre Bedürfnisse, von speziell technischen Dingen ganz zu schweigen, noch heute eine terra incognita

*) Nach dem neuesten Stand (vergl. Minerva, Jahrbuch der gelehrten Welt, 5. Jahrg. 1895/96) stellen sich hinsichtlich des Verlags die Ziffern für die vier großen hessischen Bibliotheken folgendermaßen:

Marburger Universitätsbibliothek	22 054	Mk.
Großherzogliche Hofbibliothek in Darmstadt	19 457,46	„
Gießener Universitätsbibliothek	18 100	„
Ständische Landesbibliothek in Kassel . .	11 000	„

**) S. 16, Z. 19 v. o. Druckfehler: 1560 statt 1660.

***) S. 35 Z. 2 v. o. ist zu lesen Nordshausen statt Nordhausen.

ist, hört man doch, um nur eins anzuführen, oft genug Archiv und Bibliothek mit einander verwechseln! Die Sache wäre unwichtig, hätte sie nicht nur allzuoft auch die Stellung der vorgesetzten Behörden zu den ihnen unterstellten Bibliotheken in ungünstigem Sinne beeinflußt. Die Geschichte der Marburger Universitätsbibliothek ist nach diesen beiden Seiten hin äußerst lehrreich. Sie giebt aber auch dem Bibliothekar reichlich zu denken: sie lehrt ihn, wie er die ihm anvertrauten Schätze vermehren und verwalten soll, wie und in welcher Reihenfolge er seine Kataloge anlegen soll, sie lehrt ihn, daß auch eine Bibliothek das Produkt geschichtlichen Werdens ist, das einer geschichtlichen, einer organischen Fortentwickelung, der möglichsten Anlehnung an die gegebenen Verhältnisse und die früher leitend gewesenen Gedanken ebenso sehr bedarf, wie der steten Berücksichtigung moderner Anforderungen. Revolutionen vertragen unsere großen Bibliotheken bei dem durchgehends in Deutschland noch so beschränkten Material an Menschen und Geld nun einmal nicht ohne den empfindlichsten Nachtheil für das Institut und für das Publikum. Schwerlich wäre die Marburger Universitätsbibliothek zu dem geworden, was sie heute ist, hätten ihr nicht so tüchtige Bibliothekare vorgestanden, die fast stets auf der Arbeit und den Plänen ihrer Vorgänger weiterzubauen verstanden haben.

Und so hoffen wir, daß das treffliche, kulturgeschichtlich hochbedeutsame Werk Zedler's trotz seines oft leider etwas unbeholfenen und schwerfälligen Stiles in den Kreisen der Berufsgenossen und der Bibliotheken übergeordneten Behörden nicht nur, sondern auch beim großen Kreise des wissenschaftlich interessirten Publikums, vorab bei unseren Landsleuten, die Bürger der alma Philippina waren oder sind, eine recht weite Verbreitung und Beachtung finden möge. Schließlich muß noch bemerkt werden, daß die Verlagsbuchhandlung das Werk sehr vornehm ausgestattet und demselben zwei Ansichten vom Bibliotheksgebäude in Lichtdruck und einen Bauplan aus dem vorigen Jahrhundert beigegeben hat.

Kassel. **Dr. C. Heldmann.**



Personalien.

Verliehen: dem Landgerichtsrath a. D. Heldmann zu Marburg der rothe Adlerorden 4. Klasse; desgleichen dem Steuereinnehmer erster Klasse Lembach zu Ziegenhain; dem praktischen Arzte Dr. med. Eisenach zu Hanau der Charakter als Sanitätsrath.

Ernannt: der Gerichtsassessor Schultz in Bremervörde zum Amtsrichter in Hessisch Oldendorf; Forstassessor Fendler zum Oberförster in Roßberg; Regierungsbaumeister Wittig in Kassel zum Hofbauinspektor bei den der kaiserlichen Benutzung vorbehaltenen Besitzungen in Kassel und Wilhelmshöhe; Oberpostdirektionssekretär Kördell zu Hamburg zum kommissarischen Postdirektor in Neudamm (Oldenburg) vom 1. Januar 1897 ab; Regierungsreferendar von Both zum Regierungsassessor; die Rechtskandidaten Urban und Friedrich Wagner zu Referendaren.

Uebertragen: dem Thierarzt Remy zu Königstein im Taunus die kommissarische Verwaltung der Kreisthierarztstelle in Gersfeld.

Gewählt: Zweiter Bürgermeister Strauß zu Greiz zum Bürgermeister der Stadt Hersfeld.

Erworben: von dem Apotheker Pietsch die Apotheke zu Nentershausen.

Zugetheilt: Regierungsassessor von Lucius dem Landrathe des Kreises Hanau.

Vermählt: Praktischer Arzt Dr. med. Richard Heppe mit Fräulein Marie Schuchardt (Kassel, 10. Oktober).

Geboren: ein Sohn: Dr. med. Viktor Beckmann und Frau Marie, geb. Knatz (Kassel, 1. Oktober); Premierlieutenant Eduard Graf Oriola und Frau (Kassel, 2. Oktober); Bibliothekar Dr. Fritz Seelig und Frau Else, verwittwete Fink, geb. Heller (Fulda, 12. Oktober); eine Tochter: Regierungsbaumeister Beermann und Frau geb. Hirsch (Kassel, 5. Oktober); Captain Karl Schreiber und Frau, geb. Timaeus (Kassel, 9. Oktober).

Gestorben: Oskar Kempf, 19 Jahre alt (Eisenach, 28. September); Kammermasikus a. D. Otto Gerstenberger, 58 Jahre alt (Kassel, 29. September); Postmeister August Theobald, 63 Jahre alt (Melsungen, 30. September); verwittwete Frau Sophie Siebert, geb. Siebert, 53 Jahre alt (Kassel, 1. Oktober); Dr. Karl Rademacher, 64 Jahre alt (Kassel, 8. Oktober); verwittwete Frau Kreisphysikus Friederike Range, geb. Baldewein, 83 Jahre alt (Wiesbaden, 8. Oktober); Fräulein Emilie Rettberg, 18 Jahre alt (Marburg, 8. Oktober); Buchhändler Rudolf Weidemann (Kassel, 10. Oktober); Elisabeth, verwittwete Freifrau von Lepel, geb. von Kopp (Berlin, 11. Oktober).

Touristische Mittheilungen aus beiden Hessen: Nassau, Frankfurt a. M., Waldeck und den Grenzgebieten, herausgegeben von Dr. Wilh. Lange, Jahrgang V, Nr. 4: „Der Herr von Schlieffen und seine Affen" von Karl Lynker. — „Eine Touristenfahrt durch das Lahn- und Rheinthal" von G. Haupt. — Das 200jähr. Jubiläum von Seelenberg im Taunus. — Berichte. — Literatur.

☛ Auf die Beilage des heutigen Heftes betr. die 2. Auflage von Ludwig Mohr's Eddergold wird besonders aufmerksam gemacht.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. W. Grotefend in Kassel. Druck und Verlag von Friedr. Scheel in Kassel.



№ 21. X. Jahrgang. Kassel, 2. November 1896.

Löwenzahn.

Weit über die üppige Wiese läuft
Ein fahler, silberner Schein,
Hoch über den leuchtenden Orchideen
Und den Immortellen am Rain.
Das ist die Fackel vom Löwenzahn,
Sie schimmert so weiß und so licht,
Und kleine unzählige Sternelein weht
Dir der leiseste Wind in's Gesicht.

Wir brachen als Kinder die Stengel herab
Und bliesen zur Fackel hinein:
„O Lebenskerze — verkünde uns du —:
Wie weit wird's zum Tode noch sein?"
Oft blieb nicht ein einziges Sternlein am Stamm. —
Wir lachten. Wir sprachen: „So bald?!"
Und zogen doch jubelnd und singend vorbei
An der Wiese — hinein in den Wald.

Nun fragen wir nimmer das Kerzlein am Weg.
Es trug uns hinein in die Zeit.
Wir wissen auch ohne Orakel so gut:
Wir haben jetzt nimmer gar weit.
Und über die üppige Wiese da läuft
Ein fahler, silberner Schein,
Hoch über den leuchtenden Orchideen
Und den Immortellen am Rain.

Th. Keiter-Kellner.





Entstehung und Ableitung hessischer Ortsnamen.

Von Dr. L. Armbrust.

(Schluß.)

Von den Ortsnamen, die mit Berg zusammengesetzt sind, braucht nur Gudensberg erwähnt zu werden zum Beweise, daß eine Anzahl solcher Benennungen der heidnischen Urzeit angehört. Andere aber haben ein durchaus christliches Gepräge und sind also zu dieser zweiten Periode zu zählen, so Florenberg bei Fulda, dem Gedächtnisse der heiligen Flora gewidmet, Georgenberg, Petersberg, Kirchberg. Nicht älter sind Homberg (alt Hohenburch), Lutterberg (ursprünglich Lutzelnberg, also kleiner Berg), Spangenberg, wie das Stadtwappen zeigt, von den dort häufigen Spangensteinen benannt, Rotenburg (alt Rothenberg, von der rothen Farbe des Bodens), Rauschenberg, von dem Rausch, einer Pflanze, Zierenberg (alt Thirberg, das Wappentier ist eine Hirschkuh), Jesberg (ehemals Jagesberg, Jagdberg?, noch früher Lenswidehusen). Ableitungen von Personennamen fehlen nicht: Densberg (von Dano), Dörnberg (1074 Thurinkiberge), Heldenbergen (839 Helidaberga, von Helid), Schweinsberg (von swein = Knecht).

Neunzehnmal findet sich in Ortsnamen die Endung scheid = Grenze, Wasserscheide. Lenderscheid südlich vom Knüll, das schon 1196 dieselbe Namensform zeigt, mag als Beispiel dienen. Welche Geländе hier aneinanderstießen, ist schwer zu sagen. Schon vor 300 Jahren verstand man scheid nicht recht mehr und setzte häufig an dessen Stelle statt. Wenn das letztere Wort auch mit dt geschrieben wird, so dürfen wir doch im Mittelalter durchaus nicht immer an eine Stadt in unserem Sinne denken. Die alte Mühlenstadt, die 1332 vor dem Rotenburger Thore von Melsungen erwähnt wird, ist nichts weiter als eine Stätte, auf der vor Zeiten eine Mühle stand. Ebenso drückt die Bezeichnung Altstadt dort und öfter (aber natürlich nicht überall) nur aus, daß an der betreffenden Stelle sich früher einzelne Häuser befanden oder eine ganze Ansiedlung. Stadthosbach in der Nähe von Sontra hat niemals Stadtrechte besessen. Kesselstadt mag vor alters in einer kleinen Vertiefung, einem Kessel gelegen haben, der im Laufe der Zeit ausgefüllt ist. Berstadt bei Echzel hieß früher Berhtenstat, Berta's Wohnstätte.

Einen weit älteren Eindruck als alle Ortsnamen dieser Periode machen die mit den Bildungssilben ahi und idi zusammengesetzten. Der Hinweis auf Personen fehlt hierin, die örtliche Lage oder die Nachbarschaft von Bäumen ist bei ihrer Benennung entscheidend gewesen. Buches bei Büdingen (alt Bucheheș), Dörnishof an der Efze (alt Dornehe), Eiches bei Felda und Kloster Haina (alt Hegenehe) sind mit ahi gebildet. Auf idi gibt es noch mehr: Grifte (das Thal), Haueda (der Holzschlag), Hebel (alt Hebilide, die Erhebung des Bodens), den Gegensatz dazu bilden Nieder- und Oberhone (alt Honide, die Vertiefung). Istha bei Wolfhagen mag dem lange bleibenden Eise den Namen verdanken, Külte bei Arolsen der kühlen Lage, Schwebda bei Eschwege dem scheinbaren Schweben in der fluthenden Werra, Wichte bei Neumorschen dem weichen Boden. Schröck bei Marburg (ehemals Scrickede) bedeutet die Anhöhe.

Von diesen wenigen Ausnahmen abgesehen, deren Bildung weit mehr auf die Urzeit als auf diese zweite Periode hinweist, zeigen die Ortsbenennungen ein auffälliges Ueberwiegen der Personennamen. Die Persönlichkeit der Bewohner ist also mit ihrem Lande eng verwachsen, auf feste Wohnsitze deuten auch die Zusammensetzungen mit Haus und Heim hin, während die vielen Felder vom zunehmenden Ackerbau zeugen. Die unstätere Viehzucht ist für Hessens Bevölkerung in die zweite Linie zurückgetreten. Wenn wir den Unterschied dieser Periode von der ersten in kurze Worte fassen wollen, so können wir das am besten mit Schiller's Versen:

> Und in friedliche, feste Hütten
> Wandelte das bewegliche Zelt.

III.

Die Ortsgründungen der dritten und letzten Periode (etwa 800 bis 1200 n. Chr.) gingen einmal

von den Klöstern aus, die die zahlreichen Landschenkungen nutzbar machen wollten, dann aber auch von den hessischen Großen, die sich für ihre frommen Stiftungen schadlos zu halten suchten. Die übrigen Bewohner des Landes hatten davon gleichfalls Vortheil, denn nicht nur Hörige fanden ihren Lebensunterhalt durch die Bebauung des neu gerodeten Bodens, sondern auch ärmere Freie liehen nothgedrungen Landstücke von Adel und Geistlichkeit.

Die Ortsnamen dieser Zeit sind erst durch die Ansiedlung entstanden, nicht etwa von der Stelle auf das Dorf oder den Hof übertragen. Ein solches Gepräge tragen vorzüglich die Namen auf rode, die in Hessen sehr oft vorkommen. Außerordentlich viele von ihnen sind später wieder ausgegangen, denn sie lagen zum größten Theile in den Bergen und auf schlechterem Lande, so daß sich schließlich der Anbau doch nicht lohnte, sicherlich aber nicht der Wiederaufbau der Ortschaft nach einer Feuersbrunst oder nach muthwilliger Zerstörung. Von den Wüstungen nenne ich nur Berterode auf dem Kesselberge bei Melsungen (1254 Bertherod, 1261 Bertherode und Berterode, später ohne h, häufig mit verdoppeltem t). Arnold leitet es mit Förstemann von Berta ab, es kommt aber von Berthold, wie die Analogie des niedersächsischen Barterode (alt Bartolderode) und Urkunden von 1272 und 1287 beweisen, in denen man Bertolderode liest. Doch nun zu Orten, die noch bestehen. Die beiden Almerode (im 13. Jahrhundert Almenderode) waren Rodungen in der Almende, auf dem Grunde und Boden einer schon bestehenden Gemeinde; über die Möglichkeit solcher Anlagen ist ja schon in dem zweiten Abschnitte gesprochen. Benterode bei Münden ist nach glaubwürdigem Zeugnisse um 800 von Bennit, Amalung's Sohne, angelegt, und 811 durch einen Schutzbrief Karl's des Großen als Bennit's Eigenthum anerkannt. Zwei Jahre später erhielt Asig, Hiddi's Sohn, einen ähnlichen Schutzbrief für seine Besitzung, das heutige Escherode, das jenem Asig den Namen verdankt. Brotterode am Inselsberge, das kürzlich durch einen Brand heimgesucht wurde, heißt 1039 Brunwardesroth. Auch Günsterode zwischen Melsungen und Lichtenau (alt Gunszroide) rührt von einem Personennamen her, von Gunzo, Hesserode (1151 Hesenrode) von Haso, Hetzerode von Hazo, Olberode (1353 Odolferode) von Adolf, Rommerode (1109 Rodemanerodeh) von Hruodman, Rückerode von Hruodger, Schnellrode von Snello, Bockerode von Focko, Abterode ist nach dem Abte von Fulda benannt.

Die Namen auf hagen, hain, han bezeichnen eine Einhegung, Umzäumung. Meistens sind diese Orte von Herren, Adeligen gegründet, wie schon ihre häufige Zusammensetzung mit Personennamen vermuthen läßt, Diese Personennamen sind durchweg spätere Formen, auch spricht die Anlage der Orte an gebirgigen und unfruchtbaren Stellen für ihre Gründung in vorgerückter Zeit des Mittelalters, als in den Thälern schon Ansiedelungen lagen. Landwehrhagen (alt Lantgrefinhain) und Dörnhagen (alt Graven Werners Hayn) sind bezeichnende Vertreter dieser Gattung. Dietershahn bei Fulda ist der Hagen eines Dietrat, Immichenhain bei Neukirchen der eines Emicho, Martinhagen bei Kassel der eines Merboto, denn es heißt 1074 „das neu gegründete Dorf Meribodonhago". Neben den Ableitungen von Personennamen finden sich auch andere Bildungen: Guxhagen (1352 Kukushayn) gehört zum Worte Kuckuck, Poggenhagen bei Obernkirchen zu Pogge, dem plattdeutschen Ausdrucke für Frosch, Eiterhagen zu Eiter, das in der alten Sprache Gift bedeutet. Das häufige Vorkommen der Tollkirsche kann die Veranlassung zu diesem Namen gegeben haben. Knickhagen bedeutet entweder einen Hagen auf einem Hügel oder schlechtweg einen Wildzaun.

Mit ses (Sitz, Niederlassung) sind nur wenige Ortsnamen zusammengesetzt. Den verschiedenen Nausis sieht man es kaum noch an, daß sie neue Niederlassungen bezeichnen. Hüttengesäß wird mit dem Personennamen Hitto zusammenhängen, Eidengesäß bei Gelnhausen wahrscheinlicher mit dem Personennamen Aid als mit dem Dingworte eit = Brand, obwohl bei den meisten Ortsgründungen der Wald durch Feuer beseitigt wurde und zahlreiche Flur- und Forstnamen an dieses Ereigniß erinnern. Harmuthsachsen ist vielleicht die Niederlassung eines Irmino. Erst später benannte man das benachbarte Sassen Reichensachsen, wohl seines fruchtbaren Bodens wegen. Dagegen muß Saasen bei Raboldshausen (1100 Sahson, 1216 Saxin) eine jener sächsischen Strafkolonien sein, die Karl der Große anlegte. Eine ähnliche Bewandtniß hat es wohl mit den vier Sachsenhausen.

Mit dem Begriffe Burg verbinden wir unwillkürlich die Erinnerung an die Blüthezeit des Ritterthums, an das spätere Mittelalter. Dieser Zeit gehören auch die Ortsnamen auf Burg an, obwohl das Wort selbst nachweisbar zu den ältesten der deutschen Sprache zählt. Einige hessische Burgen stammen in der That aus recht alter Zeit, vor allen Amöneburg, die Burg an der Ohm (Amana), der Hauptort des Lahngaues.

Späteren Ursprungs sind Naumburg, die neue Burg, Schaumburg (= Warte), Trendelburg (Kreisburg), Marburg (Roßburg), Malsburg (Richteſtätte).

Denselben Sinn wie Burg haben Stein und Eck in der Zusammensetzung. So ist Niedenstein Unterburg, Thalburg zu deuten, Wallenstein Waldburg, Wollstein Wolfsburg, Arnstein Adlerburg, Grebenstein Grafenburg, Waldeck Burg im Walde, Wildeck Burg in der Wildniß. Bilstein bezeichnet entweder einen beilartigen, scharfkantigen Felsen, wie die Grafen von Bilstein Beile im Wappen führten, oder die erste Silbe ist das mhd. bil und bezeichnet den Augenblick, wo der gejagte Hirsch stehn bleibt und sich gegen die verfolgenden Hunde zur Wehre setzt*).

Unzweifelhaft gehören der christlichen Zeit, also dem Mittelalter seit den Karolingern, die Ortsnamen auf kirchen, kappel, münster und zell an. Die meisten Namen auf kirchen bedürfen keiner Erklärung, nur Reiskirchen bei Gießen (975 Richolveschiricha), das wohl nach seinem Stifter Richolf benannt ist. Auch in Ruhlkirchen (1288 Rulkirchen) scheint ein Personenname zu stecken. Spieskappel bei Ziegenhain entlehnte die Vorsilbe erst seit dem 15. Jahrhundert dem nahen Grenzwalde. Salmünster bei Gelnhausen (909 Salchinmunstern) hängt mit dem Personennamen Salich zusammen. Die mit zell gebildeten Ortsnamen weisen auf die Ansidelung von Mönchen hin; bei Fulda sind sie besonders häufig. Arzell (alt Agecella) erinnert an den Personennamen Ago, Gläserzell an Glasbrenner, wie die Mönche des Mittelalters ja in jeder Kunst und jedem Handwerke bewandert waren. Bronzells alter Name ist Premestescella; darin muß, nach dem anlautenden P zu urtheilen, ein undeutscher (slavischer?) Name enthalten sein. Maberzell (alt Magebrahcella) gehört zu Maginbraht, Mackenzell zu Macco, Uerzell zu Uro, Künzell vielleicht zu Kuono.

Viele hessische Ortsnamen fehlen in diesem Aufsatze. Aber das läßt sich aus dem obigen unvollständigen Verzeichnisse mit Sicherheit schließen, daß man kaum bei der Hälfte der Ortsnamen die heutige Form einer Erklärung zu Grunde legen darf, und daß trotz der sorgfältigsten Beobachtung der alten Schreibweisen manche Deutungen nur möglich oder wahrscheinlich bleiben.

*) Dieselbe Bedeutung „Jagdstein“ wird wohl auch Birstein haben, vom mhd. Zeitworte birsen. Die früher von mir angenommene keltische Ableitung ist unwahrscheinlicher.



Die großherzoglich hessischen Truppen in den Kriegen der Rheinbundszeit und die amtliche Presse des Landes.

Von Professor O. Buchner.

(Fortsetzung.)

Die drei Füsilierbataillone, das Regiment Groß- und Erbprinz, die Reiterei und eine halbe Batterie (die ganze war durch ein Versehen mit Augereau's Armeecorps nach Polen marschirt) zogen von Erfurt nach Magdeburg, Küstrin und Bromberg, wohin ihnen das Leibgarde- und Leibregiment nacheilte.

Sie erhielten in den letzten Tagen des Dezember Befehl zum Corps von Ney zu stoßen, überschritten am 2. Januar 1807 die Weichsel und blieben vom 6. bis 17. Januar in Kantonnements in Neumarkt. Dadurch daß am 11. Januar das 1. Leibfüsilierbataillon ein preußisches Magazin mit mehreren tausend Scheffeln Getreide und Fourage in Deutsch-Eylau und vierzehn Wagen mit Proviant und Fourage bei Freistadt wegnahm, war der Unterhalt der Truppen in dieser wüsten Gegend sehr erleichtert. Am 18. Januar rückten die hessischen Truppen zur Einschließung von Graudenz ab. Am 22. Januar wurde die Stadt erobert; 3 Mann waren todt, 14 leicht verwundet und 10 vermißt. Der Verlust der Feinde war viel beträchtlicher; 54 derselben wurden gefangen. Doch wurde die Blokade der Festung Graudenz in der Nacht vom 28. auf den 29. Januar aufgehoben, und die gesammten Truppen zogen sich zurück. Die Füsilierbataillone und die Reiterei bildeten die Nachhut, wurden aber nicht vom Feinde belästigt. Sie marschirten über Rheden nach Thorn, wo sich die drei Regimenter befanden.

Die hessischen Truppen wurden nun dem Armeecorps des Reichsmarschalls Lefebvre zugetheilt. Generalmajor von Schäffer erhielt

den Befehl, mit den drei Füsilierbataillonen, der Division des Garde-Chevauxlegerregiments und einer Abtheilung der französischen Reiterei über Bromberg auf der linken Seite der Weichsel gegen Graudenz vorzurücken und die Festung von dieser Seite einzuschließen, während die übrigen Bataillone dies von der rechten Weichselseite ausführten. An der zweiten Einnahme der Stadt Graudenz hatten die hessischen Truppen einen hervorragenden Antheil. Als vortreffliche, abgehärtete und muthige Soldaten schlugen sie sich so wacker, als nur zu erwarten war, demgemäß behandelte sie der französische General Rouyer ihres guten und muthvollen Betragens wegen mit Liebe und Auszeichnung und ließ den hessischen Generalmajoren v. Stosch und v. Schäffer ihrer guten Verfügungen wegen volle Gerechtigkeit widerfahren.

Aber noch einmal, Darmstadt den 29. Mai, wird in der Nummer 65 der „Landzeitung" vom 30. Mai unter den „Inländischen Nachrichten" der hessischen Truppen und ihrer Kriegsthaten gedacht. „Das Regiment der Leibgarde steht seit geraumer Zeit im kaiserlichen Hauptquartier und versieht gleichen Dienst mit der kaiserlichen Leibwache. Die übrigen Bataillone formiren die Blokade von Graudenz und haben bisher alle von der zahlreichen Garnison gemachte Ausfälle und Unternehmungen muthig und ohne bedeutenden eigenen Verlust abgewiesen." Sergeant Mohr hat selbst „wegen Gegenwart des Geistes, Entschlossenheit und Bravour" den Orden der Ehrenlegion erhalten. „Welche ehrenvolle Belohnung für diesen braven Mann, welche mächtige Triebfeder für alle seine Kameraden, die im Dienste ihres Souveräns mit ihm den gleichen Weg der Ehre gehn."

Die Beilage zu Nr. 87 der „Landzeitung" (21. Juli 1807) kommt abermals auf die Kriegsthätigkeit der hessischen Truppen zurück. Sie gehörten bis Anfang März dem Blokadecorps der Festung Graudenz an, wurden dann aber zum Theil nach Thorn verlegt, der größere Theil blieb zurück und hatte häufige Scharmützel mit der preußischen Besatzung. Verstärkungen der Belagerungsarmee kamen nach der Uebergabe von Danzig und nach der Schlacht bei Friedland. Am 27. Juni wurden die Laufgräben eröffnet. Die hessischen Truppen unter Generalmajor von Schäffer hatten dabei den linken Flügel; trotz mehrerer Gefechte ließen sie sich nicht zurückdrängen. Am 30. Juni erst wurde der Waffenstillstand und der darauf folgende Friede von Tilsit bekannt. Die beiden Gardebataillone kampirten in der Nähe davon. An der Schlacht bei Eylau nahmen die hessischen Truppen nicht Theil.

Erst am 28. und 29. Dezember 1807 kehrte „die seither bei der großen Kaiserlich französischen Armee im Feld gestandene Division Großherzoglich hessischer Truppen wieder in ihr Vaterland" zurück. Volle drei Wochen später macht aber die „Hessische Zeitung" erst davon Mittheilung; offenbar bekam sie nicht früher die Erlaubniß des französischen Gesandten dazu.

Immerhin aber konnten doch die hessischen Unterthanen aus diesem offiziellen Organ der Regierung etwas, wenn auch nur dürftige Notizen über den Krieg mit Preußen und die Schicksale ihrer Söhne und Brüder erfahren. In den folgenden Napoleonischen Kriegen der Rheinbundszeit war es, wie wir sehen werden, nicht so, denn die an sich schon armselige Presse wurde, wie schon gesagt ist, mehr und mehr von Napoleon geknebelt.

Die furchtbare Schlacht bei Friedland am 14. Juni 1807, in welcher Preußen und Rußland von Napoleon völlig besiegt wurden, veranlaßte in allen Kirchen des Landes ein Dankfest am 5. Juli. „In Darmstadt wurde außerdem Abends in der Stadtkirche in Anwesenheit des Durchlauchtigsten Hofs und einer zahlreichen Versammlung ein Te Deum laudamus angestimmt, während das Geläute aller Glocken und 200 Kanonenschüsse der Gegend umher den Jubel der Residenz verkündigten."

Den Frieden von Tilsit (7. und 9. Juli) verkündete die „Landzeitung" am 18. Juli; die offizielle Feier fand in Darmstadt am 26. Juli statt. Abermals wurde in schnell üblich gewordener Weise ein Te Deum abgehalten. Im Theater war Festvorstellung mit einem allegorischen Vorspiel, das „mit vielem Gefühl" vorgetragen wurde.

Im Jahre 1808 befahl Napoleon unter dem Vorwand, die Truppen des Rheinbundes zu formiren und zu disziplinir en (!), auch Hessen ein Regiment und eine halbe Batterie nach Frankreich zu schicken. Ueber die Verwendung dieser Truppen wurde geschwiegen. Konnte Hessen dem Befehl des mächtigsten Mannes in Europa widerstehen? Das Regiment Groß- und Erbprinz, jetzt das 4. hessische Regiment Nr. 118, wurde Ende Juli mobil gemacht und ergänzt, Mitte August rückte es von Butzbach und Friedberg ab und ging am 24. August bei Kostheim auf französischen Boden über; es waren 40 Offiziere und 1638 Mann, von denen nur die wenigsten wieder in die Heimath zurückkehrten.

Von alldem erfuhren aber die daheim Zurückgebliebenen aus der „Hessischen Zeitung“ nicht das Geringste. Als die Hessen in Orleans waren — unter wie anderen Umständen als 1870 — wurde in Darmstadt („Hessische Zeitung“ vom 24. September 1808) bekannt gegeben, daß Briefe „an Individuen des jetzt in Frankreich stehenden Regiments Groß- und Erbprinz“ auf feines und leichtes Papier geschrieben sein müßten und dann zweimal im Monat von Darmstadt aus in's Feld nachgeschickt würden. Ebenso oft kam auch ein Packet mit Briefen nach der Heimath. Geld durfte in denselben nicht geschickt werden, doch vermittelte die Hauptkriegskasse derartige Sendungen an Söhne und Verwandte im Felde. (Ausschreiben vom 28. März und 1. Juni 1809.)

Am 14. Oktober 1808 überschritt das Regiment die spanische Grenze, aber erst am Ende des Jahres berichtet die offizielle „Hessische Zeitung“ (29. Dezember) unter „ausländische Nachrichten“ von Paris, den 23. Dezember: Napoleon habe in Madrid die Truppen des Rheinbunds gemustert. „Die nassauischen und badischen Regimenter haben sich brav gehalten, das Regiment von Hessen-Darmstadt hat den Ruf, welchen die Truppen dieses Landes haben, nicht behauptet und der Meinung nicht entsprochen, welche sie in dem Feldzug von Polen von sich erweckt hatten. Der Oberst und Major scheinen mittelmäßige Menschen zu sein.“ Dazu wird von der „Hessischen Zeitung“ die Anmerkung gemacht: „Es läßt sich mit vollem Zutrauen erwarten, daß dieses Regiment, wenn es durch die Ungeschicklichkeit oder Nachlässigkeit der genannten Stabsoffiziere gehindert worden ist, den Erwartungen, den Befehlen seines Fürsten und seines Vaterlandes zu entsprechen, es nunmehr nach Entfernung der damaligen Stabsoffiziere die erste sich darbietende Gelegenheit ergreifen wird, um mit der edelsten Aufopferung zu zeigen, daß es des Namens und des Waffenruhmes der Hessen sich werth zu machen weiß und daß — die Zufriedenheit und die Achtung, welche es glücklich genug war, von Seiten Sr. Majestät des Kaisers in der polnischen Campagne zu verdienen, auch jenseits der Pyrenäen fortdauernd sich zu erhalten, — sein einziges Bestreben, sein schönster Ruhm und seine Belohnung sein wird.“

Es ist kläglich, daß ein französischer Kaiser ein derart absprechendes Urtheil über ein deutsches Regiment, das zudem nicht einmal bei der Musterung in Madrid anwesend war, sich erlauben konnte, kläglicher noch ist, daß die offiziösen Federn dieses herbe Urtheil als zu Recht anerkannten und mit dem edlen Worte „Vaterland“ einen solchen Mißbrauch trieben.

Zu Anfang 1809 wurde dem Generalmajor v. Schäffer das Kommando über die hessischen Truppen in Spanien übertragen. Dieser war nun auch Veranlassung, daß im offiziellen Theil der „Hessischen Zeitung“ (4. Mai 1809) ein Bericht über das Regiment Groß- und Erbprinz in Spanien veröffentlicht wurde, freilich nur über die Ereignisse vom 15. bis 21. März, „unter dem Vorbehalt, in der Folge die früheren Kriegsereignisse nachzutragen“. Doch kommt die Zeitung während des ganzen Jahres 1809 und auch später nicht wieder auf die in Spanien blutenden Landeskinder zurück. Und das Mitgetheilte ist dürftig genug. Es werden verschiedene Marschbewegungen erwähnt, dann am 17. März ein Gefecht bei Mesa de Ibor, wo bei ungünstigem Gelände der Angriff über zu erkletternde Felsen stattfinden mußte. Eine Batterie wurde erobert, davon zwei Geschütze durch die Brigade v. Schäffer. „Durch diese Affaire ist die Ehre der hessischen Waffen in Spanien gegründet, denn sowohl der kommandirende Marschall Herzog von Bellune, als der General Leval bezeugen dem Generalmajor von Schäffer und seiner Brigade in den ehrenvollsten und schmeichelhaftesten Ausdrücken ihre Zufriedenheit und Achtung. Das Betragen des 2. Bataillons Groß- und Erbprinz in diesem hartnäckigen Gefecht war sehr brav, und Generalmajor von Schäffer lobt das gute Betragen des sämmtlichen Offiziercorps, besonders aber den Adjutant Sous-Officier Krauß, welcher der erste bei den feindlichen Kanonen war.“ Auch am folgenden Tag war ein kleines Scharmützel, bei dem die Spanier sich zurückzogen.

Volle 19 Monate schweigt sich nun wieder die „Hessische Zeitung“ über die spanischen Ereignisse aus und bringt nur Auszüge aus den Mittheilungen aus dem Pariser Moniteur darüber in den „Ausländischen Nachrichten“. Was aber den hessischen Unterthanen vorwiegend am Herzen liegen muß, das Schicksal ihrer Söhne und Angehörigen, ob sie gesund, zu Krüppeln geschossen oder todt sind, davon weiß die offizielle Zeitung nichts mitzutheilen —, bis sie am 1. Dezember 1810 endlich wieder einmal die Hessen in Spanien erwähnt. Da heißt es:

„Nach denen von dem Regiment Groß- und Erbprinz aus Spanien eingehenden Nachrichten befindet sich dasselbe rücksichtlich seiner Equipierung und der durch seine Position ihm sehr erleichtert werdenden Subsistenz in vortrefflichem Zustande. Dasselbe hat in mehren kleinen Gefechten mit den Insurgenten jedesmal den Vortheil davon-

getragen und des Kaisers und des Königs Majestät haben 1. dem Major Eysermann, 2. dem Major Weber, 3. dem Major v. Schmalkalder, 4. dem Kapitän v. Schäffer, 5. dem Kapitän und Adjutant-Major Fenner, 6. dem Kapitän Graf v. Lehrbach und 7. dem Secondlieutenant Venator wegen der in den früheren Schlachten und größeren Gefechten bewiesenen Bravour und ausgezeichneten Betragens den Orden der Ehrenlegion zu ertheilen allergnädigst geruht."

Mit solchen Armseligkeiten ist die geschichtliche Ausbeute über den spanischen Feldzug aus der „Hessischen Zeitung" erschöpft. Am 3. Oktober 1809 meldet sie unter „Allerhand" die schweren Verluste der badischen Truppen in der Schlacht von Talavera (28. Juli 1809), vergißt aber dabei anzuführen, daß auch das hessische Regiment dabei betheiligt war, und wie es ihm erging. Daß im Juli 1810 aus der Heimath 500 Mann Ergänzungstruppen ankamen, erfahren wir nicht aus der Landeszeitung, auch nichts über die scheußlichen Guerillakämpfe im Jahr 1810 und 1811, in denen auch die Hessen viel edles Blut opfern mußten. Ja selbst über die Belagerung und den Sturm auf Badajoz durch Wellington in der Nacht des 6. zum 7. April 1812 schweigt sich diese vaterländische Zeitung aus, obgleich das hessische Regiment mit zur Besatzung der Festung gehörte und nach rühmlicher Gegenwehr — es schlug den dreimaligen furchtbaren Sturm der Engländer auf die Bresche ab — kriegsgefangen wurde. Auch über ihren Marsch durch Portugal, die Gefangenschaft auf der Citadelle in Lissabon, auf den Pontons in den Seehäfen von Portsmouth und Plymouth, sowie in den Kantonnierungen in Wales und Schottland erfahren wir nichts. Es waren doch immer noch 450 Kriegsgefangene von 910 Mann des hessischen Regiments, die in die Gefangenschaft abgeführt wurden; aber die geknebelte Rheinbundpresse durfte es offenbar nicht mittheilen, wenn die französischen und die mit ihnen verbündeten Truppen eine Schlappe erlitten.

Die hessischen Verluste in Spanien lassen sich nur annähernd angeben. An Offizieren starben durch Verwundung 9, durch Krankheit 4, verwundet wurden 25. Die Unteroffiziere und Soldaten, die auf spanischem Boden starben, werden auf 1300 geschätzt. Nicht in englische Kriegsgefangenschaft kamen, weil als krank in verschiedenen Lazarethen liegend oder als abkommandirt nicht zur Besatzung von Badajoz gehörig, 4 Offiziere und 216 Mann, die nach großen Mühseligkeiten im Oktober 1812 nach Darmstadt zurückkehrten. Aber erst im Frühjahr 1814 traf die englische Regierung Anstalten, die gefangenen Hessen in ihre Heimath zu entlassen. Die Offiziere gingen im Februar ab und kamen nach und nach im März nach Darmstadt. Den Mannschaften wurde erst Ende April ihre Freiheit verkündet. Freilich war ihre Anzahl nur noch gering, denn gar manche waren, durch die schlechte Behandlung während der Kriegsgefangenschaft veranlaßt, der Versuchung, in englische Dienste zu treten, erlegen. So rückte die kleine Schaar, die ihrem Fahneneid treu geblieben, am 14. Juli 1814 wieder in Darmstadt ein.

(Fortsetzung folgt.)



Am Strande von Skagen.

Von H. Keller-Jordan.

Ein graues Dämmern verhüllte den heißen Augusthimmel; die Sonne warf zuweilen, wenn sich die Schatten auf Augenblicke verdünnten, einen matten Schimmer über das Häusermeer der Stadt München. Die Fremden, die mit ihren Ledertaschen umgürtet dem „Englischen Garten" entlang zu der Ausstellung der Sezession schlichen, athmeten auf, denn die Hitze der letzten Tage war unerträglich gewesen, und man zog es beinahe vor, die Beleuchtung in den Sälen nicht so intensiv und brillant zu finden, aber dafür freier zu athmen.

Die Schattirungen des wechselnden Lichtes waren indessen in den Räumen viel ausdrucks- und stimmungsvoller, als man vermuthet hatte, und die junge Dame, die in ihrem blaßgelben Lodenkostüm eben über die Schwelle des Vestibüls schritt, blieb plötzlich stehen, so eigenartig und ganz anders kam ihr heute die schlanke Gestalt Sarah Bernhard's vor, die Antonio de la Gandara in Paris so meisterhaft in den hohen schmalen Rahmen gepaßt hatte.

Ja, in der That, auch das Herkomer'sche Riesengemälde: „All beautiful in naked purity"

erschien ihr diskreter, denn das schattenlose lichtdurchfluthete Laub, gegen welches sich der wunderschöne Frauenleib nur wenig abhob, war ausdrucksvoller bei dem gedämpften, wechselnden Lichte, und sie unterschied Feinheiten, die ihr gestern entgangen waren.

Diese im Volllicht gemalten Bilder konnten sie nicht immer befriedigen, und wenn es auch nur eine alte Mauerwand oder ein belaubter Baum war, die sie sich zum Schutze gegen die Sonne dachte, so vertieften sich doch dabei in ihren Gedanken die Gegenstände und interessirten sie mehr.

Sie hatte eigentlich heute schon abreisen wollen, hinauf in die Tiroler Berge, aber während sie gestern Abend ihren Koffer packte — sie kam aus Thüringen —, erfaßte sie ein heißes Verlangen, noch einmal vor ihren Lieblingsbildern zu stehen und sich in ihren Zauber zu versenken.

Es war ihr das alles so neu und überwältigend! Sie hatte trotz ihrer siebenundzwanzig Jahre noch so wenig gesehen, aber in den langen Tagen und Nächten, die sie an dem Krankenlager ihres hinsiechenden Mannes zugebracht hatte, von allem Schönen geträumt, alle Bestrebungen der Zeit verfolgt, Partei für das Eine genommen und das Andere verworfen. Dieses merkwürdige Stillleben hatte sie seltsam gereift und ihrem Geiste eine ernste, träumerische Richtung gegeben; er wollte nicht mehr oberflächlich aufnehmen, sondern verstehen, erwägen und genießen.

Mit der langgestielten Schildkrotlorgnette in der einen und dem Katalog in der anderen Hand ging sie langsam durch die Säle; es waren offenbar nur noch einzelne Bilder, die sie aufzusuchen gedachte, denn sie blieb, ohne die anderen zu beachten, vor der Böcklin'schen „Burg am Meere" stehen, betrachtete sie lange und verglich sie dann mit der „Nacht", der „Frühlingshymme", der „Römischen Landschaft" und den übrigen Bildern des Künstlers, die hier in stolzer Gemeinschaft an den Wänden prangten. Wie hatte sie sich danach gesehnt, diesen viel bewunderten und viel befehdeten Künstler in seinen Originalen zu kennen! Und nun stand sie schon seit drei Tagen täglich an derselben Stelle, bewunderte, staunte und erwog und konnte doch zu keinem rechten Resultate kommen. Die Bilder in ihrer großartigen Farbenpracht regten sie zu gewaltig an, um darüber zur Ruhe zu kommen. Man konnte beinahe in ihrer Haltung erkennen, was sie bewegte, denn die beiden Herren, die sie seit einer Weile beobachteten, lächelten über das nervöse Zucken ihres gelben Stiefels.

„Ich möchte ihr Gesicht seh'n", sagte der jüngere der Beiden zu seinem Begleiter, „ich schwöre sie muß schön sein! — Nun?"

„Ich beschwöre nichts, was ich nicht gewiß weiß," sagte der Aeltere, ein mittelgroßer, ernster Mann mit dunkelem Vollbart — „übrigens erinnert sie mich an eine Dame, die ich vor Jahren flüchtig — — —"

„Ah seh'n Sie, die Figur wahrscheinlich; die ist pompös, gerade so, wie sie mir gefällt, nicht zu groß, nicht zu klein — zugleich schlank und voll. Glauben Sie, daß sie verheirathet ist?"

„Ich glaube nichts, was ich nicht weiß", bestätigte der dunkele Herr abermals, während er lächelnd in das zarte, mit blondem Schnurrbart gezierte Gesicht seines jungen Begleiters blickte. „Aber seh'n Sie, da geht sie hin, ohne uns ihr Antlitz zu zeigen"; und schon hatte er sich von dem Divan erhoben, auf welchem er sich vor einer Weile niedergelassen hatte, und machte Miene, der Dame zu folgen.

Sie war hastig durch drei bis vier Säle gegangen, ohne ein einziges Bild zu betrachten, und die jungen Männer, die ihr langsam und diskret folgten, fanden sie, ihnen wieder den Rücken zuwendend, vor der „Bella Riva" von Courtois, einem seltsam stimmungsvollen Bilde, welches Dr. Wilkens, der ältere der beiden Herren, vorher das Vielsagendste der ganzen Ausstellung genannt hatte.

„Ha, ha," spöttelte der Jüngere, „ein verwandter Zug, Herr Philosoph, denn das ausdrucksvolle Liebespaar, welches der lächelnde Puck unter dem Baume dort mit Gott weiß welcher Zauberkraft, zusammengeführt hat, scheint auch unserer Freundin zu imponiren. Also konstatiren wir: nicht fühllos für solche Dinge. Ob Jungfrau oder Wittwe?"

„Ach was Sie für absurde Schlüsse ziehen," gab der Philosoph geärgert zurück — „als ob dieses Liebespaar der einzige Reiz des Bildes sei —, es ist einfach kolossal in Ausdruck und Stimmung — auch landschaftlich. Aber seitdem Sie an jenem Abende in Ragaz dem schwarzen Backfisch zu tief in die Augen gesehen haben, seitdem —"

„Ja, seitdem bin ich verliebt — gründlich verliebt," unterbrach ihn der andere, „beziehe alles auf diesen nervus rerum der Menschheit — das weiß Gott! Ich überlasse Sie daher auch Ihrer gelbgekleideten Meduse, — wer weiß ob sie Ihnen nicht doch noch Gelegenheit giebt, ihr Angesicht zu bewundern —; und suche nach meinen dunkelen Sternen, die heute — Sie wissen es ist der zwanzigste — in München leuchten sollen. Vielleicht im Glaspalast — oder Hofbräu — in ‚Tristan und Isolde' — was weiß ich —"; und mit einer vielsagenden Bewegung der Hand verschwand er im anstoßenden Saale.

Der Philosoph blickte ihm nach und lächelte. Er hatte im Grunde genommen gar keine inneren Beziehungen mit dem jungen Menschen, aber dessen grenzenlos harmlose Lebensauffassung und unverfrorene Oberflächlichkeit hatten ihn in seiner Reisestimmung so angemuthet und amüsirt, daß er sich in der That freute, als er ihm abermals begegnete.

Er hatte die blonde Dame mit der ausdrucksvollen Gestalt über die letzten Worte vergessen, aber als er nun die Augen wieder auf das Courtois'sche Bild richtete, fehlte sie ihm doch, und er hätte beinahe Lust gehabt ihr zu folgen. Diese Anwandlung unterdrückte er nun zwar sofort, stellte sich aber auf den gleichen Platz, dicht vor das Bild, den sie verlassen hatte und fing an zu überlegen, was sie wohl darüber gedacht haben mochte, bis er endlich, ärgerlich mit sich selbst, die weiteren Bilder in Augenschein nahm.

Die junge Dame hatte sich inzwischen, die meisten Bilder nur flüchtig betrachtend, in den Saal Nr. 8 begeben, wo sich an einer Seitenwand das wunderbar schöne Bild des Dänen Kroyer befand. „Stiller Abend am Strande von Skagen" — so sagte der Katalog, und es blieb dem Zuschauer überlassen, alles das aus dem Gemälde herauszufinden, was des Meisters Pinsel da hinein gezaubert hatte. Eine Abendstimmung nach heißem Sommertage, mit der Ruhe und dem Frieden eines Strandes! Kein Laut, nicht der leiseste, kein Gekose der Wellen, keine verirrte Möve, keine Luft, die von der Welt da draußen Geräusch und Töne bringt. Nichts als das träumende Meer mit seinem Gestade und darüber der duftige, wolkenlose Abendhimmel mit dem blaurothen Schimmer, dem letzten Gruße der untergegangenen Sonne. Ob die beiden jugendlichen Gestalten, die da dem Strande entlang wandelten, wohl diese große allmächtige Ruhe begriffen?

Frau Lydia Bondin, die sich auf dem gegenüberstehenden Divan niedergelassen hatte, seufzte tief auf. An dem Strande der Ostsee — ganz ähnlich wie da — war auch sie einmal an glücklichen Abenden gewandelt mit — ja, mit einem jungen Manne, den sie kaum kannte, aber der diese Schönheit begriff, sie zu erfassen verstand mit einer Empfindungskraft, einem Zauber — —

Sie wischte mit ihrem feinen Battisttuch über die Schläfe. Das war lange her — lange! Damals war sie eine glückliche Braut — sie hatte sich wenigstens dafür gehalten —, die es nicht verstand, wie man sich in solche Ruhe — solches Nichts — vertiefen und versenken konnte! In jener Zeit sehnte sie sich nach der Welt, dem Geräusch —, dem Glücke! Heute — ja heute! Das Leben hatte sie wach gerüttelt, — sie sah besser —, sie fühlte tiefer. — Sie dachte an die einsame Föhre, die allnächtlich ihre Zweige in das Fenster bog, wenn der Herbstwind durch die Berge heulte und sie Wache hielt an dem Lager eines Sterbenden. Was war in jenen Nächten alles durch ihre Seele gejagt!! —

„Ich weiß nicht, ob Sie sich meiner erinnern, gnädigste Frau?"

Lydia Bondin fuhr in die Höhe.

„Ah — Herr — Herr — —"

„Doktor Wilkens, gnädigste Frau!"

„Ach ja, Dr. Wilkens, freilich, ich erinnere mich gut —, wir trafen uns damals am Strande — an der Ostsee."

„Ja, am Strande der Ostsee. — Sie waren in jener Zeit eine glückliche Braut . . ."

„Und Sie," unterbrach ihn Lydia befangen, „Sie bewunderten und bespöttelten — mit der Last und Wucht unglaublicher Kenntnisse — das leichte Gepäck, mit dem ich den Muth hatte die Lebensreise anzutreten."

„Nein, nein das gewiß nicht," lächelte der Philosoph verlegen, während seine Augen über Gesicht und Gestalt der jungen Frau glitten, „ich bewunderte nur den Muth und die Freudigkeit Ihres jungen Herzens."

Lydia senkte das Gesicht.

Es war nicht mehr so zart und rosig wie damals, aber dafür hatten die bleicheren Züge an Ausdruck gewonnen —, und als sie nach ein paar Minuten die Augen aufschlug und auf Dr. Wilkens richtete, kam es ihm vor, als habe sie sich völlig verändert. Die Augen hatten das Lachen verlernt, und der dunkele Schatten unter denselben gab ihnen beinahe ein trauriges Gepräge.

„Ich hoffe, Sie haben diese Freudigkeit noch nicht verloren, gnädige Frau," sagte er von diesem Eindrucke befangen.

„Nein, das habe ich nicht," entgegnete sie beherzt, „nur ist die Basis von der sie ausgeht, eine andere geworden."

(Schluß folgt.)

Herbststimmung.

Regendurchschauerte, weinende Nacht,
Wetternde, wandernde Wolkenjagd;

Klagerauschender, sterbender Wald,
Modernde Düfte, nebeldurchwallt. —

Einsames Wandeln im dunkeln Hag,
Lechzendes Sehnen, hoffnungszag,

Ruh'loses, fieberndes Weltmüdesein,
Winkender, grüßender Todesschrein . . .

Wilhelm Schoof.



Aus alter und neuer Zeit.

Zur Geschichte der Stadt Schwarzenborn.[1] Eine auf die wohlbekannte Stadt Schwarzenborn in unserem Hessenlande bezügliche Urkunde hat Aufnahme gefunden in Nr. 17 des vorigen Jahrgangs dieser Zeitschrift. Es verdient aber auch eine andere Urkunde nicht minder Veröffentlichung, deren Abdruck unten folgt, weil sie sich auf ein sehr denkwürdiges Jahr in der Geschichte der Stadt Schwarzenborn bezieht. Der letzte Graf von Ziegenhain, Johann II., der Starke (1401—1450), hatte bekanntlich dem damaligen Landgrafen von Hessen, Ludwig I., dem Friedfertigen (1413—1458), nach der gewöhnlichen Erzählung, weil ihn dieser in der Lagunenstadt Venedig aus einer Schuldverbindlichkeit befreit hatte, für den Todesfall seine Besitzungen zugesichert. Nachdem mehrere zu denselben gehörige Orte noch bei Lebzeiten des Grafen von Ziegenhain dem Landgrafen gehuldigt hatten, thaten dies Schwarzenborn und Staufenberg erst im Sterbejahre des Ersteren (1450). Für die Wittwe desselben wurde eine angemessene Leibzucht ausgesetzt, und den Städten wurden von dem neuen Landesherrn die Freiheiten und Privilegien, welche dieselben bisher genossen, gewährleistet. Ja, es wurden dieselben sogar von den Nachfolgern auf's Neue bestätigt, was den Vortheil hatte, daß trotz des Untergangs der ersten Urkunde durch Stadtbrand dieselben nicht verloren sind, weil ihr Wortlaut in die späteren aufgenommen worden ist. Da einerseits die Bewohner der Stadt Schwarzenborn fast ausschließlich von Ackerbau und Viehzucht leben und andererseits diese Stadt in einer Vertiefung zwischen zwei Höhen, Knüll und Eisenberg, gelegen ist, erklärt sich der Inhalt. Die Aufschrift lautet jedesmal:

Confirmation der Stadt Schwarzenborn Privilegien und Freiheiten

auf den noch vorhandenen vier Urkunden

1) de Anno 1655, 1. Februar (von Landgraf Wilhelm VI.),
2) de Anno 1733, 14./25. März (von Landgraf Friedrich I.),
3) de Anno 1753, 19. Januar (von Landgraf Wilhelm VIII.),
4) de Anno 1764, 31. August (von Landgraf Friedrich II).

Ursprünglich vom Landgrafen Ludwig I. gewährt (1450) bei Entgegennahme der Huldigung und von seinen Söhnen Ludwig II. und Heinrich III. erneuert (1458) und von den Nachfolgern bestätigt, bestanden die Privilegien und Freiheiten in Folgendem:

a) Ablösung der Lieferung Hämmel, welche von den Schafherden an die Grafschaft Ziegenhain vormals zu leisten war;
b) Geschoß-Erhebung von Bauten auf wüst liegenden Grundstücken;
c) Holzbezug in den umliegenden Büschen und Hecken zum nothwendigen Bedarf.

Von den Urkunden lautet die zu 2) von 1733 folgendermaßen:

„Wir Friedrich von Gottes Gnaden, der Schweden, Gothen und Wenden König, Landgraf zu Hessen, Fürst zu Herßfeld, Graf zu Catzenelnbogen, Dietz, Ziegenhain und Schaumburg.

Thun kund hieran vor Unß und Unsere Erben öffentlich bekennend, Alß Unß Unserer Unterthanen und Bürger Getreuer Bürgermeister und Raht der Stadt Schwarzenborn allerunterthänigst angelangt und gebeten Wir Ihnen krafft des bei ihrer vorhin Unß geleisteten Erbhuldigung in gnaden beschriebenen versprechens ihrer Privilegia und Freyheiten wie Ihnen die vormals in anno 1450 von weyland Herrn Ludwigen, Landgrafen zu Hessen, in gnaden

[1] Ein Abriß der Geschichte von Schwarzenborn aus der Feder unseres hochgeschätzten Mitarbeiters C. Neuber findet sich in den „Touristischen Mittheilungen aus Hessen-Nassau und Waldeck", Jahrg. 1, 1893, Nr. 10—12, und Jahrg. IV, 1896, Nr. 11.

ertheilet und forteres [1]) nicht allein im jahr 1458 von desselben beyden Söhnen, weyland H. Ludwigen und H. Heinrichen Gebrüder, Landgraffen zu Hessen, Grafen zu Ziegenhain und Nidda, gnädigst erneuert, sodann auch successive von allen seithero denenselben in der Regierung nachgefolgten Fürsten zu Hessen Unseren sämbtlichen hochlöbliche Vorfahren Christmilder Gedächtniß, vermöge derer darüber in Handen gehabter, aber nachher theils bey ihnen in ehemaliger schwerer Kriegs-Vehde eingeäschertem Rathhause [2]) im Brand umbkommene Brieffen, bestätiget, auch noch zuletzt von Unsers in Gott ruhenden Herrn Groß-Vatters weyland Herrn Wilhelm's des VI. Gnaden in anno 1655 gnädigst confirmirt worden, in Gnaden wieder zu erneuern geruhen wollen, Gestalten Sie Unß zu dem ander noch etlich übrig behaltenen original confirmationem auch sonderlich unter demselben der von hochgedachten beyden Gebrüdern Herrn Ludwig und Herrn Heinrichen Ihnen in bemeldetem jahr 1458 ertheilten erneuerungsbrief solcher ihrer privilegien in originali vorgelegt, der in letzterer im jahr 1655 erhaltenen oben berührter confirmation von Anfang bis zu Ende mit inserirt ist und von Worten zu Worten lautet wie folgt:

Wir Ludwig und Heinrich Gebrüdern, von Gottes Gnaden Landgrafen zu Hessen, Grafen zu Ziegenhain und zu Nidda, bekennen vor Unß und der Hochgeborenen Fürsten Herrn Hermann und Herrn Friedrichen Unserer lieben Brüder [3]) und Unser Erben öffentlich in diesem Brief vor allen Leuten, daß Bürgemeister, Schöffen und gantze Gemeinde zu Schwartzenborn Unserer lieben getreuen, dem Hochgebohrenen Fürsten Herrn Ludwig, Landgrafen zu Hessen, Unserm lieben Herrn und Vater sel. seinen Erben und Nachkommen Fürsten des Lands zu Hessen, eins rechts Erbhuldigung als ihrem natürlichen Erbherrn gethan haben, und nun derselbe Unser lieber Herr und Vater sel. von Todt wegen abgangen ist, die Seele der allmächtige Gott mild und barmhertzig sein wolle, darauf der vorgenannte Bürgermeister, Rath und gantze Gemeinde zu Schwartzenborn Unß und den nachgenannten

[1]) = fürder oder weiter.

[2]) Die Stadt Schwarzenborn hat verschiedene große Brände durchgemacht, insbesondere in den Kämpfen zwischen den Landgrafen Ludwig II. und Heinrich III. (welche die Privilegien erneuert hatten) im Jahre 1469, wo die Stadt mit der Burg eingeäschert wurde, und sodann im dreißigjährigen Kriege 1636—37, wo 84 Wohnhäuser nebst dem neu erbauten Rathhause in Flammen aufgingen.

[3]) Die Brüder sind: Hermann, gestorben als Kurfürst von Köln 1508, und Friedrich, gestorben als Jüngling 1463 oder 1464.

Unseren lieben Brüdern und Unseren Erben und Nachkommen, Fürsten des Landes zu Hessen, eine rechts Erbhuldigung gethan haben alß ihren natürlichen Erbherrn, daß Wir nun solchen ihren guten Willen angesehen haben, also daß Wir, Unser lieben Brüder vorgenannt und Unserer Erben und Nachkommen dieselben Bürgermeister, Rath und gantze Gemeinde zu Schwartzenborn und ihren Nachkommen bleiben lassen sollen und wollen bey allen ihren Freiheiten, Gewohnheiten und Rechten, die sie denn vormals von der Herrschaft von Ziegenhain von Alters und danach von Unserm lieben Herrn und Vatter sel. gehabt und herbracht haben und ihnen da nicht verbrochen [1]) und alßdann die genannten Herrn von Ziegenhain sel. zu Zeiten über das ander oder dritte jahr ein bethe [2]) auf ihr Schloß und Stätte gesetzt und sie dauernd beschwert haben, und Unser lieber Herr Vatter sel. vor sich und seiner Erben sie solcher bethe gefreyet haben, sie drinnen nicht zu beschweren noch zu drängen, solche bethe haben Wir vor Unß, Unser lieben Brüder und Unser Erben die vorgenannt von Schwartzenborn und ihre Nachkommen auch gefreyet und frey sie der mit diesem Unserem Brieff, in maßen Unser lieber Herr und Vatter sel. gethan haben, ohne gefährde Unß also der genannte Unser lieber Herr und Vatter sel. den obgenannten Unsern Bürgern zu Schwartzenborn die sonderlich Gnad gethan und bewiesen haben:

mit den Hämmeln, die sie dann bei der Herrschaft von Ziegenhain sel. von den Schafen haben gegeben, also daß dieselben Unser Bürger, die zu Schwartzenborn wohnen, und ihre Nachkommen solche Hämmel nur forters nicht geben, noch Wir, Unser Brüder oder Erben sie damit beschweren sollen und wollen,

und ob einige Heufung oder Hube Unser Bürger zu Schwartzenborn wüst liegen würde, daß dieselben Unser Bürger zu Schwartzenborn Gerechtigkeit nehmen sollen und mögen, was der Stadt davon zustehet zu ihrem Geschoß und ander der Stadt noth und gebotten, dabey wollen Wir, Unser lieber Bruder und Unser Erben die von Schwartzenborn auch lassen und sie daran nicht hindern.

Auch alß Unser lieber Herr und Vatter sel. umb bau und beßrung derselbe Unser Stadt erlaubt haben, daß sie in Unsere Büschen und Hecken, umb sie gelegen, und nicht in

[1]) = nicht verkümmert.

[2]) = Abgabe.

Unserer geforsten wäldern mögen bauholz suchen und sich dessen zu ihrer Stadt noth gebrauchen, solches haben Wir vor Unß, Unserer lieben Brüder und Unser Erben ihnen auch erlaubt, aber in Unseren geforsten Wäldern sollen sie kein bauholz hauen, es geschehe denn mit Unser, Unserer lieben Brüder oder Unser Erben Wissen und Willen.

Bei diesen vorgenannten Freyheiten und Gnaden Wir, Unser lieben Brüder und Unser Erben die obgenannten Unser Bürger zu Schwartzenborn bleiben lassen und sie daroben nicht trügen wollen, alles sonder gefährde und ohne Arglist Und deß zu Uhrkund haben wir Landgraf Ludwig obgenannt Unseres Insiegels große Majestät, als der älteste Fürst zu Hessen, vor Unser und Unser lieben Brüder vor diesen Brieff thun henken, der gegeben ist auf Dienstag nach dem Sonntag Misericordias Domini. Anno Dm. millesimo quadringentesimo quinquagesimo octavo.

Daß wir demnach solchem ihrem unterthänigsten suchen stattgethan und aus besonderen gnaden damit vor ihnen gewogen, sowohl vorgeschriebenes als auch sonst alle und jede andere privilegia und Freyheiten aus eben der Maß und Weise, wie sie dieselbige von Unseren hochlöblichen Voreltern Fürsten zu Hessen und letzthin von hochvermeldetem Unseres Großherrn Vater[1]) Gnaden allerhöchstmild gottsel. Gedächtniß gehabt und wörtlich hergebracht, jetzo von Neuem in Gnaden confirmirt und bestätigt haben, confirmiren und bestätigen ihnen auch dieselben hiermit und in Kraft dieses, deß sich deren also ohne jede andere Beeinträchtigung durch Unß und Unser Erben an Unserem bisherigen herbringen ohnschädlich zu erfreuen und zu gebrauchen haben sollen und mögen ohne gefährde.

Dessen zu wahrer Uhrkund haben Wir Unß eigenhändig unterschrieben und Unser Königl. und Fürstl. Secret. Insiegel an diesen Brief gehangen und denselben geben lassen in Unserer Residentz und Haubt Stadt Stockholm den 14./25. Martii 1733.

(gez.) Friedrich.

Vt. Schefer."

C. N.

[1]) Landgraf Wilhelm VI., der Gerechte.

Polizeiordnung Landgraf Philipp's des Großmüthigen für Marburg. Unter dem 15. Oktober 1557 erließ Landgraf Philipp für die Stadt Marburg eine Polizeiordnung, deren Inhalt Verschiedenes bietet, was für die Studenten der Alma mater Philippina und die Bürger der alten guten Stadt vielleicht heute noch hinreichend interessant erscheinen dürfte, um hier mitgetheilt zu werden. So war festgesetzt, daß wer bei Dunkeln über die Gasse gehe, Kerzenlicht oder Leuchten tragen solle, still und züchtig sein, nicht rufen, juchzen und schreien, nicht Fenster ausschlagen oder werfen, alles bei Strafe von vier Wochen Thurm bei Wasser und Brot.

Kein Student durfte im Winter nach 7 Uhr Abends auf die Gasse gehen, im Sommer aber nicht nach 9 Uhr. Uebertreter dieser Vorschrift sollten durch den Wachtmeister aufgegriffen und dem Rektor zur Bestrafung überantwortet werden. Die Bürger mußten mit dem Schlage 9 Uhr die Hausthür schließen, falls sie Studenten oder Handwerksgesellen im Hause hatten, und Studenten und Gesinde daheim halten.

Was unsere Studentenschaft zu einer solchen Gleichstellung mit dem Gesinde wohl sagen würde!

(„Hessische Denkwürdigkeiten", herausgegeben von Justi, III, S. 291 ff.)



Aus Heimath und Fremde.

Grimmdenkmal. Das am 18. Oktober zu Hanau in so feierlicher Weise enthüllte Denkmal der Brüder Grimm zeigt Wilhelm, den Jüngeren der Brüder, wie er sinnend über einen offenen Folianten gebeugt auf einem Sessel sitzt, während Jakob an dessen Lehne gestützt dasteht, gleichsam zu gemeinsamer Besprechung eines die Beiden beschäftigenden Gedankens sich zu dem Bruder neigend. Jakob's strengeres, von schlichtem Haar umrahmtes Antlitz, Wilhelm's edle Züge, deren dichterischer Ausdruck durch das lockige Haar gehoben wird, sind anziehend und lebensvoll charakterisirt, sodaß Professor Eberle in München, der Schöpfer des Denkmals, auf diesen Theil seiner Leistung mit besonderer Genugthuung blicken darf. Ueber die so würdig verlaufene Enthüllungsfeier selbst ist in den hessischen Tageszeitungen eingehend berichtet worden, sodaß an dieser Stelle nur auf einzelne Theile derselben, die überaus große Begeisterung hervorriefen, nochmals hingewiesen sei. Wir meinen dreierlei, einmal die von der Hanauer Kinderwelt den Märchenerzählern bereitete Huldigung, wie Dornröschen mit dem Hofstaate, Frau Holle mit Pechmarie und Goldmarie, Rothkäppchen, Gänsemagd, Snee-

wittchen, Fischer und Frau, Aschenbrödel, Hans im Glück und die kluge Else, Schneeweischen und Rosenroth, die sieben Raben, Hänsel und Grethel, die sieben Schwaben — und wie sie alle heißen, die Typen unserer Märchenwelt, greifbar vorüberzogen und mächtig die Erinnerung an die eigene sorglose Kinderzeit weckten. Zweitens möchten wir die nach Inhalt und Form so vollendete Rede des Professors Dr. Edward Schröder, jetzigen Inhabers der ordentlichen Professur für deutsche Sprache und Litteratur an der Marburger Hochschule, im Stadttheater über die Brüder recht in den Mittelpunkt des Interesses gerückt wissen und wünschen, daß sie in ihrem Wortlaut in möglichst viele hessische Häuser Eingang finden möge. Sie ist als Beiblatt der „Hanauer Zeitung" im Druck erschienen, gewiß gesondert zu haben und für ein Billiges von deren Geschäftsstelle zu beziehen. Wer Aufschluß über die Frage sucht, was die Brüder Grimm Deutschland und Hessen und was Hessen den Brüdern Grimm gewesen, wird da erschöpfende Auskunft erhalten. Ein Drittes, was reiche Anerkennung verdient, waren die künstlerisch schön gruppirten fünf lebenden Bilder in der Festvorstellung im Stadttheater: Sneewittchen, Rothkäppchen, Dornröschen, Hänsel und Grethel und Apotheose, die auch treffliche Wirkung erzielten, zumal der echt poetische, von Lehrer Fischer verfaßte verbindende Text durch Fräulein Seel zu so schwungvoller Wiedergabe gelangte.

„Es feiert ihre Söhne heut' die Hanovia!
Die Brüder Grimm, geboren in Hanau an dem Main,
Die Männer groß und herrlich und doch so kindlich, rein."

Geschichtsverein. Am 26. Oktober eröffnete der Verein für hessische Geschichte und Landeskunde im Saale der Oberrealschule zu Kassel seine winterlichen Monatsversammlungen. Der Vorsitzende des Vereins, Bibliothekar an der Landesbibliothek Dr. Brunner, hieß die sehr zahlreich versammelten Mitglieder und Freunde des Vereins herzlich willkommen und sprach die Hoffnung aus, daß auch fernerhin den Bestrebungen des Vereins rege Unterstützung zu Theil werden, namentlich immer mehr neue Mitglieder gewonnen werden möchten, sodann warf derselbe einen Rückblick auf die Vereinsthätigkeit in dem verflossenen Sommerhalbjahr. Die Zeitschrift des Vereins Bd. 31 nebst den Mittheilungen Jahrgang 1895 ist fertiggestellt und wird alsbald versandt werden, auch wird den Mitgliedern gleichzeitig ein Exemplar der neuen Statuten zugehen, die auf der Jahresversammlung in Gersfeld endgiltig redigirt sind. Die nächste Jahresversammlung wird in Gudensberg stattfinden, und zwar wahrscheinlich bereits zu Pfingsten. Kassel mit Wehlheiden bildet nunmehr auf Grund der neuen Statuten nach dem Beispiel von Fulda, Hanau und Marburg eine neue Ortsgruppe innerhalb des Vereins, für deren Zwecke neben dem Beitrag von 3 Mark ein Zuschlag von je 50 Pfennigen zu erheben ist. Da der Vorstand der Ortsgruppe nach den neuen Statuten aus 7 statt aus 6 Personen bestehen soll, so wurde vom Vorstande als neues Mitglied der um die Pflege der vaterländischen Geschichte so sehr verdiente Dr. med. Schwarzkopf hinzugewählt, eine Mittheilung die von der Versammlung beifälligst aufgenommen wurde. Nach Abbruch des altehrwürdigen Brunnens am Brink, dessen in voriger Nummer vom „Hessenland" bedauernd gedacht ist, aus verkehrspolizeilichen Rücksichten sind dessen einzelne Theile, leider in mehr oder minder beschädigtem Zustande, in das städtische Holzmagazin geschafft worden. Vielleicht läßt sich eine Wiederaufrichtung des Brunnens auf dem alten Kadettenplatz vor dem Naturalienmuseum ermöglichen, wie es von Herrn Hallo in Anregung gebracht ist. Der Vorstand des Vereins wird das Nähere zu veranlassen suchen. Der Stadtrath zu Kassel hat dem Verein eine Photographie des Brunnens in seiner alten Umgebung zum Geschenk gemacht, wofür ihm Dank gebührt. Dem Verein sind wiederum werthvolle Geschenke zugegangen, so die Münzsammlung des verstorbenen Majors Frederking nach letztwilliger Verfügung von dessen in Fulda verstorbener Wittwe, und von Sekretariatsassistent Jacobi zu Kassel zwei Uniformknöpfe des westfälischen Generals Morio, Grafen von Marienborn, Stallmeisters des Königs Jérôme, der am 24. Dezember 1811 von dem Hufschmied Lesage erschossen wurde, entweder aus Eifersucht oder weil Morio infolge von Dienstvernachlässigung seitens Lesage einen andern Hufschmied an dessen Stelle setzen wollte. Diese Knöpfe wurden im Jahre 1891 gefunden, als die zwischen der Bahnhofs-, Gießberg- und Mauerstraße gelegenen Theile des Garnisonsfriedhofes zu Kassel vom Militärfiskus an die Frankfurter Baubank mit dem Vorbehalt verkauft wurden, daß die Ueberreste der dort Bestatteten vor der Bebauung des Platzes ausgegraben und auf den neuen Friedhof übergeführt werden sollten, was im Juni und Juli geschah. Beim Oeffnen des Grabes von Morio sah man in dem gut erhaltenen Zinksarge, der den fast völlig zerfallenen Holzsarg eingeschlossen hatte, die Reiterstiefeln des Generals noch in gutem Zustande, in ihnen die ebenfalls wohl konservirten seidenen Strümpfe, von denen jeder etwas graue Asche, etwa soviel, wie ein Cigarre nach ihrem Verbrennen hinterläßt, enthielt, außerdem am Kopfende des Sarges ein etwa eine Mark großes Stückchen

Hirnschale als einzigen Ueberrest der Knochen, sodann den noch glänzenden, goldgestickten Uniformkragen mit seidener Halsbinde, und da, wo Brust und Leib gelegen hatte, ein Häufchen leichten, schwarzen, sich sehr fettig anfühlenden Moders, — in diesem die Knöpfe. Der Vorsitzende berichtete sodann, daß der hessische Geschichtsverein von der Stadt Hanau in freundlichster Weise zu der Enthüllung des Grimmdenkmals eingeladen sei, er selbst dieser Einladung Folge geleistet habe und hoch befriedigt von der Feier zurückgekehrt sei. Die Mitgliederzahl des Vereins hat sich im Laufe des Sommerhalbjahrs um sechs vermehrt, doch ist der infolge der Abhaltung der Jahresversammlung in Gersfeld erhoffte Zuwachs, abgesehen vom Beitritt des Rhönklubs, nicht zu vermelden. Aufnahmen von der Jahresversammlung und zur Erinnerung an die Grimmfeier geprägte Medaillen wurden mit den geschenkten Knöpfen unter den Anwesenden in Umlauf gesetzt. Dr. Schwarzkopf zeigte alsdann eine im Besitz des Antiquitätenhändlers Cramer befindliche hessische Husarenunteroffiziers-Uniform aus den Freiheitskriegen vor, die lebhaftes Interesse erregte. Darauf hielt Dr. med. Wilhelm Lange den angekündigten Vortrag über „ein Bild der Stadt Zierenberg im 14. Jahrhundert“, dem in seinen äußerst fesselnden, namentlich kulturhistorisch sehr werthvollen Ausführungen, reicher Beifall zu Theil wurde. Im Sinne der Zuhörer sprach Dr. Brunner dem Redner, nachdem derselbe geschlossen, im Namen des Vereins den verbindlichsten Dank aus in der Hoffnung, im nächsten Sommer an Ort und Stelle die Fortsetzung zu hören.

Denkmalsenthüllung. Zu der Enthüllungsfeier des Linggdenkmals, welche voraussichtlich am 8. November vor sich gehen wird, ist nunmehr als Landesherr der Heimath des Oberstlieutenants von Lingg auch der Großherzog von Baden eingeladen worden.

Am Abend des 23. Oktober las der Schauspieler Wilhelm Diegelmann vom Stadttheater zu Frankfurt a. M. im Saale des Hoch'schen Konservatoriums daselbst „Das Arminslied“ von unserem verehrten Landsmanne Carl Preser in Wächtersbach einer ansehnlichen Versammlung vor. Dank dem trefflichen Vortrage kamen sowohl die dramatisch bewegten als lyrischen Stellen der bedeutenden Dichtung zu vollendetem Ausdruck. Man sah die trefflich gezeichneten Figuren Armin, Thusnelda, Segest und die Anderen wahrhaft vor sich leben und freute sich an dem Einklang zwischen Dichter und Rezitator. Jedem einzelnen Kapitel folgte stürmischer Beifall, der sich nach dem Schlusse zu steigerte und zuletzt in nicht enden wollendem Bravo ausklang. Preser hat das Epos geschrieben, um das patriotische Empfinden zu wecken und zu stärken. Hoffen wir, daß Herr Diegelmann Gelegenheit findet, nicht nur in Frankfurt, sondern auch in anderen deutschen Städten das Epos vorzulesen. *

Festspielaufführung. Am 26. Oktober gelangte in Eschwege das Festspiel „Gustav Adolf“ von Dr. Spindler, welches in Hanau bereits früher zur Darstellung gebracht war, durch Eschweger Bürger zu einer sehr erfolgreichen Aufführung. Alle Mitwirkenden waren mit Lust und Liebe bei der Sache, sodaß der Beifall sich von Szene zu Szene steigerte.

Abstellung eines alten Brauches. Mit dem Schluß des laufenden Jahres wird in Homberg a. E. nach Beschluß der städtischen Behörden eine seit lange bestehende Einrichtung ihr Dasein beenden, nämlich das nächtliche „Uhrabblasen“ vom Kirchthurm, das Ludwig Mohr in seinem Roth-Weiß mit: „Was kocht die Frau Merkeln? Klöß, Klöß, Klöß“ bezeichnet.

Todesfälle. Am 15. Oktober verschied zu Bad Wildungen im 79. Lebensjahre der langjährige Landrath des Kreises Homberg, Geh. Regierungsrath Otto von Gehren, eine althessische Kernnatur. Der Verstorbene hat sich in dieser Stellung, die er bis kurz vor seinem Tode bekleidete, wie als Abgeordneter zum Deutschen Reichstage und Preußischen Landtage große Verdienste erworben und die Liebe und Hochachtung seiner Kreiseingesessenen im vollsten Maße besessen. — Am 17. Oktober verstarb in Neustrelitz der Oberstallmeister des Großherzogs von Mecklenburg-Strelitz von Steuber. Der Verblichene, ein Sohn des früheren Gesandten, späteren kurhessischen Ministers von Steuber zu Kassel, war nach akademischen Studien in Marburg und Heidelberg in österreichische Kriegsdienste getreten, in denen er bis zum Rittmeister aufrückte, um schließlich als Oberstallmeister des Großherzogs nach Neustrelitz zu gehen. Die Beerdigung fand am 19. Oktober unter reger Betheiligung, namentlich aus Offizierskreisen, auf dem Friedhofe zu Kassel statt.

Hessische Bücherschau.

Roth=Weiß. Eine Erzählung aus der Zeit des Königreichs Westphalen. Von Ludwig Mohr. 3. Auflage. Kassel, Verlag von Carl Vietor.

Nach den vierzig Auflagen, die binnen Jahr und Tag die Gedichte der Johanna Ambrosius erfahren haben, kann man eigentlich aus der Zahl der Auflagen eines Buches keinen Schluß mehr ziehen auf die Güte des Inhalts, denn kaum hat unsere Litteratur etwas Dürftigeres aufzuweisen als diese ambrosianischen Reimereien. Indessen kommt das Unerhörte in dieser Sache nur auf das Konto des „Impresario“ Schrattenthal, und ich will es also trotzdem wagen, die Thatsache, daß Mohr's „Roth=Weiß“ nunmehr in 3. Auflage erschienen ist, als einen Beweis für die Vortrefflichkeit dieses Buches anzuziehen.

Der Dichter nahm seinen Stoff aus der Zeit der Zerrissenheit Deutschlands, aus den Tagen des Rheinbundes, „der die deutschen Fürsten zu Vasallen des Franzosenkaisers herabdrückte“, und aus dieser Zeit ist es der Dörnberg'sche Aufstand gegen Jérôme, den Mohr zum Gegenstande seiner von echt deutschem Geiste durchwehten Erzählung machte. Die Idee des Freiherrn von Dörnberg keimte schon nach der Kapitulation Lübecks, in der sich daran schließenden Kriegsgefangenschaft, nach der er mit dem Fürsten Wittgenstein nach England ging, um von dort den Aufstand gegen das westfälische Regiment zu organisiren. Der Tilsiter Friede aber machte seinen Unternehmungen ein Ende. Eine Zwangsbestimmung Jérôme's führte ihn sodann in die hessische Heimath zurück, und hier, wo die früher gefaßte Idee durch die Verbindung mit Scharnhorst, Gneisenau, Schill, Katt 2c. neue Nahrung bekam und wo ihre Durchführung ein Glied in der Kette einer allgemeinen Erhebung von Süd nach Nord bilden sollte, hier setzt die Erzählung Mohr's ein.

Der Dichter bleibt der gewählten Form einer Erzählung bis zum Schlusse treu. Durchsichtig und einfach ist der Plan, die Entwickelung eine natürliche und bei aller schmucklosen Darstellung doch so reich an treffenden Charakterzeichnungen und Konflikten der handelnden Personen, daß die Erzählung einen großen Reichthum an poetischen Schönheiten aufweist, den Leser auch fortwährend zu fesseln weiß. von Dörnberg ist im Ganzen vortrefflich gezeichnet, nur könnte sein innerer Kampf, der Widerstreit seiner patriotischen Gefühle mit seiner äußeren Stellung, mehr hervortreten, und da sind ja zwei Momente von besonderem Werth und zwar einmal, daß sein Plan ihn schon nach England führte, und zum andern, daß er durchaus nicht durch die Wahl seines Herzens in westfälischen Diensten stand, sondern wegen des drohenden Verlustes seines Familienbesitzes. Angedeutet ist ja diese Zwangslage, doch nicht genügend zur Lösung seines inneren Kampfes, im Gegensatz zu dem tragischen Verhängniß, das ihm und der ganzen Sache bereitet wird durch das unüberlegte, vorzeitige Losschlagen des Friedensrichters Martin, als Führer des Volkes. Mit vieler Liebe ist sodann, neben der Gestalt Dörnberg's, Karoline von Baumbach geschildert, das Heldenmädchen von Homberg, das den Aufständischen das roth=weiße Banner übergab und durch die Ereignisse fast zu allen Personen der Erzählung in Beziehungen kommt, sodaß ihre Bedeutung für die Erhebung sich von Blatt zu Blatt steigert. Selbst noch nach dem gescheiterten Unternehmen wird für sie unsere volle Theilnahme rege erhalten, und zwar sowohl durch die Umstände ihrer Einkerkerung, als durch ihre Liebe zu einem der Dörnberg'schen Offiziere, von dem sie nie etwas ihr Eigen nennen konnte, als ein kleines Andenken, das mit ihr in das Grab versenkt wurde, eine Episode, die der Dichter sehr feinfühlig und wirksam eingewebt hat.

Die Personen aus dem Volke, wie nicht minder die aus der höheren Gesellschaft sind mit vielem Geschick behandelt und charakteristisch genau gezeichnet. Aber —, was soll man sagen zu Meister Hofmann, zu seiner Pflegetochter Marie und seinem Schmiedegesellen Heinz Zeisig? Diese drei Personen, die wir in ihrem Leben unter sich, wie in ihren Beziehungen zu den Personen des großen Dramas kennen lernen, bilden in der That, so wie sie dargestellt sind, ein Kabinetsstück. Wie der Wurf eines Steines in den Spiegel des Sees immer größere und weitere Kreise beschreibt, so bilden diese drei Menschen anfänglich einen kleinen unscheinbaren Kreis, der sich aber im Laufe der Handlung, und daran ist das Buch sehr reich, mehr und mehr erweitert sowie unser Interesse in Anspruch nimmt, zumal gerade hier das böse Element gleich im Beginne der Erzählung einsetzt und die Spannung in dem Gang der Ereignisse erhöht.

Den richtigen Ton an manchen Stellen dieser Erzählung zu treffen, mag keine geringe Aufgabe gewesen sein, namentlich wo der Dichter seine Leser in niederhessische Volkskreise einführt. Umsomehr muß jedoch anerkannt werden, daß sich der Autor „in der Beschränkung als Meister“ zeigte, denn der Ton ist überall vorzüglich getroffen.

Und so mag denn das Mohr'sche Buch den Lesern bestens empfohlen sein und dazu beitragen, den deutschen Sinn unseres Volkes zu stärken an einem Bilde der Drangsalen und Leiden, die heraufbeschworen wurden durch die Zerrissenheit des Vaterlandes. Die schöne, — und füge ich hinzu — verdiente Ausstattung des Buches soll übrigens der Verlagshandlung hier noch besonders quittirt werden.

C. P.



Personalien.

Verliehen: dem Mitglied der Eisenbahndirektion Regierungsrath Dehnert in Kassel der Charakter als Geheimer Regierungsrath; dem Direktor des Landkrankenhauses Dr. med. Hadlich zu Kassel der Charakter als Sanitätsrath; dem Oberförster Storck zu Treisbach der Charakter als Forstmeister.

Ernannt: Oberregierungsrath von Pawel zu Kassel zum Staatsminister des Großherzogthums Sachsen-Weimar; der Gestütsdirektor von der Marwitz zu Braunsberg zum Landstallmeister und Hauptgestütsdirigenten zu Beberbeck; der Pfarrer Braunhof in Balhorn zum Pfarrer in Gudensberg unter Beauftragung mit Versehung der Metropolitanatsgeschäften der Klasse Gudensberg; der dritte Pfarrer Schafft zu Hersfeld zum ersten Pfarrer in Ziegenhain unter Beauftragung mit der Versehung der Metropolitanatsgeschäfte daselbst; der Pfarrer Sperber zum 2. Pfarrer an der Freiheiter Gemeinde in Kassel; der Pfarrgehülfe Weber in Dörnigheim zum Pfarrer in Oberkalbach; der außerordentliche Pfarrer Hans Lohr in Kassel zum Pfarrer in Hoof; Gerichtsassessor Wiskemann zum Amtsrichter in Orb; die Referendare Wilhelm Heß, Bohnstedt und Hellwig zu Gerichtsassessoren; die Rechtskandidaten Heldmann, Hölzerkopf, Lüdorff und Zuschlag zu Referendaren; der Postsekretär Ludwig in Kassel zum Oberpostdirektionssekretär.

Versetzt: der Amtsgerichtsrath Gößmann in Bergen nach Hanau.

Bestätigt: die Wahl des Bürgermeisters Strauß zu Greiz zum Bürgermeister zu Hersfeld.

Uebernommen: die Referendare Dr. jur. Freitag und Gabow aus dem Bezirk des Oberlandesgerichts zu Celle in den des Oberlandesgerichts zu Kassel.

Vermählt: praktischer Arzt Dr. med. Karl Christian Heßler zu Kleinkrotzenburg mit Fräulein Franziska Fraimer (Hanau, 14. Oktober); Garnisonauditeur Jean Arthur Horchler zu Neubreisach mit Fräulein Mimi Knoch (Kassel, 24. Oktober).

Geboren: ein Sohn: Regierungsassessor Zuschlag und Frau Emmy, geborene Schmeiser (Karlshafen, 22. Oktober); eine Tochter: David Diegel und Frau Else (Kassel, 20. Oktober); Karl Keerl der Jüngere und Frau Marie, geborene Schumacher (Kassel, 26. Oktober); Dr. med. C. v. Wild und Frau (Kassel, 27. Oktober); Friedrich Reul und Frau Margarethe (Kassel, 28. Oktober).

Gestorben: verwittwete Frau Amalie Neumann, geborene Grosch, 63 Jahre alt (Kassel, 13. Oktober); Richard Moeli, 44 Jahre alt (Frankfurt a. M., 14. Oktober); kurfürstlicher Bereiter a. D. Karl Kempf, 53 Jahre alt (Kassel, 15. Oktober); Geheimer Regierungsrath Landrath a. D. Otto von Gehren, 78 Jahre alt (Bad Wildungen, 15. Oktober); Oberstallmeister von Steuber (Neustrelitz, 17. Oktober); Fräulein Anna Sachse, 30 Jahre alt (Kassel, 20. Oktober); verwittwete Frau Katharine Bohné, geborene Froelich, 66 Jahre alt (Kassel, 20. Oktober); Fabrikbesitzer Ferdinand Wehrschmidt, 70 Jahre alt (Hersfeld, 23. Oktober); Oekonom Franz Westphal (Hersfeld, 23. Oktober); verwittwete Frau Bertha von Baumbach, geborene von Stuckrad, 86 Jahre alt (Kassel, 24. Oktober); Fräulein Wilhelmine Heinze, 77 Jahre alt (Kassel, 25. Oktober); Frau Johanne Meyer, geborene Brandt, (Kassel, 26. Oktober); Versicherungsinspektor Hugo Eckert (Wehlheiden, 26. Oktober); Rentner Gabriel Bahle, 86 Jahre alt (Warburg, 26. Oktober); Eisenbahnbetriebssekretär Wilhelm Haarmann (Kassel, 27. Oktober); Fräulein Marie Paul, 22 Jahre alt (Kassel, 27. Oktober); Pfarrer Theobald Kimpel (Ehringen, 27. Oktober).

Berichtigung.

In Nr. 20 auf S. 279 Anm. des „Hessenland" war auf Grund der „Minerva, Jahrbuch der gelehrten Welt, 5. Jahrg. 1895/96" eine Zusammenstellung der Ziffern für den Verlag der vier großen hessischen Bibliotheken gegeben worden. Nach gütiger Richtigstellung seitens der Direktion der Hofbibliothek zu Darmstadt ist dort die Ziffer für die Summe der sächlichen Gesammtausgaben der letzteren von 19 457,46 Mark auf 32 182,95 Mark zu erhöhen, wodurch die genannte Bibliothek unter den hessischen Bibliotheken auch in dieser Hinsicht an die erste Stelle rückt. Gleichzeitig ist zu bemerken, daß der für die Landesbibliothek in Kassel angegebene Betrag nur die Kosten für Bücheranschaffungen und Einbände umfaßt, die übrigen sachlichen Aufwendungen mithin nicht mit einbegriffen sind. Doch bleibt Kassel nach wie vor an der vierten Stelle.

Briefkasten.

L. A. Ja.

Th. K. in Regensburg. Alles ist richtig angekommen. Besten Dank.

A. B. in Wilmersdorf. Mit Dank erhalten. Sobald irgend möglich, brieflich mehr.

v. K. in Merrill (Wisconsin). Besten Gruß. In Treysa eine Staub aufwirbelnde Wasserleitung ausfindig zu machen, war dem Berichterstatter des betr. Blattes vorbehalten.

K. K. in Evansville (Indiana). Durch die freundliche Zusendung des Artikels „Vom langen Asmus und seinem amerikanische Skizzebüchelche" sowie der Ankündigung des Lesebuches für deutsch-amerikanische Volksschulen von Karl Knortz erfuhren wir von einem Landsmanne jenseits des Meeres, dem wir noch mehr zu begegnen hoffen.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. W. Grotefend in Kassel. Druck und Verlag von Friedr. Scheel in Kassel.



№ 22. X. Jahrgang. Kassel, 16. November 1896.

Der Schmied von Ruhla.

Im tiefen Wald zu Ruhla ist's rabenschwarze Nacht,
Laut heult der Sturm, vom Donner nur jählings überkracht,
Dazwischen rauscht der Regen in Strömen, und es schwillt
Der Gießbach, der hohlbrausend zu wildem Strom sich füllt.

Zu Ruhla in der Hütte klingt es beim Waffenschmied,
Da fallen rasch die Schläge, ping pang, zu einem Lied.
Am Amboß schafft der Meister und treibt das Eisen gut,
Der Lehrling tritt den Blasbalg und schürt der Esse Glut.

Im Stübchen in der Hütte — der Schmiede nebenan —
Ruht sanft, auf Moos gebettet, ein fremder Jägersmann,
Der sich im Wald verirrte, bis Lied und Hammerklang
Durch Nacht und Sturm und Regen zu seinen Ohren drang.

Der Jäger lauscht dem Liede, das klingt in heller Luft
Laut brausend, wie der Waldbach stürzt aus der Felsenbrust;
Dazwischen klingt's vom Amboß und sprüht die Esse Gluth
Und schnaubt der volle Blasbalg in stets genährter Wuth.

„Der Landgraf ist ein Weichling! Der Landgraf ist kein Mann!
Vom Adel die, vom Krummstab und das, was drum und dran,
Sind thatsächlich Gebieter in Stadt, Dorf, Wald und Feld —
Der Landgraf ihre Puppe, die man zum Spiel sich hält.

O hätt' ich Dich, Du Landgraf! Hätt' ich Dich nur einmal,
Wie wollte ich Dich hämmern und härten, wie den Stahl!"
Und lauter klingt's vom Amboß, und lauter schallt das Lied,
Und voller schnaubt der Blasbalg, daß hell es Funken sprüht.

„Der Landgraf gräbt den Füchsen im Wald nach und im Hau;
Indeß sein Vogt, der Richter, nach güldnen jägt im Gau.
Das Recht ist feil dem Golde; rechtlos der niedre Mann,
Das Tressenkleid ist oben, der Kittel schlimm daran!

O hätt' ich Dich, Du Landgraf! Hätt' ich Dich nur einmal,
Wie wollte ich Dich hämmern und härten, wie den Stahl!"
Und lauter klingt der Amboß, und lauter schallt das Lied,
Und mächt'ger schnaubt der Blasbalg, daß rings es Funken sprüht.

„O armer, armer Bauer! Was Wild und Frohn Dir läßt,
Was Dir noch nicht der Büttel des Vogtes abgepreßt,
Den letzten Stier vom Pfluge, das Kälbchen von der Kuh
Nimmt schließlich Dir der Junker und höhnet noch dazu:

‚Was brauchst Du, Bauer, Zugvieh? Bist, Kerl, wohl nicht recht klug?
Fehlt Dir's, geh selbst im Joche, zieh selber Deinen Pflug!'
Das merk' Dir, Junge! Merk' Dir für alle Zeit dies Wort
Und pflanze es auf Kinder und Kindeskinder fort!

O hätt' ich Dich, Du Landgraf, Dich weiches Fürstenherz,
Du solltest härter werden, als diese Stange Erz!"
Und schneller klingt's vom Amboß zum Liede, das sich spitzt,
Das Eisen fliegt zum Kühltrog, der brodelnd Wellen spritzt.

„Der Richter und der Junker, das sind die rechten Zwei,
Und hat man noch das Pfäfflein, hat man die schönsten Drei.
Zum Henker jag' den Richter! Dem Junker leg' das Spiel
Und setz' den schlauen Pfaffen an Deinen Grenzen Ziel!"

Der Amboß schweigt — erstorben ist damit auch das Lied,
Der Blasbalg hängt in Ruhe, der letzte Funke glüht.
Im Walde in der Hütte ruht nunmehr still die Nacht,
Und dennoch liegt drin einer, der immerfort noch wacht. —

Zu Ruhla vor der Hütte, im dunklen Fichtenhain
Steht marschbereit der Jäger im Morgenzwielichtschein
Und reichet seine Rechte dem ruß'gen Schmiede hin,
Dem wird's ums Herz so enge und wunderbar im Sinn.

„Habt Dank, vielwerther Meister, für Euer gastlich Dach!
Geb' Gott mir, zu vergelten Euch alles Ungemach!
Habt Dank für Eure Lieder, die härteten ein Herz,
Wie Euer braver Hammer gestählt das weiche Erz!"

Der Meister reißt das Käppchen vom greisen Scheitel schnell,
Es bebet ihm zum Herzen und perlt am Blick ihm hell;
Der Jäger schwand im Walde — still betete der Greis:
„War er es — Gott im Himmel! — dann sei Dir Lob und Preis."

Ludwig Mohr.



Stempelfehler auf Münzen von Hessen-Kassel.

Von Dr. Paul Weinmeister.

Bei Autoren und Setzern ist der Druckfehlerteufel ein gar gefürchteter Kobold, der ihnen böse Streiche zu spielen vermag; es bedarf keiner Anführung von Beispielen, die ja jeder kennt. Weniger bekannt dürfte dem großen Publikum sein, daß genannter Teufel sich zuweilen auch der Inschriften auf Münzen bemächtigt hat und — wir wollen es nicht verschwören — noch bemächtigen kann. Am ehesten war dies in früheren Jahrhunderten möglich; denn erstens verlangten die Münzherren damals, daß, zuweilen sogar auf ganz kleinen Münzen, ihr voller Titel, natürlich in starker Abkürzung (oft nur von jedem Worte der Anfangsbuchstabe), sowie das Wappen, der Namenszug oder das Bild des Landesherrn, dazu die genaue Werthangabe und Bezeichnung des Stückes, oft auch der Name des Graveurs und des Münzmeisters Platz finde, und bei der Zusammendrängung so vieler Angaben auf kleinem Raume waren natürlich leicht Irrthümer möglich; dann aber war auch der Bildungsgrad der Münzbeamten verhältnißmäßig niedrig, und sie verstanden daher wohl oft kaum, was sie auf die Münzen setzten. Von den Mißverständnissen, Irrthümern und Fehlern auf Münzen jener Zeiten möchte ich daher absehen, weil es ihrer zu viele sind. Ueber solche Stempelfehler pflegt auch der Sammler mehr hinweg zu sehen, während spätere fehlerhaft geprägte Stücke besondere Beachtung finden und einen — oft übertrieben — hohen Preis haben.

Ich beginne mit dem vorigen Jahrhundert. Von Landgraf Karl (1670—1730) giebt es aus dem Jahre 1727 zwei sonst fast ganz übereinstimmende Achtelthaler-Stücke, die auf der einen Seite Wappen und Jahreszahl, auf der anderen die Werthangabe und den abgekürzten Namen des damaligen Münzmeisters (Louis Rollin 1723 bis 1744) zeigen. Aber während die Umschrift auf letzterer bei der einen richtig FURSTL: HESS: LANDMUNTZ. heißt (bei Hoffmeister 1808 steht irrthümlich MUMTZ), steht bei dem anderen (Hoffm. 1809) FURTL. ohne S, was einen Münzenhändler in Berlin veranlaßte, unter Hinweis auf diesen Fehler 3 Mark für das Stück zu verlangen, während es sonst etwa 80 Pfennig kostet.

Von Friedrich I. (1730—1751) giebt es aus dem Jahre 1730 einen Schmalkalder Pfennig mit der Inschrift * I * | SCHMALL | PENNIG 1730 | (Hoffm. 1926), für den schon 2 Mark verlangt wurden. Auf einem Heller von 1731 steht in dem Worte MUNTZ der letzte Buchstabe Z in Spiegelschrift (Hoffm. 1946). Den wunderbarsten Stempelfehler auf den Münzen Friedrich's I., wenn nicht gar auf allen bekannten Münzen, zeigt ein deshalb sehr gesuchter Schmalkalder Heller von 1736, indem auf ihm das ganze Monogramm F R des Landesherrn (der seit 1720 zugleich König von Schweden war) in Spiegelschrift erscheint. Der betreffende Graveur hat demnach die erste Regel des Stempelschneiders, daß der Stempel in Spiegelschrift zu schneiden ist, außer Acht gelassen. Von diesem Stücke (Hoffm. 2002) sagt Joh. Chr. Reinhardt in seinem Kupfer-Kabinet (Eisenberg 1827—1828) unter Nr. 3530: „Der Stempelschneider hat auf diesem Stücke seine Kunst übel gezeigt, ob er schon in der Chiffre die Buchstaben an ihren Anfangs- und Endzügen geschmückt hat. Es ist äuserst selten." Uebrigens kommt

das Stück auch ohne diesen Fehler vor (Hoffm. 2003).

Auf einem Zweiheller-Stück von 1745, das der spätere Landgraf Wilhelm VIII. (1751—1760) für die ihm von seinem königlichen Bruder abgetretene Grafschaft Hanau prägen ließ, steht der Buchstabe Z in MUNTZ wiederum in Spiegelschrift (Hoffm. 2200); zwei andere Schläge desselben Jahres (Hoffm. 2198 u. 2199) zeigen den Fehler nicht.

Einen eigenthümlichen Rechenfehler enthalten Viertelthaler von Friedrich II. (1760—1785) aus dem Jahre 1767. Unter genanntem Landgrafen war der Konventions- oder 20 Gulden-Fuß in Hessen-Kassel eingeführt worden, wonach aus der Mark feinen Silbers (233,855 g) 20 Gulden oder 10 Reichsthaler geprägt wurden. Der gewöhnliche Thaler, nach dem die kleineren Stücke berechnet wurden, betrug 3/4 Reichsthaler, es gingen also auf die Mark fein 13 1/3 ganze Thaler, folglich 53 1/3 Viertelthaler. Es findet sich denn auch auf allen Viertelthalern damaliger Zeit die Umschrift: 53 1/3 ST. EINE MARK FEIN. Dies gilt auch von denen des Jahres 1767, aber auf einigen Schlägen dieses Jahres (Hoffm. 2365, 4968—4970) steht 53 2/3, obwohl diese Stücke schwerlich einen um 0,62 Prozent geringeren Feingehalt haben oder haben sollten. Es giebt ferner von 1768 Stücke mit der Umschrift: 80 STUCK EINE MARK FEIN, demnach Sechstelthaler, die aber die Werthbezeichnung *IV* | EINEN REICHS | THAL. | haben (Hoffm. 2385); hier ist also die Werthzahl gewissermaßen auch in Spiegelschrift geschnitten worden, es muß natürlich, wie auch die Größe des Stückes beweist, VI statt IV heißen. — Merkwürdig ist auch ein Vieralbus-Stück von 1762 (Hoffm. 2294) mit der Umschrift FURSTLICH HESS LAND MUTZ (statt MUNTZ).

Auch in unserem Jahrhundert kommen noch Stempelfehler vor. Auf einem Sechstelthaler des Kurfürsten Wilhelm II. (1821—1847) von 1828 (Hoffm. 2925) steht die Werthangabe: 6 | EINEN | THAELR | 1828 |; das nur in zwei oder drei Exemplaren geprägte Probestück zu 2 Heller von 1842 (Hoffm. 3021) hat die Umschrift: 180 EINEN THAEER, und denselben Fehler zeigt ein Heller (Hoffm. 5149) des letzten Kurfürsten von 1859 : 360 EINEN THAEER, während es von diesem Heller und ebenso von dem eben erwähnten Sechstelthaler auch Stücke ohne den Fehler giebt (Hoffm. 5148 und 2924). Der genannte Heller (mit THAEER) wird als ziemlich selten bezeichnet, ist mir aber doch schon mehrere Mal vorgekommen.

Diese meine Aufzählung macht durchaus keinen Anspruch auf Vollständigkeit, die ich gar nicht beabsichtigte, da sich die darauf zu verwendende Mühe nicht lohnen würde. Vor einigen Jahren forderte Jul. Ed. Bennert in Köln zu Beiträgen dieser Art auf, da er ein „Kabinet fehlerhafter und verprägter Münzen" herauszugeben beabsichtige. Anscheinend ist aus einer Veröffentlichung der Schrift nichts geworden, da für eine vollständige Zusammenstellung aller solcher Stücke kein Bedürfniß vorhanden ist, während die Schilderung einiger Stempelfehler aus dem kleineren Gebiete eines Landes, dem Interesse der Bewohner dieses Landes eher begegnen dürfte.

Anhangsweise möchte ich noch einige Fehler auf betrügerischen Nachprägungen, die von Falschmünzern ausgingen, erwähnen. Auf Landgraf Friedrich II., der am 31. Oktober 1785 starb, folgte Wilhelm IX. Das Monogramm F L hörte demnach auf den hessischen Münzen mit 1785 auf. Es giebt aber gefälschte Doppelalbus (aus einer „Fabrik" in Birmingham), die dieses Monogramm und die Jahreszahl 1786 (Hoffm. 2534), sowie 1787 (Hoffm. 2535) tragen.

Einen ähnlichen Fehler auf falschen Münzen kennt man aus späterer Zeit. Am 10. November 1806 wurde vom kaiserlich französischen Gouvernement zu Kassel die Abnahme sämmtlicher kurhessischer Wappen im Lande verordnet; jedoch genehmigte man noch die Ausgabe kurhessischer Münzen mit der Jahreszahl 1807 (die wahrscheinlich schon geprägt waren), da die Ueberführung in die neuen politischen Verhältnisse, darunter auch die Prägung neuer Münzstempel, der Zeit bedurfte; wurde doch Hieronymus Napoleon erst am 18. August 1807 zum Herrscher des neuen Königreichs Westfalen ernannt, in dessen Hauptstadt Kassel er am 10. Dezember 1807 einzog. Von 1808 an aber traten die neuen westfälischen Münzen an die Stelle der alten kurhessischen. Von diesen politischen Veränderungen scheinen die Birminghamer Fälscher so wenig etwas erfahren zu haben wie 23 Jahre früher vom Tode des Landgrafen Friedrich; sie prägten die kurhessischen Löwengroschen ruhig weiter, und zwar mit den Jahreszahlen 1808, 1810 und 1811 (Hoffm. 2788—2790). Wenn auch damals die heutigen Verkehrsmittel noch nicht zur Verfügung standen, so kann man sich doch kaum denken, daß man 1811 in England noch nichts von den großen Umwälzungen der Jahre 1806 und 1807 gewußt haben sollte. Vielleicht waren jene Fälscher blos zu bequem, das Gepräge zu ändern. Jedenfalls entbehrt die merkwürdige Thatsache nicht des Interesses.

Die großherzoglich hessischen Truppen in den Kriegen der Rheinbundszeit und die amtliche Presse des Landes.

Von Professor O. Buchner.

(Fortsetzung.)

Auch am fünften österreichischen Kriege nahmen die hessischen Rheinbundstruppen blutigen Antheil. Daß die hessischen Truppen am 20. und 21. März aus Darmstadt abrückten, erfahren wir aus unserer Zeitung nicht, auch nichts von ihren Märschen und kleineren Gefechten; sie kamen über Wien und Preßburg bis zur Festung Raab. Ihr Verlust in der Schlacht bei Wagram (5. und 6. Juli) war außerordentlich groß, aber trotzdem mußte, mit Trauer im Herzen, Hessen diesen Sieg Napoleon's festlich begehen. Dieselben Festlichkeiten wurden für den 12. November in allen hessischen Kirchen befohlen, nachdem am 14. Oktober der Wiener Frieden abgeschlossen worden war. („Hessische Zeitung" vom 4. November 1809.)

Schon im Januar 1810 kehrten unsere hessischen Truppen aus Oesterreich zurück. Die „Hessische Zeitung" vom 25. Januar meldet unter Darmstadt, den 22. Januar: „Gestern um die Mittagszeit hielten unsere tapferen aus Oesterreich zurückgekehrten Truppen ihren feierlichen Einzug in hiesige Residenz. Das erste Bataillon des Leibgarderegiments behielten wir sogleich in unserer Mitte; die übrigen Truppen wurden einstweilen auf die benachbarten Ortschaften verlegt. Ungemein war die Freude, mit welcher von allen Seiten her diese braven Krieger des Vaterlandes begrüßt und aufgenommen worden sind. Der in froher Festlichkeit durchlebte Tag wurde in dem hiesigen Theater durch ein zu dieser Feier verfertigtes ländliches Lustspiel mit Gesängen („Der Rückmarsch in's Vaterland") freudig geschlossen."

Doch dauerte es etwa drei Wochen, bis am 10. Februar die beiden Bataillone des Leibregiments in Gießen einzogen. In der „Hessischen Zeitung" heißt es von Gießen, den 13. Februar: „Vorigen Samstag gegen Mittag rückten die beiden Bataillons des Leibregiments wieder in unsere Stadt ein. — — Das Entgegenziehen unzähliger Menschen jedes Alters und Standes, die mehrere Stunden vor dem Einzug die Heerstraße zu Fuß, zu Pferd und zu Wagen weithin bedeckten, drückte unverkennbar nicht Neugierde, sondern allgemeinen Jubel aus, und das treffliche Aussehen der Truppen mußte die Freude über die Ankunft der Truppen noch vermehren. Vor dem Thore hatte die Bürgerschaft eine große Ehrenpforte von einem weiten Haupt- und zwei kleinen Nebenbogen aufführen lassen, der auf der Vorderseite mit Skizzen der Schlachten von Wagram und Eßlingen in Seitenfeldern verziert war. Oben stand in der Mitte eine Victoria mit dem Palmenzweig und dem Kranz nach antiker Zeichnung, wodurch, da die Ausführung einzelner Thaten nicht stattfinden konnte, sie wenigstens im Allgemeinen angedeutet wurden. Vor dem Bogen standen auf ziemlich hohen Basamenten vier junge Mädchen, weiß gekleidet, zwei zu jeder Seite mit Lorbeerkränzen, die Fahnen damit zu umwinden. Deputirte der Bürgerschaft empfingen zuerst zu Pferd auf der Grenze der städtischen Gemarkung und dann andere zu Fuß vor dem Ehrenbogen das Militär in wohlmeinenden, zunächst an den Herrn Generalmajor v. Nagel gerichteten Anreden. Die letzte beantwortete der Herr Obrist Beck in einer vernehmlich und mit militärischem Anstand ausgesprochenen Rede, die auf die unzweideutigste Weise ausdrückte, — — wie sehr sich das Militär dieser Anerkennung seiner bewiesenen Tapferkeit freue. — — Auf den Abend wurde das Offiziercorps zu einem Ball auf dem Rathhaus von der wohlstehenden Bürgerklasse eingeladen." Tags darauf war ein von der musikalischen Gesellschaft veranstaltetes Konzert, bei welchem das Offiziercorps mit Trompeten und Pauken begrüßt wurde.

Unterdeß knirschte das geknebelte, niedergetretene Volk und schüttelte an seinen Ketten. Aber die Aufständigen, wie v. Dörnberg, Schill und andere waren nur Aufrührer, Brandstifter. So wird („Hessische Zeitung" vom 6. Mai 1809) ein königlich westfälisches Dekret betreffend die Insurgenten im Departement der Fulda und Werra mitgetheilt; als Verräther gegen ihr Vaterland werden erklärt: v. Dörnberg, Gottlob von der Malsburg, v. Buttlar, Georg v. Dalwigk der Sohn. Sie sollen nach vorhergegangener richterlicher Entscheidung erschossen, ihr Vermögen aber in Beschlag genommen und zu den Entschädigungen verwendet werden, welche ihr Verrath und ihr Aufruhr nöthig gemacht haben.

Die „kostbare Ruhe", die Napoleon den Rheinbundstaaten in Aussicht gestellt hatte, kam

immer noch nicht; aber der Anfang vom Ende bereitete sich vor. Es wurde der große Krieg gegen Rußland eingeleitet. Napoleon ahnte nicht, daß da seine Macht zerschlagen werde und seine große Armee ein Grab finden werde im Eis und Schnee der winterlichen Gefilde Rußlands.

So rückte die „große Armee“ in Rußland vor; mit den Nachschüben zählte sie 553 000 Mann, die größere Hälfte davon waren Nichtfranzosen. Napoleon hatte noch kein größeres Heer zur Verfügung gehabt. Und doch betrug 1870—1871 die Anzahl der französischen Gefangenen ohne die Offiziere 150 000 Mann mehr als die „große Armee“ von 1812.

Ein Sonderblatt der „Hessischen Zeitung“ meldete, Darmstadt, den 29. September: „Am 14. September ist die triumphirende Armee in Moskau eingezogen.“ Das große Ereigniß wurde wieder in üblicher Weise gefeiert.

Dann folgte der Brand von Moskau und nach fünfwöchigem Aufenthalt daselbst der unselige Rückzug des großen, schon sehr zusammengeschmolzenen Heeres. Wie aber in den amtlichen Kriegsberichten gelogen wurde, zeigt u. A. eine Nachricht in der „Hessischen Zeitung“ vom 21. November 1812 unter Darmstadt, den 20. November: „Wir haben hier forthin die beruhigendsten und besten Nachrichten über den Zustand der französischen und alliirten Armee im Norden und des bei derselben stehenden Großherzoglich Hessischen Contingents. Durch erhaltene Verstärkungen befindet sich dieses Contingent noch jetzt in übercomplettem Zustand. Und die in Zukunft nachgeschickte Ergänzungsmannschaft ist schon gegenwärtig so ganz vollständig organisirt und geübt, daß dadurch auch jeder Verlust, welcher unsere braven Truppen treffen sollte, sogleich wieder ersetzt werden kann. — Bei solchen mit Frankreich und dessen sämmtlichen Alliirten in allgemeiner Uebereinstimmung getroffenen kräftigen Maßregeln und bei den ungeheuer großen Mitteln, welche sich diesen Staaten in der Rekrutirung darbieten, wird Rußland sich sehr getäuscht finden, wenn seine Berechnungen der künftigen Kriegsereignisse weniger auf seine eigenen Kräfte als auf die Hoffnung gestellt sind, daß die im Feld stehende französische und alliirte Armee während des Winters werde vermindert werden.“

Aber schon am 6. November war die furchtbare Kälte eingetreten, und die armen Opfer der Herrsch- und Eroberungssucht Napoleon's waren zu dieser Zeit durch Krankheit, Frost und Hunger schon mehr als gezehntet.

Noch schlimmer gelogen ist die Nachricht der „Hessischen Zeitung“ vom 25. November, von Darmstadt, den 23. November: „Nach den aus Wilna heute hier eingelangten offiziellen Nachrichten haben des Kaisers Napoleon Majestät zur Bezeigung Ihrer ganz besonderen über das bei der französischen und alliirten Armee stehende, bisher zum Theil von einander getrennt gewesene Großherzoglich Hessische Truppencorps sechs Bataillone von demselben unter das Kommando unseres Durchlauchtigsten Prinzen Emil's Hoheit wieder mit einander vereinigen und ihnen ihre Stellung bei der Kaiserlichen Garde anweisen lassen.“

In Wirklichkeit aber waren auch die hessischen Truppen durch die schwärmenden Kosacken, Kälte, Hunger und Krankheit so gelichtet, daß eine andere Organisation nothwendig wurde, durch welche die verschiedenen Reste mehr zusammengehalten wurden.

Die schlimmste offizielle Lüge bringt die „Hessische Zeitung“ unter'm 15. Dezember. Da heißt es von Darmstadt, den 14. Dezember: „Nach einer aus Wilna heute hier angelangten offiziellen Nachricht sind die beiden unter dem Kommando des Admirals Tschitschagoff und des Generals Grafen Wittgenstein stehenden und mit einander vereinigten russischen Armeen den 28. November an der Beresina nahe bei Borison durch die große französische Armee gänzlich geschlagen, dabei 10 000 Mann an Gefangenen gemacht und 10 Fahnen oder Standarten erobert worden. Der Kaiser Napoleon befindet sich vollkommen wohl.“ Es ist ja allgemein bekannt, daß die Folge dieses großen Sieges die vollständige Auflösung der französisch-deutschen Armee war. Von den 5000 Mann ausmarschirter Hessen kamen nach Wilna zurück: 31 Offiziere und 24 Unterofiziere und Soldaten. Die Kavallerie existirte nicht mehr, die zwei mit dem Leibregiment ausmarschirten Geschütze waren in der Gegend von Smolensk zurückgelassen worden, und von der zugehörigen Mannschaft, 49 Köpfe, einschließlich des Oberfeuerwerkers, kehrte auch nicht einer zurück. Das bei der Nachhut unter General Wrede stehende Füsilierregiment war noch an 500 Mann stark, und die Batterie hatte noch drei Viertel ihrer Mannschaft.

Es dauerte auch gar nicht lange, so war das furchtbare Geschick der großen Armee in Frankreich und Deutschland bekannt. Das 29. Bulletin wurde von der „Hessischen Zeitung“ vom 24. Dezember 1812 als traurige Weihnachtsgabe dem Volke mitgetheilt. „Die Kälte, welche am 7. November angefangen hatte, stieg plötzlich vom 14. auf den 15. und 16. November und zeigte das Thermometer 15 und 18 Grad unter dem

Gefrierpunkt. Die Wege waren mit Glatteis bedeckt; in jeder Nacht fielen die Kavallerie-, Artillerie- und Zugpferde nicht zu Hunderten, sondern zu Tausenden, besonders die Pferde aus Deutschland und Frankreich. Mehr als 30 000 gingen in wenigen Tagen zu Grunde.“ Und nun folgt die Schilderung des furchtbaren Elends des von Kosacken umschwärmten Heeres, der schreckliche Uebergang über die Beresina. Erst am 3. Dezember kamen die ersten Zuschüsse von Wilna aus. „Aus dem Gesagten ergiebt sich, daß die Armee genöthigt ist, ihre Disziplin wieder herzustellen, ihre Kavallerie zu erholen und ihre Artillerie zu remontiren. Die Ruhe ist ihr höchstes Bedürfniß.“ „Unsere Kavallerie war so ganz unberitten, daß man die Offiziere, denen noch ein Pferd übrig geblieben war, vereinigen mußte, um vier Kompagnien, jede von 150 Mann, daraus zu bilden. Die Generale verrichteten dabei die Dienste als Kapitäne und die Obersten als Unteroffiziere. Diese heilige, von dem General Grouchy kommandirte und unter den Befehlen des Königs von Neapel stehende Escadron verlor den Kaiser bei allen Bewegungen nicht aus dem Gesicht.“ Er eilte seinem zertrümmerten Heere voraus und kam am 18. Dezember 1812 nach Paris.

Auch das hessische Kontingent hatte im russischen Feldzug furchtbare Verluste.

Die hessische Brigade war mit 5000 Mann in die „große Armee“ eingereiht und zählte am 16. Dezember 1812 in Wirballen, wo der König von Neapel als Oberbefehlshaber der Armee Revue hielt, nur noch 316 Mann, nämlich im

	Offiziere	Mann
Leibregiment (jetzt 117) . . .	8	13
Leibgarderegiment (jetzt 115) .	5	13
Prov. leicht. Inf.-Regt. (jetzt 116)	26	206 *)
Artillerie	1	44
	40	276

Durch Abgänge von Kranken und Zugänge von Versprengten änderte sich der Bestand bis zum 6. Januar in Elbing nur wenig. Da waren

	Offiziere	Mann
Leibregiment	7	16
Leibgarderegiment	5	24
Provisorisches leichtes Inf.-Regt.	18	286
Artillerie	—	14
	30	340

die Mitte Januar 1813 zu einem provisorischen Bataillon vereinigt wurden.

Auch das hessische Reiterregiment Garde-Chevauxlegers ging fast vollständig zu Grunde. Am 28. November zählte es noch an 300 Pferde, brachte aber nur 25 Pferde über die Beresina. Das Geschütz konnte zum großen Theil gerettet werden, aber unter Aufopferung des allergrößten Theils der Mannschaft und unter Aufbietung unsagbarer Mühen.

*) Dieses rückte später nach und kam nicht nach Moskau.

(Schluß folgt.)



Am Strande von Skagen.

Von H. Keller-Jordan.

(Schluß.)

Dr. Wilkens näherte sich und betrachtete ihr Profil. Das Leben hat sie gereift, dachte er für sich, vielleicht haben auch Kummer und Enttäuschungen Dinge aus ihrer Seele gegraben, die in jener Zeit noch nicht in ihr Bewußtsein getreten waren — —, sie muß wohl doch mit diesem Menschen, den sie damals heirathete, glücklich geworden sein. Und er versenkte seine Gedanken in jene ferne Zeit, in welcher er mit dem jungen Mädchen einige Tage am Strande verkehrt — und sich in der That geärgert hatte, daß sie alles in dieser Welt so gut und herrlich fand.

„Haben Sie schon andere Bilder von Kroyer gesehen?“ fragte sie, im Anschauen des Gemäldes vertieft.

„Ich erinnere mich nicht,“ gab er zerstreut zurück, die Augen immer gebannt an ihrem Profile. Der Frau entströmte für ihn ein bestrickender Reiz — schon von dem Momente an, da er sie in ihrem lichten Kleide zum ersten Male bemerkte.

„Wie muß dieser Künstler erst die Leidenschaft zu packen verstehen,“ fuhr sie wie zu sich selbst redend fort, „wenn er schon der Abendruhe ein solches Leben zu geben vermag.“

„Der Leidenschaft? Meinen Sie daß nach einem heißen Sommertage, der alle Gluthen über die Erde goß, der jeden Grashalm, jede Blüthe versengte, dem Abende nicht auch Leidenschaft entströme? Es giebt auch Leidenschaften, die in der Ruhe ihren Ausdruck finden.“

Frau Bondin wich ein paar Schritte zurück —, die Stimme des Philosophen hatte heiß ihre Wange gestreift. Merkwürdig — er war so ganz anders geworden. —

„Waren Sie immer, alle die Jahre daher — in Königsberg?“ fragte Sie.

„O nein, Gnädigste, sonst hätte ich wohl auch einmal in der langen Zeit ihren Namen gehört. Ich war in Paris — in London — sogar in Kopenhagen —, ich habe viel in mir herumgewühlt, bis es klar genug in mir wurde, um mich in Leipzig zu habilitiren.“

„Klar? In Leipzig?“

„Du lieber Gott, ein Philosoph in unserer Zeit, in der man alles verneint, und der Mensch zu einem Spielballe der Willkür gestempelt wird —, wo ein Nietzsche die Jugend betäubt und beherrscht, da bedarf es schon eines gründlichen Wissens und festen Wollens, um auf eigenen Füßen zu stehen.“

„Merkwürdig,“ hauchte Lydia, die Augen traumverloren auf seinem Gesichte — „ich hielt Sie damals für so fertig — so gelehrt.“

Wilkens zuckte die Achseln und lächelte ironisch.

„Sie denken an jenen Abend, gnädige Frau,“ sagte er dann, „an jenen Abend am Strande —; ungefähr eine Stimmung wie die auf dem Bilde dort —, wo wir über alles Mögliche philosophirten —“

„Ja, und wo Sie es bespöttelten,“ unterbrach sie ihn lebhaft, „daß ich mit meinen achtzehn Jahren schon heirathen wolle — aus dieser großen, reichen, ergiebigen Welt in das Mauseloch der Ehe kriechen — meine Freiheit aufgeben — Sklavin werden —.“

„Sagte ich so?“

„Ja, so sagten Sie, Herr Doktor, ich habe später oft über diese Worte nachgedacht.“

„Haben Sie? Sie trugen damals ein zartes lichtblaues Kleid, Fräulein Lydia,“ sagte er leise, die Augen starr, als könne er das Bild, welches da in der Leere vor ihm aufstieg, halten, „Ihre blonden Flechten lagen einer Krone gleich um Ihren Kopf, das Abendlicht streifte Sie — wie das Meer, an dessen Strande wir wandelten —, Sie paßten in die Landschaft hinein, als habe Sie ein Gott dahin gezaubert — so unberührt — so farbenfrisch! Oh, Sie wissen nicht, was ich dieser Stunde schulde. — Da begriff ich für einige Augenblicke die berückende, geheimnißvolle Schönheit dieser Welt! — Aber als Sie dann gegangen waren, da stand ich mit diesem Bewußtsein, das wie ein Blitz in meine Seele fuhr — und sah wie die Lichter allmählich verschwanden, wie die Nacht ihren Schatten über das Gestade legte und es dunkler — immer dunkler wurde — —.“

Lydia war ihm einen Schritt näher getreten und lauschte seiner Stimme, aber sie sagte nichts.

„Ich reiste am anderen Tage ab — nach Paris“, — fuhr er in ganz anderem, gereizteren Tone fort. „Diese Sonntagsstimmung konnte ich nicht brauchen — sie paßte nicht in meine Welt. Wozu das wenige Quantum Geist, das man hat, — vertrödeln? Acht Tage später schrieb mir meine Mutter von Ihrer Trauung in der kleinen Kapelle am Strande.“

„Ja, das war ein kindischer Wunsch von mir,“ gab die junge Frau zu, „den ich meinem Manne abgerungen, — er hat später diese romantische Idee genugsam bespöttelt.“

„Sie reisten dann nach Ihrer Trauung nach Griechenland — Athen — nach Sicilien. — Sie freuten sich so kindisch darauf.“

Lydia neigte das Gesicht und schüttelte den Kopf.

„Nicht?“

„Nein, wir kamen nur bis Dalmatien, wo mein Mann Geschäfte abzuwickeln hatte, — und dann . . . .“

„Erlauben's, es ist sechs Uhr und hat bereits zweimal geläutet“, unterbrach sie ein Ausstellungsdiener.

„Sechs Uhr?“ ging es über die Lippen der Beiden, und Dr. Wilkens hatte das Gefühl, als müsse er den Mann würgen, der ihn aus dieser traumseligen Stimmung riß.

Allein er blieb stumm und folgte der jungen Frau bis zum Ausgang des Vestibüls.

Sie blieben eine Weile stehen und blickten über die Wipfel der Bäume im Englischen Garten, die still und müde ihre Aeste gegen den bleigrauen Himmel hoben.

Die Luft war bewegungslos, aber sie war kühl und erquickend nach der Hitze der eben verlassenen Räume.

„Das ist herrlich,“ hauchten Lydia's Lippen, und sie ging neben Dr. Wilkens, als könne es nicht anders sein, über die Prinzregentenstraße in den schmalen Kiesweg des Englischen Gartens. Sie gingen weiter — immer weiter und wechselten kein einziges Wort — wie Menschen, die das Glück des Zusammenseins tief empfinden, sodaß sie es mit keinem Laute profaniren mögen. Wilkens hatte das Gefühl, als müsse er diese flüchtige Stunde, die ihm hier vergönnt blieb, auskosten, um davon zehren zu können — ein langes, einsames Leben.

Sein Athem ging schwer. — Zuweilen blieb er einen Augenblick stehen und betrachtete die Frau an seiner Seite, von der immer heißere und wonnigere Empfindungen in seine Seele strömten.

Sie waren am Teich von Kleinhesselohe.

Er lag schwer und träge zwischen den Bäumen — ganz allein und menschenleer.

„Warum gingen Sie nicht weiter — nach Athen, gnädige Frau?“ fragte Wilkens endlich, nachdem sie sich auf einer Bank niedergelassen hatten, — als habe Lydia erst eben das letzte Wort gesprochen.

„Weil Bondin krank wurde — sehr krank;“ sagte sie leise, „hat Ihnen Ihre Mutter niemals etwas über mein Schicksal mitgetheilt?“

„Meine Mutter? Ich habe schon seit sieben Jahren keine Mutter mehr, gnädige Frau.“

„Oh — das wußte ich nicht. Pardon. Es ist in mein düsteres Krankenzimmer so wenig von der Außenwelt gedrungen, — und doch — ich habe oft Sehnsucht gehabt, über Ihr Schicksal zu hören.“

„Ich danke Ihnen, — das ist ein erlösendes Wort“, sagte Wilkens.

„In langen, einsamen Nächten,“ fuhr sie mit erregter Stimme fort, „wenn draußen alles schweigt und nur der Sternenhimmel auf uns herniederblickt, — da regt sich das Beste in uns. — Und es waren gute Worte, die Sie einst zu mir sprachen, — gute, gesegnete Worte, die erst dann lebendig wurden, als mich das Leben dafür reifte.“

„Ich wußte und ahnte nicht, daß Sie so früh schon leiden mußten, gnädige Frau“, sagte Wilkens sich jäh erhebend und vor Lydia auf- und niedergehend. „Sie schienen mir zum Glücke geschaffen — zum lauteren — lauteren . . .“

Er vollendete den Satz nicht, nahm den Hut ab, fuhr durch sein Haar und setzte sich dann wieder neben Lydia.

„Und wie lange dauerte diese Krankheit?“ fragte er gepreßt.

„Von der zweiten Woche meiner Vermählung an — bis zu Bondin's Tode — vor achtzehn Monaten.“ Lydia blickte zur Seite — es war ihr, als habe Wilkens gestöhnt.

„Todt“ — preßte es sich endlich über seine Lippen — „nein, das habe ich nicht gewußt“ — und er ergriff Lydia's Hand und vergrub sie in der seinen.

Es war Frau Bondin, als ströme aus dieser kalten Hand in ihr eigenes erhitztes Blut alles, alles, was sie in jenen stillen Nächten erwogen, gedacht, erbeten und vermißt habe — alles, was groß und erhaben auf Erden ist, was die geläuterte Seele in großen Stunden erfassen möchte, ihr aber ewig unerreichbar dünkt.

All' ihr Blut strömte zum Herzen. Sie entzog ihm hastig die Hand, erhob sich und sagte verlegen: „Es ist spät geworden — ich muß nach Hause.“

„Nach Hause — jetzt? Wo ich vergehen müßte gnädigste Frau, wollten Sie mir nicht alles, alles sagen, was Sie in den Jahren gequält hat — was Sie erhoffen — was Sie zu thun gedenken? Haben Sie denn wirklich ein ‚zu Hause‘, wo Sie glücklich sind?“

„O Du mein Gott — ein ‚zu Hause‘, wo ich glücklich bin? Freilich habe ich ein Heim, ein verlassenes, einsames Heim, — in dem ich zwar niemals glücklich war —, Doktor — niemals —, aber in dem ich dennoch die Quellen entdeckte, die mit der Zeit zum Glücke führen müssen. Das Tragische dabei ist nur, daß diese Leidenszeit, um welche mich die Menschen beklagten, mir segensreich gewesen ist, und daß, wenn Bondin gesund geblieben wäre, und mich seine eigenen Wege geführt, — ich mich selbst verloren hätte.“

„Nur heute erkenne ich mich nicht“, fuhr sie hastig fort, während Wilkens abermals nach ihrer Hand griff. — „Das Bild dort von Kroyer, es verfolgt mich wie mein Schicksal. Schon gestern wollte ich reisen und vermochte es nicht — und morgen —“

„Morgen? Lydia, seien Sie barmherzig, was ist morgen?“

„Ich wollte zum Süden, — aber ich kann nicht. — Ich reise nun doch zurück an die Ostsee — oder nach Skagen. Ich muß das Meer sehn, das stille wogende Meer, wo ich damals lachte, fröhlich war — und doch nicht begriff, was das Leben bieten kann, in seiner grenzenlosen Fülle — Schmerz und Seligkeit.“

„Und ich, Lydia, ich,“ entgegnete der Philosoph traumverloren, seine braunen Augen in die ihren versenkend, „ich begleite Sie dorthin — ich, — der ich damals mir einbildete, die Welt ergründet zu haben in ihrem Nichts —, ich werde demüthig an ihrer Seite wandeln — und kein Bedürfniß mehr haben — als Ihre Nähe. Darf ich — darf ich Sie begleiten?“

Sie hatte ihren Arm in den seinen gelegt, und als er ihn fest an sein Herz preßte, hatte sie das beseligende Gefühl, daß jeder Herzschlag für sie sei.

„Und dort in Skagen, Lydia,“ hauchte er in ihr Ohr hinein, dort werden wir eine Kapelle finden, gesegneter als die am Ostseestrande, wo wir — nicht nur unsere Hände in einander geben, sondern auch unser Fühlen, unser Denken, unsere Wonnen und Schmerzen, unser ganzes armes, gequältes Selbst.“

Ihre Hand schob sich leise in die seine, während die Abendsonne aus den grauen Wolken glitt und ihre letzten goldenen Gluthen über das Firmament zog.

Aus alter und neuer Zeit.

Die ältere Einrichtung hessischer Bibliotheken. In der Sammlung hessischer Landesordnungen (I, S. 202) findet sich eine Verordnung Landgraf Philipp's des Großmüthigen über die Einrichtung und Verwaltung der Universität Marburg, aus welcher folgende Stelle hier mitgetheilt sei: „Dieweil auch zu eygner gemeynen Bibliothecen inn allen Fakulteten allerhandt Bücher allbereyt gezeugt sein, und noch weiter gezeugt werden sollen, den Professoribus und Studiosis zum Besten, so soll der Rector eynen geschickten Man auß den Professoribus ordnen, der diese Bibliothecen einrichte und in Verwarung habe, auch jederzeit davon Rede und Antwort gebe. Und damit die Bücher nit verruckt werden, so sollen sie alle an Ketten geschmidt, auch ein ordentlich Inventarium darüber gehalten, und eynem jeden Professori und studioso vergonnt werden in solche Bibliothecam zu gehen, doch daß keyne Bücher privatim davon getragen noch verliehen, auch keine Bletter daraus geschnitten werden."

Zwar hängt man heutzutage die besonders werthvollen Werke in den Bibliotheken nicht mehr an Ketten, aber in sorgsame Obhut werden sie erst recht genommen. Im Uebrigen soll es auch heute noch gelegentlich vorkommen, daß entliehene Bücher von dem Entleiher schlecht behandelt werden, und, wo nicht mit verminderter Blätterzahl, so doch mit Bleistiftstrichen, Bemerkungen oder Tintenflecken versehen, sich wieder einstellen.



Aus Heimath und Fremde.

Die prächtige Ballade „Der Schmied von Ruhla" von Ludwig Mohr (aus dem Zyklus „Ludwig der Eiserne"), die sich an der Spitze dieses Heftes befindet, druckten wir aus der soeben in hübscher Ausstattung erschienenen zweiten Auflage von des Dichters „Edbergold" mit dessen gütiger Erlaubniß ab.

Denkmalsenthüllung. Am 8. November wurde das von Hersfeld und seinen Bürgern errichtete Lingg-Denkmal unter überaus zahlreicher Theilnahme der Bürgerschaft, sowie in Anwesenheit vieler von auswärts erschienener Söhne der Stadt der Oeffentlichkeit übergeben. Fast alle Häuser waren zu Ehren des Gedächtnisses des edlen Erretters der Stadt mit Flaggenschmuck versehen. Nach Einläutung der Feier Morgens 6 Uhr fand um 9½ Uhr ein Festgottesdienst statt, bei welchem Pfarrer Hosbach über die Stelle des 127. Psalms predigte: „Wo der Herr nicht die Stadt behütet, so wachet der Wächter umsonst." Um 12 Uhr wurde dann auf dem Denkmalsplatz vor dem Stift der Akt der eigentlichen Enthüllung vollzogen. Der Stadtrath und Bürgerausschuß, die königlichen und kaiserlichen Behörden, Schulen und Vereine wie das Publikum hatten sich so zahlreich versammelt, daß die Fenster der umliegenden Häuser, ja in einem Falle sogar ein Hausdach als Zuschauerplatz benutzt wurde. Der Denkmalsplatz war in einem großen Halbkreise von hübsch geschmückten Flaggenmasten umgeben, die durch Guirlanden aus Tannengrün miteinander verbunden waren.

Nach dem Vortrag des Liedes: „Brüder weihet Herz und Hand" von Abt durch den Massenchor der Hersfelder Gesangvereine, übergab Bürgermeister Braun Namens des Denkmalausschusses das Denkmal der Stadt Hersfeld mit einer zündenden Ansprache, die mit den Worten schloß: „Möge das Denkmal unserer Jugend stets ein Vorbild furchtloser und hochherziger Gesinnung, den Mitbürgern ein Zeichen der Erinnerung und des Dankes für den Helden sein, der Stadt endlich zur unvergänglichen Zierde gereichen." Während der letzten Worte des Redners war die Hülle des Denkmals gefallen, welches sich von seinem Standort aus auf das Vortheilhafteste darbietet.*) Als Vertreter der Stadt übernahm alsdann Stadtrath Zickendraht das Denkmal in deren Obhut unter Worten des Dankes für alle hochherzigen Geber und vornehmlich alle die, welche sich um Verwirklichung der Idee, dem Erretter der Stadt, Oberstlieutenant Lingg von Linggenfeld, ein Denkmal zu errichten, verdient gemacht hätten, in der Hoffnung, „daß das eherne Standbild immerdar herabblicken möge auf ein blühendes Gemeinwesen, auf eine Bürgerschaft, die in echter deutscher Treue unerschüttert feststeht zu König und Vaterland, zu Kaiser und Reich". Auch legte

*) Eine Beschreibung des Denkmals findet sich in Nr. 12 des laufenden Jahrgangs vom „Hessenland" auf S. 166.

Stadtrath Zickendraht am Sockel des Denkmals einen prachtvollen Lorbeerkranz mit roth-weißer Schleife nieder, auf welcher in Golddruck die Worte angebracht waren: „Dem Erretter ihrer Vaterstadt Lingg von Linggenfeld — die dankbaren Bürger Hersfelds." — Weitere Gesangs- und Musikvorträge beendigten die Enthüllungsfeier. An diese schloß sich am Nachmittag ein Festessen im großen Vereinssaale, sowie Abends ein Festkommers, welche den besten Verlauf nahmen.

Während des Mahles wurde an den zu der Feier geladenen, aber wegen seiner nicht unbedenklichen Erkrankung behinderten Großherzog Friedrich von Baden telegraphisch ein ehrfurchtsvollster Gruß gesandt und der Wunsch baldigster Genesung ausgesprochen, worauf noch am Abend von dem Erbgroßherzog Friedrich ein Danktelegramm eintraf, in welchem der Großherzog auch seine Freude darüber aussprechen ließ, „daß das Andenken an den ihm persönlich noch bekannten ehrenwerthen Mann von der Stadt so treu bewahrt wird." So gab sich denn die ganze auf das Würdigste verlaufene Feierlichkeit als ein schönes Zeichen echt deutscher Treue.

Hessischer Geschichtsverein zu Marburg. In der Versammlung des hessischen Geschichtsvereins zu Marburg vom 7. November wies der Vorsitzende Archivrath Dr. Könnecke auf den neu erschienenen Band der Zeitschrift für hessische Geschichte und Landeskunde hin unter besonderer Bezugnahme auf den darin enthaltenen Aufsatz des Dr. Kretzschmar in Osnabrück über das älteste in der Osnabrücker Gymnasial-Aula aufbewahrte Marburger Studentenstammbuch aus der Zeit von 1577—1580. Derselbe legte bei dieser Gelegenheit zwei Bilder dieses Stammbuches in getreuen farbigen Kopieen vor, von denen die eine einen Marburger Studenten und eine Marburger Bürgerstochter, die andere den Maler des Stammbuches Namens Barthold Paus darstellt. Es ist dies die älteste Darstellung eines Marburger Studenten. Alsdann berichtete Dr. von Petersdorff über Maria, Landgräfin von Hessen, geborene Prinzessin von England, an der Hand des 1894 erschienenen Buches von Dr. Erich Meyer zu Eisenach, über welche der Verfasser desselben noch vor dem Erscheinen im Verein für hessische Geschichte zu Kassel einen höchst beifällig aufgenommenen Vortrag hielt. Professor Dr. Eduard Schröder war in der Lage einen unter dem bekannten Abt Wibald in der Mitte des 12. Jahrhunderts begonnenen Corveyer Codex vorzulegen und an dessen Hand die Gebetsverbrüderung des Klosters Corvey mit anderen Kirchen und Klöstern, darunter auch hessische wie Helmarshausen und Lippoldsberg, zu besprechen. Schließlich gelangte noch die schätzenswerthe Veröffentlichung über die Wandgemälde des Hessenhofes zu Schmalkalden von Dr. Otto Gerland zur Vorlage, ebenso treffliche photographische Aufnahmen verschiedener Theile der Marienkirche zu Gelnhausen, die von Bezirkskonservator Dr. Bickell herrühren.

Universitätsnachrichten. Aus Anlaß der am 8. November vollzogenen Enthüllung des dem Rechtsgelehrten Suarez, dem Vater des Preußischen Landrechts, in Breslau errichteten Denkmals erhielt unser berühmter Landsmann, Professor Dr. jur. Stoelzel, vortragender Rath im Justizministerium und Vorsitzender der Justizprüfungskommission zu Berlin, als Biograph Suarez' von der dortigen philosophischen Fakultät die Doktorwürde honoris causa. — Dem Privatdozenten der alten Geschichte Dr. phil. Walther Judeich zu Marburg wurde das Prädikat Professor verliehen.

Münzfund. Aus Schwarzenhasel (Kreis Rotenburg) wird von einem reichen Münzfund berichtet, den ein dortiger Bauer auf seinem Grundstücke unweit des Dorfes beim Umackern des Landes gemacht hat. Wie er ein klirrendes Geräusch vernahm, hatte sein Pflug den unteren Rand einer Schafschelle zerschnitten und den Bund eines vermoderten Lederbeutels mitgenommen. In der vom Rost gänzlich zerfressenen Schelle befanden sich 57 Silbermünzen verschiedener Größe, die meisten noch fast völlig blank, ihre Umschrift noch gut lesbar, ein Theil allerdings mit Grünspan überzogen. Unter den Münzen sind 23 in verschiedener Größe hessischen Ursprungs aus den Jahren 1628 bis 1636, 6 österreichischer, 13 spanischer Herkunft aus den Jahren 1571 und 1572, erstere ohne Jahreszahl, die vier schwersten Münzen sind Stücke des ehemaligen Königreichs Polen aus den Jahren 1567 bis 1569. Den Schluß bilden drei Gruppen englischer Münzen aus der Zeit König Eduard's II. (erste Hälfte des 14. Jahrhunderts), der Königin Elisabeth (zweite Hälfte des 16. Jahrhunderts), bezw. König Jakob's I. (Anfang des 17. Jahrhunderts). Für das älteste unter den Fundstücken hält der Pfarrer von Schwarzenhasel das kleinste der Sammlung, welches nur 10 mm im Durchmesser hält, nicht geprägt, sondern gestanzt ist.

Soeben erschien: „Zeitschrift des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde. Neue Folge. Band XX (der ganzen Folge

XXXI. Band). Kassel 1896" mit folgenden Aufsätzen: I. Die Kölnische Stadt Rhens am Rhein in hessischer Pfandschaft. Von August Heldmann. II. Landgraf Wilhelm IV. von Hessen in Straßburg. Von Carl von Stamford. III. Die kurhessische Legion im Jahre 1809. Von Dr. W. Varges. IV. Das älteste Stammbuch der Marburger Universität. Von Joh. Kretzschmar. Der gleichzeitig ausgegebene Band der Mittheilungen, Jahrgang 1895, enthält außer den Berichten über die Versammlungen und Ausflüge des Vereins im Jahre 1895 sowie Angaben über Veränderungen im Mitgliederbestand nebst Zuwachs der Sammlungen, Bücherbesprechungen 2c. das Verzeichniß neuer hessischer Litteratur von Eduard Lohmeyer.

Von den von unserm sehr geschätzten Mitarbeiter, Johann Lewalter herausgegebenen so verdienstvollen Werke: „Deutsche Volkslieder. In Niederhessen aus dem Munde des Volkes gesammelt" bereitet der Verlagsbuchhändler Gustav Klaunig zu Kassel eine zweite Auflage vor, auf die bereits heute an dieser Stelle hingewiesen sei.

Todesfälle. Am 24. Oktober verstarb zu Haina der Landesforstmeister Wilhelm Stahl im 68. Lebensjahr, ein althessischer Ehrenmann, welcher seit länger als 40 Jahren im Dienste des Landeshospitals Haina als Pfleger der dortigen Forsten thätig war. Wie derselbe sich durch die schon von seinen Lehrern, den kurhessischen Oberforstmeistern von Lorenz und Harnickel, in besonderem Maße anerkannte Berufstüchtigkeit und durch strenge Gewissenhaftigkeit die höchste Werthschätzung seiner vorgesetzten Behörden erworben hatte, so verehrte man ihn in den weiten Kreisen seiner Freunde und Bekannten um der außergewöhnlichen Lauterkeit und Treue seines Charakters willen. Ein tückisches Herzleiden hat dem rüstigen Mann ein frühzeitiges Ende bereitet. — o —

Am 1. November starb zu Weimar der hochverdiente Geheime Staatsrath a. D. Dr. Julius Schomburg, Sohn des früheren Oberbürgermeisters von Kassel. Seit 1886 wegen eines Augenleidens pensionirt, feierte er am 19. Mai d. J. seine goldene Hochzeit, verlor seine Gattin jedoch bereits am 5. Juli d. J. und folgte ihr nun, fast vollständig erblindet, selbst nach. Genaueres über sein Leben haben wir bereits in Nr. 14 des „Hessenland" von 1890 gebracht. x.

Am 3. November verstarb zu Wahlershausen im 53. Lebensjahre der Oberstlieutenant a. D. Ludwig Freiherr von Uslar-Gleichen, ein geborener Kasselaner. Als Sohn eines hessischen Offiziers war der Heimgegangene nach dem Besuch der Kadettenschule in das kurhessische Leibregiment eingetreten. Infolge der Ereignisse des Jahres 1866 in preußische Dienste gegangen, rückte derselbe im 81. Infanterieregiment bis zum Hauptmann, um dann in die 8. Gensdarmeriebrigade nach Köln versetzt zu werden, wo er nach seiner Beförderung zum Major neun weitere Jahre diente, bis ein Herzleiden ihn nöthigte, seinen Abschied zu nehmen.

Am 5. November machte ein plötzlicher Tod dem Leben des Stiftskassirers Wilhelm Kornemann zu Kassel ein jähes Ende. Der noch völlig rüstige, in weiteren Kreisen geachtete und angesehene Mann, wurde während eines Spazierganges dahingerafft. Auf den Gebieten hessischer Heimathskunde war Kornemann, ein langjähriges, bewährtes Mitglied des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde und von Anfang an Abonnent vom „Hessenland", sehr bewandert, namentlich war er ein trefflicher Münzkenner und selbst im Besitze einer werthvollen Münzsammlung.

Hessische Bücherschau.

Adolf Stoll, Der Geschichtschreiber Friedrich Wilken. Mit einem Anhang, enthaltend Aufzeichnungen von Karoline Wilken, geb. Tischbein, über ihren Vater Johann Friedrich August Tischbein und ihr eignes Jugendleben, sowie 5 Porträts. Kassel (Th. G. Fisher & Co.) 1896. 351 S. 8°.

In unserer Zeit der literarischen Ueberproduktion sind wirklich gute Bücher nicht eben allzuhäufig, namentlich solche, die allen Anforderungen der Wissenschaft Genüge leisten und gleichzeitig durch ihre Form auch Lesern, die außerhalb der streng wissenschaftlichen Kreise stehen, ungetrübten Genuß bereiten. Zu den Werken dieser Art gehört die vorliegende, mit meisterhaftem Fleiß sowie nicht eben gewöhnlichem Geschick ausgearbeitete, hinsichtlich des Stoffes sorgfältig gesichtete Lebensbeschreibung des Berliner Professors und Oberbibliothekars der dortigen königlichen Bibliothek Friedrich Wilken (1777—1841), des Verfassers der berühmten Ge-

schichte der Kreuzzüge, der sich aus kleinen Anfängen zu einer hochbedeutenden Stellung emporgeschwungen hat.

Wenn wir Stoll's treffliche Arbeit den Lesern dieser Zeitschrift und überhaupt unseren hessischen Landsleuten näher bringen möchten, so geschieht es, abgesehen von dem Umstande, daß der Verfasser seit Jahren als besonders geschätzter Lehrer am Friedrichsgymnasium in Kassel thätig ist, hauptsächlich weil sich in derselben Manches findet, was für hessische Leser Interesse bietet. Wilken's Gattin Karoline war die Tochter von dem bekannten Maler Johann Friedrich August Tischbein, dem Neffen und Schüler des großen Kasseler Künstlers Johann Heinrich Tischbein. Die von Stoll als Anhang auf S. 254—338 veröffentlichten Aufzeichnungen der feinsinnigen Karoline Wilken über ihren Vater und ihre eigene Jugendzeit enthalten wichtige Beiträge für die Geschichte ihres Vaters, eines der bedeutendsten Porträtisten seiner Zeit, über den bislang nur wenig biographische Notizen vorhanden waren, und weiter für die Geschichte der Familie Tischbein. Für diesen und jenen unserer Leser dürfte vielleicht, um für das Werk einzunehmen, noch hinzukommen, daß der liebenswürdige am 18. September 1890 zu Kassel verstorbene Direktor des dortigen Museums Dr. Eduard Pinder ein Sohn von Wilken's Tochter war.

Dieser Beschreibung des Lebens eines Mannes der Wissenschaft ist für weitere Kreise des Anregenden und Belehrenden über die Zeit, die Wilken durchlebte, und die Persönlichkeiten, mit denen er in nähere Berührung trat, so viel zu entnehmen, daß so leicht niemand unbefriedigt das Buch aus der Hand legen wird. Durch die beigegebenen Porträts wird dessen Werth noch erhöht.

Personalien.

Verliehen: dem Gymnasialdirektor Dr. Buchenau zu Marburg der Adler der Ritter des Hausordens von Hohenzollern; dem Hüttenwerksdirektor z. D. Wigand zu Homberg der rothe Adlerorden 4. Klasse; dem Musikdirektor Brede zu Kassel der Kronenorden 4. Klasse; dem praktischen Arzt Dr. med. Althaus zu Meerholz der Titel Sanitätsrath; dem Oberförster Keßler in Ehlen die Amtsbezeichnung Forstmeister; den Domainenpächtern Brückmann zu Witzenhausen, Gabcke zu Fasanenhof (Kreis Kassel), Günther zu Winne (Kreis Schmalkalden) und Bierschenk zu Lautenbach (Kreis Eschwege) der Charakter als Oberamtmann.

Ernannt: der Regierungs- und Landesökonomierath Martineit zu Berlin zum Oberlandeskulturgerichtsrath; Pfarrer Landau zu Münchhausen zum Pfarrer in Fronhausen; die Referendare Weitemeyer und Hugo Wagner zu Gerichtsassessoren.

Versetzt: Oberregierungsrath von Bremer zu Aachen nach Kassel; Amtsgerichtsrath Dr. Schmersahl zu Amöneburg nach Walsrode; der Gerichtsassessor Freiherr von Stein in den Bezirk des Oberlandesgerichts Kiel.

Gewählt: Bürgermeister Wendler zu Debschitz zum Bürgermeister der Stadt Karlshafen.

Geboren: ein Sohn: Konrad Knochenhauer und Frau Anna, geborene Steinmetz (Kassel, 1. November).

Verlobt: Gewehrfabrikant Ludwig Störmer zu Herzberg a. H. mit Fräulein Anna Faupel (Kassel, November).

Vermählt: Regierungsassessor Wilhelm Günther zu Frankenberg mit Fräulein Helene Neumann (Görlitz, 12. Oktober); praktischer Zahnarzt Karl Otto Maucher zu Ulm mit Fräulein Louise Knauff (Hersfeld, 21. Oktober); Professor Dr. Paul von Schröder zu Heidelberg mit Fräulein Ulrike Elisabeth Mannkopf (Marburg, November); Kreiswundarzt Dr. med. Karl Haack mit Fräulein Hedwig Reip (Schlüchtern, 7. November); praktischer Arzt Dr. med. Georg Werner zu Grünberg mit Fräulein Else Scharf (Schneidlingen, 10. November); Regierungsrath Wilhelm Schwarzenberg mit Fräulein Georgette Zuschlag (Kassel, 10. November).

Gestorben: Kaufmann Albert Credé (Kassel, 30. Oktober); Buchhalter bei der vorhinnigen kurhessischen Hauptstaatskasse Friedrich Mardorf, 81 Jahre alt (Kassel, 30. Oktober); Hermann Büding, 87 Jahre alt (Heidelberg, 1. November); verwittwete Frau Wilhelmine von Buttlar, geborene von Hoffmann, 82 Jahre alt (Kassel, 2. November); Fräulein Philippine Gonnermann, 86 Jahre alt (Kassel, 2. November); verwittwete Frau Regierungsvizepräsident Mathilde Delius, geborene Gronarz, 79 Jahre alt (Kassel, 2. November); Oberstlieutenant a. D. Ludwig Freiherr von Uslar-Gleichen, 52 Jahre alt (Wahlershausen, 3. November); Professor Dr. phil. Carl Sebastian Cornelius (4. November); Buchbindermeister Heinrich Herzog, 31 Jahre alt (Kassel, 4. November); Stiftskassirer Wilhelm Kornemann, 57 Jahre alt (Kassel, 5. November); praktischer Arzt Dr. med. Ludwig Vietor, 58 Jahre alt (Kassel, 6. November); Karl Duden, 23 Jahre alt (Hersfeld, 8. November); Strafanstaltsdirektor Wilhelm Kaldewey (Wehlheiden, 7. November); Fräulein Eugenie vom Hof (Hombressen, 8. November); Fräulein Clementine Roehling (Kassel, 9. November); Frau Emma Scherb, geborene Hinkelbein (Kassel, 9. November); verwittwete Frau Metropolitan Charlotte Happich, geborene Dannenberger (Marburg, 10. November); Lehrer a. D. Christian Wald, 70 Jahre alt (Rothenditmold, 11. November).

Briefkasten.

J. Sch. in Frankfurt. Besten Dank. Leider sind die näheren Daten über die Betreffenden uns nicht bekannt.

O. G. und C. in Hildesheim. Für gütige Unterstützung ergebensten Dank.

J. F. in Rotenburg. Recht erfreuliche Gabe, deren Eingang dankend bescheinigt sei. Gegen Verminderung der Anmerkungen haben Sie vermuthlich nichts einzuwenden.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. W. Grotefend in Kassel. Druck und Verlag von Friedr. Scheel in Kassel.



№ 23. X. Jahrgang. Kassel, 1. Dezember 1896.

Novemberabend.

Nebel fluthet durch die Thale,
Deckt der Wälder finstre Pracht,
Fernher zittert Aveläuten
Durch die sternenlose Nacht.

So auch meine heiße Seele
Nebelgraue Nacht umzieht, —
Leise nur, wie Märchenglocken
Bebt empor ein stilles Lied . . .

Und das Lied verhallt im Winde,
Nimmer strahlt der Sterne Pracht . . .
Und der Seele Liederblüthen
Sterben in dem Frost der Nacht . . .

Rauschenberg. Valentin Traudt.

Aus eigener Kraft.

Gleich einem Forscher, ernst und finster,
Stand ich im Wald vor grünem Ginster
Und fragte mich: warum nur blüht,
Wenn erst die Junisonne glüht,
Das steife, dürre Ding so golden?

Da brach ein Strauch sein altes Schweigen
Und sprach: „Mich traf das Loos, zu zeigen,
Wie sich das Aermste reckt und streckt,
Wenn was zum Strecken in ihm steckt,
Mein Nichts treibt morgen goldne Dolden.“

Carl Preser.





Oberstlieutenant Lingg und die Rettung von Hersfeld.

Auf Grund der Quellen dargestellt von Professor Hafner.

Am 8. November d. J. wurde in Hersfeld das Denkmal des ehemaligen badischen Oberstlieutenants Lingg enthüllt und damit ein lange geschuldeter Zoll des Dankes den Manen eines Mannes entrichtet, der in schwerer Zeit deutsche Treue bewährt und der seinen Namen für alle Zeiten mit der Geschichte der Stadt Hersfeld verknüpft hat. Der Name Lingg dürfte in ganz Hessen und weit darüber hinaus bekannt sein; wenigstens ist die Kunde von dem Kommandanten und den Jägern von Hersfeld durch die Erzählung in Hebel's Schatzkästlein und durch die Aufnahme in eine Reihe älterer Lesebücher in weite Kreise des deutschen Volkes gedrungen. Wenn ich es nun unternehme im Folgenden die Ereignisse jener Tage den Lesern des „Hessenlandes" vorzuführen, in welche uns die Enthüllung jenes Denkmals zurückversetzt, so geschieht es in der Absicht, aus den vielfach sich widersprechenden Berichten den geschichtlichen Kern zu gewinnen und auf Grund gleichzeitiger Aufzeichnungen und auch neuerer Forschungen den Antheil der an jenen Vorgängen betheiligten Personen festzustellen, soweit es die Ueberlieferung jener unruhigen Zeit gestattet. Als Hauptquelle liegt meiner Darstellung eine Aufzeichnung im Hersfelder Kirchenbuche zu Grunde, welche die Ereignisse in Hersfeld vom Dezember 1806 bis Ende Februar 1807 in zusammenhängender Erzählung schildert und sowohl wegen ihrer Gleichzeitigkeit, als auch wegen ihres Fundortes besondere Bedeutung verdient.

Es war im Dezember 1806. Französische Heere standen siegreich an der Weichsel, der Staat Friedrich's des Großen verblutete im Todeskampfe; in Hessen, dessen Landesherr sich der Täuschung hingegeben hatte, durch eine Art Neutralität sein Land vor den Stürmen des Krieges bewahren zu können, waren schon im Oktober zwei französische Heersäulen eingerückt, hatten Kassel, das der Kurfürst nur mit knapper Noth verlassen konnte, besetzt, und es war ein französisches Generalgouvernement unter General Lagrange eingerichtet worden. Die hessischen Regimenter wurden entwaffnet, die Truppen in ihre Heimath entlassen, wohin die braven Soldaten — zum Theil jetzt ohne Arbeitsverdienst — Grimm im Herzen, zurückkehrten, einen gefährlichen Gährungsstoff mitbringend. Die Aufregung stieg noch in bedenklichem Maße, als auf Napoleon's Befehl der Gouverneur zum Eintritt in französischen Heeresdienst aufforderte und bald darauf die Einreihung der entlassenen Soldaten in neuzubildende Regimenter bei den härtesten Strafen anordnete. Dies wurde die Veranlassung zu zahlreichen Aufständen, die im Winter 1806/1807 in verschiedenen Gegenden von Hessen ausbrachen.*)

In Hersfeld war während der ersten Zeit die Ordnung und Ruhe aufrecht erhalten worden, obgleich es auch hier unter den entlassenen Soldaten nicht an Unzufriedenen fehlte, die geneigt waren auch Hersfeld zum Schauplatz der Insurrektion zu machen. Einstweilen aber behielten die ruheliebenden Bürger die Oberhand, als ein unerwarteter Umstand den glimmenden Funken entfachte und Aufruhr und schweres Unglück über die Stadt brachte. Am Christsonnabend des Jahres 1806 rückte eine Kompagnie italienischer Truppen — etwa 160 Mann — in der Stadt ein. Schon nach wenigen Stunden kam es zwischen einem Hersfelder Bürger (Namens Pforr) und einem einquartierten Sergeanten zum Streit, in dessen Verlauf der letztere gegen den Wirth den Degen zog; es entstand Lärm, vorübergehende Italiener kamen ihrem Kameraden zu Hilfe, während Bürger und entlassene Soldaten, mit Aexten, Sensen u. s. w. bewaffnet, gleichfalls zusammenliefen und über die Italiener herfielen. Und als der Kapitän (Guillien) seine Leute auf dem Markte sammeln und aus der Stadt herausführen wollte, wurde er selbst mißhandelt, viele Soldaten verwundet, einer von einem früheren Soldaten Selig erschossen. Ein Versuch, mit dem Reste der Kompagnie auf der Straße nach Homberg (an dem Felsenkeller) Posto zu fassen, mißlang, da die Abtheilung von Bauern der

*) Vergl. Lynker, Geschichte der Insurrektionen wider das westfälische Gouvernement.

Umgegend auch im Rücken angegriffen wurde. Die ganze Schaar mußte das Gewehr strecken und wurde im Triumph nach Hersfeld zurückgeführt. Die Aufständischen stürmten hierauf das Rathhaus und bewaffneten sich mit den Gewehren, die das früher in Hersfeld in Garnison stehende hessische Bataillon hatte abliefern müssen.

Der verhängnißvollen Aufregung folgte gar bald die Ernüchterung; man überdachte die Folgen, die das thörichte Beginnen für die Stadt haben mußte. Denn daß Napoleon, einem zahlreichen Feinde fern an der Weichsel gegenüber, nicht dulden würde, daß auch in seinem Rücken Feindseligkeiten ausbrächen, zumal bei der nur schwachen Besatzung Hessens, darüber konnte man keinen Augenblick im Zweifel sein. Die städtischen Behörden, die dem Aufruhr rathlos gegenüber gestanden hatten, kamen wieder zur Besinnung und schickten die Bürgermeister Gesing und Morchutt in Begleitung des verwundeten französischen Kapitäns nach Kassel, um über den Vorfall persönlich zu berichten und nachtheilige Folgen möglichst von der Stadt abzuwehren. Am Abend des 25. Dezember langte die Deputation in Kassel an und wurde noch um 10 Uhr von Lagrange empfangen, der indes schon von einem aus Hersfeld glücklich entkommenen Offizier (Lieutenant Jouy) von dem Vorgefallenen unterrichtet worden war. Der Stadt Hersfeld wurde zunächst aufgegeben, die italienische Kompagnie sicher nach Kassel zu befördern; als sich die Ausführung dieser Anordnung wegen der in der Gegend von Rotenburg und Homberg ausgebrochenen Insurrektion unausführbar erwies, wurde die Truppe nach Fulda gebracht und dort dem General Thiebault übergeben. In Betreff der Amnestie für die Stadt verhandelte Morchutt wochenlang in Kassel mit dem Gouvernement, wobei er sich der kräftigen Unterstützung der hessischen Minister von Waitz, von Baumbach, von Schmerfeld und des Geheimraths von Heister erfreute; erst nach vier Wochen erhielt er von letzterem mitten in der Nacht die beruhigende Mittheilung, daß der Gouverneur Hersfeld in die allgemeine Amnestie eingeschlossen habe.*)

*) Von dem vierwöchigen Aufenthalte Morchutt's in Kassel enthält das Kirchenbuch nichts; derselbe ist aber sonst gut bezeugt.

Mittlerweile war am 9. Januar 1807 General Barbot mit einem sog. Exekutionskommando in Hersfeld eingerückt; die Stadt hatte ihm ein Geschenk von 1000 Karolinen zahlen müssen und den Befehl erhalten, 5000 Paar Schuhe zu liefern, der übrigen Requisitionen nicht zu gedenken. Die einquartierten Truppen hatten an ihre Quartierwirthe hohe Forderungen gestellt und noch dazu die Gelegenheit benutzt, Kleidungsstücke und dergl., ja, auch Geld zu erpressen. Die Kosten dieser bis zum 14. Januar dauernden Einquartierung durch Verpflegung und Requisitionen wurden auf 30000 Thaler angeschlagen. Nachdem das Haus*), aus dem am 24. Dezember der verhängnißvolle Schuß gefallen, den Soldaten zur Plünderung überlassen und dann abgebrochen worden war, war Barbot am 14. Januar abmarschirt, um auch in anderen Gegenden den Aufruhr niederzuwerfen. Die von ihm verlangte Auslieferung der Schuldigen war nicht möglich gewesen, da sich alle Theilnehmer rechtzeitig entfernt hatten.

*) Am Linggsplatz, Ecke der Webergasse.

Mit Barbot's Abzug athmete die Bürgerschaft erleichtert auf. Als Garnison blieben nur gegen 4—500 Mann zurück, bestehend aus den früher hier mißhandelten Italienern und zwei Kompagnien badischer Jäger; Kommandant wurde der badische Oberstlieutenant Lingg, der durch sein entgegenkommendes und liebenswürdiges Wesen, durch sein der Stadt stets bewiesenes Wohlwollen, durch seine Bemühungen, die Lasten der unvermeidlichen Einquartierung möglichst zu lindern, durch die strenge Handhabung der Ordnung und Zucht in dieser schweren Zeit die Bürgerschaft sich zu aufrichtigem Danke verpflichtet hat.

Am 26. Januar kehrte Barbot von seinem Streifzuge zurück und ließ während seines zwei Tage dauernden Aufenthaltes einen früheren hessischen Soldaten (Schüßler) aus Hersfeld, der zwar an dem Aufruhr nicht theilgenommen hatte, aber eine Flinte bei der Ablieferung der Waffen verheimlicht haben sollte, standrechtlich erschießen. Am 28. Januar schied der General von Hersfeld, nachdem er dem Stiftsbeamten Hartert die (der Bürgerschaft mitzutheilende) Versicherung gegeben hatte, daß die Stadt, wenn sie ferner ruhig bliebe, nichts weiter zu befürchten habe. Die frühere Garnison unter Oberstlieutenant Lingg blieb auch jetzt zurück.

Barbot's Versicherung und die Nachrichten, die ungefähr zu gleicher Zeit Morchutt von dem Gouvernement in Kassel mitgebracht hatte, konnten nicht verfehlen auf die Bürgerschaft einen beruhigenden Eindruck zu machen; man glaubte sich der nicht unberechtigten Hoffnung hingeben zu dürfen, daß von der Stadt, wo die Ordnung seit jenem verhängnißvollen Tage nicht mehr gestört worden war, jede Gefahr abgewendet sei. Um so größer war die Ueberraschung, als am 18. Februar Barbot unvermuthet zum dritten Male

in Hersfeld einrückte. Die Sicherheit, in die sich die Bürger gewiegt, machte bald einer angstvollen Spannung Platz, zumal als sich am folgenden Tage das Gerücht verbreitete, daß der Stadt irgend ein Unglück bevorstehe; und der Umstand, daß Lingg den Bürgermeister Schröder aus dem versammelten Stadtrath zu sich entbot und ihn ersuchte, des andern Morgens in Begleitung des Stadtrathes sich bei ihm einzufinden, da der Tag zum Abmarsche der Truppen bestimmt sei und er ihnen sonst noch Manches zu sagen habe, trug nur dazu bei, die Aufregung zu vermehren, wenn man ja auch von dem Wohlwollen des Kommandanten überzeugt zu sein glaubte. Eine Deputation, die der Magistrat an Barbot sandte, um dem General einen Abschiedsbesuch zu machen und bei dieser Gelegenheit womöglich etwas Näheres zu erfahren, kehrte unverrichteter Dinge heim. So brachten die Bürger die Nacht zum 20. in Angst und Furcht zu, die sich noch steigerte, als um Mitternacht der Befehl erging, sofort mehrere Schock Stroh in das auf dem Marktplatz stehende Exerzierhaus zu bringen. Man ahnte Schlimmes. Durch welchen Einfluß aber konnte denn plötzlich eine solche Veränderung in der Stimmung Hersfeld gegenüber herbeigeführt sein, nachdem noch vor kurzem die beiden französischen Generale so beruhigende Zusicherungen gegeben hatten? Sollte ein höherer Wille, sollte der Kaiser selbst die Bestrafung Hersfelds verlangen? Der nächste Morgen mußte darüber Gewißheit bringen. Und er brachte sie, trauriger und grausiger, als es die geängstigte Bürgerschaft hatte ahnen können, als Barbot den zu ihm beschiedenen Bürgermeistern Schröder und Sandmeister, sowie dem Stiftsbeamten Hartert und dem des Französischen mächtigen Morchutt des Kaisers Befehl mittheilte, daß die Stadt in Feuer aufgehen, zuvor aber der allgemeinen Plünderung preisgegeben werden solle.*) Freilich das konnte man noch nicht wissen, daß ein großer Theil der der Stadt drohenden Gefahr bereits abgewendet war durch das Eingreifen edelmüthiger Männer, die zusammenwirkten, um die unglückliche Stadt zu retten: Barbot, Lagrange und vor allen Lingg. Bevor wir jedoch der Frage näher treten, welchen Antheil jeder einzelne jener drei Männer an der Rettung Hersfelds hatte, sollen kurz die folgenden Ereignisse selbst erzählt werden.

Noch während die Magistratsmitglieder bei Barbot versammelt waren, rückten sämmtliche französische Truppen mit Ausnahme der zwei badischen Jägerkompagnien aus der Stadt aus und machten vor dem Klausthor, wohin ihnen Barbot alsbald folgte, auf der Kasseler Straße — Front gegen die Stadt — Halt. Die Schreckensnachricht von dem der Stadt bevorstehenden Schicksal verbreitete sich rasch durch alle Straßen, Angst und Verzweiflung unter den unglücklichen Einwohnern hervorrufend. Da erschien Oberstlieutenant Lingg auf dem Marktplatz, wo sich mittlerweile seine Jäger gesammelt hatten; er ließ durch ein Kommando den Thurm der Stadtkirche besetzen und schickte Patrouillen durch die Stadt, um jeden etwaigen Ausbruch der Verzweiflung und jede Widersetzlichkeit, die die Stadt zu Grunde richten mußte, im Keime zu ersticken. Als er die Unruhe der Bürger bemerkte, ließ er die Nächststehenden um sich treten und machte ihnen Folgendes bekannt: Auf Befehl des französischen Kaisers solle zwar die Stadt wegen des an einem Soldaten begangenen Mordes an vier Ecken angezündet und geplündert werden. Allein die Häuser, welche dazu bestimmt wären, angesteckt zu werden, hätten eine solche Lage, daß für die Stadt kein großer Nachtheil zu befürchten sei. Man habe des Kaisers strengen Befehl — la ville de Hersfeld sera brûlée — wegen des sonstigen guten Betragens der Bürgerschaft und weil soviele Unschuldige mitleiden müßten, auf diese Art zu modifiziren und auszulegen gewagt. Die vier bestimmten Häuser müßten aber abbrennen, und deren Brand dürfe man nicht löschen; doch wolle er erlauben, daß wenn das Feuer weiter um sich greifen sollte, den nebenanstehenden Häusern mit Spritzen zu Hilfe gekommen werden dürfe. Nur bitte er die Bürger ruhig zu sein und sich nicht die geringste Widersetzlichkeit zu erlauben, denn sonst würden die vor den Thoren haltenden Truppen auf ein gegebenes Zeichen hereinbrechen, und die Stadt sei nicht mehr zu retten. Diese Worte des Kommandanten theilten die Bürger, die sie mit angehört hatten, ihren Mitbürgern mit und baten sie dringend sich ruhig zu verhalten.

(Schluß folgt.)

---

*) Auch von dieser Zusammenkunft bei Barbot berichtet das Kirchenbuch nichts; sie wird aber mit ausführlichen Einzelheiten erwähnt in einer auf schriftlichen Aufzeichnungen beruhenden Darstellung der Vorgänge in der „Hersfelder Zeitung“ 1895, Nr. 23, die zwar im Uebrigen verschiedene Irrthümer enthält, über die letzten Ereignisse aber gut informirt erscheint.

Die großherzoglich hessischen Truppen in den Kriegen der Rheinbundszeit und die amtliche Presse des Landes.

Von Professor O. Buchner.

(Schluß.)

Das große Freiheitsjahr 1813 brach an, und neue Hoffnung beseelte die deutsche Brust. Von Friedrich Wilhelm III. erging der Ruf zur Befreiung vom französischen Joch; in jedem deutschen Herzen erweckte er das lauteste Echo. Nur die geknechteten Rheinbundstaaten knirschten in ohnmächtiger Wuth.

Den ungeheuren Rüstungen Rußlands, Preußens und Oesterreichs sah Napoleon nicht unthätig zu. In Frankreich stampfte er ein neues Heer aus dem Boden, und die Rheinbundstaaten, die ja auch ihre Truppen in Rußland verloren hatten, mußten ebenfalls wieder die vertragsmäßige Zahl der Streiter zum französischen Heere stellen. Der Freiheitskrieg begann.

Wieder war der Kriegsschauplatz in Deutschland. In den beiden Schlachten von Großgörschen am 2. und von Bautzen am 20. und 21. Mai 1813 siegte Napoleon, und die Verbündeten mußten sich zurückziehen.

Wieder wurde in Darmstadt der Napoleonische Sieg mit kirchlichem Feste gefeiert — es war zum letzten Mal. Auch der Geburtstag Napoleon's am 15. August 1813 wurde noch einmal festlich begangen, aber ebenso zum letzten Mal.

In einer Reihe von Schlachten gelang es den todesmuthigen Heeren der Verbündeten die sieggewöhnten Armeen Napoleon's zu besiegen. Die Schlachten von Großbeeren, 23. August, an der Katzbach, 26. August, Kulm, 29. und 30. August, und Dennewitz, 6. September, gaben den deutschen Heeren Gelegenheit, unverwelkliche Lorbeeren des Ruhms und der Tapferkeit zu sammeln. Alles spitzte sich auf den letzten großen Schlag zu. Bei diesen Kämpfen entwickelten preußische und russische Freischaaren theils vereinzelt, theils mehr im Verband die erfolgreichste Kriegsthätigkeit. Nicht ist hier der Platz auf die Erfolge einzugehen, die General Thielmann, Rittmeister Graf Wartensleben, Oberst Graf Mensdorf, Major von Colomb, der am berühmtesten gewordene Major von Lützow und manche andere in dem Freiheitskriege errangen. Nur des russischen Generals Tschernitschef sei besonders gedacht, weil er mit 2000 Reitern und 6 Geschützen in fünf Tagen mitten durch Feindesland von Aken an der Elbe vor Kassel zog. Hieronymus Napoleon entfloh nach Marburg, verlor aber einen Theil seiner Begleitung und einen Theil seines königlichen Gepäcks. Viele Deutsche im westfälischen Heer gingen zu den Russen über, und in kurzer Zeit war ein Bataillon aus Ueberläufern, Gefangenen, Studenten und Freiwilligen gebildet. Kassel wurde am 30. September beschossen, General Alix kapitulirte und durfte mit Waffen und Gepäck abziehen, aber ohne 22 Kanonen und 79000 Thaler in der Kriegskasse, die dem Sieger in die Hände fielen. Tschernitschef zog am 1. Oktober in Kassel ein und wurde mit unendlichem Jubel aufgenommen. Er hob das westfälische Königreich auf, leerte das Zeughaus und nahm alles königliche Eigenthum und alle Kriegsvorräthe mit sich. Erst am 13. Oktober kam der König „Immer Lustik" nach Kassel zurück. Sein Held Alix, der nur durch die Gnade der Sieger entkommen war, wurde zur Belohnung für seine Thaten zum Grafen von Freudenthal ernannt. Am 25. Oktober, als die Nachricht von der Schlacht bei Leipzig nach Kassel gekommen war, fanden sich Se. Majestät König Hieronymus „durch den Drang der Umstände veranlaßt, sich aus Ihren Staaten zu entfernen". (Westf. Moniteur.)

Wie nimmt sich nun eine solche einzelne Episode aus den Freiheitskriegen bei rheinbündlerischer Beleuchtung aus? Wir finden ein betr. Nachricht in der Hessischen Zeitung. In ihrer Nr. 120 vom 7. Oktober 1813 (S. 966) bemerkt sie nur: „Ein Streifzug gegen Kassel von Seite der auf das linke Elbufer herübergekommenen feindlichen Truppen scheint sich nicht mehr bezweifeln zu lassen" und dann auf der folgenden Seite unter Darmstadt, 6. Oktober: „Nach einer diesen Morgen hier eingelangten sicheren Nachricht hat sich das nach Kassel und die umliegende Gegend des Königreichs Westfalen gezogene Truppencorps von der coalisirten Armee am 3ten Nachmittags auf's Eiligste über Münden und Göttingen zurückgezogen. Mehrere französische und königlich westfälische Truppen sind zu dessen Verfolgung auf dem Marsch." In der folgenden Nummer vom 9. Oktober (S. 975) wird noch von Frankfurt, 8. Oktober, berichtet: „Unsere heutige Zeitung enthält zwei Bekanntmachungen, welche am 5. October der Herr Gen.-Commissär von Wolf und der Herr Präfect A. von Trott zu Marburg erlassen haben. Nach denselben war der russ. Ge-

neral Czerniczeff, welcher einige Tage Kassel besetzt gehalten und daselbst am 1. October das Königreich Westphalen für aufgelöst erklärt hatte, am 3. nach Leerung aller öffentlichen Magazine ohne Schwertstreich aus dieser Residenz wieder abgezogen. Der General von Alix verfolgte denselben. Die Bewohner des Werra-Departements, insbesondere die des Departements-Hauptorts Marburg haben sich bei der Annäherung des feindlichen Streifcorps ruhig benommen. Wenige Schlechtgesinnte haben hin und wieder die Ruhe gestört und öffentliche Beamte beleidigt."

Erst in Nr. 123 vom 14. Oktober (S. 998) bringt sie einen ausführlicheren Bericht unter Kassel, 8. Oktober, in dem der Sturm auf die Stadt durch die Russen und die Flucht des Königs bestätigt wird. Natürlich wurden nur durch den trunkenen, sinnlos wüthenden Pöbel Unordnung und die heftigsten Auftritte hervorgebracht. „Dieses Gesindel entwaffnete die Soldaten. Einige Kosaken, welche in die Stadt eingedrungen waren, wurden im Triumph empfangen. Die Husaren wurden beleidigt, mißhandelt; man wollte den General in Stücke hauen" 2c. Die Nationalgarde konnte nicht verhindern, „daß die Kasernen vom Gesindel geplündert wurden".

Also waren es nur Uebelgesinnte, es war der Pöbel, das Gesindel in Stadt und Land, nicht deutschfühlende Männer, die das fremde französische Joch abzuschütteln bemüht waren!

Das Gewitter, das den corsischen Eroberer niederschlagen sollte, zog sich immer drohender zusammen und entlud sich mit vernichtender Macht in der dreitägigen Völkerschlacht bei Leipzig. Nie hatten sich so ungeheure Kriegsmassen gegenübergestanden. Zum französischen Heere gehörten immer noch bei Fußvolk, Reiterei und Artillerie wenigstens 40000 Mann deutsche Rheinbundstruppen, obgleich Bayern außer einer Brigade keine Truppen bei der französischen Armee stehen hatte und während der Schlacht ein großer Theil der sächsischen und württembergischen Truppen zu dem verbündeten Heere übergingen. Es waren im Ganzen 5400 Mann Fußvolk, 1100 sächsische und 1100 württembergische Reiter und 38 Kanonen mit Bedienung. Nach schwerem, furchtbaren Ringen war der Sieg für die deutsche Sache entschieden, die Franzosen flohen.

Im Laufe von acht Monaten wurde bei Leipzig der hessische Theil des französischen Heeres zum zweiten Male bis auf schwache Reste aufgerieben.

Ein Kampf nur von Deutschen gegen Deutsche war es am dritten Tage der Schlacht, als die Brigade Zieten bei Zuckelhausen auf die Division Marchand traf. Diese bestand aus hessen-darmstädtischen und badischen Truppen. Es wurde heiß gekämpft, bis es Zieten gelang, das Dorf zu nehmen und den Feind zum Weichen zu bringen. Die Hessen hatten zuletzt die Aufgabe, am Grimmaischen Thore den Rückzug der französischen Armee zu decken, wobei viele fielen oder mit ihrem Führer, dem Prinzen Emil von Hessen, gefangen wurden. Nur ein kleiner Ueberrest blieb bei dem fliehenden französischen Heere, er theilte sich unterwegs, ein Theil kam von Hünfeld aus über Schlitz nach Gießen, der andere Theil erreichte am 30. Oktober in der Nacht vor der Schlacht bei Hanau den Main und am 3. November Darmstadt.

Blücher folgte dem flüchtenden französischen Heere auf dem Fuße. Im Hauptquartier der Verbündeten wurde angenommen, Napoleon werde nicht wagen, Wrede bei Hanau anzugreifen, sondern versuchen, über den Vogelsberg an die Lahn und dann an und über den Rhein zu kommen. Deshalb bekam Blücher den Befehl, diesen Weg zu verlegen. So kam der alte Held am 2. November nach Ulrichstein, wo er übernachtete, und am 3. November nach Gießen, wo er mit unendlichem Jubel empfangen wurde. Die Studentenschaft veranstaltete ihm zu Ehren einen Kommers, auf welchem er den Toast ausbrachte: „Meine Herren, gut deutsch oder an den Galgen." Nach anderer Angabe soll Blücher ein „Pereat auf alle Halben" ausgebracht haben. Sein Hauptquartier blieb acht Tage in Gießen.

Von allen wichtigen Ereignissen enthält die Hessische Zeitung nicht ein Wort. Dagegen bringt sie am 2. November ein Ausschreiben der Oberregierungs-Kommision vom 1. November: „Da der Kriegsschauplatz sich in die Großherzoglichen Lande gezogen hat, und davon die unvermeidliche Folge ist, daß die Unterthanen mit schweren Aufopferungen zu kämpfen haben, und daher zu Vermeidung größeren Unglücks nichts nothwendiger ist, als daß die Unterthanen allen an sie von ihren Vorgesetzten ergehenden Befehlen und Aufforderungen die pünktlichste Folge leisten, so werden die gesammten Unterthanen und Einwohner des Großherzogthums hierdurch nochmals bei schwerer Verantwortung und nachdrücklichster Ahndung angewiesen, sich nicht die geringste Widersetzlichkeit gegen die Befehle ihrer Oberen und Beamten zu Schulden kommen zu lassen."

Aber wo in aller Welt dachte jemand an Widersetzlichkeit! Es kamen ja die so sehnsüchtig von der gesammten Bevölkerung erwarteten Befreier von dem schimpflichen französischen Joch.

Wir am Ende des Jahrhunderts sind schon lange daran gewöhnt, Nachrichten von wichtigen Ereignissen in kürzester Zeit von den Tagesblättern

mitgetheilt zu lesen. Wie anders war das zu Anfang unseres Jahrhunderts. Jetzt kommen Nachrichten vom chinesisch-japanischen Kriegsschauplatz oder aus Abessinien rascher zu uns, als die Nachricht von der Schlacht bei Leipzig nach Darmstadt.

Am 23. Oktober kam die Nachricht nach Wien. Sicher kannte man auch in Darmstadt den Sieg der Verbündeten, aber die offizielle Zeitung durfte noch nichts darüber bringen; auch darüber enthielt sie keine Mittheilung, daß der Großherzog bei der Kunde von der Flucht Napoleon's und des französischen Heeres schon vor der Schlacht bei Hanau (30. Oktober) nach Mannheim abreiste, um dem nahenden Kriegsgetümmel zu entgehen. Dafür schickte er den wirklichen Geheimen Rath und nachmaligen Minister du Thil nach Dörnigheim bei Hanau, wo das Hauptquartier der Verbündeten war und wo am 2. November der Beitritt Hessens zum Bund, also der Abfall vom Rheinbund erklärt wurde. Drohte doch ohne das abermals wie vor sechs Jahren die Gefahr des Mediatisirtwerdens.

Nach Abschluß des Vertrags eilte du Thil nach Mannheim, um den Großherzog davon zu benachrichtigen. Am 4. November setzte dieser den französischen Gesandten Vendeuil davon in Kenntniß, daß er vom Rheinbund zurücktrete und mit den Verbündeten abgeschlossen habe. „Wohlan," sagte der Franzose, „der Kaiser läßt Ew. Königlichen Hoheit sagen, daß er nach wenigen Monaten nach Deutschland zurückkehren und dann Ihr Land derart verwüsten werde, daß kein Stein auf dem andern bleibe, daß er gegen Sie und die Ihrigen alles thun werde, was die Entrüstung über Verrath und gebrochene Treue ihm eingiebt."

Mit fester Stimme erwiderte der Großherzog: „Wenn der Kaiser mit seinem Gewissen vereinigen kann, so zu handeln, wie Sie sagen, so werde ich mit meinen Unterthanen zusammen untergehn, ich mit ihnen, sie gewiß nicht ohne mich! Wie es kommen soll, überlasse ich der Vorsehung Gottes."

Der Franzose eilte davon. Bevor er in den Wagen stieg, rief er noch mit geballter Faust nach den Fenstern des Großherzogs hinauf: „Tu me le payeras, mon prince!"

Möchte diese französische Unverschämtheit von der du Thil, der sie in seinen Denkwürdigkeiten berichtet, Augen- und Ohrenzeuge war, nie von dem hessischen und dem ganzen deutschen Volk vergessen werden.

Die Hessische Zeitung brachte über die Mannheimer Vorgänge erst am 6. November eine offizielle Mittheilung. An diesem Tage kehrte auch Ludwig I. wieder in seine Residenz zurück.

Früher als Hessen war Baden vom Rheinbund abgefallen (26. Oktober).

Jetzt konnte die Hessische Zeitung auch, über zwei Wochen nach der Schlacht bei Leipzig, ausführlichere Berichte über dieselbe bringen und dabei den Abfall der württembergischen und sächsischen Regimenter während der Schlacht mittheilen.

Auch über die Schlacht bei Hanau wurden nun ausführliche Mittheilungen gemacht und der bewunderungswürdigen Tapferkeit der verbündeten Truppen das höchste Lob gespendet. Wie anders klingt jetzt der Bericht aus Frankfurt über den Einzug der zwei Kaiser von Oesterreich und von Rußland. „Von dem Jubel des herbeigeströmten Volkes können sich nur Augenzeugen einen Begriff machen. Alle Straßen, alle Fenster, selbst die Dächer waren mit Menschen gefüllt, welche durch den Ausdruck der lautesten Freude bewiesen, daß einige drangvolle Jahre die frohe Erinnerung an alte glückliche Zeiten nur erhöhen können. Dieselben ehrwürdigen Stätten, welche mehrere Jahrhunderte Zeugen deutscher Huldigung waren, ertönten wieder von tausend Stimmen freier Deutschen."

Zwischendurch kommt aber, vielleicht aus alter Gewohnheit, noch ein französischer Kriegsbericht, so in der Beilage zu Nr. 135 über die Schlacht bei Leipzig. Danach hatte Napoleon am 16. und 18. Oktober gesiegt, aber durch die 95 000 gethanen Kanonenschüsse die Munition bis auf 16 000 Schüsse verbraucht, die kaum für ein zweistündiges Feuer reichten. Die französische Armee hatte seit fünf Tagen mehr als 220 000 Kanonenschüsse gethan, und nur zu Magdeburg oder zu Erfurt konnten neue Vorräthe an Munition gefaßt werden. „Dieser Umstand nöthigte die französische Armee, den Früchten zweier Siege zu entsagen, in welchen sie eine weit überlegene Truppenzahl und alle Armeen des festen Landes geschlagen hatte." Die zu frühe Sprengung der Elsterbrücke wird darin der Dummheit eines Sappeurcorporals, „ein Mensch ohne alle Einsicht und den Sinn seines Auftrags gar nicht verstehend", zugeschrieben. „Die dadurch in die Armee gebrachte Unordnung veränderte die ganze Lage der Dinge; die siegreiche französische Armee kam zu Erfurt in einem Zustand an, als ob sie geschlagen wäre." Auch erfahren wir auf diesem Wege und aus dieser Quelle, daß Napoleon am 1. November von Frankfurt aus zwanzig in den Schlachten von Leipzig und Hanau eroberte Fahnen an die Kaiserin nach Paris schickte.

Doch nun war der schimpfliche Rheinbund begraben. Möchten nie solche Zeiten des Jammers und Elends wiederkehren.

Theeabend in Großvaters Hause.

Ein Bild aus der guten alten Zeit.

Von Jeanette Bramer.

'ſ ist im Dezember — früher Abendschatten
Dringt durch die Fenster, hüllt behaglich ein
Im Zimmer alle, die in kleiner Runde
Gesellig weilen und der Dämmerstunde
Als Scheidegruß des Tages sich erfreu'n.
Frisch aufgeschürt hüpft durch die Ofenthüre
Der Flamme Schein, im redlichen Bemüh'n
Ein Weilchen noch die Kerzen zu ersparen,
Denn Sparsamkeit galt viel in jenen Tagen,
Von denen hier Erinnerung erzählt. —
Die Nadel ruht — im aufgeschlag'nen Buche
Liegt, schön gestickt auf seidenem Stramin,
Ein Zeichen, um die Stelle zu markiren,
Von der man noch ein wenig will parliren,
Man hört doch auch der Andern Urtheil gern!
Spinnrädchen nur und Tabakspfeife bleiben
In Thätigkeit bis zu dem Abendbrod. —
„Ob sie die Ketten schon hernieder winden,
Um die Laternen draußen anzuzünden?
Mir war, als hört' ich rasselndes Geräusch!"
„Nun steckt die Lampe an und auch zwei Kerzen!
(Daß nichts vom Fidibus dran hängen bleibt!)
Das volle Licht strahl' hell den Sopha-Damen,
Die, liebenswürdig, uns besuchen kamen.
Den Oelbehälter schieb' getrost mir zu!" —
Auf roth lackirter länglicher Tablette
Ruht handgerecht die blanke Lichtputzscheer'!
Von bleicher Talgeskerze hin und wieder
Rollt auf der Lichtmanschetten Rosen nieder
Ein heißer Thränentropfen, müd' und schwer!
Wie zierlich stehen auf den Löwenfüßchen
Vom allerfeinsten Meißner Porzellan
Die schlanken Tassen, doch auch niedre, breite,
In deren Innres bunte Blümchen streute
Der Maler, wie der Frühling auf die Flur.
Symmetrisch steht dem Butterbrod genüber
Der Teller, der die Zuckerbretzeln trägt;
Das Cabaret zur Rechten und zur Linken
Beut freundlich dar den Braten und den Schinken,
Nur Zweierlei, doch, selbstverständlich, gut!
„Der Schlüssel steckt doch in der Zuckerdose?
Gewöhnlich hängt er an dem Schlüsselbund.
Die Zange, um den Zucker zu entnehmen,
Vergeßt nicht, denn man müßte sich ja schämen,
Läg' solche nicht zum Greifen bei der Hand!"
Lieblicher Duft von Nelken, Zimmt, Vanille
Und grünem Thee erfüllt nun das Gemach.
„Nun nehmt und eßt, Ihr dürft Euch nicht geniren,
Ich bitte vielmals. Seht, wir geben's gern.
Das Nöth'gen darf man niemals unterlassen,
Ihr sitzt vor leeren Tellern sonst und Tassen
Und gingt am Ende hungrig noch nach Haus?" —
Harmonisch zittern des Spinettes Töne
Jetzt durch das Zimmer, man beginnt zu singen
Das traute Lied von Ros' und Nachtigall. —
„Ein Räuber, liebe Nachbarin, ein Räuber!!"
„Sie haben Recht, geschwind das Licht geputzt!"
Der Hausherr nimmt, damit es Keinen störe,
Zur Räubertilgung schnell die Lichtputzscheere,
Gewandt, daß nur kein Fünkchen niedersprüht.
Inzwischen ist das Unterhaltungsfädchen
Nicht ganz zerrissen, leicht knüpft's wieder an.
Im blauen Buch mit rothem Schnitt der Seiten
Da blättert wählerisch der Praktikant:
„Novalis nur kann reine Liebe schildern:
‚Ich sehe dich (o hört!) in tausend Bildern,
Hehre Maria, lieblich ausgedrückt!'"
Dort an der Wand, mit himmelblauem Bande,
Winkt die Guitarre: „Hole mich herab!"
Und zarte Hand entlockt dann ihren Saiten
Melod'schen Klang, die Worte zu begleiten
Der herrlichen, der hohen Poesie. —
Still ist's im Kreis — da hebet aus den Tiefen
Des Ridiküls ein Döschen nun hervor
Die Hausherrin und flüstert lächelnd leise:
„Madame, ist's wohl gefällig? bitte sehr!"
„Wie bin ich dankbar für die gute Gabe,
Ein Prischen findet immerdar Willkomm!"
„War gern geschehn — es ist ja für uns Beide
Geben und nehmen hier 'ne Herzensfreude!" —
Die Dose klappt und geht die Reih' herum. —
Der Zeiger rückt — die jungen Herrn erwägen,
Ob endlich sie die wicht'ge Frage thun?
Das Beste wär' es ja in allen Fällen
Für sie und für die werthen Demoisellen
Die Bitte vorzutragen bündig schnell. —
„Ein Ball? Wir sind erstaunt das zu vernehmen.
Da drängt sich ja Zerstreuung Schlag auf Schlag."
„War denn nicht im Oktober Tanzvergnügen?
Das könnte doch der Jugend lang genügen!
Was sagen Sie, Majorin, nur dazu?"
„Das will erwogen sein und wohlberathen.
Denn Ueberstürztes finde ich nicht gut.
Der Haushalt darf mir niemals drunter leiden,
Will man zu einem Fest sich vorbereiten.
Drum laßt zum Ueberlegen reichlich Zeit."
Die Jugend schweigt vor solchem ernsten Worte,
Auch ziemt's nicht daß sie Widerspruch erhebt.

Ganz frisch gewaschen (welcher Trostgedanke!)
Hängt wenigstens das Mullkleid schon im Schranke,
Die rosa Bänder sind neu umgewandt. —
„Geht mir mit England, seinen Eisenwegen!
Ich sage Dir, mein lieber Freund, 's ist nichts,
Wir reisen jetzt mit Diligence, Eilposten
Schon viel zu schnell —, man will für seine Kosten
Doch auch von jedem Dorfe etwas sehn.
Zu Frankfurt hört' ich kürzlich jemand sagen,
Der's wohl versteht, sonst schwieg er weislich still:
‚Der größte Schwindel unsrer Zeit wird bleiben
Der Dampfwagen' — wie kann man nur betreiben,
Was ja voraussichtlich ohne Bestand?
Man müßte doch schon hohe Wände bauen
Zu beiden Seiten eines Schienenwegs,
Denn Rind und Pferde würden wild und scheuten. —
Den friedlich Wandelnden vorzubereiten
Auf all' die Schrecken — ja, wer könnte das?
Muß man denn immer Neues haben — denken! —
Du warst's auch, der mit Anastasius Grün
Frei über jede wohlgezogne Schranken
Dem Adler gleich will heben den Gedanken,
Hinauf, ja bis zur Sonnenhöh' hinan!" —
Wie flammt es auf im Blick des jungen Kriegers! —
Es drückt an's Herz den blauen Almanach
Der Praktikant — die Demoisellen blicken
Voll Schwärmerei, vernehmen mit Entzücken
Deß Namen, der von Dichterruhm umstrahlt. —
Und mit dem Muth, der seinem Stande eigen,
Bittet um's Wort der schmucke Sohn des Mars:
„Ist's mir gestattet jetzund vorzutragen
Das hohe Lied, das Grün in diesen Tagen
Der Göttin Poesie geweihet hat?"
Als er beginnt: „Wann werdet ihr Poeten . . !"
Verstummt jedwed' aufregendes Gespräch —
Da, plötzlich, mitten in der Dichtung Fragen,
Hört man des Wächters Horn, hört zehn Uhr schlagen
Und ist erschreckt, daß schon „nachtschlafend" Zeit!
„Die Dienerschaft hat sich doch eingefunden?"
„Und die Laternen auch schon angesteckt,
Man band ja Pünktlichkeit auf ihre Seelen. —
Wir wollen uns mit vielen Dank empfehlen,
Wie ging der Abend allzu schnell dahin!"
„Nun lebet wohl." Mit hellem Schellgetöne
Oeffnet und schließt des Hauses Thüre sich.
„Wie schön hier draußen, nicht im Mind'sten dunkel,
Der Schnee so leuchtend und das Sterngefunkel!
Löscht man wohl sparsam die Laternen aus?" —



Aus alter und neuer Zeit.

In meinem Besitz befindet sich ein Druckblatt, in kleinem Quadratformat, mit folgender Aufschrift:

An. 1772. Dienstag, den 18. August. Nro 132.

Journals = Anhang.

In Frankfurt am Mayn.

Dies Blättchen enthält folgende Korrespondenz aus Frankenberg:

Frankenberg, vom 15. Aug.

Gestern, den 14ten dieses, wurde das hohe Geburtsfest, unsers gnädigsten Landgrafens bey uns celebriret. Abgeordnete versammleten sich, und machten eine Procession, hatte 2 dazu gekleidete Läufer voran gehen, worauf ein weißgekleideter Jüngling mit entblößtem Haupt einen ausgezierten Pokal in Händen trug, diesem folgten drey Kanons mit ihrem Konstabler, und eine Kompagnie junge Pursche, welche blaue Uniform trugen, war mit ihren Anführern deren Bedeckung, hatten zu ihrem Spiel Pfeiffer und Tambours Ruthen und Becken, und ließen bey den Kanonen den Türkischen Marsch spielen, hierauf folgten Pauken und 3 Trompeten, ließen sich mit ersterem Spiel wechselsweis hören, das Kirchencollegium Musicum gieng in schwarzer Kleidung mit aufgerollten Notenbogen unterm Arm tragend diesen nach, und ein Kommando freywilliger auch blau Uniform gekleideten jungen Bürgern waren deren Bedeckung; diese Proceßion gieng durch die Stadt, beym Rathhaus wurde dieselbe durch Beytrettung Bürgermeister und Rath samt den Rathsvierer vermehrt, und folgte der Zug bis auf die sogenannte Burg (wo ehemals ein Schloß gestanden); bey deren Eingang war ein grüner Bogen gemacht, davor stunde ein großes Zelt vor Beamte, Bürgermeister und Rath aufgeschlagen, welche sich da versammleten.

Vorne an der Spitze der Burg war zwischen zwey gemachten Wäldger des Durchlauchtigsten Landgrafens Namen, darüber der Fürstenhuth, zwischen ersteren sich drey Sternen sehen ließen in ziemlicher Größe illuminiret. Unter wechselweisen Spiel, wurden die Kanonen auf=

geführet, das Signal mit 3 Kanonenschüssen gegeben, hierauf ließ sich eine Vokalmusik unter Pauken und Trompeten hören. Als:

O! Himmel erhalte so hohes Vergnügen
Gieb Friedrichen Leben, gieb Herrschen, gieb Siegen
Gieb Friede, gieb Heil!
Ja endlich laß Friedrichs Durchlauchtes Gemüthe
In seinem vortrefflichen Heldengeblüthe
Der Nachwelt zu Theil!

Beym Schluß dieser Musik wurde wieder ein Signal gegeben, darauf das Vivat zu dreymalen ausgerufen, welches von der Menge der Zuschauer mit einem freudigem Hoch jedesmal beantwortet wurde, diesem folgten die Kanonenschüsse mit einem Lauffeuer der ganzen Mannschaft und ein sämtliches Spiel. Dieser beschriebene Vorgang wurde noch zweymalen mit Veränderung der Musik wiederhohlt, und dauerte bis um Mitternacht, wo sich diese Feuer in der besten Ordnung endete. —

Wir erhalten durch dies Blättchen nicht nur Kenntniß von dem langen Bestehen des Frankfurter Journals, wir ersehen auch gleichzeitig aus dieser Korrespondenz von Frankenberg, daß diese Zeitung schon im vorigen Jahrhundert eine Bedeutung hatte, und daß im engeren Hessenland es damals anscheinend mit der Tagespresse nicht genügend bestellt war. Die Geburtsfeier selbst giebt uns Zeugniß, wie auch unsere Vorfahren es schon verstanden haben, ihren Landesfürsten zu verehren. Gerade die oben geschilderte Festlichkeit sollte Manchem zu denken geben, da dieselbe zu Ehren des Fürsten stattgefunden, welcher von der Nachwelt so ungerecht geschmäht und noch bis heute verunglimpft wird. Charakteristisch dürfte das ausgehobene Druckblatt auch für das Zeitungsdeutsch der damaligen Zeit sein.

Frankenberg. **Dr. L.**



Aus Heimath und Fremde.

Am 6. November wurde zu Rumpenheim dem Prinzen Friedrich Karl, Hoheit, von Hessen, Rittmeister à la suite der Armee, von seiner Gemahlin, Margarethe, Prinzessin von Preußen, Königliche Hoheit, ein Knabenzwillingspaar geschenkt. Die beiden Prinzen sind äußerst kräftig und entwickeln sich zur größten Zufriedenheit, auch das Befinden der hohen Mutter ist ein gutes. Seine Hoheit der Prinz und Ihre Königliche Hoheit die Prinzessin Friedrich Karl von Hessen sind nunmehr Eltern von vier Prinzen.

Soviel bekannt ist es das erste Mal, daß im hessischen Fürstenhaus ein Knabenzwillingspaar geboren wurde, zweimal überliefert die Geschichte die Geburt von Zwillingstöchtern.

Am 30. Juni 1569 wurden dem Landgrafen Wilhelm IV. dem Weisen (gest. 1592) und seiner Gemahlin Sabine (gest. 1581), Tochter des Herzogs Christoph von Würtemberg, Zwillinge geboren: Prinzessin Agnes, gest. 15. September 1596, und Prinzessin Hedwig, vermählt mit dem Grafen Ernst von Schaumburg, (gest. 1644).

Am 25. Februar 1726 entsprossen der Ehe des Prinzen Maximilian (gest. 1753), Sohn des regierenden Landgrafen Karl, mit Friederike Charlotte (gest. 1777), Tochter des Landgrafen Ernst Ludwig von Hessen-Darmstadt, Zwillingstöchter: Prinzessin Marie, gest. 22. März 1727, und Prinzessin Wilhelmine, vermählt mit dem Prinzen Friedrich Heinrich Ludwig von Preußen, (gest. 1808).

Das erwähnte Ehebündniß des Prinzen Maximilian ist noch dadurch besonders bemerkenswerth, daß es die einzige Verbindung zwischen den Linien Hessen-Kassel und Hessen-Darmstadt geblieben ist.

Im Anschluß an die Enthüllung des Denkmals der Brüder Grimm in Hanau ist daselbst ein Ausschuß zusammengetreten, der beschlossen hat, in der Vaterstadt der Brüder ein Grimm-Museum in's Leben zu rufen. In Kassel, wo die Ständische Landesbibliothek infolge der Wirksamkeit von Jakob und Wilhelm Grimm an derselben längst zu einer Aufbewahrungsstätte von werthvollen Grimm-Andenken geworden ist, die zum Theil der jährlich von zahlreichen Fremden besichtigten ständigen Ausstellung seltener Handschriften und Drucke einverleibt sind, hat andererseits der bereits länger gehegte Gedanke, die schon vorhandene Sammlung weiter auszubauen, greifbare Gestalt gewonnen. Auf Anregung der Bibliothekare der Landesbibliothek hat sich unter Vorsitz des Oberbibliothekars Dr. Lohmeyer ein Ausschuß gebildet, dem zunächst die Ausführung der vorbereitenden Schritte übertragen ist. Geheimer Regierungsrath Professor Dr. Hermann Grimm in Berlin, der Sohn Wilhelm Grimm's, hat beiden Unternehmungen wohlwollende Unterstützung zugesagt.

Der neugegründete Fuldaer Geschichtsverein hielt am 25. November unter Vorsitz des Oberbürgermeisters Dr. Antoni seine erste Versammlung ab, die recht gut besucht war. Seminardirektor Dr. Ernst hielt einen sehr beifällig aufgenommenen Vortrag über Heinrich VIII. von Bibra, Fürstbischof von Fulda, 1759—1788 (s. auch „Hessenland", Jahrgang 1888, S. 293 ff.).

Eine stattliche Anzahl von Mitgliedern des Geschichtsvereins zu Kassel hatte sich am 23. November Abends im Saale des evangelischen Vereinshauses daselbst versammelt, um den nach Hofgeismar versetzten Superintendenten Wissemann, bisher zweiten Pfarrer an der Martinskirche zu Kassel, einen langjährigen, treuen Angehörigen des Vereins, durch ein Abschiedsessen zu ehren, dem auch der Oberpräsident Magdeburg, Excellenz, beiwohnte.

Universitätsnachrichten. In den Ruhestand trat der ordentliche Professor der Staatswissenschaften an der Universität Heidelberg Professor Dr. Karl Knies, geboren zu Marburg 1821. Unser berühmter hessischer Landsmann bekleidete seine Professur seit dem Jahre 1865, nachdem er vorher in verschiedenen Aemtern thätig gewesen war, so seit 1846 als Privatdozent in Marburg, dann von 1849 an als Lehrer der polytechnischen Schule zu Kassel, seit 1852 als Lehrer an der Kantonschule in Schaffhausen, seit 1855 als Professor der Kameralwissenschaften in Freiburg i. Br., seit 1862 als Direktor des badischen Oberschulraths. Diese einflußreiche Stelle legte er nieder, als die Regierung den von ihm eingeschlagenen Weg verließ. — Als Gelehrter gehört Knies der historischen Schule seiner Wissenschaft an, deren Haupt Wilhelm Roscher war. Von seinen wissenschaftlichen Werken ist das bekannteste „Geld und Kredit", Berlin 1873 bis 1876, 3 Abtheilungen; 2. Auflage der 1. Abtheilung: „Das Geld", 1886. Als seine Erstlingsarbeit ist abgesehen von seiner Dissertation „Historia Praenestis oppidi Marb. 1846" die Schrift: „Die Statistik als selbständige Wissenschaft" zu bezeichnen, die 1850 bei Luckhardt in Kassel erschien. Möge dem hochverdienten Forscher ein ruhiger Lebensabend beschieden sein.

Todesfall. Am 13. November starb im 60. Lebensjahre infolge eines Herzschlags der Kaufmann Hermann Ludewig zu Kassel, ein Mann von lauterem Charakter und ein warmer Freund unserer vaterländischen Geschichte. Hervorragend waren seine Kenntnisse in der Numismatik, welche er sich auf Grund einer in früher Jugend begonnenen Münzsammlung von schöner Ordnung und hohem Werthe erworben hatte.

C. N.



Was der hessische Weihnachts-Büchertisch bietet.

Die Zeit des höchsten Festes der Christenheit naht heran und mit ihm die Veranlassung und Gelegenheit die Lieben daheim zu bedenken Gar mancher wird wie schon häufig so auch jetzt beabsichtigen, die Seinigen durch geeigneten Lesestoff zu erfreuen. Da ist nun die Wahl bei der Fülle des Vorhandenen, die durch die übergroße literarische Fruchtbarkeit der Gegenwart bedingt wird, nicht leicht. Einem oder dem andern unserer Leser wird damit gedient sein, wenigstens über das einen Ueberblick zu gewinnen, was an neueren Erscheinungeu des Büchermarkts auf das Hessenland Bezug hat, bezw. von den hessischen Verlegern geboten wird.*) — Was giebt es da für die liebe Jugend in den verschiedenen Altersstufen?

*) Wegen billiger Beschaffung älterer hessischer Bücher ꝛc. sei auf die altbekannte Hessische Antiquariatsbuchhandlung (Inh. Hofbuchhändler G. Klaunig) in Kassel und auf das reichhaltige Antiquariat von Heinrich Schöningh in Münster i. W. verwiesen.

Da finden wir z. B. Folgendes angekündigt: „Neue Märchen" von Kurt Ruhn [mit Abbildungen], Hanau (Druck und Verlag von J. C. Kittsteiner, Hanau-Kesselstadt) 1895, Preis 2,50 Mark; „Märchen" von Marie Schotten, mit Bildern von Adolf Wagner, Kassel (Verlag von Gustav Klaunig, Inhaber K. Vietor) 1895; vorzüglich auch „Hoffmeisters Schatzkästlein" für Knaben und Mädchen, eine neue Sammlung von Märchen, Sagen und Erzählungen aus dem Heimathland der Brüder Grimm, mit einem Vorwort von Dr. Hugo Brunner und einem kolor. Titelbilde, geb. 1,20 Mark (Verlag von Th. G. Fisher & Co. in Kassel); sodann Eskuche, „Hessische Kinderliedchen", in Kassel im Verein mit Johann Lewalter gesammelt, Kassel (Verlag von Ernst Hühn), 2 Mark.

Für die reifere Jugend und für Erwachsene beiderlei Geschlechts möchten wir erwähnen an Dichtungen: „Eddergold", Sagenschatz aus

dem Lande der Hessen, zweite veränderte und vermehrte Auflage, von Ludwig Mohr (Selbstverlag, in Kommission bei K. Vietor, Kassel), Preis broschirt 2 Mark, elegant gebunden 3 Mark, eine Gabe unseres beliebten Mitarbeiters, die einzelne Gedichte enthält, welche den Lesern des „Hessenlandes“ recht wohl bekannt sind und von ihnen besonders geschätzt werden; ferner die in Bezug auf Form und Inhalt vollendeten Gedichte von Carl Preser eleg. geb. 4 Mark, sowie desselben Dichters „Ulrich von Hutten“, geb. 4 Mark, beide Werke im Verlag von Ernst Hühn in Kassel, wo auch erschienen „Ausgewählte Gedichte“ von Johann Lewalter (eleg. kart. 1,50 Mark), dem verdienten Herausgeber der „Deutschen Volkslieder“, in Niederhessen aus dem Munde des Volkes gesammelt, von denen die „Hessische Antiquariatsbuchhandlung“ (G. Klaunig, Kassel) soeben eine neue Auflage (geb. 4 Mark) herausgiebt. Des Weiteren seien empfehlend genannt die sinnige Dichtung „Am Edderstrand“, ein Sang aus dem Kattenlande, von Emilie Scheel (Kassel, Max Brunnemann), Preis geb. 3 Mark, sowie das prächtige „Arminslied“ von Carl Preser (Großenhain, Baumert & Ronge), Preis geb. 3 Mark (s. Jahrg. 1895, S. 294 ff.). Eine gediegene Auswahl poetischer Erzeugnisse von 37 hessischen Schriftstellern bietet das von Valentin Traudt herausgegebene „Hessische Dichterbuch“ (Selbstverlag, zweite Auflage 1895, gebunden 3,60 Mark). Der Name des Herausgebers begegnet unsern Lesern neben dem von Carl Preser wie schon so oft gleich auf der ersten Seite dieser Nummer. Nicht ungenannt bleiben folgende Dichtungen aus dem Verlag von Th. G. Fisher & Co. in Kassel: „Schwarzwaldlieder“ von Oskar Eisenmann, zweite stark vermehrte Auflage, kart. 1,20 Mark; Gedichte von Hermann Kette, zweite vermehrte Auflage, kart. 2 Mark; Charles Kingsley's Gedichte, aus dem Englischen von Pauline Spangenberg-Marburg, 2,40 Mark; sowie die kürzlich veröffentlichten Dichtungen von Josephine Gräfin zu Leiningen-Westerburg, brosch. 1,60 Mark, auf die ganz besonders hingewiesen sei.

(Schluß folgt.)

Personalien.

Verliehen: dem Pfarrer Wissemann in Kassel, ernannten Superintendenten der Diözese Hofgeismar-Wolfhagen, der rothe Adlerorden 4. Klasse.

Ernannt: der erste Pfarrer Schafft in Ziegenhain zum Superintendenten der Diözese Homberg-Ziegenhain; die Pfarrer Feyerabend in Nentershausen zum 3. Pfarrer in Hersfeld, Eiter in Hettenhausen zum 1. Pfarrer in Gersfeld und Schütte in Hassenhausen zum Pfarrer in Münchhausen; der Gerichtsassessor Schroeder in Eschwege zum Amtsrichter in Bischhausen.

Uebertragen: dem Bergwerksdirektor Schlösser in Habichtswald die Leitung des Steinkohlenbergwerks am Deister zu Barsinghausen und dem Bergassessor Zickler in Lautenthal die Wahrnehmung der Geschäfte des Bergwerksdirektors für die Braunkohlenwerke am Habichtswald rc.

Versetzt: der Amtsgerichtsrath Schilling in Hofgeismar nach Heiligenstadt; der Amtsrichter Unverzagt von Schwarzenfels nach Bergen; der Gerichtsassessor Heß in den Bezirk des Oberlandesgerichts Frankfurt a. M.; der Referendar Heinrich Schneider in den Oberlandesgerichtsbezirk Celle.

Geboren: ein Sohn: Pianofortefabrikant Fritz Scheel und Frau Ella, geb. Schirmer (Kassel, 16. November); Otto Fennel und Frau Marie, geb. Schäfer (Kassel, 19. November); Fabrikbesitzer Julius Dieterici und Frau Else, geb. Bergemann (Kassel, 19. November); eine Tochter: Lehrer Georg Schade und Frau, geb. Schmidt (Kassel, 21. November); Professor K. Manns und Frau, geb. Stock (Rinteln, 25. November);

Verlobt: Kreiswundarzt Dr. med. Adolf Klingelhoefer zu Amöneburg mit Fräulein Else Sallmann (Kirchhain, November).

Vermählt: praktischer Zahnarzt Karl Klein mit Fräulein Lina Udet (Kassel, 14. November); praktischer Arzt Dr. med. Gustav Brunner zu Kassel mit Fräulein Lina Steingraeber (Bayreuth, 16. November).

Gestorben: Rechnungsrath Nikolaus Sachse, 68 Jahre alt (Kassel, 12. November); Bankier Moritz Bethcke, 62 Jahre alt (Kassel, 12. November); Frau Oberlandesgerichtspräsident Laura Vierhaus, geb. Riege (Berlin, 13. November); Kaufmann Hermann Ludewig, 59 Jahre alt (Kassel, 13. November); Rentner Viktor Rinald, 77 Jahre alt (Kassel, 13. November); Fräulein Lilli Börsch, 77 Jahre alt (Fritzlar, 15. November); Kantor a. D. Ludwig Braun, 77 Jahre alt (Wellerode, 16. November); Kanzleirath a. D. Ferdinand Strothmann, 67 Jahre alt (Kassel, 19. November); Frau Anna Katharina Bornmann, geb. Homburg, 61 Jahre alt (Kassel, 23. November); Frau Johanna Marie Albertine Schimmelpfeng, geb. Gundelach (Villenkolonie Grunewald, 25. November).

Briefkasten.

Ph. H. in Hersfeld. Für Uebersendung des Manuskriptes vielen Dank.

O. W. in Alsfeld. Ihre Einsendung ist bereits dem Verfasser des betr. Aufsatzes zugegangen. Besten Gruß. Lassen Sie doch häufiger etwas von sich hören.

L. in Frankenberg; C. P., W.; V. T., R. Besten Dank.

F. N. in Kassel. Für gütige Uebersendung eines Abzugs der sorgfältigen Vervielfältigung der denkwürdigen Ansprache des Kronprinzen Friedrich Wilhelm sind wir Ihnen sehr verbunden.

☞ Auf das dem heutigen Hefte beiliegende Weihnachts-Rundschreiben der Verlagsbuchhandlung von Max Brunnemann in Kassel wird aufmerksam gemacht.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. W. Grotefend in Kassel. Druck und Verlag von Friedr. Scheel in Kassel.



№ 24. X. Jahrgang. Kassel, 18. Dezember 1896.

Wintergruß.

Bis erst der Lenz die Knospen ruft,
Muß ich Dir Liedesblumen pflücken,
O, mög' ein wenig Glanz und Duft
Sie wie die holden Schwestern schmücken!
Wie schön des Frühlings Kinder sind;
Die armen müssen schnell verblühen;
Das Lied, des Herzens heit'res Kind
Wird stets in frischen Farben glühen.
Die Lieder sind verschloss'nes Glück,
Gebannt mit mächt'gem Zauberstabe:
Die Liebe nimmt den Bann zurück,
So komm' und freue Dich der Gabe.
Dann wird das warme Herz Dir weit,
Dann wirst Du reinstes Glück genießen,
Denn meine ganze Seligkeit
Wird sich in Deine Brust ergießen.

O. A. Elissen.





Oberstlieutenant Lingg und die Rettung von Hersfeld.

Auf Grund der Quellen dargestellt von Professor Hafner.

(Schluß.)

Während die zum Abbrennen ausgewählten Häuser angezündet wurden — sie waren so gut ausgesucht, heißt es im Kirchenbuche, daß ein Bürger von Hersfeld, der das Lokale gut kännte, sie nicht besser habe auswählen können, um alle Gefahr abzuwenden —, erschien Lingg vor der Front seiner Jäger und verlas ihnen den kaiserlichen Befehl; er knüpfte daran ernste Worte über das traurige Schicksal der Einwohner einer Stadt, in der sie soviel Gutes erfahren hätten, und schloß dann mit den Worten: „Soldaten! Der Befehl zur Plünderung ist gegeben. Wer Lust hat zu plündern, der trete heraus aus dem Glied.“ Aber kein Mann trat heraus. Auch einer wiederholten Aufforderung folgte lautlose Stille. So unterblieb die Plünderung der Stadt gänzlich. Als die vier Häuser*) in Brand standen, verließ Lingg mit seinen Jägern die Stadt und marschirte nach Vacha. Barbot war schon, gleich als die ersten Rauchsäulen aufstiegen, auf der Straße nach Kassel abmarschirt.

Aus dieser auf der durchaus glaubwürdigen Aufzeichnung im Kirchenbuche beruhenden Darstellung der Ereignisse vom 20. Februar dürfte zunächst das hervorgehen, daß das Unterlassen der Plünderung einen Ruhmestitel für Lingg und seine Jäger bildet. Es zeugt von der deutschen Treue des Führers und der Mannschaften, zugleich aber auch von dem vorzüglichen Geiste, den Lingg seinen Leuten einflößte, daß nach Lingg's Rede auch nicht einer bei der Aufforderung zum Plündern sich rührte. Als solches Ruhmesblatt hat auch Hebel die edle That in seinen „Rheinischen Hausfreund“ von 1808 aufgenommen, aus dem sie in das 1811 zum ersten Male erschienene „Schatzkästlein“ übergegangen ist.**)

Schwieriger ist die Beantwortung der Frage, wem Hersfeld seine Errettung vom Untergange durch Feuer zu verdanken hat. Daß der Gedanke selbst, nur vier einzeln stehende Häuser anzuzünden, von Lingg persönlich herrührt, erfahren wir von ihm selbst; in einem Briefe vom 24. Dezember 1840 an den damaligen Landrath Hartert***) spricht Lingg von diesem Gedanken als seinem vorgefaßten Plan. Und diesem eigenen Zeugnisse des braven Mannes wird man unbedingten Glauben schenken müssen. Die Ausführung dieses Planes aber war nur möglich, wenn die französischen Befehlshaber ihn guthießen. Denn abgesehen davon, daß die Voraussetzung des Gelingens in dem Umstande lag, daß Lingg die Exekution übertragen wurde, — was hätte denn auch Lingg's Handlungsweise der Stadt ohne die Zustimmung der Vorgesetzten nützen können? Wohl konnte der deutsche Offizier im Interesse seiner deutschen Landsleute den Kopf riskiren, aber damit war das Unglück nicht von der Stadt abgewandt. Denn es wäre doch mehr wie wunderbar gewesen, wenn der nur wenige Meilen von Hersfeld entfernt wohnende Gouverneur nichts davon hätte erfahren sollen, daß man des Kaisers Befehl in so willkürlicher Weise ausgelegt habe. Und hätte dann nicht, wenn dieser Lingg's Vorgehen mißbilligte, leicht ein andrer nachholen können, was ein ungehorsamer Offizier versäumt hatte? Daß dies nicht geschehen ist, zeugt schon genug für die Annahme, daß das Generalgouvernement mit Lingg's Verfahren durchaus einverstanden war. Es fehlt aber auch nicht an direkten glaubwürdigen Zeugnissen, die die wohlwollende Gesinnung der beiden französischen Befehlshaber Barbot und Lagrange ausdrücklich betonen. Hebel erzählt, auf Fürbitten der französischen Kommandanten von Hersfeld und Kassel sei die Strafe in der Weise gemildert worden, daß nur vier Häuser angezündet werden sollten; und das Kirchenbuch enthält an der Stelle, wo von der günstigen Wahl der Gebäude

*) Es war das Exerzierhaus auf dem Markt, das Stroh- und Heumagazin im Stift, das Sonder-Siechenhaus an der Fuldabrücke und ein einzeln stehendes Haus am Eisfeld, in der Nähe der Braun'schen Fabrik.

**) Diese Erzählung ist vor dem 5. Juni geschrieben; denn bis zu diesem Tage mußten alle Mittheilungen für den Jahrgang 1808 an den Hofbuchdrucker Sprinzing zum Drucke eingesandt sein. Vergl.: „Der preußische Krieg im Jahre 1806 und 1807“ gegen Ende.

***) Abgedruckt im „Hersfelder Intelligenz- und Anzeigenblatt“ 1862, Nr. 18.

die Rede ist, den Satz: „Dank sei dafür gesagt dem menschenfreundlichen General Barbot!“ So berichtet auch Rommel in dem Artikel „Hersfeld“ in Ersch und Gruber's Enzyklopädie, der im Jahre 1830 erschienen ist, Barbot habe nur vier Häuser anzünden lassen. In diesem Zusammenhange fällt auch vielleicht ein helleres Licht auf die anderswo überlieferte Nachricht, daß Barbot am 19. Februar in Begleitung mehrerer Offiziere, unter denen sich auch der Oberstlieutenant Lingg befunden habe, im heftigsten Sturm und Schneegestöber in der Stadt umhergeritten sei. Sollte man nicht annehmen dürfen, daß bei dieser Gelegenheit der General mit Lingg die Häuser ausgewählt habe, die in Flammen aufgehen sollten? Erwägt man weiter, daß Barbot gerade Lingg, dessen Gesinnung ihm doch wohl bekannt sein mußte, die Ausführung des Befehls übertrug, daß er an dem verhängniß-



Das Lingg-Denkmal zu Hersfeld.
Nach einer Aufnahme von F. Tellgmann, Hofphotograph in Hersfeld.

vollen Tage alle französischen Truppen aus der Stadt herausführte, daß er beim Anblick der ersten Rauchsäulen eiligst auf der Straße nach Kassel abzog, so dürfte wohl nur einseitige Voreingenommenheit noch behaupten, Barbot habe gar keinen Antheil an der Rettung Hersfelds und diese sei einzig und allein von Lingg bewerkstelligt worden.

Aber auch Lagrange muß, wie oben schon hervorgehoben, Lingg's Verfahren gutgeheißen haben. Es entsprach das nicht nur seiner anerkannt menschenfreundlichen Gesinnung, sondern stand auch in innigem Zusammenhange mit Verhandlungen, die damals der Gouverneur mit dem Kurfürsten bezw. den hessischen Ministern führte, über welche wir durch eine neue Veröffentlichung von Hugo Brunner (im „Hessenland“ 1896, S. 31 f.) unterrichtet werden. Als nämlich Hessen von den französischen Truppen besetzt worden war, war zwar das Baarvermögen des Kurfürsten bezw. des Landes vor den Feinden gerettet worden. Dagegen waren die Belege und

Nachweisungen über die zahlreichen Ausstände und die in den Kassen des Landes steckenden, theilweise auch von diesen ausgeliehenen Gelder in die Hände des Generalgouverneurs Lagrange gefallen. Dieser kündigte eine Kontribution von 6 Millionen Livres an, erklärte aber den hessischen Ministern von Waitz und von Baumbach, die schon alles verloren gaben, daß er dem Kaiser aus den kurfürstlichen Vermögensübersichten nicht mehr als 44 Millionen Livres angegeben und daraus speziell sechs Posten namhaft gemacht habe, aus denen die Kontribution am leichtesten beigetrieben werden könne, indem er zugleich versprach gegen eine namhafte Vergütung für sich und seinen Generalintendanten nicht nur dem Kaiser ein Mehreres nicht zu melden, sondern auch alles, was er darüber in Händen habe, herauszugeben, auch keine weiteren Nachforschungen anstellen zu lassen und selbst alle Nachrichten, die sich darüber noch bei den hiesigen Kollegien befänden, verabfolgen zu lassen, soweit solches, ohne ihn zu kompromittiren, möglich sei. Die Vergütung wurde von dem mit der Vermittlung des Geldgeschäftes beauftragten Banquier Jordis auf 800 000 Franken angegeben, später aber auf 700 000 Franken herabgesetzt.

Die mit dem Kurfürsten über dieses Abkommen angeknüpften Verhandlungen zogen sich bis in den Februar 1807 hin; am 22. Februar wurden die letzten 300 000 Franken auf Verantwortung der hessischen Minister für den Gouverneur angewiesen.

Es leuchtet ein, daß diese Unterhandlungen nicht ohne Einfluß auf die Stimmung des an sich ja als human anerkannten Generals sein konnten. Die hessischen Minister selbst bezeugen es, daß dieselben mit dazu beigetragen haben, härteres Unglück von Hessen abzuwehren; denn sie rechtfertigen ihr Verfahren dem Kurfürsten gegenüber damit, daß es nicht rathsam erschienen sei, das Gouvernement durch Ablehnung des Abkommens „zu indisponiren und solches hierdurch zu härteren Maßregeln gegen das Land und zu nachtheiligen Berichten an den Kaiser zu veranlassen". Sie erklären Ursache zu haben zu glauben, daß dieser Endzweck nicht ganz unerreicht geblieben sei. Es ist vielleicht mehr als ein Zufall, daß der Abschluß des Abkommens zeitlich mit dem Hersfelder Ereignisse fast zusammenfällt.

Ob nun Lagrange das Verfahren in Hersfeld nur nachträglich gutgeheißen oder im Voraus gebilligt hat, ist an der Hand des vorliegenden Materials kaum zu entscheiden. Ich möchte das Letztere für das Wahrscheinlichere halten, wenigstens hört eine am 25. Februar von der Stadt Hersfeld abgesandte Deputation, bestehend aus dem Bürgermeister Sandmeister, dem Assessor Sunkel und dem Pfarrer Wissemann, von der Landesregierung, daß das Gouvernement den Befehl, die Stadt zu verbrennen, auf die angeführte Art modifizirt und ausgelegt habe.*) Daß dies sogar nicht ohne Wissen des Kaisers geschehen sei, ist eine Vermuthung, die wenigstens die eben genannte Deputation nicht von sich wies.**) Soviel aber steht fest, daß des Generalgouverneurs Zustimmung, mag sie nun vorher oder nachher erfolgt sein, Geheimniß bleiben sollte. Denn der Deputation, die zur Beruhigung der Bürger ihn um eine Sauve-garde bitten wollte, erklärten die hessischen Minister, sie dürften und wollten es nicht wagen, Schritte der Art bei dem Gouverneur zu thun, da dieser die Existenz Hersfelds ignoriren müsse.

Fassen wir nochmals das Ergebniß unserer Untersuchung zusammen, so dürfte als feststehend anzusehen sein, daß unter (ausdrücklicher oder stillschweigender) Zustimmung des Generalgouverneurs und unter offenbarer Beihilfe und Unterstützung Barbot's der Oberstlieutenant Lingg die Rettung von Hersfeld bewerkstelligt hat. Die ersteren beiden haben die Ausführung des Lingg'schen Planes ermöglicht, dieser selbst ihn durchgeführt. Ob und welche sonstigen Einflüsse persönlicher Art sich geltend gemacht haben — so sind Barbot, Lingg und der Stiftsbeamte Hartert, wie mir versichert wird, Freimaurer gewesen —, läßt sich bei der vertraulichen Natur dieser Beziehungen nicht feststellen, so einleuchtend es auch ist, daß Hartert solche Verbindungen — wenn sie vorhanden waren — nicht unbenutzt gelassen haben wird.

Wenn nun unsere Darstellung ergeben hat, daß die Rettung Hersfelds nicht einzig und allein Lingg's Werk gewesen ist, schon deshalb, weil er allein sie gar nicht hätte ausführen können, so wird doch niemand bei unbefangener Beurtheilung darin eine Schmälerung seines Verdienstes sehen. Es bleibt wahrlich noch genug, um ihm den Dank der Hersfelder Bürgerschaft für alle Zeiten zu sichern. Er hat als Kommandant wochenlang die Lasten der fremden Einquartierung gemildert, er hat den Plan gefaßt, die Stadt in der angegebenen Weise zu retten, er hat, mit der Ausführung beauftragt, auch die schwere Sorge auf sich genommen, ob ihm sein Rettungswerk auch gelingen werde. Und wie schwer er daran

---

*) In diesem Falle könnte der am 19. Februar in Hersfeld eingetroffene Oberst von Müller (ein früherer hessischer, damals im Dienste des Generalgouvernements stehender Offizier) die nöthigen Weisungen überbracht haben.

**) Eine Unterstützung könnte diese Vermuthung in Hebel's Erzählung finden.

getragen, zeigt gleichfalls jener oben angeführte Brief an den Landrath Hartert, worin er gesteht, daß er in der Nacht zum 20. Februar, als ein orkanartiger Sturm seinen Plan zu vereiteln drohte, fest entschlossen gewesen sei durch die Flucht sich der Brandexekution zu entziehen, — als sich der Sturm plötzlich gegen Morgen gelegt habe. Er hat endlich durch sein entschiedenes Auftreten vor der Front und durch seine energische Anrede an die Soldaten jeden Gedanken an Plünderung, wenn ein solcher wirklich in dem einen oder andern seiner Leute aufgestiegen wäre, von vornherein unmöglich gemacht und dadurch grenzenloses Elend verhütet. Und wem das noch nicht genügt, der möge bedenken, daß seine Handlungsweise nur seinem edlen Charakter entsprang, daß er im Gegensatz zu den französischen Befehlshabern mit größter Uneigennützigkeit ein Geschenk von 200 Karolinen, das ihm noch am Tage seiner That eine Deputation des Hersfelder Magistrates in Vacha anbot, nicht annahm, weil er sich keine gute That mit Geld bezahlen lasse, indem er sich zum Andenken nur eine silberne Münze erbat, auf der die Stadt Hersfeld und der damalige Auftritt dargestellt sei, und daß er noch in späteren Jahren bekannte, daß er für das Wenige, was er bei der Katastrophe vom 20. Februar 1807 für die Stadt Hersfeld habe thun können, längst reichlich belohnt sei durch das Gefühl, die Pflichten des Menschen mit denen des Soldaten vereinigt zu haben, durch die allseitige gute Aufnahme seiner Handlungsweise und durch die huldreiche Auszeichnung, womit er von den Regenten des hessischen Kurstaates begnadigt worden sei.*)

Darum Ehre seinem Andenken!

*) Lingg war von Kurfürst Wilhelm I. als Lingg von Linggenfeld in den Adelstand erhoben und durch Verleihung des Goldnen Löwenordens ausgezeichnet worden.



Landgraf Wilhelm IV. der Weise von Hessen und seine Hofdienerschaft

nach der Ordnung vom 20. Januar 1570.*)

Laut der Ueberschrift der Ordnung, aus welcher hier das für die damaligen Zeitverhältnisse bezw. für den Charakter des Landgrafen besonders Bezeichnende ausgehoben sei, betraf sie die gesammte Hofdienerschaft ohne Unterschied des Ranges und Standes. Diese Dienerschaft zerfiel dann wieder in solche hohen und niederen Standes. Nach der in § 1 gegebenen Erläuterung wurden alle Grafen, Herren und Junker, die an den Hof genommen, zu der Dienerschaft hohen, aber die Schreiber, Musikanten, Marställer, Knechte nebst dem übrigen Haus- und gemeinen Gesinde zu der niedrigen Standes gerechnet. Die ersteren leisteten bei ihrer Aufnahme in den Dienst ein Handgelöbniß bei ihren gräflichen und adligen Ehren, die anderen einen Eid nach recht ausgedehnter Formel, in welcher sie dem Landgrafen treue und fleißige Ausübung ihrer Verrichtungen und ihren Vorgesetzten willigen Gehorsam zusicherten. Wer in den Dienst des Landgrafen eintrat, verpflichtete sich demselben auf mindestens zwei Jahre, wollte er dann ausscheiden, so wurde von ihm vierteljährliche Kündigung verlangt, damit man sich nach geeignetem Ersatz umsehen konnte (§ 2). Urlaub war zu erlangen, doch wurde vorausgesetzt, daß der Beurlaubte zu bestimmter Zeit wieder eintraf. Blieb jemand darüber hinaus aus, so wurde ihm für die versäumte Zeit Besoldung und Kleidung abgezogen; woraus zu ersehen ist, daß auf sehr fühlbare Weise gestraft wurde. Pferd und Diener hatte der Urlauber mitzunehmen, da der Landgraf demselben während seiner Abwesenheit für Pferde kein Futter und für Diener kein Essen bewilligte. Doch gestattete der Landgraf, der kein hartherziger Mann war, daß lahme Pferde oder kranke Diener zurückblieben, nur mußte es mit Vorwissen des Hausmarschalls geschehen (§ 18). Die große Mehrzahl der Paragraphen handelte von den Pflichten, die das Hofgesinde zu erfüllen hatte; von den Leistungen des Landgrafen gegen das Gesinde ist lediglich in § 3 und § 25 die Rede und zwar mehr beiläufig, wie das aus dem Wesen des alten Fürstenthums zu erklären ist.

*) Der Titel dieser handschriftlich in Msc. Hassiaca 4° 41 der Ständischen Landesbibliothek in Kassel S. 209—217 aufgezeichneten, in Rommel, Geschichte von Hessen, V, S. 716, nur in ganz kurzem, noch dazu nicht von Irrthümern freien Auszuge wiedergegebenen Ordnung lautet: „Hofordnung unseres gnädigen Fürsten und Herrn Landgraf Wilhelms zu Hessen, deren sich alle seine Hofdiener hohes und niedriges Standes verhalten sollen. Aus etzlicher Kur- und Fürsten Ordnung zusammengestellt.“

Daß Landgraf Wilhelm ein frommer Herr war, ist bekannt. Demgemäß verlangte er von seinen Hofdienern hohen und niederen Standes vor allen Dingen Gottesfurcht, die sich in Besuch der Predigt des göttlichen Worts, Anwohnen der Austheilung der Sakramente und andächtigem Anhören des Tischgebets vor und nach der Mahlzeit zu bethätigen hatte (§ 4, 20). Im Zusammenhang damit stand das strenge Verbot des Fluchens und Schwörens. Für adlige Hofleute oder „dergleichen namhafte Person" war in jedem Falle der Uebertretung eine Strafe von zwei Weißpfennig, für die gemeine Dienerschaft eine solche von einem Weißpfennig festgesetzt, zu deren Aufnahme eine eigene Büchse zur Hand war, wohl ein Beweis, daß in diesem Punkt recht ausgiebig gesündigt wurde. Weigerte sich einer zu zahlen, so schloß ihn der Marschall „die folgende Mahlzeit in Maulkorb" und ließ ihn für deren Dauer „den andern zum Spektakel und Abscheu" darin gehen (§ 21).

Weiter hielt der Landgraf bei seinen Hofleuten sehr darauf, daß sie ihre religiöse Gesinnung auch durch Halten auf Frieden und Eintracht bekundeten (§ 5, 12 und 13), namentlich sich des Murrens, Rottirens, Balgens und Ausforderns enthielten. Damit war die Frage des Zweikampfs angeschnitten, die heutzutage noch soviel Staub aufwirbelt. Landgraf Wilhelm war ein Gegner des Duells und war bestrebt ihm nach Möglichkeit vorzubeugen. Schärfte er einerseits ein, wenn zwei mit einander uneins würden und sich schlagen wollten, daß dann die außerdem Anwesenden dies zu verhindern suchen sollten, so verordnete er andererseits die gütliche Austragung etwaiger Zwistigkeiten unter Hofleuten vor den unmittelbaren Vorgesetzten der Entzweiten, deren Entscheidung maßgebend zu sein hatte. Erschien die Veranlassung der Entzweiung aber wichtig genug, so waren fürstliche Räthe heranzuziehen, die nöthigenfalls einen Machtspruch fällten. Wir sehen also zu den heutigen Schieds- und Ehrengerichten bereits den Grund gelegt.

Welcher Art die Ursache des vermuthlich nicht eben seltenen Zanks in der Regel gewesen sein wird, bleibt uns nicht verborgen, wenn wir die folgende Stelle aus § 7 der Hofordnung Landgraf Wilhelm's heranziehen, wo es heißt:

> „Daß die vom Adel und andere Personen bei vorkommenden Gelegenheiten den Wein mit Bescheidenheit zu sich nehmen sollen, damit der nicht ihr, sondern sie sein Meister bleiben, damit sie in Verrichtung ihrer Obliegenheiten nicht beeinträchtigt werden, auch keinen Hader oder Zank anfangen",

oder aus § 22 Folgendes:

> „Unter dem Essen soll sich jeder grober unzüchtiger Worte und Geberden, des Vollsaufens, Rufens, Pfeifens, lauten bäurischen Lachens und dergleichen Unflätigkeit enthalten, die Speise fein züchtig und ehrlich zu sich nehmen, auch den Saal nicht verunreinigen."

Durch allzu gesittetes Betragen scheint sich darnach die große Masse des Hofgesindes damals noch nicht ausgezeichnet zu haben.

Aus dem Vorhergeschickten ergiebt sich die Nothwendigkeit strenger Aufrechterhaltung der Disziplin. Diese faßte der Landgraf nachdrücklich in's Auge. Jede Auflehnung war streng untersagt. Wußten Marschall und Burggraf, die speziellen Vorgesetzten des Hofgesindes, sich gegenüber dem niedern Gesinde nicht mehr anderweitig zu helfen, so war ihnen nach § 11 unbenommen mit ihren Amtsstäben unter die Menge zu schlagen, ohne daß sich jemand deshalb beschweren durfte; es war den Herrn von Adel ausdrücklich untersagt sich ihres etwa getroffenen Gesindes anzunehmen. Wer sich zur Wehr setzte, wurde an Leib und Leben gestraft. Der Fürst erwies sich damit als ein Freund derben Zugreifens und eine Stütze beamtlicher Autorität. Im Einklang damit wurde auf Innehaltnng von Pünktlichkeit und Ordnung besonderes Gewicht gelegt. Wer ausblieb, dem wurde das Hoffutter für den betr. Tag entzogen (§ 6). Die Reisigen des Landgrafen wurden dazu angehalten, als Gefolge des Landgrafen bei Ausritten stets militärische Ordnung zu halten, sie durften, wenn Halt gemacht wurde, nicht absteigen, um zu schlafen, und die Gäule an die Bäume binden, sondern hatten sich deren Beaufsichtigung angelegen sein zu lassen (§ 10).

Gute Pferdepflege war überhaupt etwas, auf das es dem Landgrafen wesentlich ankam, wie ihm denn die Voraussetzungen für die zur Bewahrung der Tüchtigkeit der Reiterei unerläßlichen Bedingungen recht gut bekannt waren. Damit die Pferde stets in tauglichem Zustande waren, mußten Marschall, Stallmeister und Hufschmied vierteljährlich eine genaue Besichtigung derselben vornehmen und die nicht brauchbar befundenen aussondern. Um die Pferde zu schonen, verbot der Landgraf muthwilliges Zuschandenreiten ernstlich und, was vielleicht von noch größerem Erfolg war, er gab keinen Ersatz für außer Dienst muthwillig zu Schanden gerittene Gäule, während er sonst bei in seinem Dienste unbrauchbar gewordenen Pferden durchaus mit der Billigkeit verfuhr (§ 16), die er auch bei krank gewordenen Hofleuten zur Richtschnur seines Handelns nahm,

indem er ihnen für die Zeit ihrer Krankheit an Stelle der fortfallenden Hofkost wöchentlich ½ fl. Krankengeld bewilligte (§ 25).

Die Ordnung von 1570 birgt noch weiter Bestimmungen über die Geheimhaltung von seitens des Landgrafen gepflogenen Gesprächen durch die zugegen gewesenen Hofleute (§ 8), gegen Sichvordrängen derselben (§ 9, 23) und schließlich eine, die hier deshalb gerade an den Schluß gebracht werden soll, weil sie der Gesinnung, von welcher Landgraf Wilhelm, wie überhaupt die alten hessischen Fürsten, erfüllt war, der Sorge für den gemeinen Mann, zumal den den Grundstock der Bevölkerung bildenden Bauer, in schlichten Worten Ausdruck verleiht; es ist die Anweisung an seine Reisigen (in § 10), den armen Leuten nicht durch die bestellten oder mit Frucht bestandenen Aecker zu reiten und ihnen Schaden zuzufügen, „denn es ist ein Frevel, der strafenswerth ist“.

W. Grotefend.



Ein Weihnachtsgeschenk.

Nach Familienaufzeichnungen erzählt von Wilhelm Bennecke.

In Kassel wohnte während der französischen Fremdherrschaft in einem der Häuser am Altmarkt, wenn ich nicht irre war es im „Fisch“, ein höherer Finanzbeamter, welcher jedoch keineswegs ein Franzose, sondern ein ganz guter Deutscher war, den nur der Umschwung aller bestehenden Verhältnisse bewogen hatte, eine Anstellung von der westfälischen Regierung anzunehmen. In seiner Jugend * * * 'scher Artillerieoffizier, war er später in den Zivildienst getreten, wo er sich bald den Ruf eines vorzüglichen Rechnungsbeamten erwarb, sodaß er nach Gründung des Königreichs Westfalen in dessen Hauptstadt berufen wurde, um hauptsächlich mit der Verwaltung der Staatsdomainen beauftragt zu werden, denn gute Rechenmeister konnte man in der Umgebung des Königs Lustig sehr gut gebrauchen und traute den ehrlichen Deutschen, was die Finanzwirthschaft betraf, wohl noch mehr wie den pfiffigen Franzosen.

Generalinspektor Streicher war noch ein Mann in den besten Jahren, als er seine Stellung in Kassel antrat. Er brachte eine hübsche Frau und drei Kinder mit, denen er seither der zärtlichste Vater wie seiner Gattin der liebevollste Ehemann gewesen war, an dessen Musterhaftigkeit niemand zu zweifeln wagte. Da Streicher, wie bereits hervorgehoben, zu rechnen verstand, so bezog er keine Wohnung in der theuren Oberneustadt, sondern suchte sich ein geräumiges Logis am Altmarkt aus, denn genügenden Raum mußte er für seine Familie und für seine großartige Sammlung mathematischer und physikalischer Instrumente haben, von welchen er eine nicht geringe Anzahl selbst verfertigt hatte. Eine von ihm konstruirte Goldwage befand sich in der Kasseler Münze noch nach langen Jahren im Gebrauch und wurde später als eine Art von Rarität angesehen.

Zuerst nahmen Streicher die umfassenden und verwickelten Amtsgeschäfte ganz und gar in Anspruch, denn mit der ihm innewohnenden Pünktlichkeit suchte er womöglich alles selbst zu erledigen und verließ sich auf seine Unterbeamten garnicht. Er wollte eben den windbeuteligen Franzosen zeigen, welch ein gewaltiger Unterschied zwischen ihrer Geschäftserledigung und derjenigen eines subtilen Rechnungsbeamten aus dem Kollegienhof eines der verlachten deutschen Staaten sei. Selbstverständlich fanden die Herren aus Paris sein Gebahren erstrecht lächerlich, als er aber den ehemaligen Offizier herauskehrte und ihnen in kaltblütigster Weise andeutete, daß er jedem den Schädel spalten werde, der sich irgend wie über ihn moquire, so ließen sie ihn scheinbar in Ruhe, umsomehr, als König Hiernonymus sich als Menschenkenner gezeigt und ihm sein völliges Vertrauen bei verschiedenen finanziellen Privatangelegenheiten geschenkt hatte, was nicht verborgen geblieben war.

Die französischen Herren suchten den guten Generalinspektor nun auf eine andere Art zu fassen, wobei sie leider besseren Erfolg hatten. Ganz nach und nach, je mehr seine anfänglich so überaus umfangreichen dienstlichen Angelegenheiten sich verminderten und einem regelmäßigen mechanischen Ineinandergreifen Platz machten, nahm er an ausgelassenen Vergnügungen Theil, die vom Hofe des lustigsten aller Könige auch in die Privatkreise seiner Beamten höheren und niederen Grades übertragen wurden, und zeichnete sich zur allgemeinen Ueberraschung sogar durch ein gewisses Raffinement aus. Sowie seine Pariser Kollegen merkten, daß dies die schwache Seite des sonst so ernsten Mannes sei, war es ihnen klar, wie sie ihn zu behandeln hatten. Sie schmeichelten seiner Eitelkeit, indem sie ihn als

guten Gesellschafter lobten, von welchem selbst sie noch zu lernen im Stande seien. Obwohl Streicher nach wie vor der gewissenhafte, pflichttreue Beamte blieb, dessen Unbestechlichkeit bei der sonstigen Korruption fast sprichwörtlich war, so gerieth er doch außerdienstlich in ein gefährliches Fahrwasser, in welchem er mit seinen privaten Verhältnissen leicht Schiffbruch leiden konnte. In einem Punkte aber blieb er sich treu, seine vier Wände bewahrte er vor jeder Ausschreitung des Lebemännerthums.

Es war im Winter, der Schnee fiel anhaltend, und die gewohnten pomphaften Jagdpartien hatten eine kleine Unterbrechung erlitten. Man fing etwas an sich zu langweilen, da bei dem Uebermaß von Vergnügen gewöhnliche Zerstreuungen nicht mehr ausreichten, und da war es dem Generalinspektor vorbehalten, seinen Freunden aus dieser entsetzlichen Noth zu helfen. Er hatte ein weltvergessenes Dörfchen in der Söhre ausfindig gemacht mit dem armseligsten Wirthshaus, das man sich denken konnte, und beschloß dem engeren Kreise seiner Bekannten hier eine Ueberraschung zu bereiten. Näheres erfuhr jedoch vorläufig nur sein Intimus, der Oberkontroleur im Finanzministerium Monsieur Vautour, welcher jedoch im letzten Augenblick erklärte, durch dringende Geschäfte verhindert zu sein, an der Partie theilzunehmen. Man ließ selbstverständlich diese Entschuldigung nicht als glaubwürdig gelten und machte sich über die plötzlich zu Tage getretene Arbeitswuth des Oberkontroleurs weidlich lustig, mußte ihn jedoch ziehen lassen. Vautour ging an jenem Nachmittag nicht in das Ministerium, sondern in seine Wohnung, wo er ganz besonders sorgfältige Toilette machte. Als er die drei oder vier prächtigen, von feurigen Rossen gezogenen Schlitten, in welchen Streicher und seine Freunde saßen, unter lustigem Schellengeklingel an seinem Hause vorüberfliegen sah, verbeugte er sich mit höhnischen Gelächter und winkte ihnen, hinter den Vorhängen verborgen, „Viel Vergnügen!" nach.

Vautour war ein schöner und auch geistvoller Mann, der, gebildet in der Pariser Lebensschule, die auf mancherlei Beweisen ruhende Ueberzeugung in sich trug, daß kein Frauenauge so leicht gleichgültig über ihn hinwegblicken könne. Diesmal nun wollte er seine Liebenswürdigkeit, Kunst und Erfahrung an niemand Geringerem erproben, als an der Frau seines geliebten Freundes, des Herrn Generalinspektors selbst. Bei seinen häufigen Besuchen im Hause desselben hatte er wohl bemerkt, daß Frau Friederike seiner interessanten Konversation gern gelauscht; anfangs unterhielt sie sich zwar etwas schüchtern, später aber ganz ungezwungen mit ihm, um so mehr, da er die Kinder, die zwei bis sechs Jahre zählten — sie war erst zwanzig alt gewesen, als sie den nunmehrigen Generalinspektor heirathete —, ganz auf seiner Seite hatte, denn er kam nie, ohne Schnuckereien und Spielsachen mitzubringen. Frau Friederike war keine blendende Schönheit, aber eine hübsche, echt deutsche Erscheinung; und wäre sie auch weniger hübsch gewesen, es gefiel nun einmal Herrn Vautour, ihr die Cour zu machen.

Im Aeußeren untadelig, das Herz um so verderbter, trat Vautour gegen Abend in das Wohnzimmer seines Freundes, in welchem er dessen Gattin allein antraf. Ueber Frau Friederikens Antlitz hatte sich schon seit geraumer Zeit ein Hauch der Schwermuth gelegt, die ihr sonst eben nicht eigen war, denn sie zählte von Natur aus zu den resoluten, lebensfreudigen Gemüthern, denen so leicht nichts beikommen kann. Obwohl sie daran gewöhnt war, ihren Mann infolge seiner vielen Amtsgeschäfte nur wenig zu Hause zu sehen, so hatte sie doch sehr wohl die Veränderung bemerkt, die mit ihm vorgegangen, und sich in tiefster Seele darüber betrübt, denn sie liebte ihren Gemahl von ganzem Herzen, und da sie seither von seiner Seite das Gleiche vorausgesetzt, so traf sie die Ueberzeugung, daß er sich von ihr abgewandt habe, in schmerzlichster Weise. So saß sie auch an diesem Abend, während sie die Kinder unter der Aufsicht der Dienstboten wußte, sinnend bei dem sonst so traulichen Lichtschein, der ihr jetzt aber so trüb erschien wie die Gedanken, denen sie sich hingab. Sollte sie die Liebe ihres Gatten denn für immer verloren haben, sollte die Berufung nach Kassel, welche ihre Vermögensverhältnisse plötzlich in so unerwarteter Weise aufgebessert hatte, der Ruin ihres häuslichen Glückes sein, sollte sie so bitter für die glänzenden Einnahmen ihres Mannes büßen müssen —? Nein, nein, so hart konnte der liebe Gott doch nicht mit ihr verfahren, eine Prüfung mochte es wohl sein, aber untergehen in ihr, das durften sie und ihre Kinder nicht, denn was hatten sie gethan, ein solches Schicksal zu verdienen? Dies waren so ungefähr die Gedanken der Frau Friederike, als der Oberkontroleur Vautour vor ihr erschien. Mit einem müden Augenaufschlag reichte sie ihm die Hand, welche er an seine Lippen zog und küßte. Es war nichts darin, was irgendwie außer der Schicklichkeit gelegen hätte, aber die Frauen haben zeitweise einen wundersamen Instinkt, und so kam es, daß die Dame aufmerksam wurde, aber nichts zeigte sich in dem Benehmen des Hausfreundes, was über seine gewöhnliche Galanterie hinausgegangen wäre, — und doch verging noch keine halbe Stunde, und er lag ihr zu

Füßen, Geständnisse machend, die sie nicht anhören durfte, wollte sie ihren Kindern wie seither in die unschuldigen Augen blicken. Sie stand auf und wandte sich von dem Knieenden ab, um das Zimmer zu verlassen, aber er sprang auf und vertrat ihr den Weg.

„Nicht also, Madame," flüsterte er. „Nicht also! Zwar sagt man, daß die deutschen Frauen ein seltenes Geschlecht seien und neben dem einmal Auserwählten keinen Andern dulden mögen, — wie aber, wenn der Auserwählte sich dieses Opfers nicht würdig zeigt, wenn er sie bei Geschöpfen, nicht werth der hohen Frau das Schuhband zu lösen, verhöhnt, wenn er —"

„Nicht weiter, mein Herr!" rief Frau Friederike. „Ich weiß ja nun, was ich von Ihren Worten zu halten habe!"

„So wissen Sie wohl auch, daß in diesem Augenblick Ihr Herr Gemahl in —", hier nannte Vautour das Dörfchen in der Söhre, welchem die Schlittenpartie gegolten, „mit Madame Dericourt soupirt?"

Madame Dericourt war eine jener allzuwohl bekannten leichtlebigen Damen, welche von dem Seinestrand an die Fulda gekommen waren, um in der lustigen Umgebung des lustigen Königs ihr Glück zu versuchen.

„Mein Mann macht mit einigen Freunden einen Winterausflug . . . ", stammelte die gequälte Frau, nur mühsam die hervorquellenden Thränen unterdrückend.

„Ganz recht," unterbrach sie Vautour und nannte die Namen der Betheiligten, „das sind die Herren in den offiziellen Schlitten, auf einen Umweg sind aber in geschlossenen Chaisen ganz inkognito schon heute Mittag diejenigen Damen hinausgefahren, welche Ihr Herr Gemahl zur Vervollkommung der Gesellschaft ausgewählt hat, um die männlichen Theilnehmer an der Partie bei ihrem Eintreffen in liebenswürdiger Weise zu empfangen. Dies ist aber nicht die einzige Ueberraschung. Ihr Herr Gemahl hat auch das elende Wirthshaus für die wenigen Stunden, welche das Vergnügen dauern wird, im Innern zu einem kleinen Feenpalast gemacht, denn dazu hat er ganz außergewöhnliches Geschick. Die Hauptsache für ihn ist aber jedenfalls Madame Dericourt . . . "

Der Franzose hatte dies alles in großer Geschwindigkeit herausgesprudelt, sodaß es Frau Friederike schier im Kopfe wirbelte und sie sich nicht von der Stelle rühren konnte, nun aber mußte sie hinweg, aus der Nähe des Unverschämten, denn sie durfte und wollte nichts weiter hören. Als Vautour aber Miene machte, sie abermals zurückzuhalten, verlieh sie ihrer abwehrenden Handbewegung unwillkürlich eine solche Kraft, daß der Oberkontroleur der königlichen Finanzen, der auf ebenso schwachen Füßen stand wie die letzteren, das Gleichgewicht verlor und sich mit sehr geringem Anstand auf den Fußboden setzte. Als er sich mühsam wieder erhob, sah er sich allein, und er verließ, wuthbebend über die ihm zu Theil gewordene handgreifliche Abweisung, das seither ihm so gastlich gewesene Haus.

Frau Friederike brachte eine schreckliche Nacht zu, sie schloß fast kein Auge, und lange bevor der Novembermorgen dämmerte, saß sie schon wieder angekleidet an den Bettchen ihrer sanft schlummernden Kinder, das sorgenvolle Haupt auf die Hand gestützt und mit sich über die Zukunft zu Rathe gehend. So konnte es nicht mehr weiter gehen. Dies stand bei ihr fest. Sowie ihr Gatte zurückkehrte, mußte es klar zwischen ihm und ihr werden. — — — Als sie aber an eine etwaige Trennung dachte und ihr Blick dabei auf die Kinder fiel, drohte ihr das Herz zu zerspringen. Sie riß ihren ältesten Knaben von seinem Lager und bedeckte sein schlaftrunkenes Gesichtchen mit Küssen. Der kleine Ernst wußte bei diesen stürmischen Liebkosungen nicht recht, wie ihm geschah, und um ihn zu beruhigen, kleidete ihn seine Mutter, die wohl einsah, daß sie sich fassen mußte, an und ging hinaus, um nach der Frühstücksmilch zu sehen. Da ertönte auf einmal Schellengeläute die Straße herauf, Ernst sprang an das Fenster, ein Schlitten hielt vor dem Haus, die bunten Federbüsche auf den Köpfen der Pferde nickten lustig zu dem Geklingel der kleinen Glöckchen, und der aufsteigende Löwe, welcher vorn an dem Fuhrwerk angebracht war, machte einen gar gewaltigen Eindruck. Im Schlitten aber, in kostbare Pelze eingehüllt und halb verschneit, saß der Generalinspektor. Mit dem lauten Freudenruf: „Der Papa kommt!" eilte Ernst aus dem Zimmer und, ohne daß es jemand bemerkte, über den langen Gang der Treppe zu, schwang sich, wie er es schon häufig gethan hatte, auf das Geländer, um hinabrutschend recht schnell unten anzukommen. Er bewahrte diesmal aber nicht die nöthige Vorsicht und stürzte kopfüber hinunter auf den Hausflur und zwar gerade auf das Kratzeisen, welches vor der Treppe angebracht war, sodaß der Generalinspektor, als er nach der fröhlich verlebten Nacht in sein Haus trat, seinen ältesten Knaben blutend und bewußtlos zu seinen Füßen fand.

Schweigend und selber blaß wie eine Leiche nahm er ihn auf den Arm und trug ihn hinauf. —

Der Knabe schwebte lange zwischen Leben und Sterben, denn er hatte eine gefährliche Kopfwunde erhalten, aber er genas endlich. Das schreckliche

Ereigniß jenes Morgens hatte auf Streicher jedoch eine furchtbare Wirkung ausgeübt. Er hielt es für eine Art Gottesgericht, das über ihn hereingebrochen war. Zu einer Auseinandersetzung zwischen Frau Friederike und ihm war es unter diesen Umständen noch nicht gekommen, aber beide Ehegatten fühlten, auch ohne sich ausgesprochen zu haben, daß eine Scheidewand zwischen ihnen errichtet sei, die sie mehr als ein gerichtlicher Spruch von einander trenne. So nahte das Weihnachtsfest heran, das sie ehedem so glücklich im Kreise ihrer Kinder verlebt hatten. Diesmal schien es um so trauriger werden zu wollen, obwohl Frau Friederike es als das höchste Glück schätzte, daß Ernst von dem erlittenen Unfall wiederhergestellt war. Auf ihrer Toilette hatte sie einige Tage vor dem heiligen Abend in Papier eingeschlagen einen größeren Geldbetrag gefunden mit einem beiliegenden Zettelchen, auf welchem von ihres Mannes Hand nur die Worte standen: „Zu Weihnachtsgeschenken für die Kinder". Sie legte das Geld bei Seite und kaufte verschiedene Kleinigkeiten aus ihren eigenen Ersparnissen, denn es schien ihr die stille Weihnachtsfeier, die sie begehen wollte, zu entheiligen, wenn sie zu derselben auch nur eines der Goldstücke verwendete, die ihr von ihrem Gatte zur Verfügung gestellt waren. So hatte sie auch am Nachmittag des 24. Dezember den Christbaum nicht wie sonst in die große Besuchsstube, sondern in das Wohnzimmer tragen lassen und ihn dort geputzt, was zu jener Zeit mit weit bescheidneren Mitteln geschah, wie heute. Unter den duftenden Tannenbaum legte sie sodann die Spielsachen und Bilderbücher für die Kinder, auf einen weißgedeckten Tisch die Geschenke für die Dienstboten und steckte, als es von der St. Martinskirche sechs Uhr schlug, die Wachskerzen am Weihnachtsbaume an, denn sie glaubte, ihren Mann zu der Feier überhaupt nicht erwarten zu dürfen. Seufzend nahm sie die kleine Schelle zur Hand, und als die hellen Töne derselben erklangen, kamen die Kinder jubelnd herein, gefolgt von dem Dienstpersonal . . .

Der Freudensturm war vorüber, aber die Lichter brannten noch, und Frau Friederike war allein mit ihren drei Lieblingen. Da erschallten auf einmal schwere Männertritte auf dem Gang, und die Dienstboten liefen durcheinander, als ob etwas passirt sei. Mit Herzklopfen sah Friederike dem Kommenden entgegen, denn es ahnte ihr nichts Gutes. Sie zitterte so heftig, daß sie sich nicht von dem Stuhl erheben konnte, auf welchen sie sich, ihr jüngstes Kind im Arme, niedergelassen hatte. Da öffnete sich die Stubenthüre, und herein kamen zwei unbekannte Männer, welche einen großen verschlossenen Waschkorb trugen, an dem sie gewaltig schleppen mußten.

„Eine schöne Empfehlung von dem Herrn Generalinspektor an die Frau Generalinspektorin, und in dem Korb hier wäre das Weihnachtsgeschenk für dieselbigte."

Sie setzten den Korb vor Frau Friederike hin und gingen mit feierlichen Schritten hinaus. Sie wußte nicht, was sie von dem seltsamen Auftritt denken sollte . . . Endlich aber stand sie auf und hob den Korbdeckel in die Höhe. Ein lauter Schrei entfuhr ihr, halb des Erschreckens, halb der Freude, denn ihr entgegen lachte das Gesicht ihres Mannes ganz so, wie in früheren, glücklichen Tagen. Im feinsten Festanzuge saß er in dem Korb, schade nur, daß seine schwarzen à la Titus frisirten Locken etwas gedrückt waren von dem Aufenthalt in dem engen Gefängniß. Der Generalinspektor sprang aus dem Korb heraus und schloß seine Frau in die Arme.

„Kannst Du mir verzeihen", flüsterte er, „wenn ich mich Dir hiermit ganz und gar von Neuem schenke?"

Und sie konnte verzeihen. . . .

Vautour betrat das Haus des Generalinspektors nie wieder, der Letztere aber blieb der gute Gatte und Vater, welcher er früher gewesen war, und wenn ihn die Kinder in der Folge quälten: „Papa, komm' doch noch einmal als der Weihnachtsmann im Korb zu uns!" so sagte er: „Dankt dem lieben Gott, daß ich dies nicht wieder nöthig habe!" Der Waschkorb aber wurde in der Familie hoch in Ehren gehalten, hatte er doch dem seltsamen und doch so hochwillkommenen Weihnachtsgeschenke zur Verpackung gedient.



Aus alter und neuer Zeit.

Alte Handschriften eines mittelalterlichen Kasseler Gelehrten. Johannes von Hildesheim (Johannes ab Hildensem), um 1370 Lektor und Prior des Karmeliterklosters zu Kassel, hat ein Werk: De vita trium regum (über die Lebensgeschichte der heiligen drei Könige) verfaßt. Bisher waren von diesem Werk vier Handschriften bekannt, eine aus dem 15. Jahrhundert zu Arras,

die andern in der Ritterakademie zu Brandenburg, im Vatikan und in der königlichen Bibliothek zu Wiesbaden. Eine fünfte, aus dem 14. Jahrhundert stammende sehr schön erhaltene Handschrift ist kürzlich von der Stadt Hildesheim für ihr Archiv angekauft worden.

H. O. G.

E Äxtrawängche.

Verzaalt voo J. F.

Do woar[1]) de Schwalme Hännes voo Schräcksbach — hä leit je nu schoo offem Kärchhowed — dos woar n richcher Bur. Awwer hä hatt 's Prozäffern o sich, ö so harre schoo lange Zeit[2]) met Deckhoits Klooshin emm ä Steckche Weff[3]) geprozeßt. Dererscht woarn se i Naukerje[4]) ver Amt gewäst. Vo do woars off Marborg komme ö zelest woars off Kassel gegi. Schoo buvelmol[5]) woarn se drenge[6]) gewäst, hett woar de leste Termin, ö Schwalme Hännes hatt de Prozäß gewonn. Bi gong hä do die Keenigsstroß nobber[7]), als bann hä de richchst Mann i gaans Kassel wär! Em „weißen Hof", bo hä ewwer Noacht blewwe woar — seng Votter hatt do emmer oisgespannd, bi de Eisebo noch net woar — bezoahlt hä senge Schellichkeit, tronk noch e Schnäpsche, packt da senge Querchsack[8]) off — do hatt hä seng Leebche Brood, seng Worscht, seng Peif ö seng Päckche Reiter AB dren, noch e nauw Halsduchch fer seng Frä[9]) — ö moacht sich off de Baanhoop. Hä gong do off de Mann hengerm Gloasfänster loos ö säd: „Ich woll e Biljett noch Trees." „Ja, liewer Mann", säd dä, „de Zuch nach Treisa is abgefahrn." „Hm", brommd Schwalme Hännes. Doch hä hatt je de Prozäß gewonn; so langd hä senge Galdbeirel rois ö säd zue dem Mann: „Boss kost da so e Äxtrawängche?" „Fünfzig Daler", säd dä. — „Da spannt emol ees o", säd Schwalme Hännes ö leet soffzich Doaler off de Desch. Dä Mann hengerm[10]) Gloasfänster luff schweng zum Stazionsvärsteher ö säd em, es mißt in Äxtrazook paroat gemoacht wärn. „Das soll geschehn", säd dä. Es duurt o goar net laang, do stong de Äxtrazook paroat — ö Schwalme Hännes stek i[11]). Es peff, ö dr Zook gong loos. — Bi doas nu seng mueß, harre se voo Kassel off Trees gedelegrafiert — es käm inn Äxtrazook gefoarn. Kreek de aal Inspekter offem Treeser Baanhoop inn Schräcke, bi doas voo Kassel koam[12]). „Bär kann doas nur gesing?" — Gewäß inse Kroonbrinz, dä allweil i Kassel äs — dä well sich die Schwalm besaah[13]). „Frä," roff hä, „lang mer schweng menge nauw root Kapp ö menge nauwe Rock ois em Schoank. Es kemmt in Äxtrazook — inse Kroonbrinz." Ö noch Trees schocht[14]) hä zem aale Borjemeester. „Hä sill glichch off de Baanhoop komme — de Kroonbrinz kämm merrem Äxtrazook." Kraek de aal Mann inn Schrecke. — „Frä, Frä", roff hä, „lang schweng menge Schlepperoik[15]) ö menge nauwe Zelinder ois em Schaank, ohne Trurbaand dä" — de Songdich[16]) i de Kerch zook hä dä merrem Trurbaand off — es woar noch emm seng erscht Frä. Die Borjermeestersche berschts schi ois, zook em de Rock o, saaßt em de Zelinder off ö fott gongs off de Baanhoop. Off dem „schwarze Wät"[17]) moacht hä sich noch boss zerächt, boss hä ze insem Kronbrinz sägn wull. Ö so koam hä off de Baanhoop. Es woar geroad die rechtig Zeit — de aal Inspekter stong schoo paroat, ö noch e gaans Klembche Leit voo Trees, die's ö schoo gehott[18]) harre. De Zook wo(r)dd gemeltt — de Inspekter ö de Borjemeester staalte sich vo(r)nn[19]) hinn — de Borjemeester docht nochmol o senge Sproch, de Inspeckter saaßt sich seng Kapp zerächt — ö do komm de Zook. Hä hul stell, de Däre wodde offgereffe — ö rois koam — Schwalme Hännes voo Schräcksbach — ö söst kimmets mih.[20]) De Inspeckter guekt de aal Borjemeester, ö de aal Borjemeester guekt de Inspeckter o — all zwo guckte Schwalme Hännes o, die Leit guckte Schwalme Hännes o. Schwalme Hännes awwer säd: „Gelle, do gueckt 'er." — Ö dott gonge nois. —

[1]) Zwischenlaut zwischen a und o = engl. water. [2]) ei = griech. ει. [3]) Wiese. [4]) Neukirchen. [5]) wie viel mal = viel mal. [6]) drunten. Der Schwälmer sagt von Kassel: drunten. [7]) herab. [8]) Quersack, ein zugebundener Sack, quer über die Schulter gelegt, daß die eine Hälfte nach vorn, die andere nach hinten herunterhing, statt des Ranzens gebraucht. [9]) Frau. [10]) hinter'm. [11]) stieg ein. [12]) als die Depesche kam. [13]) besehen. [14]) schickte. [15]) Schlippenrock = Frack. [16]) Sonntag. [17]) schwarzer Weg, Verbindungsweg zwischen Stadt und Bahnhof Treysa. [18]) gehört. [19]) r nur leise gesprochen. [20]) kein Mensch mehr.

Aus Heimath und Fremde.

Geschichtsverein zu Kassel. Am 30. November hielt der Verein für hessische Geschichte und Landeskunde zu Kassel seine Monatsversammlung ab. Der Vorsitzende Bibliothekar Dr. Brunner konnte feststellen, daß der Verein abermals einen neuen Zuwachs von 15 Mitgliedern aufzuweisen hat, von denen allein 11 in Homberg ansässig sind, indem einem Zugang von 26 Personen ein Abgang von

nur 11 Personen gegenübersteht. Ferner gingen wiederum Geschenke in reicher Anzahl ein, unter ihnen auch die neue Veröffentlichung unseres hessischen Landsmannes Polizeidirektor Dr. Otto Gerland zu Hildesheim: „Die Wandmalereien im Hessenhof zu Schmalkalden", welchen Dr. Brunner eine höchst anerkennende Besprechung zu Theil werden ließ, wenngleich er in Betreff der Zeit der Herstellung dieser Wandmalereien, die Szenen aus dem „Iwein" darstellen, mit der Ansicht des Verfassers des Werkes nicht einverstanden ist. Leider mußte die Versammlung weiter die unerfreuliche Mittheilung entgegennehmen, daß die städtischen Behörden zu Kassel die vom Vorstand des Vereins an sie gerichtete Eingabe um Aufstellung des abgebrochenen Brunnens am Brink, (s. „Hessenland" 1896, S. 277) abschlägig beschieden, da derselbe zu sehr beschädigt sei, um die Wiederaufstellung ohne erhebliche Kosten zu ermöglichen. Den Vortrag des Abends hielt einer der beliebtesten Redner des Vereins, Oberlehrer Dr. Knabe, über den Kasseler Schulmann und hessischen Politiker „Dr. Heinrich Gräfe, sein Leben und Wirken". Seine fesselnde Ausführungen wurden mit lebhaftem Beifall aufgenommen.

Fortsetzung von Strieder's hessischem Gelehrten-Lexikon. Im Anschluß an die über die geplante Fortsetzung dieses Unternehmens in Nr. 4 des Jahrgangs 1896 vom „Hessenland" auf S. 53 f. gemachten Mittheilungen kann heute gesagt werden, daß unter hervorragender Betheiligung des Oberrealschuldirektors a. D. Dr. Ackermann, sowie der Bibliothekare Dr. Brunner und Dr. Scherer zu Kassel eine umfassende Liste hessischer Gelehrten und Schriftsteller festgestellt worden ist, an welche das daselbst erwähnte Rundschreiben mit dem Ersuchen um Einsendung einer Darlegung ihres Bildungsganges und möglichst genauer Mittheilungen über ihre literarischen Veröffentlichungen verschickt worden ist.

Grimm-Sammlung in Kassel. Wir bitten unsere Leser von dem am Schlusse dieser Nummer abgedruckten Aufruf zur Förderung und zum Ausbau der Kasseler Grimmsammlung gütigst Kenntniß zu nehmen.

Bose-Stipendium. Das von der Gräfin Bose, geborenen Gräfin von Reichenbach-Lessonitz, gestiftete Stipendium im Betrage von 2000 Mark für aus dem Gebiete des ehemaligen Kurfürstenthums Hessen stammende begabte Maler und Bildhauer wurde für 1897 dem bereits bestens bekannten Maler Johannes Kleinschmidt verliehen, welcher dasselbe zu einer Studienreise nach Spanien verwenden wird.

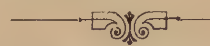
Universitätsnachrichten. Am 4. November entschlief zu Halle a. S. im hohen Alter von fast 80 Jahren der Dozent der Naturwissenschaften an der dortigen Universität Professor Dr. Karl Sebastian Cornelius, geboren zu Ronshausen bei Bebra am 14. November 1819, seit 1851 ununterbrochen zu Halle ansässig. Cornelius war ein Schüler des großen Göttinger Philosophen Herbart, dessen theoretische Philosophie er korrigirt und fortgeführt hat. Das Gebiet, auf dem er sich zumeist bewegte, war das der Molekularphysik, wo Physik, Chemie, Physiologie und Psychologie sich berühren. Viele bittere Lebenserfahrungen, die der Verstorbene durchkosten mußte, führten ihn immer mehr dazu, seinen Trost in der Religion zu suchen. Durch regen Verkehr mit jüngeren Leuten hat er auf die geistige Entwickelung manches Musensohnes Einfluß geübt. — Der Privatdozent an der Universität Marburg Dr. Hermann Diemar aus Kassel bringt den Winter 1896/97 krankheitshalber an der Riviera zu und ist dementsprechend für das Wintersemester 1896/97 vom Abhalten von Vorlesungen entbunden worden. Wünschen wir dem strebsamen jungen Gelehrten baldige völlige Genesung. — Die Zahl der an der Marburger Hochschule für das Wintersemester 1896/97 eingeschriebenen Studenten beträgt 871 gegenüber 960 im letzten Sommersemester.

Kurhessenverein zu Frankfurt a. M. Der Kurhessenverein zu Frankfurt a. M. legte am 2. Dezember am Hessendenkmal daselbst zur Erinnerung an die glorreiche Waffenthat der hessischen Truppen vom 2. Dezember 1792 Kränze nieder.

Weihnachtsfestspiele. In Hanau werden dortige Bürger am 7., 9. und 10. Januar 1897 zu wohlthätigen Zwecken das Weihnachtsfestspiel: „Christnacht" von Hans Herrig zur Aufführung bringen. In Hersfeld und Marburg wird das gleiche Stück zu ähnlichen Zwecken ebenfalls von Dilettanten gegeben werden.

Gartendirektor Vetter. Kaiser Wilhelm II. hat eine Büste des verewigten Hofgartendirektors Vetter anfertigen lassen, welche an der Stätte seines lanjährigen verdienstvollen Wirkens in den Anlagen vor dem Gewächshaus zu Wilhelmshöhe demnächst Aufstellung finden wird.

Todesfälle. Am 4. Dezember raffte ein plötzlicher Tod den Rentner Ernst Dannenberg zu Fulda, ehedem lange Jahre Besitzer der Engelapotheke daselbst, in hohem Alter dahin. Dannenberg, ein durch große Herzensgüte ausgezeichneter und allgemein geachteter Mann, hatte rege wissenschaftliche Interessen, die er als Vorsitzender des Vereins für Naturkunde zu Fulda zu bethätigen Gelegenheit fand; er war der beste Kenner der Rhönflora und in Flechtenkunde besonders erfahren. — Am 7. Dezember verschied zu Kassel im 95. Lebensjahre der Nestor der hessischen Rechtsanwälte, Justizrath Johannes Klippert, nachdem er bis kurze Zeit vor seinem Tode als Rechtsanwalt thätig gewesen war. Dem Verstorbenen, einem scharfsinnigen hessischen Juristen, ist das seltene Glück zu Theil geworden, die Gebrechen des Alters nicht kennen gelernt zu haben.



Was der hessische Weihnachts-Büchertisch bietet.

(Schluß.)

An Prosawerken liegt gleichfalls nicht wenig vor. Auf diesem Gebiete begegnen wir u. A. folgenden Werken unserer heimischen Dichter und Dichterinnen: den so viel gelesenen historischen Erzählungen der am 3. Dezember 1894 verstorbenen H. Brand, die jetzt im Verlag von Paul Neff in Stuttgart in neuem Gewande ausgegeben sind (zuletzt „das Kind von Brabant“ und „Allzeit getreu“); ebenso einer neuen dritten Auflage von „Roth-Weiß“, Erzählung aus der Zeit des Königreichs Westphalen von Ludwig Mohr, die in Nr. 21 S. 295 dieser Zeitschrift des Näheren gewürdigt ist (Verlag von Karl Vietor); ferner Franz Treller's, des beliebten Dichters, „Vergessenen Helden“, einer Erzählung aus dem nordamerikanischen Unabhängigkeilskriege, 3. Aufl. (6 Mark) aus dem rührigen Verlage von Max Brunnemann, unter dessen neuesten Veröffentlichungen wir zum ersten Male einen Roman von Frida Storck antreffen, die unsern Lesern im Laufe der Jahre durch ihre zahlreichen kleineren Beiträge bestens bekannt geworden ist und mit ihrer neuen geschichtlichen Erzählung: „Um den Glauben“ in die Fußstapfen der verstorbenen H. Brand zu treten gewillt sein dürfte. Auf anderem Gebiete bewegen sich: „Ein Glaube“, Erzählung von E. Weidenmüller, unserer hessischen Landsmännin (Wiemanns Hausbibliothek, Sammlung ausgewählter Erzählungen für das christliche Haus, Bd. 2, Barmen, D. S. Wiemann), die in diesem Zusammenhang ebenfalls erwähnt sei, sowie „Frankfurter Novellen“ von E. Mentzel, Frankfurt a. M. (Litterarische Anstalt).

An die geschichtlichen Erzählungen reihen sich die Arbeiten auf dem Gebiete der hessischen Geschichte selbst, so:

„Abriß einer Geschichte des Hessenlandes“ (mit Ausschluß der nach dem Tode Philipps des Großmüthigen abgezweigten Gebietstheile, zum Gebrauche der Schule zusammengestellt von Karl Wagner, zweite verbesserte und vermehrte Auflage (Kassel, Ernst Hühn, 1896) 1 Mark; „Hessische (d. h. besonders Hessen-Darmstädtische) Geschichte im Anschluß an die deutsche und unter Berücksichtigung der Kulturgeschichte“, für den Schulgebrauch bearbeitet von Dr. Heinrich Bergér (Gießen, J. Ricker, 1897), kart. 1,60 Mark; Otto Bähr, „Das frühere Kurhessen“ (Kassel, Max Brunnemann) 1895, 2,40 Mark; Freiherr von Werthern, „Die hessischen Hülfstruppen im nordamerikanischen Unabhängigkeitskriege 1776—1783“, mit einer Karte (Kassel, Theodor Kay, 1896), 1 Mark; 1810—1860, zwei Menschenalter kurhessischer Geschichte, dargestellt von Otto Gerland (Kassel, Max Brunnemann), 2,40 Mark. —

Bezüglich dieser Bücher sowie mancher anderen, die einzeln aufzuführen uns der beschränkte Raum verbietet, erübrigt es auf die von fast allen früher in dieser Zeitschrift erschienenen ausführlichen Besprechungen zu verweisen. Dasselbe gilt von den Erscheinungen landeskundlicher Literatur in engerem Sinne, worunter wir finden:

Elisabeth Mentzel, „Marburg“, mit 28 Abbildungen nach Original-Aufnahmen von L. Bickell (Marburg, N. G. Elwert), 1 Mark; Marburg, seine Hauptgebäude, Institute und Sehenswürdigkeiten nebst einem Führer in Marburgs Umgebung, mit dem Plan der Stadt und 34 Abbildungen, herausgegeben von A. Koch, 3. Auflage (Marburg, N. G. Elwert, 1895), kart. 1,50 Mark; Ehrhardt's Karte der Umgebung von Marburg mit kurzem Führer, entworfen von Krieger (Marburg, Oskar Ehrhardt, 1897), 1,80 Mark; Justus Schneider: „Führer

durch die Rhön", 5. Auflage (Würzburg, Stahel, 1896), 2 Mark.

Von größeren und theueren Werken machen wir auf folgende in dem Verlage von N. G. Elwert aufmerksam: Bickell, L. „Hessische Holzbauten", drei Hefte mit 90 Lichtdrucken von J. Obernette, in Mappe 53 Mark; Könnecke, Gustav, „Bilderatlas zur Geschichte der deutschen Nationalliteratur", eine Ergänzung zu jeder deutschen Literaturgeschichte, zweite vermehrte Auflage, 22 Mark.

Unsere vorstehende Zusammenstellung macht, wie schon erwähnt, auf Vollständigkeit keinen Anspruch. Sie giebt aber doch einen Begriff davon, wie reichhaltig der hessische Weihnachts-Büchertisch bestellt ist. Mögen seine Gaben recht freundliche Aufnahme finden!

Personalien.

Verliehen: dem Faktor Schwarze auf dem Gemeinschafts-Steinkohlenbergwerke bei Obernkirchen der Titel Rechnungsrath; desgleichen dem Rentmeister Klusmann zu Rotenburg a. F.

Ernannt: der Pfarrer Möller in Schmalkalden zum 3. Pfarrer an der St. Martinskirche zu Kassel; der Pfarrer Meyenschein in Hohenzell zum Pfarrer in Dörnigheim; der Referendar Dr. Göring zum Gerichtsassessor; der Postpraktikant Gies in Posen zum Postsekretär in Kassel.

Versetzt: Oberregierungsrath von Bremen zu Aachen nach Kassel; Amtsrichter Pomme zu Hilders nach Hofgeismar.

Bestätigt: die Wahl des Oberlehrers Dr. Schotten zu Kassel zum Direktor der städtischen Oberrealschule zu Halle a. S.; die Wahl des Hauptmanns a. D. Wittje zum Bürgermeister der Stadt Karlshafen.

Vermählt: praktischer Arzt Dr. med. Wilhelm Zeiß zu Jeßnitz mit Fräulein Elise Konradine Junemann (Kassel, Dezember); Kaufmann Julius Wohlgenannt zu St. Gallen mit Fräulein Johanna Fiorino (Kassel, Dezember).

Geboren: ein Sohn: Hauptmann a. D. Adolf von Buttlar und Frau (Hanau, 6. Dezember).

Gestorben: Bürgermeister a. D. Ludwig Höhmann, 58 Jahre alt (Oberzwehren, 27. November); Frau Dr. med. Ella Martineit, geb. Braun, (Koburg, 29. November); Schuhmachermeister Heinrich Döhrmann, 44 Jahre alt (Kassel, 30. November); Rentner Wilhelm Holzhauer, 70 Jahre alt (Marburg, 1. Dezember); Gymnasiallehrer a. D. Wilhelm Rauch, (Davos, 1. Dezember); Lehrer a. D. Becker (Lohra, 1. Dezember); Kaufmann Robert Hahn, 20 Jahre alt (Kassel 2. Dezember); Frau Lehrer Katharina Barchfeld, geb. Wiegand, 66 Jahre alt (Waldau, 3. Dezember); verwittwete Frau Julie Vollmar, geb. de la Camp (Hamburg, 3. Dezember); Lehrerin Fräulein Marie Malkomes (Aachen, 6. Dezember); verwittwete Frau Major Magdalena von Bührlen, geb. Haffner (Hanau, 6. Dezember); Justizrath Johannes Klippert, 94 Jahre alt (Kassel, 7. Dezember); Mineralwasserfabrikant Christian Rudolf Lenderoth, 47 Jahre alt (Kassel, 8. Dezember); verwittwete Frau Elisabeth von Alten, geb. von Baumbach (Schloß Linden bei Hannover, 10. Dezember); Referendar Paul Koch, 27 Jahre alt (Kassel, 10. Dezember); Pfarrer August Dieterich, 73 Jahre alt (Eckelshausen, 10. Dezember).

Berichtigung.

Auf S. 320 Spalte 1 Zeile 13 fg. der vorigen Nummer dieser Zeitschrift ist statt „Johann Lewalter, dem verdienten Herausgeber der Deutschen Volkslieder" zu lesen: „Christian Lewalter, dem 1874 verstorbenen Vater des verdienten Herausgebers" 2c.

Briefkasten.

L. A. Besten Dank. Brief folgt mit Angabe weiterer Titel.

O. W. in Alsfeld. Der Verfasser des betr. Aufsatzes hat Ihre Einsendung dankend erhalten und erklärt sich mit Ihnen einverstanden.

C. P. Muß leider wegen Mangels an Raum doch noch zurückbleiben. Besten Gruß.

Ph. H. in Hersfeld. Konnte noch recht gut berücksichtigt werden. Ergebensten Gruß.

H. B. in Ravolzhausen. Dankend erhalten. Soll gelegentlich verwendet werden.

An unsere werthen Mitarbeiter und Leser!

Mit dem 1. Januar 1897 blickt das **„Hessenland"** auf **zehn Jahre** seines Bestehens zurück. An diesem bedeutsamen Zeitpunkte gedenken wir dankbarst der ansehnlichen Zahl alter Freunde des Blattes, die, Mitarbeiter wie Leser, dem „Hessenland" über alle Wechselfälle hinaus seit seiner Begründung treu geblieben sind, und sprechen gleichzeitig unsere besondere Freude darüber aus, daß es uns auch im letzten Jahre vergönnt war, die Zahl unserer Freunde wachsen zu sehen. Sie alle seien gebeten, uns ihr überaus schätzbares Wohlwollen auch für den neuen, elften Jahrgang zu erhalten.

Redaktion und Verlag des „Hessenland".

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. W. Grotefend in Kassel. Druck und Verlag von Friedr. Scheel in Kassel.

Aufruf
zur Förderung und zum Ausbau der
Kasseler Grimmsammlung.

Ein Jahrhundert wird in Bälde vollendet sein, seit die **Brüder Grimm** von Steinau nach des Hessenlandes Hauptstadt übergesiedelt sind. **Kassel** ist ihnen dann wie kein anderer ihrer früheren und späteren Wohnsitze zur **Heimath** geworden. In Kassel haben sie über drei Jahrzehnte ihres Lebens zugebracht; Kassel hat ihre literarischen Anfänge gesehen wie die feste Begründung ihres Ruhmes durch die Märchen, durch die deutsche Grammatik; in Kassel hat Wilhelm die treue und verständnissvolle Gefährtin seines Lebens gefunden, in Kassel sind ihm seine älteren Kinder geboren; in Kassel haben die Brüder die geliebte Mutter, die Schwester, ein Kind Wilhelms und andere nahestehende und liebe Anverwandte begraben müssen. Kein Wunder, dass sie Kassel und Hessen, wie Wilhelm schreibt, nur mit bitterem Schmerze und dem Gefühl unauslöschlicher Anhänglichkeit verlassen haben.

Diese Liebe und Treue, die sie der Heimath zeit ihres Lebens bewahrt haben, sie ist in der Heimath ihnen nicht vergessen, aber auch in äusserer Form ihnen bisher nicht vergolten worden. Wohl hat eben das deutsche Volk den Brüdern Grimm einen Theil seines Dankes für die reichen und unvergänglichen Gaben, die es von ihnen empfangen hat, durch Errichtung eines Nationaldenkmales in ihrer Geburtsstadt Hanau abgestattet. Aber um so lebhafter nur empfinden wir es als eine unabgetragene Schuld, dass die Hauptstadt des Hessenlandes von den grössten und treuesten Hessen, dass die Heimathstadt von den Männern, die mit der Seele in ihr wurzelten, bis jetzt kein würdiges äusseres Erinnerungszeichen besitzt. Welcher andere Ort hätte darauf ein grösseres, ein gleiches Recht? Wo würden die Brüder selbst lieber einen solchen Dankeszoll entgegengenommen haben? Und welcher andere Ort wäre auch äusserlich dafür geeigneter als Kassel, das durch seine Lage im Mittelpunkte des grossen Verkehrs und durch seine herrliche Umgebung alljährlich Tausende von Deutschen aus allen Gauen des Vaterlandes anzieht?

Die Errichtung eines zweiten Standbildes jetzt anzustreben, wäre verfehlt; aber wir können der Dankespflicht gegen die Brüder auf andere Weise gerecht werden.

Mitbürger! Hessische Landsleute! Deutsche Volksgenossen! **Die Hessische Landesbibliothek in Kassel** steht noch heute da als eine redende Erinnerung an die Zeiten, da in ihr, ein halbes Menschenalter hindurch, die Brüder Grimm gewirkt und gewaltet; noch heute schwebt ihr Geist durch die Räume, wo sie so lange leiblich gewandelt, wo sie der Wissenschaft, wo sie dem Deutschen Volke durch Hebung und Belebung der versunkenen Schätze seiner Vorzeit gedient haben. Die Arbeitsplätze der Brüder, so manche Geräthe und Gegenstände des täglichen Gebrauches, die aus ihren Tagen bis heute sich erhalten haben, die zahllosen Blätter des Bibliothekskataloges, auf denen ihre Schriftzüge wiederkehren, die älteren Akten, die von ihrer Hand herrühren, die Bücher, die in der Kasseler Zeit entstanden oder nachher mit eigenhändigen Widmungen der Anstalt geschenkt sind, eine Reihe von Handschriften, die die Brüder herausgegeben oder wissenschaftlich verwerthet haben, alle diese und manche andere ähnliche Dinge, sie bilden in ihrer Gesammtheit an sich schon die natürlichen, die geschichtlich gewordenen Grundlagen für ein eigenartiges und, wie wir meinen, dem ganzen Wesen der Brüder wohl entsprechendes **Grimmdenkmal.**

Und auf diesen Grundlagen ist weiter gebaut worden; die überlieferten Bestände haben auch in der Nachzeit noch reiche Vermehrung erfahren, durch verschiedene Porträtbüsten, durch viele Familien- und Freundesbilder, durch hunderte von Originalbriefen der Brüder und an die Brüder, durch die stattliche Reihe ihrer gedruckten Werke, durch zahlreiche Druckschriften und Aufsätze über sie.

Diese schon bestehende und als unveräusserliches Eigenthum mit der Hessischen Landesbibliothek verbundene Sammlung gilt es nach grösserem Maassstabe zu erweitern, zu vervollständigen und planmässig auszubauen, damit sie als ein übersichtliches, einheitliches Ganzes künftig in voll-

kommenerer und würdigerer Gestalt ihrem Zwecke zu dienen geeignet sei. Um solches zu erreichen, bedarf es der Mitwirkung weitester Kreise in der Hessischen Heimath wie im grossen Deutschen Vaterlande.

Die Unterstützung der Familie ist uns bereits gesichert. Der Sohn Wilhelms, Herr Geheimer Regierungsrath Professor Dr. Hermann Grimm in Berlin, hat unser Unternehmen mit Freuden begrüsst, die ihm angetragene Ehrenmitgliedschaft unseres Ausschusses „sehr gern angenommen" und uns erklärt, dass er, der sich „durchaus als Hessen und Kasselaner fühle", unserer Sammlung „seine Thatkraft in vollem Maasse zuwenden werde". Auch von anderen Familienangehörigen sind uns ähnliche Aeusserungen zugegangen.

Erinnerungsstücke an die Brüder Grimm werden noch in vielen Familien vorhanden sein. Wir nehmen dankbar für unsere Sammlung alles entgegen, was irgend für sie sich eignet.

Dahin gehören: Bilder jeder Art, Büsten, Reliefs u. s. w. von den Brüdern, ihren Vorfahren, Nachkommen, Verwandten und Freunden, die künstlerischen Erzeugnisse Ludwig Grimms, Originalbriefe der Brüder und an die Brüder, Handschriften von ihnen, ihre gedruckten Werke in den verschiedenen Auflagen, auch die unendlich vielen Märchenausgaben und -bearbeitungen, Bücher und Abhandlungen über die Grimms, die zahllosen und mannigfaltigen in Tageszeitungen und Wochenblättern über sie erschienenen Aufsätze und Mittheilungen — als Zeugniss für die Verbreitung des Ruhmes und der Beliebtheit der Gefeierten; bibliographische Uebersichten der Grimmliteratur; persönliche Erinnerungsstücke aller Art, Bücher mit eigenhändigen Widmungen, Andenken, die die Brüder an andere geschenkt haben u. s. w.

Wir sind auch bereit, auf Wunsch solche Erinnerungsstücke nur zur Aufbewahrung entgegenzunehmen, so dass dem Geber das Eigenthumsrecht daran verbleibt.

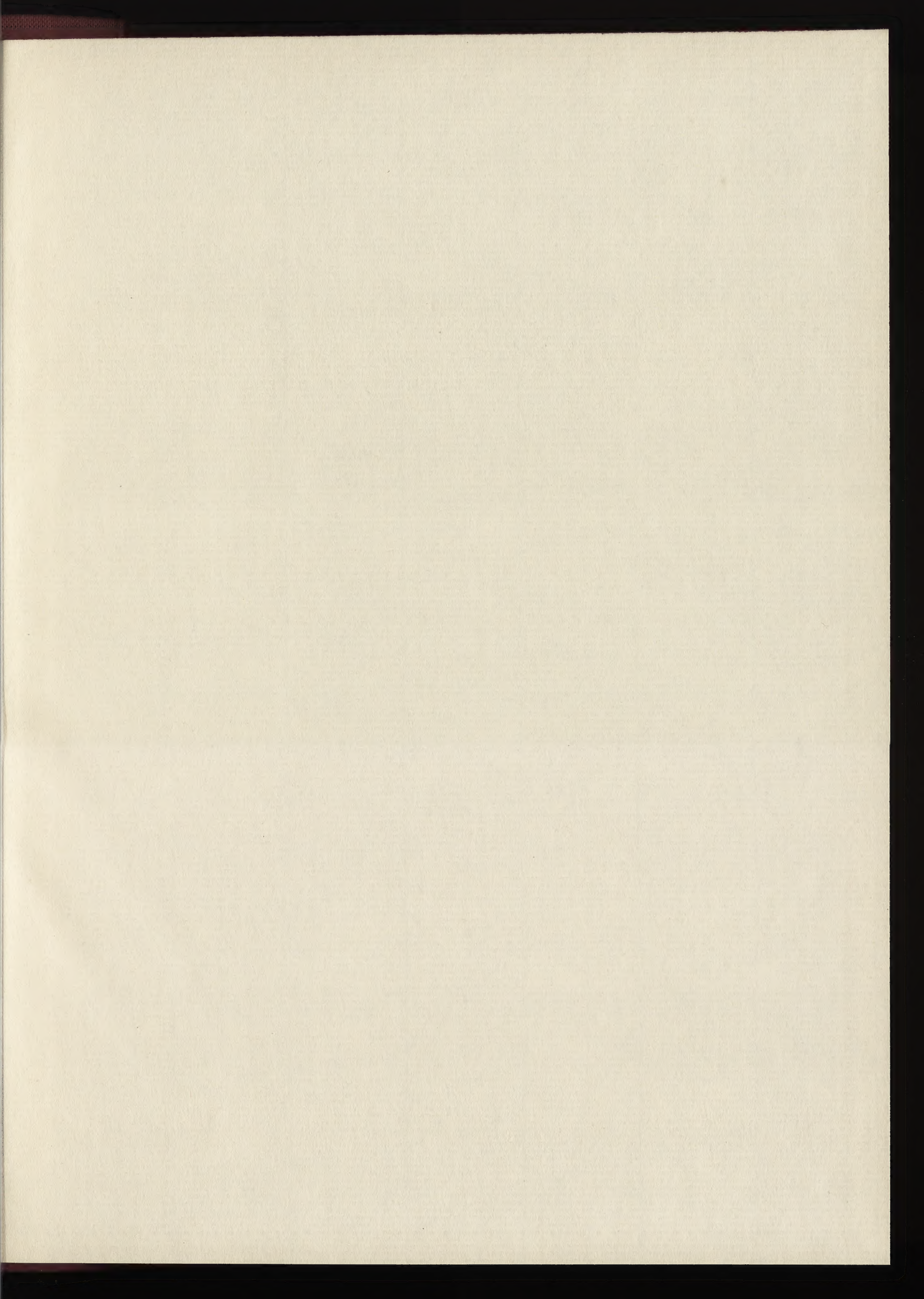
Wir bitten die Sendungen recht zahlreich zu richten

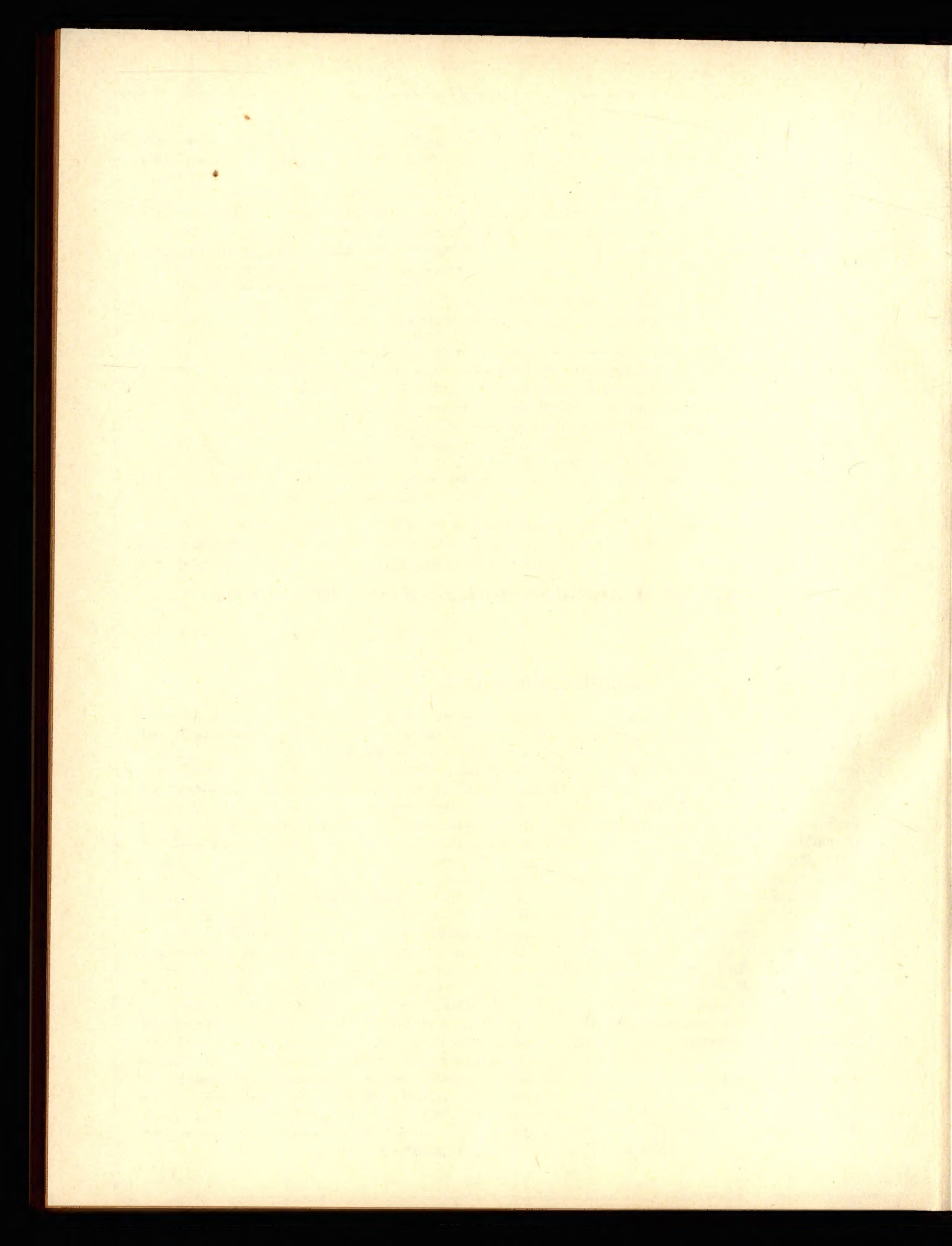
an die Ständische Landesbibliothek zu Kassel.

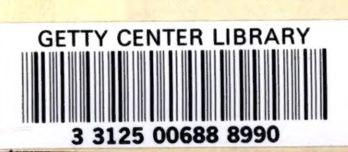
Kassel, am 1. Dezember 1896.

Der Gesamt-Ausschuss:

Oberrealschuldirektor a. D. **Dr. Ackermann,** Mitgl. d. Stadtraths. **Hans Altmüller.** Lehrer **Betting. Dr. Bezzenberger,** Prof. a. d. Univers. zu Königsberg. **Dr. Boehlau,** Directorialassistent am königl. Museum. Bibliothekar **Dr. Brunner,** Stellvertr. d. Vorsitzenden. Landesgerichtsrath **Büff.** Gymnasialdirector **Dr. Duden,** Hersfeld. Museumsdirector **Dr. Eisenmann.** Bankier **Fiorino. Dr. Gerland,** Senator u. Polizeidirector zu Hildesheim. **Dr. Gerland,** Prof. a. d. Univers. zu Strassburg i. E. Wirkl. Geh. Ober-Reg.-Rath **Gleim,** Berlin. Landgerichtsrath **Gleim,** Marburg. Generalmajor z. D. **Harnickell,** Mitgl. d. Stadtraths. Realschuldirector **Dr. Harnisch.** Geh. Reg.-Rath **Dr. Hartwig,** Director der Universitätsbibliothek zu Halle. Gymnasialdirector **Dr. Heldmann,** Rinteln. Lehrer **Hessler.** Gymnasialdirector **Dr. Heussner.** Geh. Reg.-Rath **Dr. C. Justi,** Prof. a. d. Univers. zu Bonn. Geh. Reg.-Rath **Dr. F. Justi,** Prof. a. d. Univers. zu Marburg. Hofbuchhändler **Kay.** Archivrath **Dr. Keller,** Geh. Staatsarchivar zu Charlottenburg. Landesbrandkassendirector **Dr. Knorz,** Mitgl. d. Stadtraths. Bankier **Karl Koch,** Schatzmeister. Amtsgerichtsrath **F. A. Köhler.** Superintendent **Kröner,** Dekan von St. Martin. Prof. **Lenz.** Major a. D. **von und zu Loewenstein.** Generalarzt a. D. **Dr. Loewer.** Oberbibliothekar **Dr. Lohmeyer,** Vorsitzender. **C. L. Motz,** Privatmann. Gymnasialdirector Prof. **Dr. Muff. Dr. Oetker,** Prof. a. d. Univers. zu Würzburg. Pfarrer **Opper.** Regierungs- und Schulrath **Dr. Otto.** Oberrealschuldirector **Dr. Quiehl.** Pfarrer **Römheld,** Steinau. Oberconsistorialrath **Rohde.** Rector **Rosenkranz.** Bibliothekar **Dr. Scherer,** Schriftführer. **H. Schmidtmann,** Architekt. Sanitätsrath **Dr. Schneider,** Fulda. **Dr. med. Schwarzkopf,** prakt. Arzt. Amtsgerichtsrath **Seelig.** Bibliothekar **Dr. Seelig,** Fulda. **Dr. Sievers,** Prof. a. d. Univers. zu Leipzig. Major a. D. **von Stamford.** Amtsrichter **Stöber,** Steinau. Prof. **Dr. Stölzel,** Präsident der Justiz-Prüfungs-Kommission, Berlin. **Dr. Suchier,** Prof. a. d. Univers. z. Halle. Stadtbibliothekar **Dr. Uhlworm.** Superintendent **Dr. Vial,** Hersfeld. Geh. Reg.-Rath **Dr. Vogt. Dr. von Wild,** prakt. Arzt. Superintendent **Wissemann,** Hofgeismar. Realgymnasialdirector **Dr. Wittich.** Oberlehrer **Wolff,** Berlin. **A. Zahn,** Architekt. Prof. **Dr. Zuschlag.**






GETTY CENTER LIBRARY
3 3125 00688 8990

